Dr. Johann Georg Krünitz's
ökonomisch-technologische
Encyklopädie,
oder
allgemeines System
der
Staats-, Stadt-, Haus- und Landwirthschaft,
und der Kunstgeschichte,
in alphabetischer Ordnung.

Früher fortgesetzt
von
Friedrich Jakob und Heinrich Gustav Floerke,
und jetzt von
Johann Wilhelm David Korth,
Doktor der Philosophie,
und **Carl Otto Hoffmann.**

Hundert und ein und neunzigster Theil,
welcher die Artikel **Turnkunst** bis **Typotheta** enthält.
Mit einer Kupfertafel.

Mit Königl. Preuß. und Königl. Sächs. Privilegien.

Berlin, 1847.
In der Paulischen Buchhandlung. (Ernst Litfaß.)
(Subscriptionspreis 3 Thlr. Ladenpreis 4½ Thlr.)

E IV 12/9

Dr. Johann Georg Krünitz's
ökonomisch-technologische
Encyklopädie,
oder
allgemeines System
der
Land- Haus- und Staatswirthschaft,
und der Kunstgeschichte,
in alphabetischer Ordnung.

Von
Friedrich Jacob und Heinrich Gustav Flörke,
und seit 1821 von
Johann Wilhelm Emil Roth,
Doctor der Philosophie,
und Carl Otto Hartmann.

Coburg
Landes
Bücherei

Hundert und ein und neunzigster Theil.

Mit einer Kupfertafel.

Berlin, 1847.

In der Pauliner Buchhandlung. (Ernst Siegfried)
(Subscriptionspreis 3 Thlr. Ladenpreis 4½ Thlr.)

T.

Turnkunst. Erst seit dem Anfang-Jahrzehend des gegenwärtigen Jahrhunderts ist die Benennung Turnkunst, turnen für den Inbegriff der Geschicklichkeit in Leibesübungen gebräuchlich geworden. Er ist synonym mit Gymnastik in dem Sinne, wie sie bei den Griechen und Römern namentlich aber bei den erstern als ein Theil der menschlichen Erziehung galt. Wir werden im Verlauf dieses Artikels sehen, daß sie bei uns erst in neuster Zeit wieder in das System der Pädagogik überhaupt als ein integrirender Theil derselben aufgenommen und betrieben wurde.

Den Namen Turnkunst für Gymnastik hat der Begründer derselben, Jahn, eingeführt und mit Recht; denn turnen ist ein ursprünglich deutsches Wort, welches das griechische vollkommen ersetzt. Es hat seinen Stamm mit dem Wort Turnier gemeinschaftlich, dieses ist das altdeutsche Wort Turn. Wir finden dieses Wurzelwort auch in vielen deutschen Schwestersprachen und es bedeutet überall Wendung, Drehung, großes Regen und Bewegen; so im Longobardischen, Altfränkischen, Angelsächsischen, im Eng-

lischen, Schwedischen und Isländischen. Notker braucht es in Psalm 39 zur Erläuterung von einem Fuhrmanne: „unde uuieo samsto er fier ros sament turnet, unde uuio gehorig sie imo sind alles peres so uuieo in lustet.“ — Auch in einem alten Thiermährchen, welches Büsching in seinen wöchentlichen Nachrichten für Freunde der Geschichte, Kunst und Gelahrtheit des Mittelalters (Breslau 1816, 4. Stück S. 57 und 59) heißt der Löwe ein kühner Turner. Außer andern Beweisgründen, daß turnen ein urdeutsches Wort ist, kann auch der Umstand angeführt werden, daß noch heute sehr alte deutsche Geschlechter den Namen Turner tragen. Offenbar hat Turnier und Turnen ein gleiches Wurzelwort. Nach der gewöhnlichsten Meinung wird Turnier von dem französischen tourner abgeleitet und wir theilten dieselbe im Artikel Turnier; das Wahrscheinlichere ist aber doch, daß das deutsche Stammwort älter ist. Selbst der französische Sprachforscher Du Fresne giebt dies zu, obschon er das Turnier selbst als von Frankreich nach Deutschland übergegangen darzustellen bemüht ist. Der oben citirte Psalm Notkers fällt in's Jahr 1003, also in eine Zeit, wo Frankreich das Wort Turnier kaum kannte. In Deutschland finden wir das Wort Turnier auch in der Rothenburger Chronik, welche das „andre Thurnier zu Rothenburg“ beim Jahre 942 anführt. Mannholt von Sittewalt sagt in seinen Geschichten *): Turner war bei den Alten ein junger Soldat, ein tummelhafter wackrer Kerl, ein frischer junger Gesell, der sich in ritterlichen Thaten übete, daher turnieren und Turnier seinen Namen und Anfang genommen.

---

*) Badener Ausgabe von 1646. 2 Theile. S. 319.

Die urdeutsche Abstammung des Wortes turnen*) war Ursache, daß man bei dem Wiederaufleben deutscher Kraft und Gesinnung nach dem Jahre der Schmach 1806, es zur Bezeichnung der nothwendigen Leibesübungen, in denen die Jugend unterwiesen und durch die sie zu einem gesunden, starken Geschlecht erzogen werden sollte, wieder aufnahm und an die Stelle des griechischen Wortes Gymnastik einführte.

Man erinnerte sich nun daran, daß schon die Alten die Gymnastik für unerläßlich zu einer tüchtigen Jugendbildung gerechnet, und daß es, um einen ganzen tüchtigen Menschen, stark an Leib und Seele, zu gewinnen, auch jetzt wieder nothwendig sei, den Körper nicht gegen den Geist zu vernachlässigen. Jahn spricht sich hierüber in seinem Turnbuch folgendermaßen aus: „Die Turnkunst soll die verloren gegangene Gleichmäßigkeit der menschlichen Bildung wieder herstellellen, der bloß einseitigen Vergeistigung die wahre Leibhaftigkeit zuordnen, der Ueberverfeinerung in der wieder gewonnenen Männlichkeit das nothwendige Gegengewicht geben, und im jugendlichen Zusammenleben den ganzen Menschen umfassen und ergreifen."

„So lange der Mensch noch hienieden einen Leib hat, und zu seinem irdischen Dasein auch ein leibliches Leben bedarf, was ohne Kraft und Stärke, ohne Dauerbarkeit und Nachhaltigkeit, ohne Gewandtheit und Anstelligkeit zum nichtigen Schatten versiecht — wird die Turnkunst einen Haupttheil der menschlichen

---

*) In der Schweiz heißt: ich habe jemanden geturnt, ich bin auf jemanden gestoßen und den Turner nennt man dort einen hölzernen wagerecht stehenden Schnabel an einem senkrecht aufgerichteten beweglichen Balken, woran auf der Alp der Kessel hängt.

Ausbildung einnehmen müssen. Unbegreiflich, daß diese Brauchkunst des Leibes und Lebens, diese Schutz- und Schirmlehre, diese Wehrhaftmachung so lange verschollen gewesen. Aber diese Sünde früherer leib- und liebloser Zeit, wird auch noch jetzt an jeglichen Menschen mehr oder minder heimgesucht. Darum ist die Turnkunst eine menschheitliche Angelegenheit, die überall hingehört, wo sterbliche Menschen das Erdreich bewohnen. Aber sie wird immer wieder in ihrer besondern Gestalt und Ausübung recht eigentlich ein vaterländisches Werk und volksthümliches Wesen. Immer ist sie nur zeit- und volkgemäß zu treiben, nach den Bedürfnissen von Himmel, Boden, Land und Volk. Im Volk und Vaterland ist sie heimisch, und bleibt mit ihnen immer im innigsten Bunde. Auch gedeiht sie nur unter selbstständigen Völkern, und gehört auch nur für freie Leute. Der Sklavenleib ist für die menschliche Seele nur ein Zwinger und Kerker."

Ein kurzer Rückblick auf die Geschichte zeigt uns, daß körperliche Uebungen schon bei den ältesten Völkern für nothwendig angesehen wurden. So war die gesammte öffentliche Erziehung bei den alten Persern zur Zeit des Cyrus gymnastisch und hatte zum Zweck den Körper Stärke und Schnelligkeit der Seele aber Muth und Ausdauer zu geben. Xenophon erzählt in seiner Cyropädie, daß diejenigen, denen die öffentliche Erziehung zu Theil wurde, ihr Knabenalter bis zum 16ten Jahre mit Uebungen im Bogenschießen und Wurfspießwerfen zubrachten. Vom 17ten bis zum 26ten Jahre wurde das Reiten gelehrt. Die Jünglinge mußten die Bewachung der Städte übernehmen und als Vorübung zum Kriege auf die Jagd ausziehen, um sich zur Ertragung von Hunger und Durst, Hitze und Kälte und zum Muth in Gefahren gewöhnen. Im Hause stellten sie Wettkämpfe auch wohl

Pferderennen und Schießübungen an. Herodot sagt, die persische Jugend lernt drei Dinge, Reiten, Pfeile abschießen und die Wahrheit reden. Bei den Wettspielen waren die Erwachsenen zugegen, und nahmen durch Aufmunterung, Beifall oder Tadel an diesen Uebungen Theil. Cyrus selbst war in allen Waffenübungen sehr geschickt und that es hierin allen seinen Zeitgenossen zuvor. Dasselbe wird von der Völkerschaft der Parther und Skythen gerühmt. Vor allen übrigen Nationen zeichnete sich aber die griechische in der Bewegung der Gymnastik bei ihrer Kindererziehung aus. Sie waren auch von der Natur mit allen glücklichen Anlagen des Körpers und der Seele, mit scharfen Sinnen und einem angebornen Schönheitsgefühl ausgestattet und fanden für diese glückliche Anlagen volle Befriedigung in der Einführung gymnastischer Uebungen. Am wichtigsten in dieser Beziehung ist die Gesetzgebung des Lykurgus. Plutarch erzählt von ihm in seiner Lebensbeschreibung des Lykurgus:

Lykurgus sah die Erziehung der Kinder, als das größte und wichtigste Geschäft eines Gesetzgebers an. Dieserwegen hat er gleich anfänglich dafür gesorget, indem er alles angeordnet, was die Heirathen und Geburten betraf, denn man darf nicht glauben, was Aristoteles sagt, daß er seine Bemühung, die Frauen zur Ordnung zu bringen und zu bessern, bald wieder aufgegeben habe, da er wegen ihrer ungezähmten Freiheit, und wegen ihrer allzugroßen Gewalt nicht zum Zwecke kommen konnte, die sie über ihre Ehemänner erhalten hatten, welche wegen ihrer vielfältigen Kriegesverrichtungen, die sie unternahmen, gezwungen waren, sie ihrer Aufführung zu überlassen, und um sie von den Mißbräuchen dieser Freiheit abzuhalten, sich genöthigt sahen, ihnen zu schmeicheln, zu liebkosen und sie ihre Gebieterinnen zu nennen.

Vielmehr hat er alle Sorge für sie gehabt, die er nur für sie haben konnte. Er hat in der That so lange als sie ledig waren, ihre Körper abgehärtet, indem er sie im Wettlaufen, Ringen, Teller- und Spießwerfen geübet, damit die Frucht, die sie in der Folge durch einen starken und dauerhaften Körper erlangen würden, desto stärkere Wurzel schlagen, und damit sie selbst durch diese Uebungen gestärkt würden, und mehr Leichtigkeit, Stärke und Muth haben möchten den Geburtsschmerzen zu widerstehen. Um ihnen alle Arten der Verzärtelung und Weichlichkeit abzuschneiden, hat er sie gewöhnet, eben wie die jungen Mannspersonen, öffentlich ganz nackend zu erscheinen, und bei gewissen feierlichen Festen in diesem Zustande vor ihnen zu tanzen, und schöne Lieder zu singen, in welche sie bei gelegener Zeit, auch wohl Spöttereien einfließen ließen, welche diejenigen auf's Empfindlichste rührten, die ihre Pflicht übel beobachtet hatten, und in welchen sie hingegen denjenigen große Lobsprüche gaben, die ruhmwürdige Thaten gethan hatten. Durch dieses Mittel entzündeten sie das Herz der jungen Leute zum Ruhme und zur Tugend, und erweckten unter ihnen eine edle Eifersucht. Denn derjenige, dessen schöne Thaten man so sehr herausgestrichen hatte, und dessen Namen unter den jungen Mädchen so besungen ward, kehrte von den erhaltenen Lobsprüchen ganz stolz zurück, und die Stichelreden und Spöttereien, von welchen die andern getroffen wurden, waren ihnen viel empfindlicher als die ernsthaftesten Vorstellungen und härtesten Verweise gewesen sein würden, um so viel mehr, da alles dieses in Gegenwart aller Bürger, der Ampanten und der Könige selbst vorging.

Die Sorge des großen Gesetzgebers, ein starkes Geschlecht dem Staate zu erzirhen ging bekanntermaßen so weit, daß gleich nach der Geburt eines Kindes,

dasselbe mit Wein gebadet, mit Oel bestrichen und dann von den Aeltesten auf einem öffentlichen Platze besichtigt wurde. Fiel das Urtheil derselben dahin aus, daß der Säugling von schwacher Körperbeschaffenheit sei und also nicht verspräche ein kräftiger Mensch zu werden, oder hatte er gar einen organischen Fehler, so wurde er getödtet, indem man ihn von dem Berge Taygetus in den Abgrund stürzte. Die Wiege des Säuglings war das Schild des Vaters, später mußte er sich sein Lager selbst bereiten, und durfte dazu nichts anders nehmen, als das Schilf, daß er selbst am Ufer des Eurotas sammelte. An körperliche Entbehrungen aller Art hatte sich der Knabe zu gewöhnen und gegen Hitze und Kälte abzuhärten. Das größte Lob trug der Knabe davon, welcher ohne einen Schmerzenslaut von sich zu geben, die härteste Geißelung bis auf's Blut auszuhalten vermochte.

Trug die Gesetzgebung des Lykurgus gewissermaßen noch den Charakter der Barbarei an sich, so war dagegen die Erziehung bei den Athenienfern weit milder, vermied jedoch aber auch, wenigstens vor der Zeit der allgemeinen Verweichlichung und des übermäßigen Luxus, welche dem gänzlichen Verfall des Staates voranging, alles, was den Körper der Jugend zu künftiger, kraftvoller Thätigkeit untauglich hätte machen können. In Sparta endete die elterliche Erziehung mit dem 7ten Jahre, von da an wurde sie Sache des Staats. Die Kinder kamen in eine öffentliche Erziehungsanstalt, und blieben dort unter beständiger Aufsicht. Eine solche Erziehungsanstalt hieß Gymnasium, welches von dem griechischen Worte γυμνος, nackt, herkömmt, weil die meisten körperlichen Uebungen ohne alle Bekleidung vorgenommen werden mußten. Da sich in späterer Zeit die Philosophen der Gebäude bedienten, um darin ihren Unterricht zu ertheilen, so erhielt das Wort Gymnasium die

Bedeutung einer öffentlichen Lehranstalt überhaupt. Von Lacedämon, wo dergleichen Gebäude zuerst aufgeführt wurden, kamen sie auch nach Athen und verbreiteten sich auch nach und nach über ganz Griechenland und von dort später nach Italien und Rom, doch änderten sie nach und nach ihren urspriglichen Charakter, indem die Uebungen der Leibeskräfte in den Hintergrund und daher die wissenschaftliche Bildung in den Vordergrund trat.

Die berühmtesten solcher Gebäude war zu Sparta das Kranium, zu Athen die Academie, das Lyceum, Kynosargos und Ptolomäum.

Nach der Beschreibung die uns Vitruv im 11ten Capitel des 5ten Buches seines Werkes über die Baukunst der Alten giebt, die aber ein wenig undeutlich ausgefallen ist, bestand ein Gymnasium aus folgenden Hauptbestandtheilen: 1) aus den Säulen-Gängen Stoae mit den Exedrae oder Seitengebäuden, welche mit Sitzen veasehen waren, und zum Aufenthaltsort beim studieren oder bei gelehrten Unterredungungen dienten; 2) dem Ephebeum, d. h. dem Ort, wo die Jünglinge, welche ἔφεβοι hießen, sich übten, oder nach der Behauptung einiger Schriftsteller diejenigen zusammenkamen, die sich üben wollten, um sich über die Art der Uebungen und über den Preis des Sieges zu besprechen; 3) dem Coriceum, Κωρικειον, auch Αποδυτηριον und γυμναστηριον, dem Zimmer, in welchem man sich zu entkeiden pflegte; 4) dem Elaeothesium, Ελαιο θηιον oder Alipterium, dem Orte, wo die Ringer, nachdem sie sich gebadet hatten, gesalbt und mit Oel eingerieben wurden; 5) dem Conisterium, Κονιστηριον, wo man die mit Oel Bestrichenen mit Staub bestreute; 6) der Palaestra, dem Orte, mo das Ringen und παγκρατιον stattfand. Er war mit Sand bestreut, damit die Hinstürzenden sich nicht beschädigen konnten. (Der Name Palaestra

wird auch für das ganze Gymnasium gebraucht); 7) dem Sphaeristerium, dem Platze, welcher zu verschiedenen Uebungen, namentlich zum Ballspiel benutzt wurde. Vitruv führt zwar diesen Ort gar nicht an, und man kam auf die Vermuthung, daß er mit dem Coriceum das Sphaeristerium gemeint habe. κωρυκος heißt nehmlich ein kleiner Ball, zum Unterschiede von σφαιρα ein Ballon oder großer Ball. 8) Zwischen den Säulengängen und Mauren wurde ein Raum frei gelassen, damit das Licht hineinfallen konnte, dieser diente wie die Area des Perystylium, die in der Mitte des Gymnasiums lag, zu Spaziergängen und verschiedenen Uebungen, zu welchen sonst kein Platz vorhanden war, z. B. zu Springübungen und zum Discuswerfen. 9) χυστοι auch χυστα waren zwei verschiedene Plätze, die ersteren waren bedeckt für den Fall, das schlechtes Wetter die Uebungen im Freien nicht erlaubten, die letztern, die man auch περιδρόμιδες nannte, aber unbedeckt. 10) Die Bäder, welche in keinem Gymnasium fehlen durften, um sich vor oder nach den Uebungen dadurch zu stärken, bestanden aus 7 verschiedenen Theilen: a) das kalte Bad, λυτρον, b) ἐλαιοθησιον, wo man sich mit Oel einreiben ließ; c) das Frigidarium, wo man sich abkühlte; d) das Propnigeum, der Platz, wo die warmen Bäder geheizt wurden; es lag vor e) dem ὑποκαυστον, der Schwitzstube, concamerata sudatio, der gewölbten mit Wänden umgebene Abtheilung, f) das λακωνικον, die Trockenstube; g) das warme Bad, calida lavatio. 11) Das Stadium, ein großer Halbzirkel, der von stufenartig gebauten Erhöhungen für die Zuschauer gebaut war.

Die Akademie Athens, welche Cicero in den Epistolae familiares (IV 12) nobilissimum orbis terrarum Gymnasium nennt, war ein Theil des Κεραμεικος, eines Platzes, der außerhalb der Stadt lag und viele prächtige Gebäude enthielt; der andere Platz dieses

Namens befand sich innerhalb Athens und war mit Tempeln, Schaubühnen und Gallerien geschmückt. Die Akademie war etwa 6 Stadien also circa 3516 rheinländische Fuß von der Stadt entfernt; Academius, ein alter Held, der den Aufenthalt der Helena, nachdem sie von Theben entführt war, dem Castor und Pollux entdeckte und deshalb in hohen Ehren gehalten wurde, soll sie gegründet haben.

Bei ihren Einfällen in Attika schonten die Spartaner jedesmal diesen Ort. Nach Dicaearchus und Plutarch im Leben des Theseus war Echedemus der Gründer der Akademie. Durch Baumanpflanzungen wurde die Akademie ein angenehmer Spazierort, der wegen der einsamen Gänge und kleinen Waldungen ganz geeignet zum studieren war.

— inter silvas Hecademi quaerere verum

räth daher Horaz in seinen Episteln. Cymon ließ die Sümpfe, die früher sich hier befanden, austrocknen und machte ihn dadurch zu einem gesunden Aufenthaltsort, den nun die Philosophen, namentlich Platon mit seinen Schülern wählte. Daher die Philosophen der Platonischen Schule Akademiker hießen.

Am Eingange der Akademie stand die berühmte Bildsäule der Diana, innerhalb derselben der Tempel des Bachus und die Altäre der Musen, der Minerva, des Herkules, Merkurs und Amors; auch befanden sich hier die Grabmäler mehrerer berühmten Männer z. B. des Perikles, des Trasibulus, des Chabrias und anderer. Ueber dem Eingange stand die Inschrift Οὐδεὶς ἀγεωμέτρητος εἰσιτω, Niemand, welcher der Geometrie nicht kundig ist, darf hier eingehen. Die Akademie blieb eine Zierde Athens bis L. Sulla Athen belagerte, und die Bäume, welche den Ort schmückten, umhauen und zu Sturmgeräthen verwenden ließ.

Die Geschichte dieser Zerstörung erzählt Plutarch im 10ten Capitel seiner Lebensbeschreibung des Sulla.

Das 2te berühmteste Gymnasium Athens war das das Lyceum, welches dem Apollo geweiht war, und wie Plutarch sagt: mit gutem Grunde, weil man von dem Gotte, der die Krankheiten der Menschen heilt, auch erwarten kann, daß er durch Leibesübungen die Kraft der Menschen zum Kampfe stärken werde. Wahrscheinlich legte Pisistratus den Grund zu dieser Anstalt, welche von Perikles weiter gebaut, und von dem Archonten Lycurgus verändert wurde. Nach Andern soll Lycus, der Sohn des Pandion, das Lyceum erbaut, und es dem Apollo geweiht haben, woher auch der Name Lyceum entstanden sein, und Apollo den Beinamen Lycins erhalten haben soll. Dies ist die Meinung des Schriftstellers Pausanias. Ulpianus aber nennt den Apollo Λυκοκτονος, Wölfetödter, weil er bei einem Einbruch dieser Raubthiere den Athenern Hülfe geleistet habe. Das Stadium innerhalb des Lyceum ist von Lycurgus erbaut, und von dem reichen Herodes atticus bedeutend erweitert. Wheeler will noch einige Ueberreste der steinernen Gebäude an dem Ufer des Ilissus gefunden haben, und hiernach wäre der Platz, den es eingenommen hat, 115 Schritt lang und 26 bis 27 Fuß breit, und am östlichen Ende zirkelförmig geschlossen gewesen.

Nach Plinius war überhaupt ein Stadium als Längenmaaß betrachtet, 125 Schritt, ein Schritt aber gleich 5 Fuß, so daß also die Länge des Stadiums etwas über 600 Fuß betrug. Pausanias erzählt von der Pracht dieses Gebäudes, es sei so herrlich gewesen, daß der, welcher davon höre, es kaum glaube; denn alle, die es gesehen, hätten dasselbe für ein Wunder gehalten, und es sei von so außerordentlicher Größe gewesen, daß man es beinahe für ein Gebirge von

weißem pantolischem Marmor am Gestade des Ilissus habe halten können.

Der König Philipp von Macedonien, verbrannte nach Erzählung des Livius (L. 31. C. 24.) das Lyceum und Salle rottete die darin befindlichen Bäume aus. Nach den Gesetzen Solons war der des Todes schuldig, welcher auf dem Lyceum, oder einem andern Gymnasium etwas entwendete. Das Lyceum war der Ort, an welchem Aristoteles lehrte. Seine Schüler erhielten den Namen Peripathetiker, und wahrscheinlich deshalb, weil Aristoteles die Gewohnheit hatte, im Auf- und Niedergehen seine Schüler zu unterrichten.

Ein drittes Gymnasium zu Athen hieß, Cynosarges, es lag außerhalb der Ringmauern der Vorstadt, nicht weit vom Lyceum auf einer kleinen Anhöhe, wo Diomus dem Herkules einen Tempel erbaut hatte. In diesem Gymnasium stellten diejenigen ihre Uebungen an, welche nur halb von Athenienſischem Geblüte entsprossen oder Ausländer waren, und zwar deswegen, weil Herkules selbst keiner von den unsterblichen Göttern war, sondern eine Sterbliche zur Mutter gehabt hatte. Themistocles, dessen Vater von Athenienſischer Herkunft war, dessen Mutter aber eine Ausländerin, sammelte an diesem Ort eine Schaar edler Jünglinge um sich, und verband sich mit ihnen zu gemeinsamen körperlichen Uebungen. Der Philosoph Antisthenes stiftete hier eine philosophische Schule, deren Anhänger Cyniker genannt wurden, und wahrscheinlich nicht, wie man später allgemein glaubte, wegen des sogenannten cynischen Lebenswandels, sondern wegen des Ortes, an welchem sie zusammen kamen. Auch dieses Gymnasium zerstörte Philipp von Macedonien, und verschonte auch die darin enthaltenen Grabmäler, z. B. das des Isocrates nicht.

Das 4te Athenienſesche Gymnasium hieß von sei-

nem Erbauer das Ptolomäum, es stand, mitten in Athen, nicht weit von von dem Tempel des Theseus. Die Bildsäule des Merkur und die ehernen Statuen des Ptolomäus, Juba, und Chrysippus schmückten dasselbe.

Die innere Einrichtung der Gymnasien war folgende: An der Spitze der Verwaltung stand ein Gymnasiarch. Er leitete und beaufsichtigte die gymnastischen Uebungen, und hatte den Gehorsam gegen die bestehenden Gesetze zu überwachen. Als Auszeichnung trug er ein purpurfarbenes Gewand und einen Stab. Mit seiner Stelle war eine ausgedehnte Gerichtsbarkeit verbunden; da aber dieses Amt, wozu man in der Regel einen reichen Bürger auf ein Jahr wählte, nur ein Ehrenamt war, welches kein Geld einbrachte, und dagegen vielen Aufwand erforderte, so fehlte es oft an Candidaten für diese Stelle, und da auch im alten Athen schon die Philosophen, Redner und Grammatiker nicht eben ihres Reichthums wegen berühmt waren, so wurden diese nicht gezwungen, im Fall die Wahl der Bürger auf sie fiel, das Amt anzunehmen. Der Gymnast hatte den Unterricht in gymnastischen Uebungen und die Prüfung der größern oder geringern Anlagen und Fähigkeiten der Zöglinge, die das Gymnasium besuchten, diese wurden nach ihrem Alter und ihren Kräften in verschiedene Klassen eingetheilt, und man stieg von den leichten körperlichen Uebungen nach und nach zu den schwierigern hinauf, welche eine ausgebildete Gewandtheit und Muskelkraft erforderten.

Die Aufsicht über die bedeckten und gegen den Einfluß der Witterung geschützten Gänge, welche Chysti hießen, und über die dort gewöhnlich statt findenden Ringübungen führte der Chystarch, indem er zwar nicht als Lehrer fungirte, wohl aber anordnete, was geschehen sollte, auch an diejenigen, welche mit beson-

derer Auszeichnung gerungen hatten, die Belohnungen austheilte. Wie der Gymnasiarch trug er ein Purpurkleid, er wurde aber nicht blos auf ein Jahr, sondern auf zeitlebens gewählt, und konnte sein Amt auch auf seine Söhne vererben. Später brauchte man in Italien die Benennung Chyastarch gleichbedeutend mit Gymnasiarch.

Mit dem Unterricht der Knaben und Jünglinge in den Leibesübungen beschäftigte sich der Paedotriba, jedoch unter Aufsicht und mit Beihülfe der Gymnasten, er lehrte den Schülern practisch die Kunstgriffe beim Ringen, beim Werfen des Discus u. s. w. Den theoretischen Unterricht in dieser Beziehung ertheilten die Gymnasten.

Diesen bedeutenden Aemtern und Stellen bei den Gymnasien waren noch einige andere beigegeben; in der Eigenschaft als Unterlehrer und Diener nahmen noch mehrere andere an der Verwaltung Theil, und unterzogen sich den übrigen nothwendigen Geschäften. Die Sophronisten z. B. übten das Amt eines Censors oder Aufsehers über die guten Sitten, die Alipten, auch Fricatores und Reunctores mußten die Kämpfer mit Oelsalben und zur Stärkung die Muskeln reiben, nach Mercurialis, ein Schriftsteller, auf den wir später noch mehrfach zurückkommen werden, hatten sie zugleich die wundärztlichen und ärztlichen Geschäfte zu besorgen, und wurden daher auch ἰατραλειπται genannt.

Die Sitte der Griechen, sich durch Ringen und Kampf-Uebungen zu stärken und Wettringen anzustellen, ist schon sehr alt. Wir finden bereis im Homer im 23ten Buch seiner Ilias die Beschreibung von Spielen, welche bei dem Leichenbegängniß des Patrocle gefeiert wurden, und wobei Wagenrennen, Fechterspiele, Ringspiele, Wettrennen zu Fuß und zu Pferde, Gefechte auf Leib und Leben, Scheibenwerfen, Bogen-

schießen und Wurfspießwerfen vorkommen, so daß es also scheint, als sei die Kunst der Leibesübungen bereits schon damals sehr cultivirt gewesen. In dreierlei Beziehungen und zu dreierlei Zwecken veranstalteten die Griechen ihre Leibesübungen, sie waren entweder kriegerische, oder medizinische, oder athletische; die erstere ist wohl die älteste, und wenn Galenus behauptet, daß die Gymnastik erst zu Zeiten Platos aufgekommen sei, so hat er doch offenbar nur die medizinische im Sinne, da ihm doch die homerischen Gesänge nicht unbekannt gewesen sind. Die Gymnastik, bei welcher man ausschließlich ärztliche Zwecke zum Ziel hatte, wurde allerdings erst später systematisch betrieben, doch läßt sich nicht leugnen, daß schon Lycurgus bei seiner Gesetzgebung über die Erziehung der spartanischen Jugend die körperliche Kräftigung derselben, mithin auch die Gesundheit im Auge gehabt hat. Je milder und weichlicher die Sitten wurden, desto mehr hatte man alle Ursache, die Gymnastik als ein Gegenmittel gegen die zunehmende Entartung des Geschlechts zu nehmen. Plato erzählt, daß der kurz vor den Zeiten des Hypocrates lebende Arzt Herodicus die Leibesübungen als einen Theil der medizinischen Kunst angesehen habe, und Hypocrates selbst hat sie in das System seiner ärztlichen Ansichten aufgenommen, namentlich die verschiedenen Wirkungen des Spazierengehens, das Wettlaufen, das Springen, das Ringen, das Spiel mit dem aufgehängten Ball und die Tanzkunst.

Nach Platon beruhete die ganze Erziehung des griechischen Bürgers auf zweierlei, auf der Musik und Gymnastik. Die bezügliche Stelle bei Platon finden wir in seiner Schrift de legibus Cap. 7., und als Erläuterung dazu, in einer Schrift, de Republica III. p. 625. Die letztere Stelle lautet folgender-

maßen: „Viele bilden sich ein, die Musik*) sei blos zur Bildung der Seele, und die Gymnastik allein zur Bildung des Körpers eingeführt. Mir scheint es, daß beide für die Seele allein da sind. Wer allein Gymnastik treibt, wird hartherzig und unbändig, wer sich blos auf Musik legt, weichlich und weibisch. Jene Wildheit aber entspringt aus einem hitzigen feuervollen Temperamente; wäre dies gehörig gebildet, so würde es Muth und Seelengröße erzeugt haben; wird es zu sehr entflammt, so artet es in Härte und Rohigkeit aus. Jene Sanftheit aber ist die Grundlage eines philosophischen Charakters, fördert ihr sie zu sehr, so wird sie zur Weichlichkeit, bauet ihr sie gehörig an, so wird sie zur Geschliffenheit im Betragen. So müssen dann beide in das gehörige Verhältniß gesetzt werden, dann erhalten wir den weisen und männlich und kraftvollen Geist; im entgegengesetzten Falle feige Schwächlinge oder rohe Menschen. Derselbe Mensch überlasse sich ganz der Musik, ihren lieblich schmeichelnden sanftklingenden Harmonien; er widme sein Leben dem Wollustkitzel des Gesanges, so wird er seine etwanige natürliche Heftigkeit anfangs auf eine nützliche Art mildern, aber er fahre darin fort, so wird sein Geist erschlaffen, seine Stärke zerschmelzen, er wird gleichsam alle Nervenkraft aus seiner Seele herausschneiden. — Derselbe Mensch lege sich aber allein auf Gymnastik, er übe sich und esse, vernachlässige Musik und Philosophie, und sein Körper wird stärker, er wird muthvoll und unerschütterlich werden, aber beim verschmäheten Umgange mit den Musen wird seine Seele, die den Trieb sich auszubilden hegte, nicht gebildet durch Wissenschaften und Denken, so wie durch keinen Theil der

*) Die Griechen verstanden unter Musik den ganzen Umfang von Kenntnissen und Fertigkeiten des menschlichen Geistes.

Musik, wird sie nicht, sage ich, schwach und stumpf bleiben? Seht da den Feind der Wissenschaften und Musen! unwissend und grob lebt er ohne Cultur und Grazie, wie ein wildes Thier. — Nicht zur Bildung des Geistes und Leibes (nur gelegentlich zieht dieser Vortheil), sondern zur Geistesbildung allein, zur Ausbildung seines Muthes und seiner philosophischen Kraft schenkte ein Gott den Menschen Musik und Gymnastik, um jene Eigenschaften gehörig zusammen zu stimmen, sie im rechten Grade zu verstärken oder zu vermindern. Der Künstler folglich, welcher Musik und Gymnastik im schönsten Maaße mischt, sie auf den Geist anwendet, ist mir der vollkommenste, der harmonievollste Musikus; weit mehr als der, welcher die Saiten zusammen zu stimmen versteht.

Hiermit stimmt überein, was Lucian nach Wielands Uebersetzung sagt: Es ist bei den gymnastischen Uebungen nicht auf die öffentlichen Wettkämpfe und Preise, die dabei zu gewinnen sind, abgesehen, denn diese können immer nur sehr Wenigen zu Theil werden, sondern wir verschaffen dadurch unserer ganzen Republik nicht weniger als ihnen selbst einen weit größeren Vortheil. Es ist um einen andern allgemeinen Wettkampf aller guten Bürger zu thun, dessen Preis nicht ein Kranz von Fichtenlaub, Eppich oder Oelzweigen ist, sondern einer, der Alles in sich begreift, was die Glückseligkeit des Menschen ausmacht — die Freiheit eines jeden Bürgers insonderheit und des ganzen Vaterlandes insgemein, dessen Wohlstand und Ruhm, der frohe Genuß der vaterländischen Feste und die Erhaltung des häuslichen Glückes und der Familien, mit einem Wort, des Besten, was der Mensch sich von den Göttern erbitten kann. Alles dies mein Freund ist in dem Kranze, den ich meine, zusammengeflochten, und ist die Frucht eines gemeinsamen Wett-

kampfes, zu welchem die Uebungen und Duldungen führen.

Nach der platonischen Eintheilung zerfällt die Gymnastik in die Tanzgymnastik (ὀρχηστις) und Kampfgymnastik (παλη). Erstere hat wieder zwei Abtheilungen, die Nachahmung des Anständigen und des Unanständigen. Die Anständige faßt in sich die kriegerische oder die pyrrhische, die friedliche und die bachanalischen Tänze. Der Schriftsteller Mercurialis unterscheidet drei Hauptarten der Tanzgymnastik: 1) die Kubistik, die Kunst, allerlei schwierige Wendungen und Stellungen des Körpers zu machen, 2) die Sphäristik, welche alle Arten des Ballspielens in sich faßt, und in den Gymnasien unter der Aufsicht eines besonderen Lehrers auf einem besonderen Platz geübt wurde, und 3) die eigentliche Orchestik oder die theatralische Tanzkunst, welche der friedlichen Tanzkunst des Plato entspricht. Die Kampfgymnastik umfaßte anfänglich fünf gymnastische Uebungen, weshalb sie auch den Namen πενταθλον, Fünfkampf, führt. Diese fünf Uebungen waren das Springen, das Rennen, das Werfen des Discus, des Wurfspießes und das Ringen. Erst später kamen noch andere Uebungen, z. B. der Faustkampf hinzu.

Die älteste von diesen war offenbar das Ringen, denn die ganze Gymnastik hat davon den Namen Palästrik erhalten. Bei dem Ringen übte man sich, entweder um seinen Körper bloß zu stärken, oder man hatte die besondere Absicht, sich zum Krieger oder Athleten vorzubilden. Die erstere Art war die gefahrlosere und wurde von friedlichen Bürgern, Jünglingen und Knaben geübt, die letztere hatte oft einen traurigen Ausgang, und endete nicht selten mit Verrenkung der Glieder oder gar mit dem Tode, aber sowohl das friedliche Ringen als das ernsthafte wurde von dem

Volke mit gleichem Beifall aufgenommen und der Sieger hoch gefeiert, nur die Gemäßigsten und Weisesten erklärten sich gegen die gefahrbringenden Spiele. Ehe man zu dem wirklichen Ringkampf schritt, bedurfte es mehrerer Vorbereitungen, das Salben mit Oel, das Bad und das Bestreuen mit Sand. Letzterer Gebrauch diente dazu, damit sich die Ringer desto fester halten, und wenn sie sich umfaßt hatten, nicht so leicht entschlüpfen konnten. Auch hielt der Sand das zu heftige Hervordringen des Schweißes und in Folge dessen eine zu rasche Ermüdung ab. Ein anderer Vortheil des Bestreuens mit Staub war der, daß nach geendigtem Ringkampfe der Körper leichter wieder gereinigt werden konnte. Lucianus schildert dieses ausführlich in seiner Schrift: de Gymnas. Cap. 29. Die Reinigung des Körpers vom Schweiße geschah durch ein gekrümmtes messerartiges Werkzeug von Eisen, Messing oder Silber, welches von den Lateinern Strigilis genannt wurde. Die Alten kannten drei Arten des Ringens, die einfachste desselben wurde Ἀκροχειρισμος genannt, und bestand darin, daß die Ringer sich an den Händen faßten und sich gegenseitig zu Boden zu drücken suchten. Die Stellung der Kämpfer schildert Ovid im neunten Buche der Metamorphosen, Vers 45, mit folgenden kurzen Worten: Et digitos digitis et frontem fronte premebam. Man erzählt von einem gewissen Sostratus, daß er auf zwölf öffentlich errungene Siege so stolz gewesen sei, daß er sich in Olympia eine Statue habe errichten lassen, die noch zu Zeiten des Pausanias stand. Bei der zweiten Art des Ringkampfes schlangen die Kämpfer die Arme um den Leib ihrer Gegner und suchten sich zu Boden zu werfen. Homer schildert im 33sten Buche der Ilias einen solchen Kampf zwischen Ajax und Ulysses, und Lucanus einen gleichen zwischen Hercules und Aeneas. Man nennt solche Um-

schlingungen der Kämpfer συμπλοκαι, und die Gruppe zweier Kämpfenden symplegma, wie z. B. Plinius von dem Sohne des Praxiteles, Cephissodorus: Praxitelis filius Cephissodorus rei et artis heres fuit. Cujus laudatum est Pergami symplegma, signum nobile, digitis corpori verius, quam marmori, impressis — Pana et Olympium luctantes, eodem loco Heliodorus, quod est alterum in terris symplegma nobile. Von einer dritten Art des Ringkampfes meldet uns unter andern ebenfalls das 23ste Buch der Ilias bei Gelegenheit des Kampfes zwischen Ulysses und Ajax; sie bestand darin, daß man durch das Unterschlagen eines Beines den Gegner zum Fallen brachte. Es war bei den olympischen Spielen Gesetz, daß Einer seinen Gegner dreimal zu Boden geworfen haben mußte, ehe er den Siegerkranz verdient hatte. Einen solchen dreimaligen Sieg erkämpfen nannte man τριαζειν.

Die allgemeine Bezeichnung für die drei Arten des Ringens stehenden Fußes hieß ὀρθοπαλη, zum Unterschiede vom sogenannten Wälzkampf, bei welchem man sich auf die Erde niederwarf und den Gegner unter sich festzuhalten suchte. Derjenige, welcher dadurch zuerst entkräftet wurde, gab durch Zuruf oder durch Ausstreckung eines Fingers zu erkennen, daß er besiegt sei. Es sind uns aus dem Alterthume noch mehrere Gruppen hellenischer Ringkämpfer, welche uns eine deutliche Ansicht davon gewähren, aufbewahrt worden. Die eine dieser Gruppen befindet sich in Rom, die andern im Monfauconschen Cabinet. Erstere ist von Marmor, letztere von Alabaster. Abbildungen derselben begegnet man in mehreren archäologischen Werken und auch die Krünitz'sche Encyklopädie bringt eine solche im 72sten Bande, Fig. 4194 a und b, bei dem Artikel Leibesübungen, dessen historische Angaben, so weit sie dem jetzigen Stande

der Wissenschaft genügen, bei dem gegenwärtigen Artikel auszugsweise benutzt sind*).

Wenn Plato den Antheus, den Gefährten des Aeneas, auf seinem Zuge nach Italien, als den Erfinder des Ringkampfes und andere Schriftsteller der Alten, sogar den Theseus dafür ausgeben, so kann dies nicht wörtlich zu verstehen sein, denn das Ringen ist überhaupt die einfachste Art, einen Gegner ohne Gebrauch anderer Waffen, als der natürlichen d. h. den Gebrauch der Hände und Füße, zu bewältigen; es kann höchstens so viel bedeuten, als: seit der Zeit des Antheus oder Theseus wurde der Ringkampf nach gewissen Regeln geübt. Der zuletzt erwähnte Wälzkampf schien bei weitem weniger geübt zu werden, als der Kampf stehenden Fußes, auch nicht für so anständig gegolten zu haben und nur Sache der wirklichen Athleten gewesen zu sein. Die Kämpfenden waren beide nackt; in Sparta und auf der Insel Chios übten sich auch die Mädchen und Jungfrauen öffentlich in solchem Kampfe.

In späterer Zeit verbanden die Athleten mit dem Ringen zugleich den Faustkampf, welcher aber so gefährlich und barbarisch war, daß er in den Gymnasien zur Ausbildung der Jünglinge und Männer wohl nicht gelehrt worden ist. Er fällt in eine Zeit, wo man an blutigen Schauspielen mehr Vergnügen fand als am Anschauen edler Kampfarten; die alten Hellenen haben davon nichts gewußt oder ihn für unedel

---

*) Die Turnkunst als eine ausgebildete Kunst, kannte man in der Zeit, als dieser Theil der Encyklopädie erschien, im Jahre 1797, noch nicht, wenigstens noch nicht in der Ausbreitung und Ausbildung, wie gegenwärtig; es war also nicht genügend, wenn wir blos auf jenen Artikel hätten zurück verweisen wollen.

gehalten. In Rom war er gegen Ende der Republik und in der Kaiserzeit an der Tagesordnung.

Noch fürchterlicher wurde diese Art des Kampfes dadurch, daß die Athleten Hand und Arm mit ledernen Riemen, an welchen eiserne oder bleierne Knöpfe befindlich waren, umwickelten; man nannte diese Art von Handschuh Caestus, ein gut geführter Schlag mit demselben tödtete den Gegner oft augenblicklich, und um den gefährlichsten Theil des Kopfes, die Schläfe, in Etwas zu schützen, bediente man sich eiserner Helme, Amphotides, Ohrendecken. Andere nahmen in die Hand nur eine steinerne, auch wohl metallene Kugel, in welchem Falle der Kampf Sphaeromachia, Kugelkampf, genannt wurde. Die Gegner durften sich einander nicht anfassen, sondern nur schlagen und pariren, während die Ringkämpfer im Gegentheil sich nicht schlagen durften. Diejenigen, welche beide Arten des Kampfes vereinigten, hießen Pankratisten.

Die Spring-Uebungen geschahen entweder in die Höhe oder in die Weite, entweder frei oder mit Gewichten beschwert. Die Gewichte trug man entweder auf den Schultern, auf dem Kopfe oder in den Händen und bestanden aus Bleistücken, welche theils kolbenförmig geformt waren, theils länglich rund und mit Löchern versehen, durch welche Riemen zum Festhalten gezogen waren, sie hießen Halteres; man bediente sich derselben, um den Muskeln der untern Gliedmaßen, hauptsächlich der Füße, nach und nach eine größere Schnellkraft zu verleihen, denn außer der Schwere des Körpers hatte der Springende auch noch das Gewicht der schweren Bleistücke zu überwinden. Wer mit der größten Last am weitesten oder am höchsten springen konnte, wurde für den Sieger erklärt. Beim Springen selbst kam es auch vor, daß man, während der Körper in der Luft schwebte, mit den Füßen hinten aus- oder sie an einander schlagen

mußte, ungefähr eben so, wie es bei unserm heutigen Ballet üblich ist. Man sprang auch mit einem Fuße, oder abwechselnd bald mit dem einen, bald mit dem andern. Wahrscheinlich pflegte man ein entferntes Ziel auszustecken, welches der Springende in möglichst weiten Sätzen erreichen oder über welches er hinaus kommen mußte. Der Punkt, von welchem man anfing, hieß Βατης und das Ziel Ἐσχαμμενα. Die Anzahl der nothwendigen Sprünge gab das Maaß an, und wer am wenigsten derselben brauchte, um das Ziel zu erreichen, wurde der Sieger.

Eine der wichtigsten gymnastischen Uebungen war das Werfen des Discus oder der Wurfscheibe, welche aus Metall gearbeitet war und in der Mitte ein oder mehrere Löcher hatte. Bisweilen nahm man jedoch auch sehr schweres Holz oder Eisen, oder auch Erz und Stein dazu. Den aus Eisen gefertigten Discus nennt Homer: Solos. In der hierher gehörenden Stelle dieses Dichters, nehmlich bei der Beschreibung der Spiele zu Ehren des Patroclus, bekommt der Solus den Beinamen αὐτοχαωνος, was im Deutschen bedeutet: im Guß sich selbst überlassen — woraus hervorgeht, daß er kein künstlich gearbeiteter Discus, sondern eine Masse Eisen gewesen sei. Die Größe und Schwere dieser Masse erhellet aus dem Zusatz, daß der Sieger, dem sie zum Preis bestimmt war, fünf Jahre lang seine Hirten und Ackerleute würde damit haben versehen können, so groß auch immer seine Ländereien gewesen wären. Lucian beschreibt in seinem Dialogus de Gymnasiis den Discus als einen kleinen ehernen Schild mit einer glatten Oberfläche, wie ihn auch Statius als aheneae lubrica massae pondera beschreibt, so daß es schwer war, ihn auch blos in der Hand zu halten. Aus dem Umstande, daß die Dscorides den Linsen die Benennung Discus giebt, läßt sich schließen, daß diese Wurf-

scheibe ebenfalls die Gestalt einer Linse hatte, d. h. daß sie in der Mitte dicker war, als am Rande. Manche Wurfscheiben, welche aus Stein gearbeitet waren, hatten in der Mitte ein Loch, in welchem ein Riemen befestigt war, vermittelst dessen man sie mit größerer Kraft und auf eine weite Entfernung hin schleudern konnte. Unter andern erwähnt der Schriftsteller Eustachius solcher Wurfscheiben. Doch muß es auch viereckige Wurfscheiben gegeben haben. Diejenigen, welche den Discus schleuderten, hießen Discoboli. Dies geschah auf doppelte Weise, entweder in die Höhe oder vor sich hin, nach einem gewissen Zielpunkte, oder überhaupt nur auf eine gewisse Entfernung. Man faßte den untersten Rand des Discus mit der Hand so, daß vier Finger in einer gekrümmten Lage vorne hin zu stehen kamen, der Daumen aber hinten dagegen hielt, der eine Fuß wurde vorgestreckt, der Leib etwas gebogen und der Arm einige Mal hin und her geschwungen, um dem Wurfe eine desto größere Gewalt zu geben. Das Hin und Herschwenken des Arms schildert Statius mit den Worten: vasto contorquet turbine. Eben derselbe spricht auch davon, daß man die Hand und den Discus vorher mit Sand einrieb, damit er desto fester gehalten werden konnte und nicht vorher, ehe der Wurf geschahe, herausglitt. Abbildungen von Discuswerfern in Marmor und Erz zu liefern war eine der dankbarsten Aufgaben für die alten Künstler. So erzählt Quintilian, daß der berühmte Bildhauer Miron einen in Erz gearbeitet habe, der ein ganz ausgezeichnetes Kunstwerk gewesen sein soll, was aus den Worten hervorgeht: quid tam distortum et elaboratum, quam est ille discobolus Mironis! In alten Gemmen und geschnittenen Steinen findet man ebenfalls Abbildungen solcher Discuswerfer. Ein Discuswurf, d. h. die Strecke, welche ein geschickter Athleth mit dem Discus werfen konnte,

war bei den Griechen ein bekanntes Maaß, so wie wir etwa jetzt sagen einen Flintenschuß weit. Bei den Spielen mußten alle Wurfscheiben von gleicher Größe und Schwere sein, weil sonst der Sieger nicht zu bestimmen gewesen wäre. Das Discuswerfen wurde als Leibesübung besonders zur Stärkung der Muskelkräfte des Armes gebraucht. In diätetischer Hinsicht rechnet Galenus diese Leibesübung für eine der anstrengensten und gewaltsamsten, und räth sie nur denen an, bei dem ein Aderlaß oder ein Abführungsmittel anzurathen ist. Der medizinische Schriftsteller Arethäus empfiehlt die Uebung des Discuswerfens als ein Heilmittel gegen den Schwindel.

Pausanias nennt den Perseus, den Sohn der Diana, als Erfinder des Discusspiels, doch sei ihm seine Erfindung selbst zum Unglück gewesen, denn er habe einst, anstatt des Zieles seinen Großvater Acrisius getroffen und getödtet. Nicht viel besser erging es dem Apollo selbst, der aus Versehen dem Hyacinthus beim Discusspiel das Leben raubte. So erzählt wenigstens die Mythe. Homer gedenkt in seinen beiden Epopoeen sehr oft des Discus, namentlich aber trieben die unter dem Achilles stehenden Krieger vor Troja dieses Spiel, um sich damit die Langeweile der Unthätigkeit, in welcher sie der Zorn des Achilles gegen Agagmemnon versetzt hatte, zu verkürzen. In der Odissee hören wir vom Ulisses, daß er dieses Spiel am Hofe des Königs Alcinous gefunden habe, und Pindar rühmt in seinen Isthmischen Gesängen den Castor und Jolaus als Meister in der Kunst des Discuswerfens. Bei den olympischen Spielen war der Discus die letzte von den sechs Uebungen, welche der Gründer derselben, Herkules, gleich anfänglich angeordnet hatte, und bei der Erneuerung der olympischen Spiele durch Iphitus erhielt der Discus, welcher einige Zeit lang ausgeschlossen gewesen war, also erst in

der 18ten Olympiade seine alte Stelle wieder. Der Sieger aber war dabei mit keinem Preise bedacht, einen solchen erhielt nur derjenige, welcher sich im Fünfkampfe vor allen ausgezeichnet hatte. In dem pythischen, nemeischen und isthmischen Spielen scheint der Discus nicht zu nicht zu dem Pentathlon gerechnet worden zu sein.

Aus alten Kunstwerken geht hervor; daß auch die Discuswerfer es vorzogen, sich ihrer Kleider zu entledigen und wahrscheinlich auch, ihren Körper vorher zu salben. Bei der Stelle, wo Ovid das Discusspiel des Apollo mit Hyacinthus erzählt, sagt er:

Corpora veste levant et succo pinguis olivae;
Splendescunt latique iuvant certamina disci.

„Sie entledigen ihre Körper der Kleidung und machen sie glänzend mit dem Saft der festen Olive und beginnen so den Kampf mit dem schweren Discus." Unser Vorgänger zweifelt in dem vorher citirten Artikel „Leibesübungen," nachdem er die Verse des Ovids ebenfalls angeführt hat, daran, daß eine Stelle des Cicero de oratione 2.: „cum omnia gymnasia Philosophi teneant, tamen eorum auditores discum audire quam philosophos malunt, qui simul increpuit, in media oratione de maximis rebus et gravissimis disputantem omnes unctionis causa relinquunt" die Behauptung unterstütze und zwar wegen des Wortes increpuit: sobald der Discus erklingt. Discus möge daher, ist seine Meinung, nichts als ein großes rundes Becken von Metall bedeuten, auf das man zum Zeichen des Anfangs der Leibesübungen geschlagen habe. Eine solche Erklärung ist ganz unnöthig. Cicero braucht entweder hier das Wort discus im allgemeinen für Leibesübungen, dann erklärt sich der ironische Sinn des audire von selbst, oder in der wirklichen engeren Bedeutung für

Wurfscheibe; aber auch so ist das audire und increpare erklärt; denn allerdings macht der Discus, besonders wenn er von Metall ist, beim Wurf ein schallendes Geräusch, von dem man wohl sagen kann increpat. Hören nun die Zuhörer der Philosophen diesen Klang, so ist er für sie so verlockend, daß sie den Weisheitslehrer mitten in der Rede allein stehen lassen und hineilen, um sich zu salben nnd an den Spielen Theil zu nehmen. Gegen das gänzliche Entkleiden sprechen aber mehrere Gründe. Es ist anzunehmen, daß sich die Discuswerfer der schwereren Oberkleider allerdings entledigten, und nur das Unterkleid anbehielten, damit sie an der freien Bewegung der Arme nicht gehindert würden, nackt aber brauchten sie keinesweges zu sein, wie etwa die Ringer, denen die Kleider im Wege sein mußten. Wenn daher alte Bildwerke auch die Discuswerfer nackt hinstellen, so ist dies mehr der Kunst als der Wahrheit wegen geschehen.

Außer dem Werfen des Discus wurde auch das Werfen der Schleuder und des Wurfspießes geübt. Letzteren warf man gewöhnlich mit gerade aus über den Kopf ausgestrecktem Arme in möglichst horizontaler Richtung nach einem bestimmten Ziele. An manchen großen, ungefähr 4 Ellen langen Wurfspießen befand sich in der Mitte ein Riemen, der dazu diente, den Wurfspieß nach dem Wurfe wieder zurückzuziehen. Andere hatten in der Mitte auch einen kürzeren Riemen, um damit die Gewalt des Wurfes zu vergrößern. Nächst dem Wurfspieß war die Schleuder die vorzüglichste weithintreffende Waffe. Die Erfindung der Schleuder wird von Plinius den Phöniziern, von andern Schriftstellern den Bewohnern der balearischen Inseln zugeschrieben. Es wäre vergeblich darüber zu streiten; denn es mögen gewiß mehrere Völker zu gleicher Zeit auf diese Erfindung

gekommen sein, so viel aber ist gewiß, daß die genannten Inselbewohner sich durch besondere Geschicklichkeit in Gebrauch dieser Waffe nusgezeichnet haben. Schon daraus läßt es sich beweisen, daß das Wort balearis als aatürliches Eigenschaftswort zu dem Worte Funda gesetzt wird, z. B. beim Virgil Georgica I. v. 309. Servius ist der Meinung, die Balearen seien die Erfinder, Plinius hält sie nur für die Lehrmeister der Griechen in dieser Kunst, die sie von den Phöniziern überkommen hätten. Noch jetzt sind die Bewohner dieser Insel sehr geübt darin, das jetzige Geschlecht hat also den Ruhm seiner Vorfahren auf sich vererbt. Schon die Kinder wurden im Schleudern geübt. Man feuerte ihren Eifer dadurch an, daß man ihnen nicht eher etwas zu essen gab, als bis sie ein gewisses Ziel getroffen hatten, oder die Speise selbst das Ziel sein ließ. Strabo zählt 3 Arten von Schleudern auf, die bei den Balearen üblich waren, eine sehr große und lange Art Macrocola genannt, andere von mittlerer Gattung und kurze Schleudern, Brachycola. Κωλα heißt eigentlich so viel wie Schwungriemen, es haben hiernach auch die drei verschiedenen Schleudern ihren Namen hiervon. Vieth erklärt in seinem „Versuch einer Encyklopädie der Leibesübungen (Berlin 1795) eine bei Livius vorkommende Beschreibung der Schleudern, welche die Achäer gebrauchten, als sie der Consul M. Fulvius zur Eroberung der Stadt Sames auf der Insel Cefalonia verwendete, folgendermaßen: „Die achajische Schleuder hat nicht bloß einfache Schwungriemen, wie die Schleudern der Balearen und anderer Völker, sondern besteht aus dreifachem, stark durchnähtem Leder, weil die Schwungriemen, wenn sie nur aus einfachem Leder bestehen, immer etwas schlottern, wodurch der geworfene Stein, oder die Kugel im Wurfe sich hin und her wälzet. Wenn aber alles aus drei-

fach über einander genähtem Leder besteht, so hat die ganze Schleuder mehr Consistenz. Der Stein bleibt, indem die Schleuder herumgeschwungen wird, am Bodenstücke in unverrückter Lage, und wird mit eben der Stärke und Bestimmtheit fortgetrieben, wie ein Pfeil von der Sehne eines Bogens." Die Stelle selbst lautet folgendermaßen:

Et est non simplicis habenae ut Balearica aliarumque gentium funda, sed triplex scrutale crebris suturis duratum ne fluxa habena volutetur in jactu glans, sed librata quum sederit, velut nervo missa excutiatur. Coronas modici circuli magno ex intervallo loci, assueti traiicere non capita solum hostium vulnerabunt, sed quem locum destinassent oris. Eae fundae Samaeos cohibuerunt, ne tam crebro, neve tam audacter erumperent: adeo ut praecarentur ex muris Achaeos, ut parumper abscederent, et se cum Romanis stationibus pugnantes quiete spectarent.

Vieth giebt als Nachsatz noch folgende Bemerkung: „Das ist freilich kein Muster einer guten Uebersetzung. Ich hoffe aber, daß die Stelle, die mir anfangs nicht recht verständlich war, doch einiges Licht dadurch erhält. Unter simplex habena einen einzelnen Schwungriemen zu verstehen, ist wohl der Sache nicht angemessen. Eine Schleuder muß immer zwei Schwungriemen haben, einen, den man festhält, und einen, den man beim Wurfe losläßt. Wo ich Leder-Riemen gesagt habe, kann man vielleicht auch andere Materien verstehen. Ich finde, daß man auch Schleudern von Wolle, Hanf ꝛc. gemacht habe." Seneca erzählt wohl etwas übertrieben von der Schnelligkeit und Gewalt des Schleuderns sic liquescit excussa glans funda et attritu aëris velut igne distillat. Außer den Balearen und Achaern rühmt Thucydides auch die Acarnarier als geschickte Schleuderer.

Wie sehr das Wettlaufen entweder zu Fuß oder auch das Wettfahren zu Wagen bei den Alten geübt und geschätzt wurde, ist bekannt, wir verweisen hier auf einen bereits früher abgehandelten ausführlichen Artikel dieser Encyklopädie, Th. 66, S. 52 u. f.

Zur vollständigen gymnastischen oder allgemein gesagt physischen Erziehung der griechischen Jugend gehörten ferner die Uebungen im Bogenschießen, Reiten, Fahren und Schwimmen, die Sphäristik oder Kunst des Ballspiels und die Orchestik, worunter nicht bloß das Tanzen in unserm Sinne verstanden wurde, sondern auch die Mimik, als Ausdruck der Gemüthsbewegungen und Leidenschaften.

Der Bogen ist eine der ältesten und natürlichsten Waffen, auf welche der Erfindungsgeist des Menschen gekommen ist. Die Wahrnehmung der Elasticität mancher Körper, namentlich aber der Zweige eines Baumes, die herabgebogen wieder aufwärts schnellen, führte ganz natürlich auf den Gedanken, mit Hülfe dieser zurückschnellenden Bewegung einen Pfeil oder einen Stein in die Ferne zu schleudern. Frühzeitig fertigte man Bogen von festem Holze und bediente sich eines Seils, Riemens oder der Pferdehaare und anderer Materialien, um eine Sehne zwischen die beiden Arme zu spannen. Die Erfindung des Pfeils mag gleichzeitig geschehen sein. Der Ruhm trefflicher Bogenschützen, die ein sicheres Auge und eine sichere Hand hatten, verbreitete sich sehr bald im Lande. Wer nicht Kraft genug besaß, durch die Stärke des Leibes den Gegner, sei er ein Mensch, sei er ein Thier, zu bewältigen, der sucht ihn von fern durch den Pfeil zu erlegen. Ulysses war nach der Odyssee der stärkste und gewandteste Bogenschütz, und seinen Bogen vermochte er nur allein zu spannen. Die Freier der Penelope erkannten in dem Bettler sogleich den todtgeglaubten Ulysses bloß an der Leichtigkeit, mit welcher

er den Bogen spannte, und an der Sicherheit, mit der er durch die neun hinter einander aufgesteckten Ringe schoß. Philipp von Macedonien wurde von dem Pfeile des Aster in das rechte Auge getroffen, auf dem Pfeile selbst aber standen die Worte: dem rechten Auge Philipps.

Als besonders gute Bogenschützen wurden die Einwohner der Insel Creta gerühmt, die überhaupt in der Erziehung ihrer Kinder den Spartanern nachahmten. In späterer Zeit wurde die Sehne des Bogens aus Pferdehaaren gearbeitet; früher verwendete man dazu lederne Riemen. Die Pfeile waren aus sehr leichtem Holz oder Rohr gearbeitet und hatten vorn eine Spitze, hinten aber eine Art Gefieder. — Derjenige, welcher nun hinreichende Geschicklichkeit im Ringen, Wettlaufen, Springen, Discuswerfen, Schleudern und Bogenschießen erlangt hatte, erhielt den Namen Pentatleth, während derjenige, der zugleich im Ringen und Faustkampf erfahren war, Pankratist hieß. Alle diese Uebungen waren dazu bestimmt, die Jugend zur Uebung der Körperkräfte, zur Enthaltsamkeit, zur Erduldung von Strapazen und zur Tüchtigkeit im Kriege zu gewöhnen. Mit der Ansicht der Alten über den Nutzen der Erziehung der Jugend durch körperliche Leibesübungen, stimmt auch überein, was von den meisten neueren Pädagogen darüber gedacht und ausgesprochen worden ist. Wir werden noch öfters Gelegenheit haben auf die Gewährsmänner dieser Ansicht zurück zu kommen und führen hier einstweilen eine Stelle aus dem Werke eines verdienstvollen Gelehrten, des Doctors der Philosophie und Directors der Herzoglich Anhalt-Dessauschen gymnastischen Academie, und der gymnastisch-orthopädischen Heilanstalt Joh. A. L. Werner, „Gymnastik für Volksschulen (Dresden und Leipzig, 1840)" an. Diese lautet in der Einleitung folgendermaßen:

„Woher entsteht die Verweichlichung unseres Geschlechts, woher das allgemeine Siechthum, das gleich einem Krebsschaden immer weiter um sich frißt, und von Generation auf Generation forterbt, woher das stete Entnervtsein unseres Zeitalters?

Durch weiter nichts als dadurch, daß wir mehr die geistige als die physische Ausbildung unserer Jugend vor Augen hatten.

Wohlan, laßt uns diesem Uebelstande steuern, laßt uns mit vereinigten Kräften dahin wirken, diesen Krebsschaden auszuroden, auf daß eine kräftige Generation erwachse.

Schon frühzeitig setzt man jetzt leider der Jugend den Wurm der Zerstörung in den zarten Keim, und arbeitet dem Plane der Natur entgegen, denn sobald sich des Kindes Kräfte entwickeln, sperrt man dasselbe in dumpfe Stuben ein, überladet es mit einer Menge von anstrengenden Geistesarbeiten, und raubt ihm jede Gelegenheit, durch munteres, fröhliches Umhertummeln in der freien Luft die Kräfte des Körpers zu üben und zu stärken.

Aber was ist die Folge dieser unnatürlichen Erziehung?

Der Kreislauf des Blutes wird durch ein immerwährendes Stillsitzen gehemmt, durch die Entziehung der nöthigen Bewegung wird das Blut wässerig, die feineren Theile desselben bleiben in den zarten Gefäßen und in den Zellgeweben zurück, und es entstehen daraus allerlei krankhafte Zufälle. So wird z. B. der Magen schwach, es treten Verstopfungen der Eingeweide ein, und der Körper erhält gewöhnlich ein bleiches, aufgedunsenes Ansehen.

In der freien, leichten Bewegung des Spieles, in der reinen, heitern Luft, da soll sich der Geist des Kindes nach und nach entwickeln und erkräftigen. Aber weit davon entfernt, reißt man es grausam aus den

stärkenden Spielen, und zwingt den unreifen Geist zu unnatürlichen Anstrengungen und zu ernsten abstumpfenden Arbeiten, erhitzt und verschwendet die jugendlichen Säfte, welche von der Natur nur zur Ausbildung und Vervollkommnung des wachsenden Körpers bestimmt sind, auf eine unerhörte Weise.

Wird die noch schwache Hirnfaser des Kindes durch zu frühe Geistesarbeiten geschwächt, so muß nach dieser unnatürlichen Anspannung nothwendig eine Abspannung erfolgen, denn das Hirn des Kindes ist zum Denken, Urtheilen und Philosophiren eben so wenig geeignet, als das noch unreife Muskelsystem fähig ist, schwere, Mannskraft erfordernde, körperliche Arbeiten zu verrichten. Die Arbeiten des Geistes kosten überhaupt dem Körper weit mehr Kräfte, als eine verhältnißmäßige Beschäftigung des Leibes, wie dies die Körperbeschaffenheit der sitzenden Handwerker im Vergleich mit derjenigen der sitzenden Gelehrten beweist, und wenn ernstes Lernen oder Arbeiten vom Morgen bis zum Abende ohne alle Erholung schon den Erwachsenen schädlich ist, um wie viel mehr muß dies auf Kinder nachtheilig einwirken, wo der Körper noch in der Entwickelung begriffen ist."

Dr. Büreaud-Riofrey sagt in seinen „Hauptlehren über eine gedeihliche körperliche Erziehung" wie folgt: „Das Leben würde in Organen, die in einer vollkommenen Ruhe verbleiben, nicht unterhalten werden können. Alles regt sich, Alles bewegt sich, Alles zittert im organischen Körper, und die innern und äußern Bewegungen sind ein Anzeichen des Lebens. Die Pflanzen, obschon sie dem Mutterboden fest einverleibt sind, werden von den Winden bewegt, und die Bewegung dient sicher zu ihrer Entwickelung. Außer den innern, von seinem Willen unabhängigen Bewegungen, wodurch das Herz schlägt, sich ausdehnt und zusammenzieht, der Magen verdaut ꝛc., besitzt der Mensch

freiwillige oder äußere Bewegungen, welche seiner ganzen Maschine neuen Impuls und neue Thätigkeit geben. Wenn der Mensch die Wohlthaten seiner Körperübung, die Bewegung, vernachlässiget, so erschlaffen seine Funktionen, und er wird der mächtigsten Reize seines Organismus beraubt. Alles strebt nach Bewegung, selbst der Gedanke durch die Gefühle, welche sie begehren. Gewiß es ist nichts dem allgemeinen Interesse würdiger, als die Leibesübungen, nichts hat sich segensreicherer Folgen zu erfreuen, als eine treue Sorgfalt, welche denselben von frühester Jugend an gewidmet wird.

Der Hauptzweck der Erziehung soll der sein, daß eine gesunde Seele in einem kräftigen und gesunden Körper wohne, denn die Erfahrung lehrt, daß den Menschen weder Geld, noch Gelehrsamkeit, noch irgend etwas Anderes vor den traurigen Folgen schüzzen kann, die aus einem von Jugend auf vernächlässigten und verweichlichten Körper entstanden sind.

Wir würden nicht so viele kranke und schwächliche Menschen mit gekrümmtem Rückgrate oder gebogenem Kopfe einhergehen sehen, hätte man in ihrer Jugend über die geistige Ausbildung nicht ganz und gar die körperliche vergessen, hätte man durch zweckmäßige Leibesübungen der Natur in der Entwickelung des Körpers geholfen, anstatt ihr geradezu systematisch entgegen zu arbeiten.

Wenn, wie oben erwähnt wurde, die Gymnastik auf die Weise als das beste Mittel zur Erlangung der Gesundheit zu betrachten ist, so dient sie auch andererseits dazu, dieses unschätzbare Gut zu erhalten, den Körper gegen den oft nachtheiligen Einfluß der Witterung und den schnellen Wechsel der Temperatur abzuhärten, so wie ihn zur Ausdauer in körperlichen Anstrengungen oder Leiden fähig zu machen.

Fühlt der Mensch sich körperlich wohl und gesund,

so hat er zu Allem, was er unternimmt, frohen Muth, er ist für das Gute und Schöne, das ihn umgiebt, empfänglicher, aus seinem Gemüthe schwinden alle düsteren und beunruhigenden Gedanken, ängstliche Sorgen finden in seinem Innern keinen Raum, er erlangt mehr Selbstvertrauen und fühlt sich gewachsener, die Widerwärtigkeiten, die auf ihn einstürmen, mit Muth zu ertragen. Seine Geistesthätigkeit gewinnt mehr an Kraft und Leben, und er ist in jeder Hinsicht zur Veredlung und Vervollkommnung fähiger.

Preusker pflichtet in seiner inhaltschweren Schrift über Jugendbildung unserer Meinung bei, indem er sagt:

„Schon manche vor lauter Gelehrsamkeit dumm gewordene Leute erhielten durch öftere Körperbewegung, durch eine einfache Gymnastik ihren vorigen gesunden Menschenverstand wieder. Wie kann der kränkliche Arzt, Jurist ꝛc. bei aller Gelehrsamkeit seinen Posten ausfüllen, wenn es ihm an einem gesunden Körper gebricht? Wie viel Unheil kann nicht ein mürrischer, kränklicher Richter anstiften, wenn er durch harte, schonungslose Urtheilssprüche mit Gewalt das scheinbare Recht herbeizieht, Angeklagte durch Aufschub einer Untersuchung im Kerker verkümmern läßt! Wie kann der Seelsorger freudigen Trost zusprechen, der Jugendlehrer von den Vortheilen der Gesundheit reden, wenn ihre Persönlichkeit ihrem Vortrage widerspricht? — Wer in seiner Jugend Gymnastik getrieben hat, der braucht nicht, wenn er als Arzt, Geistlicher, Jurist ꝛc. dem Nächsten zur Hülfe eilt, oder wenn er sonstige Geschäfte im Winter oder bei sonst rauher Witterung zu besorgen hat, erst ängstlich nach Thermometer oder Barometer zu blicken, er braucht nicht vor jedem rauhen Lüftchen zu erschrecken, er hat nicht nöthig, sich mit Pelzstiefeln, Eisstacheln, mit doppelter

oder frischer Wäsche u. s. w. zu bepacken, sogar wenn er einen entfernten Weg (der ja keine Weltumsegelung oder Nordpol-Expedition ist) zu machen hätte.

Hierzu stellen wir eine dritte Ansicht, die Guths-muths äußert. Sie ist folgende:

„Es gab eine Zeit, wo man von Krankheiten sehr wenig wußte, wo das Alter die einzige Krankheit und der Tod der einzige Arzt war. Sie stand nicht, wie uns die Alten sagen, unter dem Scepter Saturns, sondern der Natur. Da, wo man diese Herrschaft nicht mehr anerkennen wollte, entfloh die goldene Zeit, und die Menschen fingen an, Medicin zu studiren. Aber sie weilt noch jetzt hier und dort, wo der Natur-Mensch im glücklichen Klima nach mäßiger Arbeit im Schatten des Brod-Baumes ruht; wo er schwarz gebrannt durch sengende Hitze Cassave und Reiß baut, wo er meilenweit den Hirsch und den wilden Ochsen verfolgt, oder der friedlichen Heerde wartet, am Niger und Missisippi, in den Alpen nnd im Hochlande.

Nur eine Revolution ist die größte — die Umwand-des rüstigen Natur-Menschen in ein schwaches, verfeinertes Geschöpf; jede andere ist gegen sie nur ein Kinderspiel Jetzt, nach einer Uebersicht von ein paar Jahrtausenden, die im Schicksale der Menschenkinder überall und immer dieselben Folgen von Rohheit und Verfeinerung aufdecken, fällt es dem Beobachter etwas schwer auf's Herz, wenn er beiderlei Zustand neben einander stellt, beiderlei Lebensglück auf die Schaale legt. Auf der einen Seite der rüstige Natur-Mensch in der Fülle körperlicher Gesundheit und Kraft, mit weniger leicht zu befriedigenden Bedürfnissen; sein Auge strahlt vom Vergnügen des Daseins, ihm ist durchaus wohl im Gefühl seiner Stärke und Freiheit; und wenn ihn etwas drückt, so ist er kraftvoll genug, zu widerstehen. Er genießt des Lebens, so lange es da ist, versteigt sich nie phantasievoll in die Regionen

der Chimären, kämpft nie mit kranken Einbildungen, und wenn ihm einst der Tod alle Natur-Geschenke abfordert, so verabschiedet sich keiner so leicht, als er. — Auf der andern Seite der verfeinerte Mensch von zärtlicher Gesundheit und körperlicher Schwäche mit einer unendlichen Reihe von Bedürfnissen. Sein Auge spricht nur gar zu oft den bittern Verdruß aus, den er in seiner Lage empfindet, wirklich oder eingebildet, ist das nicht gleich? Ihm ist übel, er ist krank im Gefühl seiner Schwäche, er will mehr, als er kann, er leidet beim Druck, er unterliegt ihm, statt zu widerstehen. Seine Wünsche vermehren sich, wenn der der Tod kommt."

„In diesen Gedanken liegt wohl viel Wahres. Ich bin kein Freund von arkadischen Träumereien; ich weiß, daß auch der Natur-Mensch mit Krankheiten, mit Mangel und mit den Schwächen des Alters kämpft, aber immer auffallend weniger und glücklicher als sein versteinerter Bruder, der seine wirklichen Leiden durch ein ganzes Heer eingebildeter vermehrt, und nervenschwächer, weniger fähig zum Ertragen und Widerstehen ist. Jener genießt fast ununterbrochen bis an die Stufen des Alters die Süßigkeit eines Lebens, das wir nur, wenn es uns gut geht, im glücklichen Alter der Kindheit kosten, dieser endet oft schon mit dem Knaben-Alter den Genuß desselben, und sinkt in die Arme des Grames und der Kümmernisse. Kurz, bei Jenem, körperliches Wohlsein neben der Rohheit des Geistes; bei Diesem, Siechheit und Verfeinerung neben Geistes-Cultur."

„Es bleibe hier unentschieden, wer von beiden der Glückseligkeit des Lebens am meisten genieße, aber so viel ist gewiß, vereinigen wir in Gedanken die körperlichen Vollkommenheiten des Natur-Menschen mit der Geistes-Cultur des verfeinerten Erd-Bewohners,

so erblicken wir das schönste Ideal unserer Gattung, ein Ideal, bei dessen Anblick unser Herz stärker schlägt.

„Die Vereinigung ist ein Problem, an dessen Ausführung man längst dachte, das man für möglich, bald für unmöglich hielt, es ist wahrhaftig eins der größten, der interessantesten für die ganze verfeinerte Menschheit. Vielleicht nicht ausführbar bis zur größten Vollkommenheit — ich zweifle selbst daran; aber berechtigt uns das, es ganz aufzugeben, und Alles seinem, wahrlich nicht guten Gange zu überlassen? Und dann erzählt uns nicht die Geschichte, von dem schönsten Volke des Alterthums, daß es jene Vereinigung bis zu einem merklich hohen Grade zu Stande brachte? Hier ist mit zwei Worten frei heraus meine Meinung über die Art, wie sie möglich sei: Cultivirt den Menschen so viel als möglich, schließt seine natürliche Rohheit ab; aber unterwerft ihn nie der entnervenden Verfeinerung."

„Vor allem müssen wir hier die Wörter etwas genauer bestimmen, weil die Sachen so verschieden sind. Cultur ist nicht Verfeinerung; jene ist ächte Bildung des geistigen und körperlichen Menschen, diese eine geschmackvolle Verzärtelung unserer Sinnlichkeit; jene wahre Vervollkommnung unsers ganzen Wesens, diese eine modische Schminke, ihm vom Geiste des Zeitalters aufgelegt, jene wirkt wahre Kraft-Vermehrung, diese Schwächung unserer Kräfte. Liegt nicht in dem Begriffe des Verfeinerten auch der des Schwachen? Wir würden, sagt Ackermann, gewiß nicht so viel ausgedörrte Personen und weniger Unglückliche sehen, welche die Verschwendung ihrer Kräfte zu Opfern des Todes macht, wenn unsere Sitten weniger verfeinert wären. Jene, die Cultur meine ich, giebt uns Mädchen und Weiber, die das Nasse nicht scheuen, die ihrer Haushaltung tapfer vorstehen, ein Häufchen selbst ernährter Kinder erziehen, die nicht

Toilette machen, sondern sich nur auf gut deutsch ankleiden. Geschöpfe von gesunden Empfindungen, von reinem gebildeten Verstande, die den Mond lieb haben, nicht als Zeugen ihrer Leiden und Erbarmer, sondern — weil er die Nächte erheitert; die an geschiedten Büchern Geschmack finden, aber fast keinen Roman verdauen, weil der Spaß zu abgenutzt und die Lüge zu lang ist. Jünglinge und Männer, die sich zu jenen Weibern passen, diese empfindliche, mondsüchtige Geschöpfe, Mädchen, die vor dem verdorrten Bäumchen niederknieen, und weinend das Schicksal des armen Dinges beklagen. Es ist Zeit abzubrechen. Ein Beispiel soll uns den Unterschied anschaulicher machen."

„Ein zweiter Rousseau geht nach Amerika, um dort das größte Problem der Erziehung, von dem ich so eben sprach, auszuführen. Ein junger Huron, oder wen man sonst will, wird der Gegenstand derselben. Er behobelt das rohe Kind der Natur, übt die Fähigkeiten seines Geistes, bildet sein Herz, erweitert seine Kenntnisse, gebraucht dazu alle Hülfsmittel, kurz, er weihet ihn in die Wissenschaften unsers Erdtheiles ein, überläßt es aber übrigens seiner Lage unter einem rüstigen Natur-Volke und seinem Magen, die physische Erziehung zu vollenden; und auf dieser Seite einen ächten, starken, gesunden Huron aus ihm zu bilden. So ist die Erziehung endlich vollendet, und wir haben einen cultivirten Naturmenschen."

„Wie aber, wenn der Rousseau den jungen Huron in einem europäischen Zimmer auferzogen, vor allen rauhen Eindrücken der Witterung und des Lebens sorgfältig geschützt, mit erkünstelten Speisen genährt, zärtlich gepflegt, an Luxus gewöhnt, durch körperliche Unthätigkeit, durch Unterstützung von weiblichen und männlichen Dienern geschwächt, und sein Gefühl bis zur Empfindelei gespannt hätte? — so wären

alle diese Arbeiten zu tief gegangene Hobelstöße, sie wären bis in's Mark gedrungen, verschwunden wäre der Natur-Mensch, und wir hätten nur noch den cultivirten und verfeinerten übrig. Lasset uns nicht mehr verfeinern, ein zu zartes Gewebe zerreißt, wenn der Wind hineinbläst. Aber Cultur im ganzen Umfange des Wortes, ich meine in körperlicher und geistiger Hinsicht, sei der Zweck unserer Erziehung. Wer ihn erreicht, erzieht vollkommen, er belebt uns das schöne Gedankenbild, von dem ich vorhin sprach, mehr oder weniger, je nachdem er beide Theile der Erziehung mehr oder minder in Harmonie zu setzen versteht.

Unsere physische Erziehung ist gegen die geistige, um mich so auszudrücken, zu kraftlos, diese hat, und wenn wir auch darunter blos reine, ächte Cultur des Geistes verstehen, über jene das Uebergewicht, man denke sie sich aber, wie es der Fall ist, mit Verfeinerung verbunden, wie soll der Mensch gedeihen? wie sich dem Ideal nähern, das aus der Harmonie seiner Kräfte entsteht? — —"

„Lasset uns demnach der körperlichen Erziehung mehr Ton und Kraft geben, dem, was ich Verfeinerung nannte, wirksam entgegenarbeiten, und so sei denn der einzige wahre Hauptzweck der Gymnastik Harmonie zwischen Geist und Leib."

Man sieht hieraus, daß es einer langen Reihe von Jahrhunderten bedurfte, ehe man im Allgemeinen die gesunde Ansicht der Alten auch bei uns wieder zur Geltung bringen konnte. Wir werden im spätern Verlauf der Geschichte der Gymnastik, die uns hier als Einleitung, zugleich aber auch als integrirender Theil des Artikels Turnkunst dient, sehen, wie man allmählig auf ganz andere pädagogische Grundsätze gekommen ist, und das naturgemäße System der Gymnastik verlassen hat.

Daß die Griechen die Leibesübungen nicht blos zur

Belustigung der Zuschauer getrieben haben, sondern daß sie dabei einen höheren ethischen Zweck im Auge hatten, geht eines Theils aus dem Ruhme derjenigen, welche sich darin auszeichneten, und welche zu besingen die größten Dichter nicht für unwerth achteten, hervor, andern Theils aber auch aus den Gesetzen, welche sowohl in den Gymnasien streng beobachtet wurden, als auch bei den öffentlichen volksthümlichen, festlich heiligen, olympischen, isthmischen und andern Spielen.

Auf die Uebertretung derselben waren gewisse Strafen gesetzt, von denen die schimpflichste die Ausschließung vom Kampfe und von der Theilnahme am Siege und an der Belohnung war. Man ging sogar so weit, daß man körperliche Züchtigung verhängte, mit deren Execution die Rhabduchen oder Mastigophoren beauftragt waren. Letzteren Strafen waren z. B. diejenigen unterworfen, welche, ehe das Signal gegeben war, in das Stadium vorsprangen und ihre Gegner angriffen, und diejenigen, welche ihre Gegner bei dem Pankratium zu schonen suchten, oder nachlässig kämpften. Die bestehenden Gesetze der Gymnasien lassen sich in folgende sieben Punkte zusammenfassen:

1) Kein Athleth, und überhaupt kein Jüngling, der sich im Gymnasio übte, durfte Etwas thun, was die Keuschheit und die guten Sitten beleidigen konnte, zumal da bei den meisten Uebungen der Leib entblößt war; 2) Keiner durfte Wein trinken, der Wollust und der Liebe ergeben sein, um nicht dadurch den Körper zu erhitzen oder zu entkräften. Keinem war erlaubt durch gesetzwidrige und boshafte Kunstgriffe sich den Sieg zu verschaffen. So durfte also kein Wettläufer dem andern ein Bein stellen, ihn mit der Hand zurückstoßen ꝛc. Kein Ringer oder Pankratist durfte den andern vorsätzlich tödten. Dadurch unterschieden sich diese Kämpfer von den blutigen Fechterspielen der Rö-

mer. Geschah es aber, daß einer beim Kampfe sein Leben einbüßte, so wurde derjenige, welcher am Leben und Sieger blieb, zwar nicht am Leben bestraft, aber der Sieg wurde ihm nicht zuerkannt. 3) Kein Ringer und Pankratist durfte den andern beim Kampfe beißen, ihn in die Augen schlagen, ihn in die Seite stoßen, und so an die Gurgel fassen, daß er Gefahr lief, erdrosselt zu werden. Das Alles nannte man κακομαχειν. Doch war dies den lacedemonischen Athleten nicht untersagt, wovon Plutarchus in Apophteg. Laconicis eine artige Anekdote vorführt. 4) Kein Athlet, zumal wenn er in feierlichen Spielen um den Preis kämpfen wollte, durfte von unfreien Eltern geboren, durch üble Sitten berüchtigt, oder gar durch Schandthaten gebrandmarkt sein. 5) Wer sich nicht zur gesetzten Zeit bei den feierlichen Spielen einfand, verlor die Erlaubniß, öffentlich um den Preis zu kämpfen. 6) Wer aus Zaghaftigkeit oder aus einer andern Ursache sich weigerte, mit seinem ihm angewiesenen Gegner zu kämpfen, oder wer vor Entscheidung des Kampfes seinem Gegner zu entrinnen suchte, wurde für überwunden erklärt. 7) Keiner durfte seinen Gegner bestechen, und sich also gleichsam den Sieg erkaufen.

Nicht gerade zu dem gymnastischen Cursus, doch aber zu denjenigen Leibesübungen, welche zugleich als Belustigung dienten, gehörten mehrere Spiele, von denen wir einige der vorzüglichsten nennen. Zuerst gehört hierher ein Spiel, welches bei denjenigen Bachusfesten, die den Namen Ascolia trugen, gespielt wurde, und daher den Namen ἀσκωλιασμοι führte. Man verfertigte nämlich in Athen und im ganzen attischen Gebiete aus den abgezogenen Fellen der Böcke, welche dem Bachus zu Ehren geopfert werden sollten, und zwar als Thiere, welche den Weintrauben vorzüglich schädlich sind, Schläuche (ἀσκοι) oder Ballons,

welche aufgeblasen wurden, und auf welchen nun die Jünglinge und Mädchen auf einem Fuße umherhüpften; das Aeußere des Schlauches war mit Oel bestrichen, um ihn schlüpfrig zu machen. Derjenige, welcher niemals ausglitt, sondern sich immer im Gleichgewicht zu erhalten wußte, war der Sieger, und erhielt als Belohnung den mit Wein gefüllten Schlauch, bisweilen war es auch schon hinreichend, wenn man sich, ohne auf den Schlauch selbst zu springen, nur recht lange Zeit hüpfend auf einem Fuße im Gleichgewicht halten konnte, oder andere Tänzer, die sich beider Füße bedienten, auf obige Weise springend einholte. Eine zweite Art der Spiele war der Kreisel (τροχος), der auf ähnliche Weise getrieben wurde, wie noch heute bei uns. Eine dritte Art, welche besonders bei den Lacedämoniern üblich war, hieß Bibasis, und bestand darin, daß man mit beiden Füßen aufsprang und mit den Fersen sich selbst von hinten zu treffen versuchte; man zählte die Sprünge und wer die meisten zu Stande gebracht hatte, war Sieger. Ebenfalls hierher zu rechnen sind zwei Arten Schaukeln, die eine von Stricken, wie die unsere gemacht, die andere hatte Aehnlichkeit mit den russischen Schaukeln, das heißt, sie ging rund herum um eine Welle. Die Griechen kannten auch das Reifenspiel, und bedienten sich dazu eines eisernen mit Ringen versehenen Reifens, von der Größe eines Wagenrades, und eines eisernen Stabes, womit er getrieben wurde. Eine andere Belustigung war die, daß sich nach der Beschreibung des Pollux die Kinder in zwei Reihen gegen einander über aufstellten und sich an den Händen faßten, indem sie versuchten, den Gegner zu sich herüber zu ziehen. Cindalismus hieß ein Spiel, bei welchem man zugespitzte Pflöcke von Holz in einen lockern Boden steckte, und sie durch andere geworfene Hölzer umzustürzen und fortzuschleudern suchte. Dies hat

Aehnlichkeit mit dem Pfahlspiele unserer Kinder. Außer diesen gab es noch manche andere Lustbarkeiten und Feste, bei welchen die Gewandtheit des Körpers oder die Stärke eine Hauptrolle spielte. Gelegenheit dazu gaben in der Regel die Opferfeste zu Ehren der Götter.

Auf der einen Seite ausgebildeter, auf der andern Seite aber schon von der Einfachheit und dem natürlichen Charakter und Zweck der Gymnastik bei den alten Griechen abweichend, finden wir die Gymnastik bei den Römern. Während die Hellenen vorzugsweise ein pädagogisches Ziel dabei im Auge hatten und gymnastische Wettkämpfe deshalb öffentlich veranstalteten, damit der Eifer, die Liebe zu denselben allgemeine Verbreitung unter dem Volke finde, so nehmen die bei den Römern öffentlich veranstalteten Leibesübungen und Wettkämpfe mehr den Charakter des Schauspiels an, welches zur Lust und Ergötzung des Volks, weniger aber zur Lehre und Aufmunterung desselben gegeben wurde. Die edelsten Griechen fanden die höchste Ehre darin, Sieger in einem solchen Kampfe gewesen zu sein, in Rom aber hielten es die Patricierfamilien nicht vereinbar mit der Vornehmheit ihres Standes, öffentlich als Kämpfer aufzutreten, ja es haftete an den Personen, die sich auf diese Weise öffentlich zeigten, gerade wie noch vor mehr als funfzig Jahren an unsern Commödianten, ein gewisser Makel von Unehre, weshalb denn nicht selten nur Sclaven oder Personen aus der niedrigsten Klasse der freien Bürger sich dazu hergaben, als öffentliche Ringer und Gladiatoren aufzutreten. Schon Cornelius Nepos sagt: Scimus enim musicam nostris moribus abesse a principis persona; saltare vero etiam in viliis poni. Quae omnia apud Graecos et grata et laude digna docuntur. Als später der Kaiser Nero es wagte, selbst öffentlich als

Sänger und Histrione aufzutreten, so hielt man dies für ein Zeichen der Verrücktheit. Unter diesem Kaiser war es auch, daß die ersten Gymnasien nach dem Muster der griechischen erbauet wurden. So viel Uebles sich auch von diesem Kaiser als einem Tyrannen nachsagen läßt, das Eine muß man an ihm rühmen, daß er sich bestrebte, alte griechische Sitten nachzuahmen, und sich selber von Jugend auf in allen Leibesübungen, namentlich im Reiten, Fahren und Fechten ausgezeichnet hatte. Seine Neigung zu alle dem, was Gymnastik heißt, ging so weit, daß er selber nach Olympia zog und an den dortigen öffentlichen Spielen Theil nahm. Er ging sogar als Sieger daraus hervor und hielt als solcher einen Triumpheinzug in Neapel und Rom bei seiner Rückkehr. Seine Eitelkeit und Sucht sich als Sänger hören zu lassen, ging freilich ins Lächerliche. Suetonius erzählt hiervon: wenn er sang, so durfte Keiner, auch wegen der wichtigsten Ursachen, nicht fortgehen; daher kam es, daß einige Weiber im Theater niederkamen, und viele vor Ekel und langer Weile über alles Hören und Loben heimlich von der Mauer sprangen, weil die Thüren verschlossen waren. Wenn es ihm des Nachts einfiel, Theater zu spielen, so mußten die Senatoren aufstehen und ihm zusehen. Dergleichen Lächerlichkeiten und Thorheiten trieb er mehrere, und so finden wir auch bei diesem Kaiser bestätigt, daß Thorheit und Grausamkeit nahe mit einander verwandt sind und daß liebenswürdige Eigenschaften leicht in Laster ausarten. Wenn wir behaupteten, daß die Römer in Beziehung auf die Gymnastik weit hinter den Griechen zurückstanden, so soll damit doch nicht gesagt sein, daß sie dieselbe ganz verachteten. Die Römer waren von Natur ein kriegerisches tapferes Volk. Ihre Jugend, namentlich die Krieger mußten so gut, wie die Griechen, und vielleicht noch mehr, in allen Beziehungen

abgehärtet sein, um die Beschwerden des Krieges ertragen zu können; wir finden in vielen römischen Geschichtsschreibern den Ruhm der Enthaltsamkeit und der Kraft, die größten Anstrengungen zu ertragen. Es war also nicht möglich, daß bei der Erziehung die Gymnastik hätte ganz vernachlässigt werden können; sie ward aber bei den Römern einseitiger und nur zum Zweck der Kriegerbildung betrieben, während bei den Griechen die Erziehung des ganzen Menschen, des leiblichen sowohl als des geistigen, das Ziel aller Pädagogik war. Wir haben hierüber oben eine Stelle des Platon, die sich deutlich hierüber ausspricht, angeführt.

Die öffentlichen Spiele der Griechen trugen einen nationalen feierlichen Charakter, bei den Römern aber nahmen sie die Gestalt gewissermaßen roher Brutalität und Barbarei an, und arteten nicht selten in gräßliche blutige Schauspiele aus, denen das Volk mit grausamer Wollust zuschauete. Das Edle, das menschlich Schöne, nach dessen Ausbildung die Griechen strebten, war den Römern fremd, und es war mehr eine rauhe, fast rohe Tapferkeit, die ihnen als Summa aller männlichen Tugenden erschien, weshalb auch das Wort Tugend, Virtus, nichts anders ist, als die volle ganze Männlichkeit.

Die öffentlichen Schauspiele der Römer zerfielen in circensische, das heißt solche, die im Circus und im Amphitheater gegeben wurden, und in scenische, deren Schauplatz das Theater war. Die Circenses waren der Fünfkampf, Certamen gymnicum, der wie bei den Griechen im Ringen, Faustkampf, Laufen und Springen bestand, das Wettrennen mit Wagen und Pferden, die Nachahmung von Land- und Seeschlachten im Kleinen, der Kampf mit wilden Thieren, die Gladiatorenkämpfe und das sogenannte Trojaspiel, Ludus trojanus. Die meisten derselben sind an andern

Orten schon abgehandelt worden. Die Land- und Seeschlachten z. B. unter dem Art. Schlacht, die Gladiatorenkämpfe in dem Art. Fechter-Spiele der Römer, Th. 34, S. 13 bis 43. Wir stellen hier nun noch Einiges im Allgemeinen über diese Materie in der Kürze zusammen.

An den Kämpfen mit wilden Thieren hatte das römische Volk ganz besonderen Gefallen, namentlich zur Zeit der Kaiser. Die wilden Thiere mußten entweder gegen einander selbst oder gegen Menschen kämpfen, und dieses war, wenn man so sagen will, ein wirklich kaiserliches Vergnügen, denn es wurden dabei ungeheure Summen verschwendet. Der Kaiser Augustus ließ einmal 36 Krokodile in den Circus bringen, und Calligula gar einmal 400 Löwen.

Mit wilden Thieren kämpften Menschen entweder freiwillig oder gezwungen. Die Letzteren waren zum Tode verurtheilte Verbrecher, die um die wenigen Augenblicke, um welche sie ihr Leben gegen den Angriff der Bestien vertheidigten — denn sie erlagen doch zuletzt — den zuschauenden jauchzenden Römern ein gar prächtiges Schauspiel boten. Oft kam es auch wohl vor, daß die Richter großmüthig genug waren, einem recht tapferen Thierkämpfer endlich das Leben zu schenken. Diese Art von Kämpfen gehört eigentlich gar nicht hierher; wir berühren sie deshalb nur flüchtig und verweisen in Bezug der nähreren Mittheilungen auf den Art. Leibesübungen, Th. 72, S. 523 u. f. Cassiodorus nennt (L. V. ep. 42) die Athener als Erfinder dieser raffinirt grausamen Hinrichtungen, man kann aber an eine solche Entartung der griechischen Natur kaum glauben, und möchte eher für wahr halten, was andere Schriftsteller erzählen, daß die Römer in dieser Beziehung Schüler der Karthaginenser gewesen seien. — Es gab auch Leute, welche gegen wilde Thiere handwerksmäßig, das heißt, für Geld,

kämpften. Sie reiseten entweder in Gesellschaften umher oder blieben in Rom selbst, um immer bei der Hand zu sein, wenn den Großen oder dem Kaiser die Lust ankam, ein solches Schauspiel zu genießen.

Ein ursprünglich aus Thessalien stammendes Spiel war das Taurocatapsia. Es bestand darin, daß ein Reiter einem gehetzten Stier auf einem Pferde nachjagte, sich auf den Rücken desselben hinaufzuschwingen suchte und ihn alsdann so lange ritt, bis er ermattet zusammenstürzte. Der berühmteste Thierkämpfer war nach dem Zeugniß des Dio Cassius: der Lucius Priscillianius und nach Martial ein Liebling des Domitian: Carpophorus.

Der Ludi trojani oder sogenannten Troja-Spiele haben wir schon bei dem Art. Turnier, im 190sten Theile dieses Werkes, gedacht und dabei erwähnt, daß mehrere Schriftsteller den Ursprung der Turniere von denselben herleiten. Livius erzählt im fünften Buche, daß sich die Söhne der römischen Patricier viel mit Uebungen auf dem Pferde beschäftigten, um die nöthige kriegerische Sicherheit zu erwerben. Man nennt den Aeneas als den Erfinder dieser ritterlichen Spiele. Auf seiner Flucht von Troja, wo er ein ähnliches Spiel an dem Grabe seines Vaters Anchises anstellte, brachte er es zuerst nach Sicilien, und sein Sohn Ascanius von da nach Alba, von wo es die Römer erhielten. Während der Zeit der Republik war es lange Zeit in Vergessenheit gerathen, bis endlich Julius Cäsar es wieder erneuerte. Auch die nachfolgenden Kaiser, namentlich Augustus, Tiberius und Caligula, begünstigten es auch auf mannigfache Weise und munterten die Jugend durch Aussetzung von Preisen dazu auf. Es wurde anfänglich auf freiem Felde, nachher im Circus maximus aufgeführt und bestand darin, daß sich die daran theilnehmenden Jünglinge in zwei oder mehrere Haufen theilten, deren jeder ei-

nen Anführer, Princeps juventutis, hatte, die nun gegen einander eine Art Kampfspiel begannen. Ungefähr wie bei dem spätern Carousselreiten waren es künstliche Schwenkungen und künstliche Kämpfe, mit Waffen, die aus Horn oder Holz gearbeitet waren, damit keine gefährliche Verwundungen vorkommen sollten. Virgil beschreibt die Uebungen im fünften Buche seiner Aeneis in folgenden Versen:

Postquam omnem laeti consessum oculosque suorum
Lustravere in equis: signum clamore paratis
Epytides longe dedit, insonuitque flagello
Olli discurrere pares, atque agmina terni
Diductis solvere choris: rursusque vocati
Convertere vias, infestaque tela tulere
Inde alios ineunt cursus, aliosque recursus,
Adversis spatiis, alternosque orbibus orbes
Impediunt: pugnaeque cient simulacra sub armis
Et nunc terga fugae nudant, nunc spicula vertunt.
Infensi, facta pariter nunc pace feruntur
Ut quondam Creta fertur Labyrinthus in alta
Parietibus textum caecis iter, ancipitemque
Mille viis habuisse dolum, qua signa sequendi
Falleret indeprensus et irremeabilis error.
Haud aliter Teucrum nati vestigia cursu
Impediunt, texuntque fugas et praetia ludo:
Delphinum similes, qui per maria humida nando
Carpathium Lybicumque secant, ludumque per undas.
Hunc morem, hos cursus, atque haec certamina primus
Ascanius, longam mures quum cingeret Albam
Rettulit, et priscos docuit celebrare Latinos:
Quo puer ipse modo, secum qua Troïa pubes
Albani docuere suos: hinc maxima porro

Accepit Roma, et patrium servavit honorem
Trojaque nunc, pueri, Trojanum dicitur agmen,
Hac celebrata tenus sancto certamina patri.

Diejenigen Spiele der Römer, welche in Tanz und in scenischen Darstellungen bestanden, gehören, streng genommen, ebenfalls nicht in diesem Artikel, eben so wenig die halsbrechenden Uebungen gewisser Leute, die sich für Geld sehen ließen, und die man etwa, nach unsern jetzigen Begriffen, Seiltänzer, Equilibristen, Jongleure nennen würde. Wir finden hierüber ausführliche Beschreibungen, unter andern in der Byzantinischen Geschichte des Nicephorus Gregorius. Die betreffende Stelle ist bereits in dem Artikel Leibesübungen, Seite 533 bis 538 mitgetheilt.

Was die Leibesübungen, denen die Deutschen in frühester Zeit oblagen, anbetrifft, so haben wir hier nur die spärlichen Nachrichten römischer Schriftsteller, von denen Tacitus und Julius Caesar die hauptsächlichsten sind. Ersterer rühmt in seiner Schrift Germania an mehreren Orten die Stärke, Größe und Geschicklichkeit der Deutschen in allen kriegerischen Uebungen. Ihr ganzes Leben war nur auf Kriegführen, auf Einfälle in die benachbarten Länder gerichtet, und es war daher natürlich, daß die Kinder, welche mitten in der Schlacht, wenigstens in dem großen Heerlager geboren wurden, wohin die Frauen ihre Männer begleiteten, schon frühzeitig sich an das Kriegerleben gewöhnten, und in dem Beispiel ihrer Väter, welche den größten Ruhm in die größte Tapferkeit setzten, ein würdiges Vorbild hatten; sie wuchsen, so zu sagen, unter den Waffen auf; wie sie in den ersten Jahren ihnen zum Spielwerk gedient hatten, so lernten sie dieselben als herangewachsene Knaben, als Jünglinge schon zu ernsterem Zweck gebrauchen. Ein übliches Spiel derselben war es, nackt zwischen blan-

ken Schwerdtern und Spießen zu tanzen oder darüber zu springen, wie Tacitus dieses im 24. Cap. desselben Werkes erzählt: genus spectaculorum unum atque in omni coetu idem. Nudi juvenes, quibus et ludicrum est, inter gladios se atque investas frameas saltu jactant.

So wurden sie frühzeitig gewöhnt, den Anblick der Waffen unerschrocken zu ertragen. Im wirklichen Kampf war der Anblick des deutschen Fußvolkes den Römern jedesmal furchtbar, weil es sich in vollem Anlaufe auf den Feind stürzte, und mit einem Satze die vorgehaltenen Spieße überspringend den Gegner zu Boden drückte. Die zweite Lieblingsbeschäftigung der Deutschen, die Jagd, trug auch dazu bei, ihnen selbst in Zeiten des Friedens das Waffenhandwerk immer geläufig zu erhalten. Des Schwerdttanzes, in welchem sich die Jünglinge übten, ist eben gedacht worden. Sie hatten es darin zu einer großen Geschicklichkeit und einer gewissen Grazie gebracht, wie dieses die Worte des Tacitus bezeugen:

Exercitatio artem paravit, ars decorem: non in quaestum tamen aut mercadem: quamvis audacis lasciviae praetium est voluptas spectantium.

Die Nachrichten über deutsche Sitten und Gewohnheiten aus der frühesten Geschichte sind aber im ganzen viel zu dürftig, als daß wir speziel etwas Genaueres gerade über diesen Gegenstand berichten könnten. Eigene Geschichtsschreiber hatten die Deutschen noch nicht, und wir verdanken alle etwaigen Nachrichten römischen Schriftstellern; es ist daher leicht ersichtlich, daß sie mehr von den Begebenheiten sprechen, bei welchen die Römer selbst mit den Deutschen in Berührung kamen, als von den innern häuslichen Einrichtungen und der Erziehungs-Methode der deutschen Jugend. Noch zur Zeit Carl des Großen bestand die ganze deutsche Literatur nur aus wenigen

Gebetbüchern, Psalmen-Sammlungen und einigen epischen Gedichten, von denen nur Fragmente bis auf unsere Zeit gekommen sind. Wir wissen also nur, daß zur Zeit der fränkischen Könige noch immer die Jagd und der Krieg Hauptbeschäftigung der Deutschen gewesen sind, und daß sich erst später durch den Einfluß Italiens, mit welchem Karl der Große und seine nächsten Nachfolger in nähere Berührung kamen, nach und nach die Sitten der Deutschen umzugestalten und zu verfeinern begannen. In den Kämpfen gegen die Hunnen und Ungarn waren diese weniger glücklich und wurden öfters besiegt, dies kam aber wohl daher, daß die Art der Kriegsführung den Deutschen ungewohnt war, und sie erst in der Folge von öfteren Kämpfen so viel Erfahrung sammelten, daß sie ihnen unter Otto den Großen und Heinrich den Vogelsteller mit Glück Widerstand leisten konnten, und sie endlich ganz von den deutschen Grenzen vertrieben. In dem Artikel Turnier haben wir bereits etwas ausführlicher über die Entstehung der ritterlichen Spiele gehandelt, und gesehen, daß der erste Ursprung derselben sich auf den Kaiser Heinrich den Ersten, den Besieger der Ungarn im Jahre 933, obschon nicht mit völliger historischer Gewißheit zurückführen läßt. Der Adel war es also zuerst, welcher daran dachte, durch Anstellung öffentlicher Scheinkämpfe seine Jugend und den edelsten Kern der Nation zum Muth und kriegerischer Tüchtigkeit anzufeuern. Wir können die Turniere, weil sie öffentlich gehalten wurden, in mancher Beziehung mit den olympischen Spielen vergleichen. Die Geschichte des Turnierwesens hängt ganz genau mit der Geschichte des Turnens zusammen, wir müssen deshalb auf diesen Artikel, welcher das Ende des vorhergehenden 190sten Bandes bildet, ausdrücklich zurück verweisen. Außer den Turnieren, an denen ausschließlich die Ritterschaft

Theil nahm, gehören hierher die Fechterspiele des Mittelalters. Es bildeten sich ganze Gesellschaften mit verschiedenen Klassen, welche das Fechten nach einem bestimmten System trieben und lehrten. Jahn erzählt: Fechtergesellschaften gab es sonst in Deutschland zwei uralte von Kaisern bestätigte und bevorrechtete: die Gesellschaft von St. Marcus von Löwenberg, und die Gesellschaft der Freifechter von der Feder von Greifenfels. Jene hatten den heiligen Markus, diese den heiligen Veit zum Schutzheiligen. Der ersten Hauptmann war nebst der Lade und den Urkunden in Frankfurt am Main, der andern aber nebst Lade und Urkunden in Prag. Der Oberhauptmann beider Gesellschaften war beständig im Kaiserlichen Hoflager, als ihr Vertreter und Anwalt. Die Mitglieder beider Gesellschaften führten durchgehends gleiche Waffen, mußten das Ringen und Schwingen verstehen, hielten gleichen Fechtbrauch und hatten gleiche Fecht- und Ringgesetze, wonach Augenstoß, Bein- und Armbruch und Schäftstoß, das heißt nach dem männlichen Gliede, verboten war. Wer sich nicht in die Gesetze und den Brauch fügte, auch nicht mit reinen Stößen und Schlägen nach redlicher Fechter Weise umging, ward nicht für tüchtig und zunftmäßig geachtet, sondern als ein grausamer und tückischer Lux (Luchs von lugen) angesehen und Luxbruder (wälsch Naturalist) genannt. Ein Luxbruder konnte in keiner Fechtergesellschaft Gesell und Meister werden, durfte keine Fechtschule halten oder andere Uebungen als Lehrmeister treiben; doch gestatteten beide Gesellschaften, daß sich Luxbrüder mit ihnen auf Hieb und Stoß schlugen. Wer Meister werden wollte, wurde in öffentlicher und freier Fechtschule den anwesenden Brüdern vorgestellt, die ihn dann in allen ritterlichen Gewehren, von der kürzesten bis zur längsten und von der längsten bis zur kürzesten Wehre

nach ihrer besten Kunst und ihrem besten Vermögen probten und versuchten. Wenn er sich dann ehrlich und wehrlich, redlich und männlich gegen seine Gegner gehalten und ihnen auch aus allen ritterlichen Gewehren der Kunst gemäß genug gethan, so wurden sie vom Hauptmann gefragt: ob sie den gegenwärtigen — — für einen ehrlichen Meister des Schwerts erkennen wollten? Antworteten sie sämmtlich Ja — so wurde der ehrenfeste und mannhafte — — weil er die ritterliche und adeliche Kunst des Fechtens aufrichtig und ehrlich erlernt, und um seiner wohlbestandenen Fechtkunst Willen, woran jedermännlich Wohlgefallen gehabt und getragen zu einem angelobigen Meister des Schwerts geschlagen. Zuvor mußte er aber mit einem Eid angeloben und schwören: allen Gesetzen, so sich bei der Meister des Schwerts Freiheit befinden, treu und ehrlich nachzukommen, und denselben nicht widersetzen oder widerstreiten, noch viel weniger einem andern Anlaß dazu zu geben. Solcher Meister konnte laut Kaiserlicher Bevorrechtung den Degen an der Seite und die Feder auf dem Hute tragen, ritterliche Uebungen gleich den Adelichen treiben, auch zu Pferde turnieren, aller Orten unter Erlaubniß der Ortsobrigkeit Fechtschulen halten und ihre Geschicklichkeit öffentlich sehen lassen.

Die Gesellschaft der Markusbrüder war die älteste, die der Freifechter wurde die am meisten verbreitete. Gemeiniglich waren den Freifechtern zugethan: Drathzieher, Drechsler, Färber, Feuermauerkehrer, Gürtler, Hutmacher, Klipper oder Klempner, Messerschmiede, Nadler, Schlosser, Schneider, Schuhmacher, Seiler, Uhrmacher, Windenmacher und Zinngießer. Marcusbrüder hingegen waren mehr: Bäcker, Feilenhauer, Hammerschmiede, Kürschner, Posamen-

tirer, Rothgießer, Schellenmacher, Sägenschmiede und Tuchmacher.

Beide Gesellschaften hielten sehr auf Ehre, Zucht, Sitte, Treu und Glauben. Wer dawider frevelte, wider Verbot mörderlich Gewehr brauchte, oder damit verletzte; muthwillig Schulden machte und nicht bezahlte; überhaupt etwas beging, was ihm und der ganzen Gesellschaft zu Schimpf und Schande gereichte: — der wurde für einen untüchtigen Meister erkannt. Ihm wurde das Schwert öffentlich gelegt und er so aus der Rolle einer löblichen Zunft ausgelöschet und getilget. Siehe Gottfried Rudolph Pommer's eigentlich Bugenhagen „Sammlung historischer und geographischer Merkwürdigkeiten" nach des Verfassers Tode herausgegeben von Abraham Gotthelf Kästner. Altenburg bei Richter, 1752. Hier steht ein Meisterbrief eines Fechters von St. Marco und Löwenberg ertheilt: Danzig, den 22sten Junius 1682; ferner ein Lehrbrief eines Freifechters: Mainz, den 27sten Januar 1719 — und noch einer: Prag, den 15ten Junius 1735.

In Augsburg hatte Burgemeister und Rath die Ordnung der Fechtschulen dieser Gesellschaften in den Jahren 1568, 1596 und 1611 bestätiget. Sie hielten ihre Schulen für gewöhnlich im Tanzhause. Als dieses 1632 abbrannte, gab Konrad Bodenehr, Bürger und Methsieder, 1637 Hof und Stadel dazu her. Bodenehr ließ 1651 den Stadel zu einer Schaubühne einrichten, aber 1661 verkaufte er Gebäude, Schaubühne und Fechtschule zugleich mit der erlangten Gerechtigkeit an das ältere Almosen (Armenpflegamt), wobei aber die Fechterübungen fortdauerten. Die Fechtschule wurde baufällig und im Jahre 1776 bei Erbauung eines neuen Schauspielhauses gänzlich abgetragen. Der Turnfeind und allen männlichen Leibesübungen abholde Paul von Stetten der jün-

gere, in seiner „Kunst-, Gewerb- und Handwerksgeschichte der Reichsstadt Augsburg (Augsburg 1779)," kann darüber seine Freude nicht bergen.

Ueber die Fechtschulen in Nürnberg meldet [Will's] Historischdiplomatisches Magazin für das Vaterland. Nürnberg 1780 — 1782 (2ter Band, S. 513)": „Wenn die Fechtschulen zu Nürnberg aufgekommen, ist so genau nicht zu sagen. Ueber das sechszehnte Jahrhundert gehen sie wohl nicht hinaus. Aber in der ersten Hälfte desselben, zwischen 1500 und 1550, sind sie gewiß schon gehalten worden. 1561 sind sie wieder erlaubt und die erste Endreßen Stengel, einem Schuhmacher, verwilliget worden, nachdem man zehn Jahre vorher und seit dem Markgräfischen Krieg keine Fechtschule zu Nürnberg gesehen. Sie sind auf dem Egidier Hof, im Heilsbrunner Hof und in Gasthöfen gehalten worden, bis man endlich 1628 das Fechthaus erbauet, welches noch stehet und vornehmlich zu diesem, so wie nachgehends zu allen andern Spectakeln gebraucht wurde. Was sich in den Müllnerischen Annalen und sonst findet, ist außer dem bereits angezeigten folgendes. 1576 wurde eine Fechtschule auf St. Egidien Hof gehalten. 1582 hat ein berühmter Meister des langen Schwerts, Melchior von Hahn genannt, seines Handwerks ein Kürschner zu Nürnberg, Fechtschule gehalten, zu welcher unversehens etliche Sächsische Trabanten gekommen, die ihm zwar heftig zugesetzet, ihn aber doch nicht haben verletzen können. Es war dies eine sehr tapfere Fechtschule, dergleichen in vielen Jahren zu Nürnberg nicht gesehen worden. 1585 sind die Fechtschulen wegen Sterbeläufte verboten, und 1593 wieder eine auf dem Egidier Hof gehalten worden. 1691 den 20sten Juli sind die Fechtschulen durch ein Mandat verboten worden, weis aber nicht aus welcher Ursache. Denn sie dauerten doch noch, und erinnere ich mich, daß sich

in der ersten Hälfte des gegenwärtigen Jahrhunderts noch Klopf- und Federfechter im Fechthause haben sehen lassen."

Neben diesen Fechtergesellschaften aus dem Bürger- und Handwerker-Stande blühte die Fechtkunst auf hohen Schulen. Hier wurde leider aus nichtiger Vornehmthuerei, und um den Götzen des Franzosenthums zu fröhnen, die Kunstsprache verfälscht und verwälscht. Ausländische Brocken und Flicken verlappten das Ganze, bis es als etwas Entlehntes aussah; Kreusler, Vater und Sohn, haben wenigstens die Deutsche Fechtkunst auf den Stoß in der Werkthätigkeit erhalten. Ihre Schüler haben in allen Landen das Uebergewicht der Deutschen Fechtkunst herrlich gewiesen, und durch sie so obgesiegt, daß einst in Paris keiner als Fechtmeister bestallt wurde, er habe denn zuvor mit einem dort lebenden Deutschen, einem Schüler von Kreusler, einige Gänge gemacht, und ihn zu bestehen gewagt. Das ganze siebzehnte Jahrhundert hatte Deutschland die ersten Fechtmeister, unter denen Heinrich von und zum Velde einer der hochberühmtesten. Er war 1585 auf der Insel Rügen geboren, und starb 1662 zu Leipzig, des Stifts St. Petri Pauli zu Magdeburg Senior. Einer seiner Schüler war Joh. Joachim Heynitzsch aus Nordhausen, 1713 noch Fechtmeister zu Leipzig. Ein Zeit-, Kunst- und Ruhmgenosse von ihm war Hans Wulf von Mulßheim in Straßburg, dessen Schüler sich in alle Lande mit Lob ausbreiteten. Aber sie reichten alle nicht an Kreusler. Einst kam er unerkannt nach Dresden, und ging als Fremder auf den Fechtsaal der Edelknaben, wo ihn König August der Starke aufforderte mit ihm zu fechten. Aber gleich nach dem ersten Gange warf der König hoch erfreut den Fechtel fort, und grüßte ihn: Du bist Kreusler oder der Teufel. Von allen diesen Dingen scheint Joh. Gottfried

Hoyer nichts gewußt zu haben. Unmöglich hätte er sonst in seiner Geschichte der Kriegskunst, Göttingen 1799 (2ten Band, S. 104) vom Fechten schreiben können: „weniger Geschmack hingegen fand der Deutsche an einer Leibesübung, die eine viel größere Beweglichkeit des Körpers erforderte, als ihm zu erlangen möglich war. Hier blieb die Fechtkunst ein ausschließliches Vorrecht der Officiere und des Adels, der auf den [Ritter-] Academien und in den Cadetten-Häusern darin [nur nach Französischer Art] unterwiesen ward, und bei dem sie sich bekanntlich bis auf unsere Zeiten [so nothdürftig] erhalten." [daß bis auf den Aufruf des Königs von Preußen im Jahre 1813 sich keiner vom Wehrstande mit Mitgliedern hoher Schulen gern auf die Klinge schlug, sondern weit lieber schoß.]

Bei einem Feste in Düsseldorf ließen sich ebenfalls solche Fechter sehen. In der Bekanntmachung, oder, wie es damals genannt wurde, Befreiung der Fechtschule, erzählt der Fechtmeister zuvörderst seine kaiserlichen Privilegia, und ruft sodann alle gute Gesellen auf: „durch ihre Kunst dem Frauenzimmer, löblichen Rittern und Herren, Freude und Kurzweil zu machen, um den aufgestellten Preis aufzuheben, und die gebührlichen Gänge nach altem löblichen Fechtgebrauch zu machen." Er selbst sei entschlossen: „über alle solche gute Gesellen, wie einem ehrliebenden Meister des langen Schwertes gebühren wolle, unparteyisch zu halten, dieselben zu schützen und zu schirmen wider und gegen Uebermuth und Ungebühr; wollte auch weiter auf seiner Schule verbothen haben, Knauf und Inlauf, und andere falsche Stücke; auch wo einer oder mehrere gute Gesellen vorhanden, die seiner begehren würden, es sey um Geld oder Geldeswerth, oder um einen guten Streich, truck oder naß, möge er freygeherzt und wohlgemuth hervor-

treten, nach Brauch des Schwerts Gerechtigkeit frey aufheben, schonen des Schwerts nit, sondern sich selbst der Finger brauchen und schlagen zwischen den Ohren, da das Haar am dicksten steht, treffen mich auch mit, dieweil ich auch ein guter Geselle bin."

„Schwing mich im Nahmen Jesu Christ,
Fürcht kein'n Fechter wie wild er ist.
Ist ein Trotzbruder vorhanden,
Wird getroffen, weichen mit Schanden.
Darum Trommelschläger, schlag auf
Und wart ein jeder seinen Kopf!"

Merkwürdig bleibt es, daß ein altdeutsches Wort, namentlich Schirm, was bei Ottfried Scirmu, bei Notker Skerm, im Nibelungenliede Scherm lautet, wo es an allen drei Orten den Schild bedeutet, mit schirmen oder sich schilden, decken, schützen, vertheidigen in römische Tochtersprachen übergegangen ist. Im Italienischen Schermo, Scherma, schermare, scrimiare, schermire, für Schild, Fechtkunst, fechten. Im Französischen Escrime, escrimer, escrimeur für Fechtkunst, fechten und Fechter. Auch ins Slavische hat sich die Deutsche Wurzel verbreitet, z. B. im Böhmischen ist Shermyr Fechter und Kämpfer. In den Deutschen Geschwistersprachen hat das Urwort Verwandte Scherm-School im Niederländischen Fechtschule. Im Englischen Skirmish, Gefecht, Schlägerei, Streit und Skirmish im Handgemenge streiten, wie unser scharmützeln. Im Schwedischen Skärma, früher Skirma, fechten.

Was sonst die Deutschen an öffentlichen Spielen, Vergnügungen und Festen hatten, bei denen sich zugleich die Gewandheit des Körpers zeigen konnte, ist in den Artikeln Spiel und Tanz bereits abgehandelt. Die Jahrmärkte, die Pfingst- und Vogelschießen, Königsschießen, die Aufzüge der Hand-

werker mit Fahnenschwenkern, Pritschmeistern, die Tänze an öffentlichen Plätzen, namentlich auf dem Lande, die geselligen Spiele, das Hahnenschlagen, Blindekuhspiel, Ballspiel, Wettlaufen, Stangenklettern, wurde fast nur noch auf dem Lande getrieben. Schon am Ende des vorigen Jahrhunderts gab es eine Menge der Volksspiele, welche auch Haltaus in seinem „Jahrzeitbuch der Deutschen des Mittelalters" (1797) wie das kriegerische Spiel der Baseler Jugend am Georgstag, die Waldfahrt der Salzwedler Schüler nach dem Ferhauer Eichenwalde und das Turnspiel der Zürcher, das Graal der Stadt Braunschweig, das nach Rethmeier's „Braunschweigscher Kirchen-Chronik" alle sieben Jahre auf dem Lindenberg gefeiert wurde, das Wettrennen auf der Wiese bei Wittenberg, das Fischerstechen bei Kröllwitz auf der Saale, der Grenzenzug der Fischer bei Köpenick (noch jetzt alle fünf Jahre) ꝛc. aufzählt.

Von den Deutschen zeichneten sich durch besondere Stärke und Kräftigkeit des Leibes ganz besonders die Dithmarsen aus. Ihre Reigen, Tänze ꝛc. findet man in Vieth's „Beschreibung und Geschichte des Landes Dithmarschen" und „Beiträge zur Gymnastik der Schweizer bei Stalder in seinen Fragmenten über Entlebuch" und Friedr. Rühs schildert pommersche Uebungen und Vergnügungen dieser Art in der Zeitschrift „Eurynome und Nemesis" (Stettin, 1806—1808). Von dem Verfall und der Wiederbelebung des deutschen Volksthums und der erneuerten Sorgfalt später unten.

Von den übrigen Nationen nennen wir zuerst die Spanier. In den frühern Zeiten zeichneten sich dieselben eben so, wie die Mauren, durch ritterliches Thun und Wesen aus. Aber auch hier, wie überall, verschwand nach und nach der Geist der Vorfahren und

hinterließ nur wenige Spuren des früheren Glanzes. Dahin gehören die Stiergefechte, s. Th. 174, S. 108 dieser Encyklopädie, wo sie ausführlich geschildert sind und eine Art Carousſel, Parejas.

Der Ritter von Bourgoing, der in den Jahren 1782 bis 1788 sich in Spanien aufhielt, giebt in seiner neuen Reise durch Spanien, vom Jahre 1782 bis 1788, aus dem Französ., 2. Bd., Jena 1790, folgende Nachricht von den Parejas:

„Es wird eine Escadron von 4 Quadrillen, jede 12 Mann stark errichtet. Sie sind insgesammt vom Kopfe bis zum Fuße nach alt spanischer Tracht gekleidet, nur hat jede Quadrille ihre eigene unterscheidende Farbe. Dieses vortheilhafte Costüme giebt dem ganzen Schauspiele ein kriegerisches und altes Ansehen, welches die Schauspieler in das Zeitalter ihrer Vorfahren versetzt, und den Zuschauern jenes Interesse einflöst, daß sich allezeit unsers Gemüthes bei einem Bilde vergangener Dinge bemächtigt. Die Ritter üben sich lange Zeit vorher auf diese Vorstellung; dies giebt ihnen häufige Gelegenheit, die Gelehrigkeit und zierliche Geschmeidigkeit ihrer Pferde zu üben, die dabei immer die schönsten sind, welche die spanischen Stutereien liefern. Sobald Pferd und Reiter ihre Rolle gehörig können, wird der Tag zur ersten Vorstellung*) anberaumt. Der Schauplatz ist ein großer viereckiger Hof vor einer Facade des Schlosses. Die glänzende Reiterei kommt da unter Trompeten- und Paukenschall in Zügen an. Voran gehen Laufer, und Reitknechte führen reich gesattelte Handpferde. Man hält einen Augenblick vor dem Balcon des Königs, und grüßt ihn. Der Zug

*) Gewöhnlich werden 3 Vorstellungen gegeben; der König wohnt nur der ersten bei; die Prinzessin von Asturien aber war immer bei allen dreien.

geht hierauf um den Platz herum. Wenn er den König wieder im Gesichte hat, fällt er in einen kurzen Gallopp, und das Spiel beginnt. Die Figuren desselben lassen sich am besten mit den Touren der französischen Contre-Tänze vergleichen. Die vier Quadrillen entfernen und nähern sich wechselweise unter dem Vortritt ihrer Anführer. Bald reiten sie um den Kampfplatz, bald quer über denselben, bald beschreiben sie Zirkel, bald schlängeln sie sich in Spiral-Linien. Dieses alles geschieht mit einer Genauigkeit und mit einem Einklange in der Musik, daß Auge und Ohr in gleichem Grade daran Vergnügen finden. Das Herz fühlt freilich bei diesem etwas einförmigen Schauspiele nichts; es ist schwaches Nachbild der Turniere und Erinnerung an diese Feste, wo die Ritter unter den Augen der Könige und der Damen dem Rufe des Ruhmes und der Liebe folgten, wo der Beifall der Schönen, die über ihre Herzen herrschten, sie mit einem unschätzbaren Preise für die Anstrengung ihrer Geschicklichkeit und ihres Muthes belohnte. Daher hat dieser Centauren-Ball auch für seine spielenden Personen nur in so fern Reiz, als er ihnen die Ehre verschafft, mit den Söhnen ihres Monarchen zugleich auf der Bühne zu erscheinen und zu ihrem Vergnügen beizutragen. Nach ungefähr zwanzig Minuten marschirt die Escadron in derselben Ordnung wieder ab, wie sie aufmarschirt war. Wer seine Neugierde, diese Feierlichkeit zu sehen, schon in den vorhergehenden Jahren gesättigt hat, dem ist der gewöhnlich darauf folgende Ball mit Erfrischungen, ungeachtet er nur eine Nebensache ist, immer das Vorzüglichste dabei. Bei schönem Wetter spazieren die Peregantes (so heißen die Figuranten des ritterlichen Contretanzes) in ihrer Tracht im Schloßgarten und mischen sich unter die Zuschauer. Alsdann glaubt man die Unterthanen Kaiser Karls des Fünften und König Karls

des Dritten beisammen zu sehen. Die Phantasie stellt beide Regierungen neben einander, und vergleicht nicht ohne Vergnügen das Zeitalter des vorigen spanischen Glanzes mit dem Glanze seiner Erneuerung.

Wenn man dasjenige, was früher von Ludo Trojae der Römer gesagt ist, mit der Beschreibung der spanischen Parejas vergleicht, so wird man eine auffallende Aehnlichkeit zwischen beiden bemerken. Dort waren auch Quadrillen von zwölf Personen, jede unter ihrem Anführer. Die Theilnehmer waren auch Prinzen und die vornehmsten Jünglinge. Die Touren der Pferde scheinen auch von eben der Art gewesen zu sein.

Die Parejas vertreten, wie man sieht, so ziemlich die Stelle der Caroussels, wie sie in Frankreich üblich waren. Außer denselben, die noch immer einen ritterlichen und fast mittelalterlichen Anstrich haben, existirten noch mehrere Ueberreste aus den Zeiten der Maurenherrschaft, z. B. das Juegos de cannas, wo Kämpfer zu Pferde Röhre gegen einander warfen. Auch das Diered-Werfen haben die Mauren nach Spanien herüber gebracht. Schon im vorigen Jahrhunderte kamen zwei andere Spiele, die Rondalla und die Pedreades, ab. Ersteres war die Nachahmung einer Schlacht, die sich zwei Trupps Musikanten ansagten. Sie gingen wirklich mit Feuer- und Seitengewehr auf einander los und oft blieben von beiden Seiten Todte auf dem Platze. Auch die Pedreades waren solche Gefechte; die Partheien gingen aber nur mit Steinwürfen und mit Schleudern auf einander los. Wettrennen wurden sonst auf der Calle de la Reyne abgehalten, wobei der Hof, in zwei Partheien getheilt, Wetten veranstaltete. Sie wurden später von den Parejas abgelöst. — Ein Spiel für das Volk ist die Juega de la barra, bei welchem eine schwere eiserne Stange nach einem entfernten Ziele geworfen

wird. Ueber die Tänze der Spanier vergleiche den Artikel Tanz, Th. 179, S. 664.

In England nimmt das Pferderennen unter den gymnastischen Vergnügungen die erste Stelle ein. (S. den Art. Pferderennen.)

Ring- und Fechtübungen waren nicht weniger allgemein als das Boxen, das sich übrigens bis auf den heutigen Tag erhalten hat und nach gewissen Regeln und altem Herkommen mit einer gewissen Förmlichkeit getrieben wird. Es vertritt beim Volke die Stelle des Zweikampfes. Ueber das Fechten und Boxen sehe man den Art. Fechtkunst, Th. 34, S. 12 u. f., nach. Ueber die Tänze der Engländer belehrt uns der Art. Tanz, Th. 179, S. 667. — Die Schotten, namentlich die Gebirgsbewohner, die im schottischen Hochlande leben, sind eine der kräftigsten abgehärtetsten Nationen der Gegenwart. Aber auch bei ihnen sind nach und nach die öffentlichen Spiele und Uebungen, namentlich das Bogenschießen, worin sie es zu einer bewundernswerthen Geschicklichkeit gebracht haben, abgekommen. Jetzt findet man hier und da noch das Clochneart, bei welchem ein Stein von mehreren Personen um die Wette geworfen wird; das Pennystone, wobei ein bestimmtes Wurfziel ausgesteckt wird; das Shinty, ähnlich dem Kolf-speel oder Kolbenspiel der Holländer und dem französischen Mail-Spiel. Zwei Gesellschaften von Spielern trieben eine Kugel mit einem Kolben oder einer Keule nach einem Ziele.

Die Holländer sind besonders Meister im Schlittschuhlaufen, s. Art. Schlittschuhlaufen. Auch haben sie eine Menge zum Theil seltsamer Spiele: das Vogelschneiden, das Gänseziehen, das Katzenknitteln, das schon erwähnte Kolf-speel. Außerdem Wettrennen ꝛc. Zu erwähnen ist besonders die nach Art der venetianischen Ragatta abgehaltene

Wettfahrt in Jachten, Admiralshaps-Zeilen, Admiralschaftsseegeln genannt, das im August in Amsterdam und Rotterdam abgehalten wird. Das Nähere hierüber findet sich in J. Grabner's Briefen über die vereinigten Niederlande (Gotha, 1792), S. 343 u. f. und im Art. Leibesübungen, Th. 72, S. 372 u. f.

Als ein Erbtheil aus der alten Zeit hat sich in Italien der Geschmack an öffentlichen Kampf- und andern Spielen bis in der heutigen Zeit erhalten, doch hat sich ihr Character natürlich im Wesentlichen sehr geändert. Auf öffentlichen Plätzen in größeren Städten, namentlich in Venedig, Rom, Florenz, Neapel und andern, treiben sich eine Menge Taschenspieler, Gaukler umher. Von den öffentlichen und andern Spielen, an welchen das Volk selbst Theil nimmt, und wobei es darauf ankommt, durch den Beweis größter Geschicklichkeit sich als Sieger einen Preis zu erwerben, ist außer dem großen alljährlichen Wett-Gondelfahren in Venedig, welches Ragatta genannt wird, hauptsächlich noch das Ballonspiel zu bemerken, welches nach dem Ausspruche des berühmten Reisenden Moritz von den Römern als eine ganz ernsthaft wichtige Sache behandelt und betrieben wird. Die Beschreibung, welche Moritz hiervon giebt, findet sich im 72sten Theile dieses Werkes, Seite 577, und in den Reisen des genannten Schriftstellers in den Jahren 1786 bis 1788 (2 Thle, Berlin, 1792), S. 205.

Der Erzbischof von Upsala, Olav Magnus, giebt einen ausführlichen Bericht über die Geschicklichkeit der Nordländer, sich der Schneeschuhe zu bedienen, um damit die höchsten Berge und die unwegsamsten Straßen zu passiren. Die Schneeschuhe bestehen in langen ebenen Hölzern, welche vorn bogenförmig

gekrümmt sind. Diese werden von unten mit Rennthierfellen überzogen, so daß der Haarstrich von vorn nach hinten geht. Hierdurch wird das Vorwärtsgleiten erleichtert und das Rückwärtsgleiten verhindert. Statt der Rennthierfelle bedient man sich auch der Seehundsfelle dazu. Die Bewohner höherer nördlichen Gegenden sind an den Gebrauch dieser Schuhe, welche Sky genannt werden, so gewöhnt und so geschickt darin, daß sie dieselben nicht blos bei ihren Geschäftsgängen, sondern auch auf der Jagd und bei ihren Vergnügungen, z. B. beim Wettlaufen, anlegen. In Norwegen bestand früher ein eigenes Corps Soldaten von 600 Mann, die mit solchen Schneeschuhen alle erdenkliche Manöver ausführten. Ein eigenthümliches Spiel war bei den Nordländern das Schneeballgefecht. Man macht aus Schnee eine Art kleiner Festungen mit allem Zubehör, und sucht derselben durch Begießen mit Wasser, wodurch Alles zu einer Masse von Eis zusammen friert, eine große Festigkeit zu geben. An einem Tage sammeln sich die Jünglinge der Ortschaften und theilen sich in zwei Partheien, von denen sich eine als Vertheidiger in die Festung wirft, die andere dieselbe angreift. Die Waffen, welche man dabei gebraucht, sind nur Schneebälle, und es ist streng verboten, harte Gegenstände zum Werfen zu nehmen. Ist es den Belagerern gelungen, die Festung durch Unterminirung oder auf eine andere Weise zu nehmen, so beginnt ein ziemlich ernsthafter Faust- und Ringkampf, wobei ein Jeder sich hütet, Feigheit oder Schwäche zu zeigen.

Ueber die National-Leibesübungen und Spiele der Isländer, namentlich über ihre Ringübungen, welche, je nachdem sie regellos oder nach gewissen Gesetzen statt finden, Lause-Töck oder Glümalist genannt werden, und woran sonst die Tapfersten und Angesehendsten des Volkes Theil nahmen, giebt der

Art. Leibesübungen, Th. 74, S. 583 u. f., Nachricht. Im westlichen Island heißen die öffentlichen Kampfspiele Bonda-Glüma; man wählt zwei Ringer von anerkannter Geschicklichkeit, welche sich wieder so viele Theilnehmer oder Genossen, Glümamänner, als sie wollen, aussuchen, und nun beginnt der Kampf zwischen beiden Partheien, welcher fast gewöhnlich ernsthaft endet. Ueber das Ringbrechen und andere dergleichen Spiele sehe man am angeführten Orte dieses Werks.

Auch in Rußland sind unter dem gemeinen Volke noch Ringübungen, besonders bei öffentlichen Festen, bei Hochzeiten, Kindtaufen ꝛc. gebräuchlich. Ein solches Ringfest veranstaltete z. B. der Graf Orloff Tschminsky, und ein Augenzenge giebt hiervon folgende Beschreibung:

Es waren gegen 300 Bauern beisammen, die sich in zwei Haufen theilten, davon jeder einen Anführer wählte, der die Kämpfer hervorrief und sie gegen einander aufhetzte. Es durfte nur immer ein Paar kämpfen. Sie hatten dicke lederne Faust-Handschuhe an, die so steif waren, daß sie die Hand kaum zu einer Faust ballen konnten, daher auch Viele mit der offenen fochten. Sie standen mit dem linken Fuße und der linken Seite vor, streckten den linken Arm gegen ihren Feind, um dessen Schläge abzuhalten, und hielten den rechten Arm schwebend in einiger Entfernung von einander. Sie schwangen den rechten Arm, wenn sie ausholten, in einer zirkelförmigen Richtung, und zielten immer nach dem Gesichte und dem Kopfe, niemals aber auf die Brust oder die Seiten. Wenn ein Kämpfer den andern zu Boden geschlagen hatte, so wurde er als Ueberwinder erklärt und die Fehde hatte zwischen diesem Paar sogleich ein Ende. Einige von diesen Kämpfern hatten eine ungemeine Stärke, aber ihre Art zu kämpfen verhinderte, daß ein Unglücksfall

dabei geschähe; es erfolgten weder Arm- noch Beinbrüche, noch heftige Quetschungen, womit die Ringübungen in England sich gemeiniglich endigen. Beide Partheien nahmen sich ihrer Kämpfer sehr eifrig an, schienen auch einige Male zur Unterstützung derselben helfen zu wollen, aber jeder Ausbruch einer Streitigkeit wurde von dem Grafen, der den Mittler machte, sogleich wieder friedlich beigelegt.

Daß die Türken eben keine großen Freunde von Leibesübungen sind, sondern mehr die Gemächlichkeit und das Dolce far niente lieben, haben wir bereits im Art. Türkei, Th. 189 und 190 gesehen. Sie brauchen nur die Vorbereitung der alten Griechen dazu, nehmlich Bäder. Hier und da findet man die Türken auch mit Ballspiel, mit Wettrennen ꝛc. beschäftigt, in der Regel sind es aber die nicht mahomedanischen Einwohner des türkischen Reiches, die sich mit solchen Leibesübungen abgeben. Die in Aegypten und überhaupt im nördlichen Afrika wohnenden Mamelucken werden dagegen ganz kriegerisch erzogen. Schon früh am Tage stellen sie ihre Uebungen im Schießen nach einem Ziele, im Fechten mit dem Säbel und im Djeridwerfen an. Ihre Pistolen sind in der Regel an einer Schnur befestigt, so daß sie nicht nöthig haben, sie nach dem Abfeuern in den Gürtel zu stecken. Sie brauchen sie nur über die Schulter zu werfen. Djerid heißt ein Rohrstengel oder ein Wurfstock, den man nach einem bestimmten Ziele schleudert. Gewöhnlich wird ein solcher aus dem Holze einer Dattelpalme verfertigt, hat eine Länge von vier Fuß und eine Schwere von fünf bis sechs Pfund. Während das Pferd im vollen Rennen ist, wird der Djerid auf den Feind geworfen, und zwar schon in beträchtlicher Entfernung. Es kommt nun darauf an, durch eine geschickte Wendung des Pferdes oder des Körpers diesem Wurfe auszuweichen, und es gehört dazu eine

große Sicherheit und Geschicklichkeit des Reiters und des Pferdes, die beide allerdings auch weit und breit wegen ihrer Behendigkeit und Ausdauer berühmt sind. Ein gut gerichteter und mit gehöriger Kraft geschleuderter Djerid bringt dem Gegner gefährliche, wenn nicht gar tödtliche Wunden bei. Die vornehmen Aegypter übten sich früher viel im Bogenschießen, und man sieht noch jetzt in der Umgegend von Cairo viele kleine Säulen, welche denen zu Ehren errichtet wurden, die sich besonders als treffliche Bogenschützen ausgezeichnet hatten. Selbst die gemeinen Aegypter und die Fellahs üben sich im Fechten mit Stöcken, wobei sie eine ähnliche Courtoisie beobachten, wie bei uns die Rappierfechter, welche durch eine gewisse Wendung des Rappiers den Gegner vorher begrüßen, ehe der Kampf beginnt. Die Hiebe werden bei den Aegyptern alle nach dem Kopfe geführt. Bei manchen aber nur nach dem Arme. In der einen Hand halten sie den Stock, in der andern ein Polster mit einem Handgriffe, um damit, wie mit einem Schilde, den Hieb aufzufangen. Der Name des Spiels ist Läbelhackem, und es giebt Leute, die es als Profession treiben und sich für Geld sehen lassen.

In Ostindien und China sind es mehr die Gaukler und Jongleure, welche die Leibesgeschicklichkeit und Gewandtheit für sich allein in Anspruch nehmen. Die Perser scheinen von ihren Vorfahren noch die Liebe zu körperlichen Uebungen und ritterlichen Spielen geerbt zu haben. Sie sind gute Bogenschützen und tüchtige Fechter. Sie stärken und üben das Handgelenk dadurch, daß man den Jünglingen ein Gewicht an den Arm bindet, mit welchem sie nach allen Richtungen hin starke und schnelle Bewegungen machen müssen. Auch legt man zu gleicher Zeit auf die Schultern zwei Gewichte, welche eine Hufeisenform haben. Diese Beschwerung dient ganz vortrefflich zur Stär

kung der Muskeln und zur Ausdauer in der freien Bewegung, die dann ganz leicht fällt.

Als geschickte Reiter und Wurfspießschleuderer, die 6 — 700 Schritt weit treffen, ebenso als kühne Ringer sind die Perser bekannt. Ringer lassen sich in den Städten öffentlich sehen, sie schlagen sich in der Regel nach dem Takte einer Trommel. Auch öffentliche Fechter giebt es in Persien. Ihre Waffen bestehen aus einem graden Säbel und einem Schilde, die sie vor dem Kampf mit einigen Ceremonien erst vor sich niederlegen. Was bei den Griechen das Gymnasium, ist bei ihnen das Haus der Stärke Surchoue. Hierüber das Nähere im Art. Leibesübungen, Th. 72, S. 605 u. ff.

Nach diesem flüchtigen Hinblick auf die andern europäischen Nationen wenden wir uns nach Deutschland zurück, um dem allmäligen Verfall der deutschen Volkskraft einige Worte zu schenkan. Das Bürgerthum, welches sich gegen Ende des Mittelalters sehr gehoben hatte, und aus welchem vielleicht schon damals die Regeneration Deutschlands hätte hervorgehen können, gerieth durch die in Folge der Reformation ausgebrochenen Kriege, namentlich aber durch den 30jährigen Krieg wieder in tiefen Verfall, und die Früchte der segensreichen Aussaat die Luther und seine geistige Genossen, Melanchton, Ulrich von Hutten, und wie sonst die Vorkämpfer hießen, konnten erst beinahe anderthalb Jahrhunderte später reifen, denn die Zerrüttung des bürgerlichen Wohlstandes, welche die Folge jener Kriege war, ließ die Energie der nach geistiger Befreiung strebenden Menschheit nicht zu voller Geltung kommen, weil sie sie der äußeren Mittel beraubte, durch welche die Vollendung des des Werkes möglich gewesen wäre. Zur Erschlaffung der ganzen geistigen und leiblichen Lebensthätigkeit des Volkes trug auch die neue Art des Kriegführens durch

Söldner sehr viel bei, denn der Kern der Nation, welcher vom Kampfplatze ausgeschlossen war, verlor nach und nach das Bewußtsein eigener Kraft, und verlernte immer mehr und mehr die natürlichen Rechte, die ihm gegen fremde und einheimische Unterdrücker zustanden, gegen willkührliche Eindrücke zu bewahren, und sich den Genuß derselben zu sichern. Der deutsche Adel verlor nach und nach in dem Bemühen eingebildete Vorrechte, ohne die nöthige sittliche und materielle Gewalt zu besitzen, aus dem Schutt vergangener Jahrhunderte wieder heraus zu graben, den souverain gewordenen deutschen Fürsten gegenüber alle Geltung und Haltung, und suchte sich für die harten Verluste von Ansehen und Macht auf der einen Seite, durch desto härtere Bedrückung der Untergebenen auf der andern Seite zu entschädigen. Der gelehrte Stand war, Dank sei es der scholastischen Philosophie und der theologischen Spitzfindigkeit, in eine bodenlose Pedanterie verfallen, aus welcher beinahe gar keine Rettung schien, und wenn diese später möglich wurde, so müssen wir mit um so größerer Bewunderung die sittliche Macht der Idee verehren, die trotz der deutschen Gelehrsamkeit des 17ten und die Hälfte des 18ten Jahrhunderts zu schöner Blüthe, sich entfalten konnte. Diese Idee, die Idee der geistigen Freiheit, lebte nur im Stillen und in wenigen begabten Gemüthern fort, wir rechnen hierzu vor allen Leibnitz unter den Deutschen, nach ihm Kant, welcher durch seine Kritik der reinen Vernunft, gleich einem Herkules den Augigas-Stall des philosophischen Unsinns, der in Deutschland herrschend geworden war, reinigte, und als philosophischer Anfänger einer neuen Zeit zu betrachten ist. Zu dem Bunde geistiger Befreiung der Welt reichte von jenseits des Rheins Voltaire, Diderot, Montesquieu vor allen Rousseau u. a. brüderlich die Hand.

Die Verderbniß des französischen Hofes und überhaupt der frranzösischen Sitten seit Ludwig dem Vierzehnten war auch für Deutschland, das von der Nachahmungssucht durchaus angesteckt war, nicht ohne verderblichen Einfluß geblieben. Die kräftige deutsche Sprache kannte man in der höheren Gesellschaft kaum wieder, so durchmengt war sie von französischen Ausdrücken und Wendungen und man durfte von einem Deutschen aus den sogenannten gebildeten Ständen mit Recht sagen: er spricht nicht, er parlirt. Diese Sprachmengerei war ein Abbild der deutschen Sitten. Aus dem jammervollen Bilde deutscher Zustände gegen die Mitte des 18ten Jahrhunderts ragt eine große Persönlichkeit, ein Fürstengenie hervor, Friedrich der Große! Er hielt den frühzeitigen Verfall des deutschen Reiches auf. An ihn ketteten sich alle Hoffnungen der Bessergesinnten. Er war ein Mann im vollen Sinne des Wortes, voll Kraft und selbstbewußter Energie. Wie er als König, so wirkten minder geräuschvoll und mit anderen Waffen die deutschen Schriftsteller Lessing, Klopstock, Gellert, Göthe, Herder und alle die, welche damals als Sterne der Wissenschaft und Dichtkunst glänzten. Die Wiedergeburt Deutschlands begann von innen heraus. Aber es mußte erst ein neues Geschlecht geboren werden, an dem die neue Zeit, deren Propheten diese Männer waren, sich vollenden und bewähren konnte. Und nicht auf friedlichem Wege sollte die neue Gestaltung der Dinge geschehen. Alles war zur Revolution vorbereitet. Sie brach aus in Frankreich. Aber die furchtbaren Wirkungen zitterten in Deuischland nach. Die Idee der neuen Zeit eroberte durch Napoleon fast die ganze Welt, sie knechtete anfänglich die Völker, um sie durch den tief darnieder beugenden Drucke zur desto kräftigeren Energie des Widerstandes gegen das, was nicht Idee, son-

dern Tyrannei war, fähig zu machen. Die Geschichte dieses Druckes erzählen die Jahre 1806 bis 1812 in Deutschland, zugleich aber auch den Beginn des wieder erwachenden thatkräftigen Wollens und Lebens.

In dieser Zeit der Erniedrigung sah man zuerst ein, daß eine ganz andere Erziehung der deutschen Jugend notwendig werde, wenn die Heilung von der jahrhundertlangen Krankheit möglich sein sollte. Man begriff, daß es nicht bloß darauf ankomme, den Geist mit möglichst vielem Wissen zu bereichern, sondern auch die körperliche Erziehung zu einem starken Geschlecht zu vollenden. Der Haß gegen den französischen Unterdrücker ging Hand in Hand mit der Sehnsucht, das wahre, kräftige deutsche Leben, das Selbstbewußtsein des Volks, die Reinheit der Sprache, und die Selbstständigkeit der Gesinnung herzustellen. Die vollständige Geschichte dieser Zeit, von welcher wir hier nur einige flüchtige Umrisse gegeben haben, gehört nicht hierher. Wir wollen damit nur andeuten, daß jede einzelne Erscheinung der Zeit ihre nothwendige Berechtigung und mögliche Erklärung in der Totalität der ganzen Geschichte findet. So die Wiederaufnahme der Gymnastik in den Kreis der pädagogischen Bildung unserer Jugend, in den traurigen historisch ewig denkwürdigen Jahren deutscher Erniedrigung. Der Begründer der neuen Leibespädagogik, des Turnens ist vor allen Jahn. — An diesen Gedanken setzte er sein ganzes Leben und jetzt am Ende seiner Laufbahn hat er die Genugthuung, alle Schwierigkeiten, alle Anfeindungen überwunden und die Idee seiner Jugendjahre siegreich triumphiren zu sehen.

Die erste Geschichte des Turnwesens, erzählt Jahn in seinem Werke „die deutsche Turnkunst" und wir geben hier seine eigenen Worte aus dem Vorbericht des genannten Buches wieder: „Wie so viele Dinge in der Welt hat auch die deutsche Turnkunst einen kleinen

unmerklichen Anfang gehabt. Ich wanderte gegen das Ende des Jahres 1809 nach Berlin, um den Einzug des Königs zu sehen. Bei dieser Feier ging mir ein Hoffnungsstern auf, und nach langen Irrjahren und Irrfahrten wurde ich hier heimisch. Liebe zum Vaterlande und eigene Neigung machten mich wieder zum Jugendlehrer, was ich schon so oft gewesen. Zugleich ließ ich mein „deutsches Volksthum" drucken.

In schöner Frühlingszeit des Jahres 1810 gingen an den schulfreien Nachmittagen der Mittwochen und Sonnabende erst einige Schüler mit mir in Feld und Wald, und dann immer mehr und mehr. Die Zahl wuchs, und es wurden Jugendspiele und einfache Uebungen vorgenommen. So ging es fort bis zu den Hundstagen, wo eine Anzahl von Knaben zusammen kamen, die sich aber bald nachher verlief. Doch sonderte sich ein Kern aus, der auch im Winter als Stamm zusammenhielt, und mit dem dann im Frühjahr 1811 der erste Turnplatz in der Hasenhaide eröffnet wurde.

Jetzt wurden im Freien, öffentlich und vor Jedermanns Augen von Knaben und Jünglingen mancherlei Leibesübungen unter dem Namen Turnkunst in Gesellschaft getrieben. Damals kamen die Benennungen Turnkunst, turnen, Turner, Turnplatz und ähnliche miteinander zugleich auf.

Das gab nun bald ein gewaltig Gelaufe, Geschwatz und Geschreibe. Selbst durch französische Tagblätter mußte die Sache Gassen laufen. Aber auch hier zu Lande hieß es anfangs: Eine neue Narrheit die alte Deutschheit wieder aufbringen wollen. Dabei blieb es nicht. Vorurtheile wie Sand am Meer wurden von Zeit zu Zeit ruchbar. Sie haben bekanntlich niemals vrrnünftigen Grund, mithin wäre es lächer-

lich gewesen, da mit Worten zu widerlegen, wo das Werk deutlicher sprach.

Im Winter wurde nachgelesen, was über die Turnkunst habhaft zu werden. Dankbar denken wir noch an unsere Vorarbeiter Vieth und Gutsmuts. Die Größeren und Herangereiften, vom Turnwesen besonders Ergriffenen, unter denen auch mein jetztiger Gehülfe und Mitlehrer, Ernst Eiselen war, übten dabei recht tüchtig, und konnten im nächsten Sommer als Vorturner auftreten. Von denen, die sich damals ganz besonders auf das Schwingen legten, es nachher kunstrecht nach Folge und Folgerung ausbilden halfen, und selbst große Meister darin wurden, sind zwei, Pischon und Zenker, am 13. September 1813 bei der Göhrde gefallen.

Im Sommer 1812 wurden zugleich mit dem Turnplatz die Turnübungen erweitert. Sie gestalteten sich von Turntag zu Turntag vielfacher, und wurden unter freudigen Tummeln im jugendlichen Wettstreben auf geselligem Wege gemeinschaftlich ausgebildet. Es ist nicht mehr genau auszumitteln, wer dies, wer das zuerst entdeckt, erfunden, ersonnen, versucht und vorgemacht.

Von Anfang an zeugte die Turnkunst einen größern Gemeingeist und vaterländischen Sinn, Beharrlichkeit und Selbstverläugnung. Alle und jede Erweiterung und Entwickelung galt gleich als Gemeingut. So ist es noch *). Kunstneid, das lächerliche Laster der Selbstsucht, des Elends und der Verzweiflung kann keinen Turner behaften. August Thaer, der jüngste Bruder von einem Turnerdrei, brachte damals am Reck bereits sechzig Aufschwünge einerlei Art zu Stande, die in der Folge noch auf hundert zwei und

*) So war es, noch müßte man jetzt sagen; denn Jahn schrieb dies im Jahre 1816.

dreißig gestiegen sind*). Als Thaer während des Krieges einen im Felde erkrankten Bruder pflegte, raffte ihn im Jahre 1814 die nämliche Seuche weg, von der sein Bruder genas. Zuvor hatte er noch von Mögelin aus zur Einrichtung eines Turnplatzes zu Wriezen an der Oder mit Rath und That geholfen.

Nach Beendigung des Sommerturnens von 1812 bildete sich zur wissenschaftlichen Erforschung und kunstgerechten Begründung des Turnwesens aus den Turnfertigsten und Allgemeingebildetsten eine Art Turnkünstlerverein. Er bestand jenen ganzen Winter hindurch, in dem die Franzosen auf der Flucht von Moskau erfroren. In diesen Zusammenkünften verwaltete das Ordneramt auf meinen Wunsch und Willen Friedrich Friesen aus Magdeburg, der sich besonders auf Bauwesen, Naturkunde, schöne Künste und Erziehungslehre gelegt hatte, bei Fichte ein fleißiger Zuhörer gewesen und bei Hagen in der altdeutschen Sprache; vor allem aber wußte, was dem Vaterlande Noth that. Damals stand er bei der Lehr- und Erziehungsanstalt des Dr. Plamann, die obwohl wenig beachtet, dem Vaterlande vortreffliche Lehrer ausgebildet. Friesen war ein aufblühender Mann in Jugendfülle und Jugendschöne an Leib und Seele, ohne Fehl, voll Unschuld und Weisheit, beredt wie ein Seher, eine Siegfriedgestalt von großen Gaben und Gnaden, den Jung und Alt gleich lieb hatte, ein Meister des Schwerts auf Hieb und Stoß, kurz, rasch, fest, fein, gewaltig, und nicht zu ermüden, wenn seine Hand erst das Eisen faßte; ein kühner Schwimmer, dem kein deutscher Strom zu breit und reißend, ein reisiger Reuter in allen Satteln gerecht; ein Sinner in der Turnkunst, die ihm viel verdankt. Ihm war

*) Ueber den Aufschwung am Reck siehe weiter unten.

nicht beschieden, ins freie Vaterland heimzukehren, an dem seine Seele hielt. Von wälscher Tücke fiel er bei düsterer Winternacht durch Meuchelschuß in den Ardennen. Ihn hätte auch im Kampf keines Sterblichen Klinge gefällt. Keinem zu Liebe und keinem zuLeide —: Aber wie Scharnhorst unter den Alten ist Friesen von der Jugend der Größeste aller Gebliebenen.

Beim Aufruf des Königs am 3ten Februar 1813, zogen alle wehrhafte Turner ins Feld, und die Sache stand augenblicklich verwaiset. Nach langem Zureden gelang es mir in Breslau einen meiner ältesten Schüler, Ernst Eiselen zu gewinnen, daß er während des Krieges an meiner Statt das Turnwesen fortführen wollte. Es war ihm dennoch ein harter Kampf heim zu bleiben, obgleich Aerzte und Kriegsmänner ihm vorstellten, und eigene Erfahrung es täglich bewahrheitete, daß wegen einer früheren langwierigen Krankheit und verfehlter Heilart seine Leibesbeschaffenheit den Beschwerden des Krieges unterliegen müßte. Ich begleitete Eiselen selbst von Breslau nach Berlin, zur Zeit als sich das Preußische Heer in Marsch setzte, und die Hauptstadt schon von den Franzosen geräumt war, stellte ihn den ersten Behörden u und Schulvorstehern vor, die ihm alle Unterstützung versprachen, und auch nachher Zutrauen bewiesen haben. Eiselen hat darauf in den Sommern von 1813 und 1814 und in dem Zwischenwinter der Turnanstalt vorgestanden, und mit den jüngern Nichtwehrhaften das Turnwesen weiter gefördert.

Am Ende des Heumonds 1814 kam ich wieder zurück nach Berlin, und nun wurde den Spätsommer und Vorwinter sehr ernstlich an der Verbesserung des Turnplatzes gearbeitet. Noch im Herbst bekam er einen 60 Fuß hohen Kletterthurm, nützlich und nothwendig zum Steigen, unentbehrlich aber im flachen

Lande zur Uebung des Auges für die Fernsicht. Im Winter, als die Freiwilligen heimgekehrt, und manche Turner zurück gekommen waren, wurden die gesellschaftlichen Unterhaltungen für die Turnkunst erneuert. Die ganze Sommerübung wurde durchdacht und durchsprochen, und so in Reden und Gegenreden die Sache klar gemacht.

Bei Napoleons Ausbruch und Wiederkunft gingen alle wehrhafte Turnee abermals freiwillig zu Felde, und nur zwei, so schon die Feldzüge 1813 und 1814 mitgemacht hatten, blieben wegen Nachwehen zurück. Es mußten nun die jüngeren Heimbleibenden mit frischer Kraft wieder an das Werk gehen. Auch im Frühjahr und Sommer 1815 erhielt der Turnplatz noch wieder wesentliche Verbesserungen und Erweiterungen, einen verschließbaren Schuppen, Kleiderrechen und Vierbaum.

Im Herbst und Vorwinter wurde das Turnwesen noch ein Mal ein Gegenstand gesellschaftlicher Untersuchung. Nachdem die Sache in einem Turnrathe reiflich erwogen und durchprüft, Meinungen verglichen, Erfahrungen vernommen und Urtheile berichtigt worden — begann man aus allen früheren und späteren Ausarbeitungen und einzelnen Bruchstücken und Beiträgen ein Ganzes zu machen, was denn zuletzt durch meine Feder gegangen.

Wenn auch zuerst nur Einer als Bauherr den Plan entworfen, so haben doch Meister, Gesellen, Lehrlinge und Handlanger treu und redlich gearbeitet, und das Ihrige mit Blick und Schick beigetragen.

Das ist nicht ins Einzelne zu verzetteln. Auch soll man nicht unheiliger Weise Lebende ins Gesicht loben. — So weit Jahn.

Um den gegenwärtigen Artikel nicht zu weit auszudehnen, sei nur bemerkt, daß die Reaktion gegen die frische Entfaltung des deutschen Freiheitslebens, schon

mit dem Jahre 1818, wo der Congreß zu Aachen gehalten wurde und mit den Karlsbader Beschlüssen begann, auch die Turnkunst wurde als staatsgefährlich verdächtigt, die Turnplätze wurden geschlossen, weil man sie für den Heerd staatsgefährlicher Ideen hielt, und Jahn selbst büßte seine allzukühne Hoffnungen und Träume als Staatsgefangener, auf den Festungen Spandau und Küstrin.

Mehr als 20 Jahre vergingen, ehe die Idee des deutschen Turnwesens sich die allgemeine Geltung auch bei den Staatsregierungen verschaffte, und man von Oben her die Nothwendigkeit der physischen Jugenderziehung und ihre Gefahrlosigkeit für die Sicherheit des Staates einsehen lernte. Es erhoben sich eine Menge der gewichtigsten Stimmen aus den Reihen der Gelehrten und praktischen Schulmänner für die Wiederaufnahme des Turnunterrichts in den Kreis der Lehrgegenstände, so daß endlich in Preußen im Jahre 1842 eine Cabinets-Ordre, die Errichtung von Turnanstalten und Anstellung von Turnlehrern befahl, der alte Jahn wurde wieder in Gnaden aufgenommen, und der Irrthum der Vergangenheit auf alle Weise wieder gut gemacht. In allen größeren Städten werden jetzt Seitens der Obrigkeit oder aus Privatmitteln Turnplätze eingerichtet. Bei welchen man in Beziehung auf ihre äußere Einrichtung noch immer die Grundidee Jahns befolgt. Maßmann und Eiselen sind die Namen derjenigen, die sich in neuerer Zeit besonders darum verdient gemacht haben.

Bevor wir von den Turnübungen selbst sprechen, theilen wir hier den Plan zur Anlegung und Einrichtung eines Turnplatzes nach der Angabe des jüngst verstorbenen Eiselen aus dessen 1844 bei Reimer in Berlin erschienenen Werkchen mit. Es ist wörtlich folgender:

„Bei Anlegung und Einrichtung eines Turnplatzes hängt so viel von der gegebenen Oertlichkeit und den besonderen Bedürfnissen ab, daß sich Angaben darüber durchaus nicht im Allgemeinen machen lassen; daher hier zunächst nur beigebracht werden wird, was überall zu berücksichtigen ist, wonach mehrere einzelne Fälle genauer ausgeführt werden sollen.

Vor Allem aber müssen die Grundbedürfnisse einer jeden Turnanstalt, die Grundbeschaffenheiten eines jeden nur einiger Maßen geeigneten und geordneten Turnfeldes festgehalten werden. Da stellt sich zunächst als eigentlich unerläßliche Bedingung die Anlegung oder Lage eines jeden Turnplatzes außerhalb der Stadtmauer heraus, fern von den Eitelkeiten der Klein- wie Großstädte, wo möglich in freier, frischer Waldluft und in der Nähe von spielgerechtem Gebüsch und Knieholz. Damit ist die Anlage einer kleineren Turnanstalt näher oder unmittelbar bei einer öffentlichen Schule, einer Erziehungsanstalt, einem Waisenhause ꝛc. nicht verredet, wo wegen des Lehrplanes täglich bestimmte Turnstunden eingehalten und eingefugt werden müssen; im Gegentheil, wir wünschen jeder Schule, zwar weniger einen engen und kümmerlichen Turnplatz, doch einen hinreichenden Spielplatz, der in den sogenannten Zwischenstunden aus vielerlei Rücksichten wohlthätiger ist, als ein in seinen Räumen und Größen beengter, in den Maßen seiner Geräthe verwahrloster, nur flüchtig und unordentlich benutzer Turnplatz. Gegen einen öffentlichen Turnplatz aber mitten in einer Stadt müssen wir uns unbedingt aussprechen; noch mehr fast, wenn er mit Zäunen, Mauern und Häusern umgeben wäre *).

*) Wer einen glücklich gelegenen Turnplatz mit einem Zaune umgeben kann, muß zu viel Geld und zu wenig Ahnung von dem haben, was der Jugend frommt und zukommt.

Wahre Oeffentlichkeit, d. h. Zugänglichkeit des Plazzes, so weit die Anschauungen der Uebungen (außerhalb der Schranken) es erforderd, ist wahre Lebensluft der Sache, und jeder Väter, Lehrer und Jugendfreund ist der gleichsam unsichtbare und doch gegenwärtige Sittenförderer des jugendlichen Treibens; aber heilige Pflicht bleibt, aus der Enge des Haus- und Schullebens so oft und so lange als möglich in Gottes freie Schöpfung hinauszuführen; in welchem Sinne auch die K. Ministerialverfügung vom 7. Februar 1844 sowohl die Anlage der Turnanstalten im Freien vnordnet, als auch das volle Ausschöpfen der schulfreien Nachmittage für die Sache in Anspruch nimmt.

Wie beschränkt und klein übrigens auch immer der Raum für eine Turnanstalt sein mag, immer muß die Umgebung desselben möglichst freundlich und gesund sein, oder durch Bäume gemacht, hohe Mauern aber und Gebäude in der Nähe müssen so viel als möglich gemieden werden. Wird nun ein Turnplatz für die Jugend eines oder mehrerer Dörfer oder Schulen, oder einer ganzen Stadt oder auch einer einzelnen Anstalt angelegt, für dessen Uebungen die ganzen schulfreien Nachmittage verwendet werden, so ist es durchaus nicht zu scheuen, wenn derselbe eine halbe Stunde von der Stadt fern liegt; ja es wäre jedes Mal und überall selbst ein drei Viertel bis eine Stunde weit gelegener einem näheren, aber minder brauchbaren vorzuziehen, denn selbst den jüngeren Turnern von 7 — 10 Jahren, denen man ohnehin nur leichtere Uebungen zumuthet, ist schon der Hin- und Heimgang eine treffliche Uebung und Vorbereitung. Der in den Jahren 1811, 1812, 1844 in der Hasenhaide und 1842 in der Nähe von Moabit bei Berlin angelegte Turnplatz war und ist ein so gelegener; Keiner

scheute damals und jetzt die weiten Wege, an welche der Großstädter ohnehin gewöhnt ist.

Jeder Turnplatz muß wo möglich folgende Beschaffenheit haben. Er muß eben sein (oder doch theilweise eben gelegt werden) und hoch liegen: auf der Höhe ist reinere Luft, freierer Ausblick und die Uebungen können nicht so oft durch Feuchtigkeit unterbrochen werden. Er muß festen, mit kurzem Rasen bedeckten Boden haben und mit Bäumen bestanden sein, doch nicht mit Obstbäumen, wegen des unreifen Obstes, auch nicht mit Kiefern, wegen des Ausgleitens auf den Nadeln, Kienäpfeln (Tannzapfen) und Wurzeln. Fehlen die Bäume ganz, so muß man deren anpflanzen, wenigstens auf den Grenzen des Platzes und auf dem Tie (dem Ruhe- und Versammlungsplatze) und, wenn es sein kann, auch zwischen den einzelnen Uebungsplätzen.

Bäume sind in doppelter Hinsicht vortheilhaft. Sind sie groß und starkastig, so läßt sich manches Kletterzeug daran anbringen, und werden dadurch viele Kosten erspart; in jedem Falle aber geben sie gegen die Sonne Schatten und gegen den Wind Schutz, der nie ganz zu entbehren ist. Die besten Turnbäume sind Eichen, Linden und Ahorn. Muß man pflanzen und rasch Schatten erzielen, so sind Birken und Schwarzpappeln auch nicht zu verachten. Schotendorn, Roßkästen und Spitzpappeln sollten nie geduldet werden, die beiden ersteren wegen der Stacheln und des Mißbrauches ihrer Früchte, die letzteren wegen der Raupen und des geringen Schattens.

Besonders gern hält man den Ost-, Nordost-, Nord- und Nordwestwind von Turnplätzen ab, und ist es schon deshalb gut, wenn dieselben im oder am Walde liegen. Kann man in der Nähe einen bequemen Waldraum zum Jagd- und zum Ritter- und Bürgerspiele haben, so wie eine Anhöhe oder Halde

zum Tiefensprunge und zum Stürmen, so ist dies viel werth.

Jeder Turnplatz, auf welchem die Turnzeit mehrere Stunden währt, oder welcher sehr weit von der Stadt entfernt ist, muß frisches Wasser zur Erquickung der Turner haben oder aus der Nähe beschaffen können, nicht minder zum Begießen der Baumpflanzungen, Hecken, Gräben, Bahnen; auch wo es nöthig, zur Unterdrückung allzugroßen Staubes. Ein Brunnen auf dem Turnplatze selbst muß verschließbar sein, da nur in der allgemeinen Turnrast auf dem Tie nach nach erfolgter Abkühlung getrunken werden darf. Ein Hauptbedürfniß für jeden Turnplatz ist eine feste, verschließbare Hütte oder ein Schuppen oder ein kleines Haus (unweit des Tie's) zur Aufbewahrung des beweglichen Turngeräthes im Sommer wie im Winter. Soll der Schuppen auch zur Wohnung des beständigen Wächters, so wie zur Unterbringung des im Winter ausgegrabenen Turnzeuges und namentlich der langen Klimmleitern dienen, so darf er freilich nicht unter 30 Fuß lang sein.

Rund oder rings um jeden Turnplatz muß ein breiter Weg (für die Zuschauer) führen; selbst bei beschränkteren und eingeschlosseneren Plätzen sollte ein bestimmter Gang oder Raum für dieselben vorhanden sein, da ihre Gegenwart zwischen den Bahnen und Turnern selbst nur störend und belästigend sein kann. Eine breite Einfahrt bis zum Schuppen muß ebenfalls vorgesehen werden, damit bei der ersten Einrichtung wie bei späteren Nachschaffungen und Ausbesserungen Maste und Bauhölzer dahin befördert werden können, ohne andere Uebungsstellen zu berühren. Ein Fußweg, oder, wenn die Turner von sehr verschiedenen Richtungen zum Turnplatze kommen, ein Paar führen zum Tie, zum Schuppen und

zu den Kleidergestellen. Aber auch die einzelnen Uebungsplätze werden durch 5 Fuß breite Wege getrennt und verbunden, damit die Abtheilungen der Turner, welche (in der Turnschule) die Uebungsstellen wechseln, die noch Turnenden nicht stören, die ablösenden nicht hemmen. Die Verbindungswege eines Turnplatzes müssen sich so gliedern, münden und vertheilen, daß vom und zum Tie die ganze Turnerschaar auf das Schnellste und Unversäumteste zu allen Uebungsstellen und Bahnen strömen kann.

Einfache, 3 — 3½ Fuß hohe Schranken umgeben am besten den ganzen Turnplatz; doch muß hinter diesen (innerhalb des Platzes) eine dichte, niedrig gehaltene Dornhecke in einem hinlänglich breiten und tiefen Graben angelegt werden, um dem Vieh das Eindringen unmöglich zu machen, dessen Dünger leicht Ausgleiten für Laufende, Springende und Ringende verursacht. Im Nothfalle muß freilich ein bloßer Graben ausreichen.

Die Bahnen zum Springen, Bockspringen, Schwingen ꝛc. müssen überall, wo nicht fester Boden vorhanden ist, von Lehm (Letten) geschlagen und mit Sand überstreut werden. Das Letztere muß auch mit der Rennbahn geschehen, wenn sie fetten Boden hat. Schlimmer ist es, wenn sie tiefen Sand hat, weil diesem Uebelstande nur durch Ueberlehmung und Auffahren fetter Erdart abgeholfen werden kann. Wo beide Verfahrungsarten zu viel Schwierigkeiten oder Kosten verursachen, hilft man sich bei den Springbahnen durch Sprungbretter, die wenigstens einen festen Abstoß geben, doch, um das Ausgleiten zu verhüten, häufig gereinigt werden müssen. Bei den Rennbahnen muß man die Schwierigkeit überwinden und sich damit trösten, daß der so geübte Lauf, auf festem Boden ausgeführt, um so leichter und

schneller geht. — Nur auf dem Ringplatze ist Sand wünschenswerth, selbst tiefer.

Die beste Gestalt eines Tuenplatzes ist ein Rechteck, das beinahe noch einmal so lang als breit ist, weil man alsdann der Rennbahn die gehörige Ausdehnung in gerader Richtung geben kann, und keine Uebung durch eine zu große Tiefe des Platzes dem Auge der außen Stehenden entzogen wird. Bei der Auswahl der Stellen für die einzelnen Uebungen hat man vorzugsweise darauf zu sehen, daß diejenigen, welche zu einer und derselben Hauptgattung gehören, nicht zu weit auseinander kommen (z. B. alle Laufbahnen, alle Stellen zum Hoch-, Weit-, Tief- und Stabsprung ꝛc.). Eben so sehr hat man auch im Auge zu behalten, daß die sich entgegengesetzten Uebungen, d. h. solche, bei denen vorzugsweise die oberen, und solche, bei denen vornehmlich die unteren Gliedmaßen zur Anwendung und Anstrengung kommen, nicht zu fern von einander rücken, damit der darauf Rücksicht nehmende Wechsel der Uebungen in der sogenannten Turnschule ohne wesentlichen Zeitverlust erfolgen könne. Ein drittes Augenmerk verlangt die Lage des Platzes in Betreff des Sonnenstandes (an den schulfreien Nachmittagen) während der meisten Uebungen, die, wie namentlich das Springen und Schwingen nicht den Anlauf in die Sonne erlauben, oder wie alle zweischaarigen Spiele (besonders das Barlaufen), einem Theile anders die Sonne bieten würden. Diesen muß man stets nur halbe Sonne geben. Auch bei den Kletterübungen oder bei Aufstellung der Klettergerüste ist darauf zu sehen, daß die an den Leitern Klimmenden und an Tauen und Bäumen Enternden nicht in die Nachmittagssonne, sondern mehr nach Morgen blicken. Diejenigen Uebungen endlich, bei denen schwere, doch tragbare Geräthe gebraucht werden (Bockspringen, Schwingen,

Stoßen), dürfen nicht allzuweit vom Schuppen verlegt werden.

Den Zuschauern muß zwar der An- und Ueberblick der Uebungen, so viel es geht, ermöglicht und erleichtert werden; doch hat man wieder wohl zu verhüten, daß diejenigen Uebungen, bei welchen eine Schaustellung mehr als bei anderen stattfindet, und wo zugleich die ganze Riege oder Abtheilung stets um das Turngeräth versammelt bleibt, zu nahe an die Schranken gelegt werden. Dergleichen Uebungen sind besonders die am Reck, am Barren und das Klettern. Auch das Schwingen, Bock- und Stabspringen sollte man stets etwas weiter von den Schranken entfernt halten. Man legt deshalb gern und lieber die Renn-, Schlängel und Zickzack-, nicht minder die Gerwurf- und Ziehbahn näher zu den Schranken. Der Mitte des Platzes zu liegen muß der Tie mit dem Schuppen. Dort können auch liegen der Spielplatz, Ballplatz (wenn er in den Turnplatz hineingezogen wird), die Schock- und Stoßbahn, der Wunderkreis und die Halle (unter welcher bei starkem und anhaltendem Regen geturnt wird).

Daß Wege vorhanden sein müssen, um von einer Uebungsstelle zur andern überzugehen, ohne eine dritte zu kreuzen oder zu berühren, wurde schon oben gesagt; es muß aber auch, um die nothwendige Ordnung zu erhalten, nicht nur der Platz für jedes Geräth und die Breite wie Länge jeder Bahn genau bestimmt und gekennzeichnet werden, sondern wo möglich auch die Stelle, auf welcher sich die einzelne Riege aufstellt, um dem Ordnungssinne zu Hülfe zu kommen. Ein mit Rasen bewachsener Platz erleichtert dies sehr, weil man hier bei allen Bahnen und Niedersprungsörtern den Rasen wegheben und die Grenzen der Wege und einzelnen Uebungsplätze durch schmale Furchen oder

Raine kennzeichnen kann. Eine für jeden vollständig ausgerüsteten Turnplatz erwünschte, ja nothwendige Einrichtung, die aber jetzt noch fast überall fehlt *), ist die schon genante offene Halle. Wenn der Turner auch ungünstiges und böses Wetter nicht scheuen, vielmehr sich dagegen abhärten soll und darum auch bei mäßigem Regen längere Zeit fortspielt wie wandert (die fortgesetzte Bewegung erhält ihn warm), so können gewisse Uebungen doch sehr bald in ihren Bahnen oder an den naßglatten Gerüsten nicht mehr fortgesetzt werden, und hiefür wie für anhaltend regnerisches Wetter muß ein bedeckter Raum vorhanden sein, der fortzufahren erlaubt. Eine solche Halle oder offener Schuppen (über ihre Größe siehe weiter unten) hat ein flaches oder wenig aufsteigendes Dach, ruht auf Säulen, die je auf 20 Fuß von einander entfernt sind, und ist nur an der Wetterseite durch bewegliche Läden gegen Regen und Sturm geschützt.

Derselbe Verfasser sagt über die Größe der einzelnen Uebungsplätze folgendes: Von den hier angegebenen, wenn sie nicht unter bestimmten Voraussetzungen mitgetheilt sind, darf man keinen Schluß auf alle Fälle und besonders nicht auf das Turnen in Wintersälen machen. Im Freien hat man zwar gewöhnlich mehr Raum; man kann sich aber auch im Nothfalle mit weit wenigerem begnügen, indem man z. B. einen Freispringel, Bock und Schwingel weit näher an die Grenze eines Platzes rücken darf, der von einem andern Platze oder Wege oder auch einer Hecke begrenzt wird, als an die Wand eines Saales ꝛc. Es gehören aber im Allgemeinen:

1) zur Rennbahn: 25 — 50 Fuß Breite und

*) In der Schweiz hat man mehrfach solche Hallen, aber nicht immer freie Turnplätze.

320 Fuß oder 330 — 530 Fuß Länge, je nachdem Viele zugleich wettlaufen sollen; die 20 oder 30 Fuß bei der Länge dienen zur Aufstellung beim Ablauf und zum allmäligen Abbrechen des Laufes;

2) zur Schlängelbahn: 70 Fuß Länge und 30 Fuß Breite, ohne Reede *) 22 Fuß;

3) zur Zickzackbahn: wie zur Schlängelbahn;

4) zum Freispringel: 40 Fuß Länge und 10 Fuß Breite, wenn mehrere neben einander stehen, sonst 12 Fuß Breite;

5) zum Stabspringel: 50 Fuß Länge und 12 bis 14 Fuß Breite;

6) zum Springgraben: je nachdem er 4 — 16 Fuß oder 8 — 20 Fuß Breite hat, 65 oder 70 Fuß Länge und 50 Fuß Breite, allenfalls nur 40 Fuß Breite, dann kann man aber weniger Riegen daran beschäftigen; für eine Riege muß zur Noth 10 — 12 Fuß Breite ausreichen;

7) zum Tiefspringel: 25 Fuß Länge und 20 Fuß Breite, und wenn nach beiden Seiten abgesprungen werden soll, 40 Fuß Breite;

8) zu Schwingböcken: 40 Fuß Länge und 10 Fuß Breite;

9) zu Schwingeln: 50 Fuß Länge und 12 — 14 Fuß Breite;

10) zur Sturmsprungbahn: 50 Fuß Länge und 10 — 12 Fuß Breite;

11) zur Sturmlaufbahn: 60 Fuß Länge und 10 — 12 Fuß Breite;

12) zum Barren: 12 — 14 Fuß Breite und 20 — 24 Fuß Länge; zu acht Barren in zwei Reihen 50 Fuß Länge und 40 Fuß Breite;

*) Reede: die Stelle, auf welcher man sich (wie die Schiffer) bereit macht, sich aufstellt oder auch ausruht und zuschaut.

13) zum Reck: 10 Fuß Länge und 16 — 20 Fuß Breite; zu acht Doppelrecken in zwei Reihen 70 Fuß Länge und 30 — 36 Fuß Breite, in einer Reihe 140 Fuß Länge und 20 Fuß Breite;

14) zum Schwebebaume: 12 — 16 Fuß Breite und 60 bis 80 Fuß Länge;

15) zum Liegebaume: 12 — 16 Fuß Breite und 60 — 80 Fuß Länge;

16) zum Hangelrecke: 12 — 20 Fuß im Gevierte, je nachdem es vier- oder sechseckig ist;

17) zum Klimmel: 10 — 12 Fuß im Gevierte;

18) zum Einbaume: 30 Fuß im Gevierte;

19) zum vollständigen Klettergerüste als Zweibaum: 32 — 36 Fuß Länge (mit Enterbaum und Entertau) und 30 Fuß Breite (für Nahe und Nebenraum);

20) zu einem Klettermaste: 4 — 6 Fuß im Gevierte;

21) zu einer Hängelleiter: 20 Fuß Länge und 10 Fuß Breite;

22) zur Gerwurfbahn: 70 — 100 Fuß Länge, je nachdem mit oder Anlauf geworfen wird, und 40 Fuß Breite (zu zwei Bahnen nur 120 Fuß Länge);

23) zur Stockbahn: 120 Fuß Länge und 60 Fuß Breite;

24) zur Stoßbahn: 20 — 30 Fuß Breite und 40 Fuß Länge;

25) zur Zielbahn: 12 — 20 Fuß Breite und, wenn 20 gegen 20 ziehen sollen, wenigstens 100 Fuß Länge;

26) zum langen Schwungseile: 25 — 30 Fuß Breite und 40 — 50 Fuß Länge;

27) zum kurzen Schwungseile oder halben Reifen: 20 — 30 Fuß im Gevierte;

28) zum Vorübungsplatze: wenigstens 20 Fuß Breite und 40 Fuß Länge;

29) zum Spielplatze: 40 — 100 Fuß Breite, je nachdem die Spielschaar, und für kleinere 90 bis 100 Fuß, für größere 120 Fuß Länge;

30) znm Ringplatze: wenigstens 40 Fuß im Gevierte;

31) zum Ballspielplatze: 100 Fuß Breite und 300 Fuß Länge; wegen seiner Größe wird dieser nur auf den größten Turnplätzen und wenn außerhalb derselben kein passender Raum dazu vorhanden ist, eingerichtet werden können;

32) zum Wunderkreise: 50 — 100 Fuß im Gevierte, je nachdem man mehr oder minder Kreise legt;

33) zum Rundlaufe: 25 Fuß im Gevierte;

34) zur Halle: 25 — 100 Fuß Breite und 50 Fuß Länge;

35) zu den Kleiderricken: 40 Fuß Länge und 20 Fuß Breite bei 400 Turnern, oder etwa 2 Geviertfuß für jeden;

36) zum Schuppen: 20 Fuß Breite und 40 Fuß Länge, mit Umgebung und Vorplatz etwa 50 Fuß Länge und 30 Fuß Breite;

zum Tie: 50 Fuß im Gevierte oder 60 Fuß Länge und 40 Fuß Breite bei 400 Turnern, oder etwa 6 Geviertfuß für jeden.

Die Zahl der Turner bedingt die nothwendige Größe des Turnplatzes. Es muß dabei der Hauptgrundsatz obwalten, daß ein Turnplatz dann vollständig eingerichtet ist, wenn beim regelmäßigen Wechsel durch alle Hauptübungen alle Turner zu gleicher Zeit beschäftigt werden können und hinreichenden Raum so wie die nöthige Anzahl aller für sie passenden Geräthe finden. Eiselen giebt in seiner Schrift „über Anlegung von Turnplätzen" die Anzahl der Geräthe

und den Raum zu einem Turnplatze, auf welchem 200 bis 300 Turner jedes Alters sind, folgendermaßen an.

Der Kreislauf sämmtlicher Hauptübungen, wovon später unten, wird in sechs Turntagen durchgemacht; auf jeden Tag fallen zwei Hauptübungen, deren es also im Ganzen zwölf giebt. Soll nun die möglichst größte Anzahl von Turnern beschäftigt werden, so bildet man so viel Abtheilungen als Hauptübungen, und beschäftigt alle zwölf Abtheilungen zu gleicher Zeit: je zwei Abtheilungen lösen sich dann immer bei zwei Hauptübungen ab, und jede Abtheilung hat nach Umständen eine oder mehrere Riegen. Je weniger Riegen eine Abtheilung hat, desto vortheilhafter ist es; denn je mehr Riegen dieselbe Uebung treiben, desto mehr Turnzeug gehört dazu.

Im vorliegenden Falle theilen wir die ganze Turnschaar, je nachdem sie aus 200 oder 300 Turnern besteht, in zehn Abtheilungen, jede zu zwei Riegen und zu zehn Turnern, oder in zwölf Abtheilungen zu zwei Riegen, und jede dieser von zwölf bis dreizehn Turnern, wodurch demnach dasselbe Turnzeug, das man für 200 Turner braucht, auch für 300 ausreicht.

Bei dieser Einrichtung würden erfordert:

A. 2 Paar Freispringel,
2 Paar Stabspringel,
1 Springgraben, 4—11 Fuß breit;
= 11—18 Fuß breit; oder
= 4—18 Fuß breit;
2 Tiefspringel, verbunden, von $1\frac{1}{2}$—10 Fuß Höhe, 4 Fuß Breite;
3 Schwingböcke, obgleich nur 2 zugleich im Gange sind;
2 Schwingel,
1 Schwebebaum,

1 Liegebaum,
1 Rust,
1 Schlet,
6 Barren, von 36, 39, 42, 46, 50, 54 Zoll Höhe; sind sehr kleine Turner dabei, so müssen die kleinsten Barren, wenn man keinen Tritt einschieben mag, noch etwas niedriger sein;
4 Doppelrecke, von 4, $4\frac{1}{2}$, 5, $5\frac{1}{2}$, 6, $6\frac{1}{2}$, 7 und $7\frac{1}{2}$ Fuß Höhe, so daß also jedes Doppelreck 2 Reckstangen von verschiedener Höhe erhält;
3 Sturmsprungbretter, von 6, $7\frac{1}{2}$ und 9 Fuß Länge, und 2 Böcke;
1 Sturmlaufbühne,
2mal Rundlaufzeug,
2 Hangelleitern,
1 Einbaum,
2 Zweibäume, von 20 Fuß und 12 Fuß Höhe, jeder mit Entertau, Enterbaum, Klimmleiter, Klettertau, Knotentau, Sproßentau, Strickleiter, Steigeleiter, Lehnstange und 2 Kletterstangen versehen;
2 Klettermaste,
2 Ger- oder Pfahlköpfe,
2 lange Schwungseile,
30 kurze =
30 halbe Reifen,
2 kurze Ziehstäbe,
1 Knebelgurt,
24 Windestäbe,
1 Nackziehseil,
2 Ziehtaue, von 20 Fuß und 60 Fuß Länge;
5 Dutzend Springstäbe, von 7 — 11 Fuß Länge;
24 Gere, 12 zu 6 Fuß und 12 zu 7 Fuß Länge;

2 Dutzend Kugeln oder Steine von 3 — 24 Pfund,
Hanteln, von 2, 3, 4, 5, 6 und 8 Pfund Schwere, von jeder Art wo möglich 6 Paar, von den 8-Pfündern wenigstens 2 Paar;
2 Bälle, von 9 und 12 Zoll Durchmesser;
1 Kraftmesser,
5 Maßstäbe: 1 aufrechtstehender fester im Schuppen mit Schieber, und 4 bewegliche von 20, 15, 12 und 10 Fuß Länge;
2 Spaten,
4 Harken oder Rechen.

B. Außer den zu dem obigen feststehenden Turnzeuge Plätzen:
1 Rennbahn,
1 Schlängelbahn,
(1 Zickzackbahn),
1 Schockbahn,
1 Stoßbahn,
1 Gerwurfbahn,
1 Ziehbahn,
1 Wunderkreis,
1 Spielplatz,
1 Ringplatz,
1 Platz zu den Seilübungen,
1 Schuppen,
Kleidergestelle,
Tie mit Bänken und Dingstatt.

In der Figur 9301 sind nun alle diese Räume zu einem vollständigen Turnplatze zusammengestellt, zu dessen Erklärung noch Folgendes diene. Die nöthige Baumpflanzung geschieht am Besten a) in den Grenzstreifen oder Rainen a a, in denen auch Hecke, Graben und Schranken enthalten sind, b) auf allen Wegen b b, c) an der inneren Seite der Renn-

bahn, in der Mitte des Wunderkreises und der Dingstatt, auch zwischen den Recken.

a a und b b sind überall 5 Fuß breit; wo die Wege schmaler oder breiter werden, ist es angemerkt. Der Haupteingang und die Einfahrt ist zwischen Springgraben und Wunderkreis angenommen; ein zweiter Eingang zwischen Schlängel- und Zickzackbahn.

c c sind zwei kleine unbenutzte Plätze.

d die Rennbahn, darauf

e der Standpfahl des Auslaufs, 5 Fuß vom Anfange.

f der Zielpfahl, 15 Fuß vom Ende.

Auf der Rennbahn werden Schocken, Seilübungen, Ringen und das Balltreiben, letzteres auch wohl auf dem Spielplatze vorgenommen. Zum Schocken ist der Spielplatz eigentlich noch geeigneter, da er doppelte Breite bietet. Eine eigene Schockbahn richtet man nur da ein, wo überflüssiger Raum vorhanden ist. Soll während der Schule wettgelaufen werden, so läßt man Ringen und Seilübungen auf dem Spielplatze oder auf der Zieh- und Stoßbahn vornehmen.

g Platz für den Springgraben, der 48 Fuß lang und von 4 — 18 Fuß breit ist. Am breitesten Ende müssen noch 7 Fuß für den Hinüberspring bleiben; somit 45 Fuß für den Anlauf.

h Platz zum Stabhochspringen: die Stabspringel 8 Fuß vom Ende ab.

i Schwingplatz.
k Bockspringplatz.

} Die Anläufe gehen wie bei g und f nach der Rennbahn zu, weil dort die Nord- oder besser Nordost-Seite angenommen wird.

l Platz zum Tiefspringen.

m Platz zum Freihochspringen.
n Platz zu den Barren, welche, um Raum zu ersparen, in zwei Reihen nach der Zeichnung aufgestellt werden.
o Reckplatz.
p Schlängelbahn.
q Zickzackbahn.
r Wunderkreis.
s Gerwurfbahn.
t Schuppen.
u Halle mit 2 Rundlaufbahnen oder diese allein.
v Kleiderschuppen.
w Tie mit Dingstatt und Bänken.
x Spielplatz.
y Stoßbahn.
z Kletterplatz.
dd Schwebeplatz.
ee Ziehbahn.
ff Sturmlaufbahn.
gg 2 Sturmspringbahnen.

Für Schocken, Seilübungen, Ringen und Balltreiben sind keine besonderen Plätze bestimmt, weil diese Uebungen, besonders Schocken und Balltreiben, viel Raum erfordern und sehr gut auf der Rennbahn getrieben werden können. Für die Seilübungen muß man dann am Rande der Bahn 5 Fuß hohe Pfähle eingraben, oder, wenn man sie in 2 oder 4 Seilen zugleich treiben will, in dem 15 Fuß vom Ende stehenden Zielpfahle 4 drehbare Ringe befestigen.

Zur näheren Vergleichung der Zahlenverhältnisse theilen wir noch den folgenden Anschlag von Eisel en bei einer Anzahl von 80 — 150 Turnern mit:

80 Turner werden in 8 Riegen, jede zu 10 Turnern getheilt; nehmen wir 12 Riegen zu 12 — 13 Turnern an, so kommt auf jede der 12 Hauptübungen auch nur 1 Riege und wir können an demselben

Geräthe und auf demselben Raume 150 Turner beschäftigen.

Das Turngeräth für diese 80 oder 150 Turner ist folgendes:

A. 1 Paar Freispringel
1 Paar Stabspringel
} Mehr sind nicht durchaus nöthig; doch ist es gut, wenn man von diesen wohlfeilen Turngeräth. 2 Paar aufstellen kann.

1 Springgraben von 4 — 18 Fuß Breite.
1 Tiefspringel.
2 Schwingböcke: ein kleiner und ein mittlerer, dieser mit doppeltem Schieber für die Größeren.
1 Schwingel: 5 Fuß 4 Zoll lang und 16 Zoll dick.
1 Schwebebaum.
1 Liegebaum.
1 Schlet.
1 Rust.
4 Barren von 40, 45, 50, 54 Zoll Höhe und 2 Einschiebetritte: besser 6 Barren.
3 Doppelrecke von 4 Fuß, 4 Fuß 7 Zoll, 5 Fuß 2 Zoll, 5 Fuß 9 Zoll, 6 Fuß 4 Zoll, 7 Fuß Höhe, oder 2 einfache feste und ein höheres und stellbares.
3 Sturmsprungbretter von 6, 7½ und 9 Fuß Länge und 1 Bock.
1 Sturmlaufbühne kann, wo die Kosten sehr berücksichtigt werden müssen, allenfalls entbehrt werden.
1 Rundlaufzeug.
1 Hangelleiter.
1 Klettergerüst: theils 20 Fuß, theils 12 Fuß hoch. Die große Rahe geht ganz durch; die kleine nur vom Mast bis zur dicken Kletterstange.

1 Einbaum: 40 Fuß hoch, ohne Leitern und Bühnen, aber mit Sprossen und eisernem Arm für das Tau; am Besten dicht vor dem Klettergerüste stehend. Wo man die Kosten daran wenden kann, ist ein vollständiger Einbaum freilich besser.
2 Klettermaste.
1 Pfahlkopf.
1 langes und 30 kurze Schwungseile.
20 halbe Reifen.
2 kurze Ziehstäbe.
1 Knebelgurt.
24 Windestäbe.
1 Nackziehseil.
2 Ziehtaue von 20 und 60 Fuß Länge.
4 Dutzend Springstäbe von 7 — 11 Fuß Länge.
24 Gere: 12 zu 6 Fuß, 12 zu 7 Fuß Länge.
2 Dutzend Kugeln oder Steine von 3 — 21 Pfund.
Hanteln von 2—6 Pfund Schwere: von jeder Art 4—5 Paar und 1 Paar 8pfündiger.
2 große Bälle von 9—12 Zoll Durchmesser.
1 Kraftmesser, der bei jeder vollständigen Turneinrichtung vorhanden sein muß, aber häufig der Kosten wegen nicht angeschafft wird.
5 Maßstäbe: 1 aufrechtstehender im Schuppen mit Schieber und 4 zu 20, 15, 12 und 10 Fuß Länge.
2 Spaten.
2 Harken oder Rechen.

B. Die einzelnen Uebungsplätze ergeben sich aus dem ersten Beispiele, so wie aus nachfolgender Erklärung der Fig. 9302, in deren Zeichnung bedeutet

aa den Raum für Schranken, Hecken und Graben.
bb die Wege, wobei 2 breitere für die Eingänge.
c einen kleinen freien Raum.
d die Rennbahn mit
e f Stand- und Zielpfahl.
g Springgraben.
h Platz für 2 Stabspringel.
i Schwingplatz.
k Bockspringplatz.
l Platz für 2 Freispringel.
m Spielplatz.
n Schlängelbahn.
o Schuppen.
p Kleiderplatz.
q Tie.
r Stoßbahn.
s Kletterplatz.
t Wunderkreis.
u Barrenplatz.
v Platz für den Tiefspringel, der in der Mitte von einer langen Seite zur andern aufgestellt wird.
w Schwebeplatz.
x Rundlaufbahn.
y Reckplatz.
z Sturmspring- und Sturmlaufbahn.

Bei dieser Eintheilung müssen Schocken, Ringen, Ziehen, Balltreiben, Seilübungen und Zickzacklauf auf der Rennbahn vorgenommen werden. Zu dem letzteren muß man sich dann, wie es auch mit der Schlängelbahn geschehen kann, eine Bahn von Springstäben, Brett- oder Bohlstücken legen; doch ist diese Bahn weit unvollkommener, als eine so gemachte Schlängelbahn, indem es bei dieser weniger schadet, wenn die Bogen im Laufe etwas erweitert werden,

während bei jener der Lauf allerdings weit weniger richtig wird, wenn, weil die Bahn nur auf einer Seite begrenzt ist, statt Ecken, Bogen gemacht werden. Fehlt der Raum zu einer Rennbahn von einer bezeichneten Länge, so muß man dieselbe außerhalb des Turnplatzes anlegen, denn sie kürzer machen ist nicht rathsam; nur für Knaben bis zum 13ten Jahre genügen allenfalls 200 Fuß Länge. Eine andere Art von Rennbahn gewinnt man, wenn man dieselbe im Kreise, im Eirund oder auch im Viereck mit abgestumpften Ecken um den Platz herumführt. Diese Einrichtung bleibt aber unvollkommen, weil immer nur Einer laufen kann, indem der außen Laufende einen weit größeren Weg zu machen haben würde, als der an der inneren Seite Laufende, und deshalb, um das Verhältniß der Lauffertigkeit zwischen den verschiedenen Turnern festzustellen, stets nach der Sekundenuhr gesehen werden müßte.

Wo der Raum sehr beengt ist, muß man auch den Wunderkreis außerhalb des Platzes anlegen. Den Spielplatz fortzulassen ist durchaus nicht rathsam. Will sich der Raum zu demselben, der, freilich nur im Nothfall, auf 100, ja 90 Fuß Länge und 40 Fuß Breite beschränkt werden kann, gar nicht finden, so helfe man sich lieber dadurch, daß man Freispringel, Stabspringel und Barren beweglich macht und ihre Uebungen, so wie auch Bockspringen, Schwingen, Stoßen, Sturmspringen, Sturmlaufen, Schlängellauf auf dem Spielplatze, der alsdann in der Mitte liegen muß, vornehmen läßt. Den Graben legt man dann mit seinem Absprungsborde an den Spielplatz; Recke, Klettergerüste, Hangelleitern, Tiefspringel und Schwebebaum stellt man an den Grenzen auf, so wie auch die Sturmsprungböcke. Daß auf diese Weise wenigstens die Hälfte des Raumes gespart werden kann, leuchtet ein; aber freilich ergiebt sich alsdann auch nur

ein sehr dürftiges, ein verkümmertes Turnen: wenn gespielt wird, kann fast keine andere Uebung betrieben werden, so wie das Spiel aufhören muß, wenn geturnt wird. Man halte deshalb unabweichlich den bereits geltend gemachten Grundsatz fest, lieber eine halbe Stunde weiter zu gehen, um einen alle Erfordernisse erfüllenden Turnplatz zu ermitteln, als sich ganz in der Nähe mit einem kümmerlichen zu behelfen. Die Mittel zu den Räumen und Geräthen müssen sich finden. Eine Stadt, die im gegebenen Falle damit geizet, weiß oder bedenkt nicht, was zu ihrem Frommen und Frieden dient. Wo hiezu das Geld fehlt, fehlt am Ende auch der gute Wille für wahres Schulwesen überhaupt.

Maaße des Turnzeuges und der Turngeräthe. Eine genaue Beschreibung des Turnzeuges muß jetzt noch vorbehalten bleiben; dem Zwecke dieser Abhandlung gemäß wird die Kenntniß und Anschauung von jenem vorausgesetzt und beschränkt man sich hier daher auf genaue Angabe der Maaße für die ausführenden Handwerker.

Springel: Der eingegrabene Springel ist 3 Zoll breit, 2 Zoll dick; die Löcher sind $\frac{1}{2}$ Zoll weit und 2 Zoll von Mitte zu Mitte entfernt, fangen beim Freispringel 1 Fuß, beim Stabspringel 2 Fuß über der Erde an; jene sind 6 Fuß, diese 10 Fuß über der Erde hoch und 2 Fuß eingegraben. Die angeschraubten Latten (Tritte) inwendig $1\frac{1}{2}$ Fuß, auswendig 3 Fuß hoch und 2 Zoll breit. Entfernung der Freispringel von einander 8 Fuß, der Stabspringel 10 Fuß; die verjüngten Pflöcke stehen 1 — $1\frac{1}{2}$ Zoll vor. Statt Löcher und Pflöcke kann man auch eine sogenannte Zahnleiste mit gleicher Entfernung der Einschnitte zum Auflegen der Schnur wählen.

Der tragbare Springel: Das Kreuz ist beim Freispringel, der 2 Zoll breit, $1\frac{1}{2}$ Zoll dick ist,

$2\frac{1}{4}$ Fuß lang, beim Stabspringel, der 3 Zoll breit und $1\frac{1}{2}$ Zoll dick ist, $3\frac{1}{2}$ Fuß lang. Die Leisten über den Enden der Kreuze sind $\frac{1}{4}$ Zoll stark.

Die Springschnüre sind einen Finger stark; die Sandbeutel ungefüllt 9 — 10 Zoll hoch und 5 Zoll weit.

Der Tiefspringel: 4 Fuß breit, für eine Riege, die nur nach einer Seite abspringt, 2 Fuß breit; 18 Stufen, von $1\frac{1}{2}$ — 10 Fuß über der Erde, jede $\frac{1}{3}$ Fuß hoch und 14 — 15 Zoll breit, das Trittbrett $\frac{5}{4}$ Zoll dick, mit Stoßbrettern; die Wangen $\frac{1}{2}$ Zoll stark; die 6 Ständer von 5zölligem Kreuzholze.

Die Springstäbe sind:

7 Fuß lang und $\frac{5}{4}$ Zoll stark.
8 — — $\frac{5}{4}$ oder $1\frac{3}{8}$ Zoll, nach der Schwere der Springer.
9 — — $1\frac{3}{8}$ Zoll stark.
10 — — $1\frac{1}{2}$ — —
11 — — $1\frac{1}{2}$ — —
12 — — $1\frac{1}{2}$ — —

Die Sturmsprungbretter sind 6, 7, 8 oder 9 Fuß lang und 20 — 24 Fuß breit; obere Leiste, Haken an dieser, um das Abspringen unmöglich zu machen, können nicht schaden, 3 Zoll hoch und 2 Zoll breit, mittlere und untere nur 1 Zoll hoch, das Brett unten und innen abgeschrägt.

Die Sturmsprungböcke: Ständer von 5zölligem Kreuzholze und 4 Fuß auseinander; die kleinen 4 Fuß, die großen 7 Fuß über der Erde. Die Löcher, viereckig, fangen bei jenen 2 Fuß, bei diesen 3 Fuß über der Erde an, sind 3 Zoll hoch, 2 Zoll breit, 6 Zoll von Mittel zu Mittel.

Die Kissen (Matratzen) für Turnsäle sind 6—7 Fuß lang und 4 Fuß breit. Sie haben an den Ecken starke und kurze leinene Oesen zum Durchgreifen mit einem Finger beim Tragen.

Die Sturmlaufbahn (=Brett): 16 Fuß lang, 3 Fuß breit; von 3 zu 3 Fuß Leisten eingeschoben, die langen Schwellen an den Seiten 3 — 4zöllig, worin die Leisten eingelassen und woran die großen Haken befindlich sind.

Die Sturmlaufbühne: die 4 Bäume 5 — 6=zöllig, 4 Fuß auseinander und 4 Fuß in der Erde; 16 Fuß über derselben; die Verbindungsbretter an den Seiten 1 Fuß aus einander; die Latten vorn und hinten 5 Fuß von der Erde, darunter das Kreuz, die hinteren Streben 7 Fuß von der Erde. Die Löcher von 5 — 12 Fuß Höhe, 3 Zoll hoch und 2 Zoll weit, 1 Fuß aus einander. Fußboden, 4 Fuß im Geviert, durch Leisten verbunden, vorn und hinten 2 eiserne Haken, Einschnitte für die Haken der Bahn 3 Zoll breit, 6 Zoll lang.

2 Stützen zur Bahn: 4 und 6 Fuß lang, 3 Zoll stark.

Der Schwingbock: Maaße mit Polster, welches vorn und hinten 1½ Zoll, oben und an den Seiten 1 Zoll stark ist;

Länge 27″, Dicke 19″, dabei geringste Höhe 42″.
— 24″, — 17″, — — — 38″.
— 21″, — 15″, — — — 34″.
— 18″, — 13″, — — — 30″.

Der innere Abstand der Schieber beträgt bei 42 Zoll Höhe auf der langen Seite 36 Zoll, auf der kurzen 32 Zoll und, bei 30 Zoll Höhe, — 24 Zoll und 22 Zoll. Röhren und Schieber, s. beim Schwingel.

Das Sprungbrett ist 36 — 40 Zoll lang, 23 — 30 Zoll breit und vorn 3½ — 4 Zoll hoch; die Einschiebleiste ist angeschraubt.

Der Schwingel oder das Schwingpferd: Maaße mit Polster, dessen Dicke wie beim Bock.

	Länge.	Kreuz.	Sattel mit Pausch.
Großer Schwingel	6′ 3″	2′ 1″	1′ 7″
Mittel-Schwingel	5′ 6″	1′ 10″	1′ 6″
Kleiner Schwingel	4′ 9″	1′ 6″	1′ 5″

	Hals.	Dicke mit Sattelkissen.	Geringste Höhe ohne Pausch.
Großer Schwingel	2′ 7″	18″	42″
Mittel-Schwingel	2′ 2″	16″	38″
Kleiner Schwingel	1′ 10″	14″	34″.

Die Röhren stehen beim großen Schwingel unten an der langen Seite 4 Fuß 2 Zoll, der Breite nach 1 Fuß 8 Zoll aus einander; die hinteren Füße gleich mit dem Hintertheile, die vorderen dicht vor den Vorderpauschen schräg nach vorn; die Pauschen sind von $\frac{5}{4}$zölligen Brettern, die Schieber 2 Zoll im Gevirt, alle Kanten abgerundet. Höhe der Pauschen beim größten Schwingel 4 Zoll, größte Dicke derselben $2\frac{1}{2}$ Zoll, Dicke ohne Polster $\frac{5}{4}$ Zoll.

Der Haltgurt ist 4 Zoll breit, mit den Griffen 30 Zoll lang.

Der Schwebebaum: 40 — 70 Fuß lang, am Stammende wenigstens 10 Zoll dick. Etwa $\frac{1}{3}$ vom Zopfende schwebt frei. Gestell 2 — 4 Fuß hoch.

Der Liegebaum: eben so, doch auf drei Unterlagen dicht an der Erde.

Das Schlet: 16 — 18 Fuß lang, 4 — 5 Zoll stark, rund, die lose aufliegenden Enden abgeflacht. Vertiefung unter demselben $1\frac{1}{2}$ — 2 Zoll.

Der Steg: 16 — 18 Zoll lang, 4 — 6 Zoll breit, $2\frac{1}{2}$ Zoll dick; flach, ein Bohlstück, fest an den Enden. Vertiefung darunter 1′ — 2 Fuß.

Die Rust, hochgekantetes Brett: 2 Zoll dick, 1 Fuß breit, 16 — 18 Fuß lang.

Der Schwebepfahl: 1 Fuß hoch aus der Erde; 3 — 4 Zoll stark eingegraben.

Der Barren: 8 Fuß lang, 32 — 60 Zoll hoch, 13 — 18 Zoll im Lichten weit, 2 Fuß in der Erde. Die Holme für Große 2½ Zoll hoch, 2¼ Zoll breit; für Kleinere nur 2 Zoll und für Kinder 1½ Zoll breit. Die Ständer 4 Zoll stark, 1 Fuß von den Enden und 1½ Fuß eingegraben.

Das Reck: die Ständer 5zöllig, 3 — 4 Fuß in der Erde. Länge der Reckstange im Lichten 6½ Fuß, Dicke für Erwachsene 2¼ Zoll, für Kinder 2 Zoll. Läßt man eine eiserne Stange einlegen (im Saale), so erhält sie ¼ Zoll weniger Stärke. Höhe des Reckes von 3½ — 7½ Fuß.

Das Schwebereck: nach der Größe der Turner 1½ bis 1¾ Zoll dick, 2½ — 4 Fuß lang; die Seile, ¾ Zoll stark, haben oben 1½ Fuß Abstand von einander. Höhe von der Erde 3 — 7 Fuß.

Das Hangelreck im Vier- oder Sechseck: jede Stange 10 Fuß lang, 3 Zoll hoch, 1½ Zoll breit; 7½ Fuß von der Erde, für Kleinere 6½ — 7 Fuß; die Aufsteigetritte von 2 Stufen, 2 und 3 Fuß hoch.

Die Hangelleiter: 16 Fuß lang, die Bäume 3½ Zoll und mit Häkelrinne 4½ Zoll hoch, 1½ Zoll dick; die Sprossen ⅝ Zoll hoch, ⅜ Zoll dick, 6 Zoll von Mitte zu Mitte aus einander; ihre ganze Breite beträgt 17 Zoll; das Gestell für Kleine 6½ Fuß, für Große 7½ Fuß hoch, die Ränder 5 Zoll stark und 3 Fuß aus einander.

Die Kletterstange: 1½ — 5 Zoll stark; von 1½ — 2½ Zoll Stärke muß sie, bei größerer Länge, schweben.

Der Klettermast: 6 — 12 Zoll stark, 20 — 60 Fuß hoch, 4 — 7 Fuß tief eingegraben. Das Eichenkreuz darauf 1½ Zoll stark, 5 Zoll breit, 20 — 24 Zoll lang; besser 2 Arme unter einander im Kreuz durch den Baum gestemmt (so daß über dieselben das Zopfende des Mastes hervorragt) oder bloß 2 Haken.

Die Lehnstange: 3 — 5 Zoll stark, unter einem Winkel von 60°.

Die Klimmleiter: die Bäume $1\frac{1}{2}$ — $2\frac{1}{2}$ Zoll dick, 3 — 5 Zoll hoch, je nachdem sie 14 — 24 Fuß oder 28 Fuß lang ist, bei 14 Zoll Entfernung; die Sprossen 6 oder 8 Zoll aus einander von Mittel zu Mittel, $1\frac{1}{2}$ — $1\frac{3}{4}$ Zoll und $\frac{9}{8}$ — $\frac{5}{4}$ Zoll stark. Die Leiter muß um $\frac{1}{5}$ der senkrechten Höhe, an der sie aufgestellt ist, länger sein als diese. Die Haken zur Befestigung sind 1 — $\frac{5}{4}$ Zoll breit, 6 — 8 Zoll lang; dazu starke eiserne Oesen.

Die Steigeleiter (senkrechte) im Zweibaum ꝛc. wie die Klimmleiter; Sprossen rund und $\frac{5}{4}$ Zoll stark, 8 Zoll von einander (M. zu M.) entfernt.

Der Enterbaum: 16 — 20 Fuß lang, 4 — 5 Zoll hoch, $1\frac{3}{4}$ — $2\frac{1}{4}$ Zoll dick, Steigung 1 Fuß, auf 3 Fuß Länge; Ständer 5 — 6zöllig.

Das Klettertau: gut $\frac{5}{4}$ Zoll stark, 12 — 40 Fuß lang; die Oese 2 — $2\frac{1}{2}$ Zoll weit.

Das Knotentau oder Klotztau: 1 schwachen Zoll stark; die Knoten oder Klötze 3 Zoll hoch und $3\frac{1}{2}$ Zoll breit, das Loch von 1 Zoll Durchmesser, sind etwa 10 Zoll von einander entfernt.

Das Sprossentau: die Sprossen 15 Zoll lang, gut $\frac{3}{4}$ Zoll stark, 10 — 12 Zoll von einander entfernt. Nimmt man 2 Seile, so ist jedes einen Finger stark; Gurte müssen 2 Zoll breit sein.

Das Entertau: $\frac{5}{4}$ — $1\frac{1}{2}$ Zoll stark, 20 — 25 Fuß lang, hat eine weite und eine enge Oese und erhebt sich von $3\frac{1}{2}$ — 10 Fuß. Die Rahe über demselben ist 6 Zoll breit und 6 — 7 Zoll hoch; die Ständer sind wenigstens eben so stark.

Die Strickleiter: 12—20 Fuß lang, die Hauptseile 1 schwachen Zoll stark, oben und unten mit Oesen versehen; die Holzsprossen $\frac{9}{8}$ Zoll stark und bei 12 Fuß Leiterlänge 14 Zoll lang, 10 Zoll aus einander,

bei 20 Fuß Leiterlänge 17 Zoll lang, 1 Fuß aus einander; die Seilsprossen ¾ Zoll stark.

Das Steigebrett: 10—11 Fuß lang, 13—14 Zoll breit und 1½ Zoll stark.

Der Einbaum: 41 Fuß aus, 7 Fuß in der Erde, am Zopfende 7 — 8 Fuß stark. Oberste Bühne 40 Fuß hoch, 6 und 3 Fuß überstehend; Sitzbretter 8 Zoll breit, Raum dazwischen 20 Zoll lang und 17 — 18 Zoll breit. Mittlere Bühne 6 Fuß tiefer; unterste Bühne 24 Fuß von der Erde. Unterste oder Klimmleiter 29 Fuß lang; die Stützen derselben 3 Zoll dick, die Streben oder Lehnstangen am Man 5zöllig, 20 Fuß von der Erde, im Ganzen 26 Fuß lang. Zweite Leiter 20 Fuß lang, dritte oder Stützleiter 8 Fuß lang. Die Bühnenhölzer von 5zölligem Krenzholze. — Der Einbaum ohne Bühne, in Verbindung mit dem Klettergerüst, 40 Fuß aus und 4 Fuß in der Erde, durch ein starkes eisernes Gelenkband mit der langen Rahe verbunden, die eiserne Stange als Träger des Taues, 4 Fuß lang, 1 Zoll stark mit Eisenring um das Zopfende, am Ende ein runder Haken für das Tau mit Klappe und Splint, die Stütze des Eisenarmes ¾ Zoll stark. Die eichenen Sprossen von der Rahe (des Klettergerüstes) bis zum Zopfende 2 Zoll hoch, 1½ Zoll breit, 15 Zoll lang, eingelassen und durch Klammern befestigt.

Das Klettergerüst oder der Zweibaum: für Kleine 12 — 14 Fuß, für Große 20 Fuß hoch. Die Hauptmaste 9 — 12 Zoll stark, 4 — 5 Fuß in der Erde. Die Rahe 6 Zoll breit, 6 — 7 Zoll hoch, 26 Fuß lang.

Entertau nnd Enterbaum unter rechten Winkeln an den Hauptmasten, in gleichen Abständen von diesen; die beiden Klimmleitern. Am großen Zweibaume Strickleiter mit Seilsprossen, Steigleiter, Sprossentau, Knotentau, einfaches Klettertau, Dop-

peltau (18 Zoll beide aus einander), feste Kletterstange von 4½ Zoll und 2 bewegliche Kletterstangen von 2 und 3 Zoll Stärke, 2 Lehnstangen von 4 und 5 Zoll Dicke; am kleinen Zweibaume Strickleiter mit Holzsprossen, Sprossentau, Knotentau, Klettertau, feste Kletterstange (3½ Zoll stark), 2 bewegliche Kletterstangen (von 1½ und 2½ Zoll Stärke) und Doppelstangen (1½ Zoll stark, 14 Zoll aus einander), Steigleiter, 2 Lehnstangen von 3 und 4 Zoll Dicke.

Der Klimmel: die 4 Ständer 6 Fuß aus der Erde, 5zöllig; eben so der 9 Fuß lange und breite Rahmen 5zöllig; die 4 Fächer unter einem Winkel von 60° aufgestellt, jedes mit 6 Sprossen, die 8 Zoll Zwischenraum haben, 1½ Zoll dick, 2 Zoll hoch sind; nur die über 6 Fuß langen 2½ — 3 Zoll hoch.

Der Ger- oder Pfahlkopf: 2 — 3 Fuß in der Erde, im Ganzen 5½ Fuß aus derselben; der Pfahl 5zöllig, der Kopf selbst (von Eichenholz) 12 — 13 Zoll hoch, 7 — 9 Zoll breit, 6 — 7 Zoll dick, hinten flach; die Anlehnung des Kopfes unter einem Winkel von 45° gegen den Pfahl, die Beschläge 1½ — 2 Zoll breit und einen schwachen Viertelzoll dick.

Die Gere 6 Fuß lang, ⅞ Zoll stark für Kleine, 7 Fuß lang und ⅝ Zoll stark für Große; die oberen Ringe 3 Zoll breit, die unteren 1½ Zoll breit; die Köpfe eichelrund, der Nagel etwa 3 Zoll lang und eingehauen; oder statt des oberen Beschlages ein ähnlicher Kopf mit 2 Lappen, die an den Seiten heruntergehen und vermittelst eines durch beide und die Stange gehenden, umgenieteten Nagels befestiget werden.

Die Bälle zum Balltreiben, mit Kälberhaaren gefüllt und Zwillichüberzug, haben 9, 10, 11—12 Zoll Durchmesser.

Die Maaßstäbe von Doppellatten: von 10, 15

und 20 Fuß Länge, so daß durch Aneinanderlegen leicht bis 30 Fuß Länge gezählt werden kann.

Ohne eine bleibende Turntracht, sagt Jahn, kann keine Turnanstalt gedeihen. Der leidige Trachtenwechsel würde bald nach einander alle Uebungen unmöglich machen, und so das Turnwesen wieder vernichten.

Eine Turntracht muß dauerhaft und wohlfeil sein, und zu allen Bewegungen geschickt. Graue, ungebleichte Leinwand ist der beste Stoff. Alle andere Zeuge sind weniger dauerhaft und wohlfeil, und doch nicht so leicht zu reinigen. Eine grau leinene Jacke und eben solche Beinkleider kann sich jeder anschaffen.

Würden Zeuge aus ausländischen Stoffen geduldet, so müßten sich die Uebungen gar bald in Uebungen für Reiche, Vermögende, Bemittelte, Wohlhabende, Unbemittelte, Dürftige und Arme theilen.

Die Turntracht muß eine Gleichtracht von gleichem Stoff, und gleichem Schnitt sein, damit sie nicht dem einen fördert und dem andern hindert.

Alle Turnübungen werden barhand und barhaupt vorgenommen, auch im Winter braucht der Deutsche keine Pelzmütze.

Halstücher sind auf keinen Fall unter keinerlei Bedingung zu dulden, sie mögen den Wundbinden oder Hunde-Halsbändern gleichen, galgenstrickmäßig angelegt sein, oder gar wie Dohnenschleifen.

Hosenträger dürfen sich nicht vorn kreuzen, hinten mögen sie gekreuzt, oder besser noch durch zwei Querstreifen verbunden sein.

Stiefel dürfen keine schweren Reiter- und Postknecht-Stiefel sein, oder gar Gebäue wie Löscheimer.

Sporen können sogar lebensgefährlich werden. Zugstiefel gehören mit den Schnürbrüsten zu dem Foltergeräth, was die Putzwuth für Zierlinge ersonnen hat. Die zweckmäßigste Fußbekleidung für Turner sind Halbstiefel — aber keine Schnürstiefel —

die eben über die Knöchel hinaufreichen, zum Anziehen weit genug sind und mit einem Ueberschlag versehen, mit einem Riemen oberhalb der Knöchel befestigt werden.

In solches Schuhzeug fällt beim Gehen kein Steinchen und kein Sandkorn, und doch wird die Wade nicht eingeengt, wie bei den Ueberstrümpfen.

Lederne Beinkleider taugen nicht auf den Turnplatz, auch Ueberziehhosen sind nichts nutz, selbst wenn sie auch nur zum Schein falsche Knopfreihen haben. Turnbeinkleider müssen gehörigen Schritt haben, im Bund gebührend weit sein, daß sie den Bauch nicht pressen, und an einem Hosenträger hangen. So hoch dürfen sie nicht hinaufgehen, daß das Herz in den Hosen sitzt. Es ist sehr zweckwidrig und der Gesundheit nachtheilig, sie mit Riemen, Knöpfen und dergleichen über Schuh und Stiefeln zu befestigen. Im Gegentheil sollen sie auch nicht auf der Erde schleppen. Ein ordentliches Maaß kommt ihnen zu, was jede Gliederbewegung erlaubt und erleichtert. Es versteht sich von selbst, daß sie weder weit wie ein Sack, noch eng wie ein Darm sein dürfen. Am aller ungesundesten ist es, sie über die Hüften zu schnallen und zu schnüren. Das giebt einen Schmachtriem, wodurch die Wohlgestalt des Menschenleibes als Wespenleichnam von einander zu brechen scheint, und die Hälften wie Vorder- und Hinterwagen nur noch nothdürftig zusammenhangen.

Bei den Turnübungen selbst kann man nicht kühl gekleidet genug gehen, nach vollendeter Arbeit, nach dem Abmüden und dem Erhitztsein, muß man einen Rock zum Ueberziehen haben, um sich gegen plötzliche Erkältung zu schützen. Tuchene Jacken sind gar nichts werth und müssen von jedem Turnplatze verbannt sein. Ein Frack, Wrack, das heißt zerbrochener Rock, auch Kluft genannt, weil er mitten von einander ge-

spalten, — ist ein höchst unnützes Gepäck, und nur eine Scheinkleidung. Die nothwendigsten Theile bleiben unbedeckt — Bauch und Kreuz. Statt dessen flattert der Zwieselschwanz der Rockfittige wie ein Fächer und Fliegenwedel hinterher. Ein deutscher Rock, der hinten zu ist und vorn zu geht — bleibt immer die angemessenste und anständigste Tracht. Er muß so weit sein, daß er bequem über die Turnjacke gezogen und doch zugeknöpft werden kann. Ueber die Kniee darf er nicht herunter reichen, weil er sonst den Gang schwer macht. Auf kleinen Wanderungen (Turnfahrten) vertritt er dann zugleich eines Mantels.

Jahn stellt als algemeine Turngesetze folgende Bestimmungen auf:

1) Jeder, der Mitglied der Turngemeinschaft werden will, muß zuvor versprechen, der Turnordnung nachzuleben, und nicht anders zu handeln auf keinerlei Weise.

2) Jeder soll nur in grau leinener Turntracht auf den Turnplatz kommen.

3) Kein Turner soll einigen Unwillen, Fehd und Feindschaft, so er mit einem und dem andern Mitturner hat, während der Turnzeit und auf dem Turnfelde äußern, sondern jeder soll bloß turnen, und in Friede, Freude und Freundschaft.

4) Es soll auch keines Hasses oder Grolles auf dem Turnglatze gedacht werden, und ebenso wenig auf dem Hingang und Heimgang, auch auf keine Turnfahrten *).

5) Jeder Turner darf nur auf den bezeichneten Wegen und Stegen zum und vom Turnplatze kommen und gehen (weder durchkriechen, noch übersteigen auch nicht überspringen.

6) Beim Kommen und Gehen muß jeder Turner

*) Wanderfahrten, Fußreisen.

auf den Tie gehen, und am Ringbaum schauen was vor ist, was es giebt, und was jedermann kund und zu wissen Noth thut.

7) Welcher Turner irgend etwas erfährt, was für und wider die Turnkunst und unsere Uebung derselben Freund oder Feind sprechen, schreiben und wirken, muß davon sogleich Anzeige machen, damit zu seiner Zeit, und an seinem Orte aller solcher Kunden — mit Glimpf oder Schimpf — können gedacht werden.

8) Und so soll ein Jeder nach unserm löblichen Turnbrauch sich richten und nicht neusüchtig Neuerungen aufbringen, ohne vorherige Rücksprache und Berathung.

Besondere Turngesetze sind:

A. Uebungsgesetze.

1) Jeder Turner soll nur nach Ablegung von Rock und Stock, Hut und Halstuch turnen.

2) Jeder Turner soll nach der Ordnung turnen, wie er auf den einzelnen Turnstellen ankommt, und seine Reihe halten.

3) Die Turner theilen sich bei den Uebungen in Riegen (Laufen).

4) Die Richtzahl einer Riege darf nicht überschritten werden.

5) Es darf kein Turner von einer Riege zur andern laufen, so lange die Mitturner bei dieser Uebung bleiben, es sei denn, daß ihm diese zu schwer fiele.

6) Es darf sich Keiner in eine Riege eindrängen oder einschleichen, sondern muß, wenn sie vollzählig ist, auf der Reede*) warten, bis Einer abgeht, oder die ganze Riege aufhört.

7) Die Richtzahl der Riegen ist folgende:

---

*) Die Reede ist derjenige Ort, wo man sich zu etwas bereit macht, daher denn auch ein Platz, wo sich die Schiffe zur Abfahrt bereit machen.

Wurfriegen:

Geringe nicht über	12
Schokriege nicht über	12
Stoßriege nicht über	12

Springriegen:

Freisprungriege nicht über	12
Stabsprungriege nicht über	8

Riege zum Grabensprung:

Freie Riege nicht über	20
Riege mit Stab nicht über	12
Schwingriege nicht über	10
Reckriege nicht über	8
Barrenriege nicht über	8
Schwebriege nicht über	12
Schwungriege nicht über	12
Schlängelriege (wenn die Schlängelbahn 30 Fuß breit) nicht über	8.

8) Jeder Turner soll die Bahn frei lassen, bei jeder Turnübung, und auf den Ruf: „Bahn frei!“ sogleich und willig folgen, ohne Widerrede und Verzug.

9) Jeder Turner soll alles und jedes Turnzeug und Turngeräth nur zur bestimmten Turnübung gebrauchen, und bloß an seinem gehörigen Orte. Eben so soll alles bewegliche Turngeräth (als Springstäbe ꝛc.) nach der Uebung an seine Ruhstelle kommen.

10) Bei keiner Uebung darf etwas Anderes gesprochen werden, als was zur Sache gehört.

11) Welcher Turner einer Uebung zusehen will, mag sich auf den Reeden stellen, setzen oder lagern.

12) Niemals sollen die Uebungen nach der Außenseite durch Zwischensteher gedeckt sein.

13) Versammlungen und Unterhaltungen, Gespräche und Mittheilungen, Essen und Trinken gehören nicht auf den Tie.

B. Vom Laufen.

14) Es soll beim Laufen, zumal beim Massenlauf, nicht gesprochen werden.

15) Nach dem Laufen soll Keiner gleich still stehen, noch sich setzen oder gar lagern, sondern zur allmähligen Abkühlung und Erholung umhergehen.

C. Vom Springen.

16) Die Stab- und Freispringel, so wie die zu ihnen gehörenden Bolzen und Schnüre dürfen nicht verwechselt werden.

17) Es soll an keinem Springel gezerrt, gestiegen, geklettert, noch irgend eine Uebung an den Lochpfählen vorgenommen werden.

Auch sollen immer zwei an angebrachten Knaggen lochen, der Eine rechts, der Andere links.

18) Die Springstäbe, welche auf dem Turnplatze gehalten werden, sind 7, 8, 9 und 11 Fuß lang und verhältnißmäßig dick. Wenn ein Turner sich einen eigenen Springstab hält, soll er ihn nach diesen Maaßen einrichten und mit seinem Namen bezeichnen. Zu dünne und unbenannte Stäbe werden weggenommen.

19) Niemand darf seinen Springstab verleihen, noch sich selbst eines fremden bedienen. Wer keinen eigenen hat, soll die allgemeinen gebrauchen und anwenden.

20) Wem ein Springstab von 7 Fuß Länge und verhältnißmäßiger Dicke zu schwer fällt — der ist noch nicht reif zum Stabspringen.

D. Vom Schwingen.

21) Es soll Niemand, so er nicht schon Fertigkeit in den Vorübungen erlangt hat, eigentliche Schwingstücke sich einüben.

22) Solche, die Theil nehmen wollen an den ordentlichen Schwingstunden außerhalb des Turnplatzes, sollen nur unter folgenden Bedingungen dazu zugelassen sein.

1. Gehörige Fertigkeit in allen Hauptübungen, als:
   a) das Einbaumtau erklettern,
   b) den Felgaufschwung aus dem Hange,
   c) den Freisprung bis zur Nabelhöhe,
   d) das Barrenannunden rechts und links.
2. Fertigkeit in allen Spring- und Schwing-Vorübungen.

E. Vom Schweben.

23) Der Schwebebaum soll nur am Stammende bestiegen werden.

24) Es sollen beim Schwebekampf nur drei Turner darauf sein: zwei Schläger (in der Mitte) und einer auf der Anwartschaft (am Gestell).

25) Beim Schwebegang sollen auch nur drei Turner darauf sein: zwei Schweber und ein Wartender. Sobald der Erste an das Zopfende gelangt, steht der Zweite still.

26) Jeder vom Zopfende Abgesprungene soll dasselbe anhalten und auf den Ruf: „Stopp!" so er es vergessen, dessen sich mahnen und rathen lassen.

27) Schaukeln und Reiten, Kippen und Wippen auf dem Schwebebaum soll nicht gestattet werden; auch soll Keiner unter dem Baum durchlaufen, durchgehen oder durchkriechen.

F. Vom Reck.

28) Es soll Niemand an einem Reck turnen, das er nicht erreichen kann, im Stand- oder Hangsprung.

G. Vom Barren.

29) Es soll sich Niemand an einem Barren üben, an dem er nicht in der Stütz hüpfen oder stemmen kann; denn nicht zum Klettern sind die Barren.

30) Die Barrenstellen sollen rings herum frei bleiben.

H. Vom Klettern.

31) Es sollen die Taue nicht geschwenkt werden; auch soll Keiner daran sich schaukeln.

32) Wenn Einer bereits klettert, soll ein Anderer ihn nicht hindern, sei es durch Nachklettern, sei es durch Straffhalten des Taues, wenn er es nicht selber verlangt.

33) Keiner darf die Leiter an einem Klettergerüst ersteigen, es sei denn, daß er das Tau desselben Gerüstes erklettern kann.

34) Nur beim Einbaum ist es erlaubt, nach Ersteigung des Taues die Leiter herabzukommen, beim Vier- und Zweibaum hingegen muß ein Jeder am Tau selbst oder an den Stangen und Masten herabklettern.

35) Oben auf allen Klettergerüsten dürfen höchstens zwei zugleich sein, und Einer muß sogleich herab, sobald ein Dritter das Tau erklettert.

36) Auf den Kreuzen der Klettermaste soll nur Einer sitzen, und auch dieser nur so lange, als Noth thut und gehörig ist.

37) Es darf sich Niemand an einen Tau üben, sobald er das nächst Niedrige nicht erklettern kann.

38) Im Klimmel, so wie innerhalb der andern Klettergerüste, darf Niemand, besonders kein Schaulustiger stehen.

I. Vom Gerwerfen.

39) Jeder Turner und Werflustige soll seinen eigenen Gerwerfer mit seinem Namen am Schaftende haben.

40) Die Maaße für einen Ger sind: 6, 7 oder 8 Fuß Länge und 1, $\frac{5}{4}$ und $\frac{6}{4}$ Zoll Stärke. Es soll daher kein Ger geduldet werden, wenn er nicht eines der angegebenen Maaße hat.

41) Niemand soll mit einem fremden Gere werfen, auch soll es Keiner dem Andern zulassen und erlauben.

K. Vom Schocken und Stoßen.

42) Niemand darf eine Kugel in der Bahn liegen lassen, sondern er muß sie wieder in den Kasten legen.

43) Schock- und Stoßbahnen müssen von schaulustigen Turnern vermieden werden; diese dürfen nur schräg rückwärts vom Werfenden stehen, d. i. auf der Seite der Riege.

L. Vom Ringen.

44) Es darf kein Turner eine Ausforderung zum Zweikampf im Ringen ausschlagen, er sei denn krank, unwohl, turnmüde oder durch ein örtliches Uebel verhindert; — die Kleidung entschuldigt nicht.

M. Von Turnspielen.

45) Von Turnspielen sollen alle Schwache und sehr Kleinen ausgeschlossen bleiben, auch die, so noch nicht über die Vorübungen weg sind.

46) Es soll kein Spiel ohne Erlaubniß unternommen werden.

47) Niemand soll mitspielen, der nicht vorher bei der Theilung zugegen gewesen und abgetheilt worden.

48) Ueberhaupt soll sich Keiner in irgend eine Spielschaar einschleichen oder eindrängen, es sei denn für diesen Tag besonders gestattet und vorher bekannt gemacht.

49) Die allgemeinen Turngesetze sind auch bei den Turnspielen gültig, wie in jedem Vielkampf, doch kann gemeinsame Uebereinkunft vor Beginn eines Spieles in Nebendingen einen Spielbrauch ordnen, stellen und festsetzen.

Der Vorsteher einer Turnanstalt, welchen Jahn Turnwart nennt, hat bei der Wichtigkeit seines Amtes eine sehr schwierige Stellung. Sie war vor der ersten Achtserklärung des Turnwesens noch bei weitem schwieriger, weil ein gewisser politischer Character dem ganzen Institut zum Grunde lag. Einmal die Opposition gegen alles Franzosenthum, dann aber auch die geistige und körperliche Kräftigung, welche die deutsche Jugend geschickt machen sollte, die natürlichen und historischen Rechte und die ganze noth-

wendige Freiheit des Staatsbürgers gegen alle Eindrücke willkührlicher Gewalt in Schutz zu nehmen. Diese zweite Richtung des Turnwesens war es auch, welche die Turner und die Turnlehrer namentlich in den Verdacht der Demagogie gebracht hatte, weil man die Begriffe eines Demagogen mit denen eines energischen Mannes, welcher bei aller Liebe und schuldiger Verehrung gegen das Staats-Oberhaupt und die bestehenden Gesetze mit selbstbewußter Kraft auf die Entwickelung des Wesens wahrer menschlichen Freiheit hinarbeitet, verwechselte. Es ist nicht zu leugnen, daß auch von Seiten der Turner und ihrer Vorsteher große, beinahe gefährliche Irrthümer begangen worden sind, sogar in einzelnen Fällen die Schranken der Gesetzlichkeit überschritten worden sind; allein der Irrthum waltete nicht weniger auf der andern Seite, wo man einzelne Vorfälle für Zeugniß des Geistes hielt, der in dem ganzen Turnwesen lebte, und so mußten Alle für einige Wenige büßen. Die Zeit hat die Mißverständnisse vollkommen ausgeglichen, und daß es so kommen mußte, erhellet aus dem Geist und Sinn, in welchem der Gründer des deutschen Turnwesens die Aufgabe eines Lehrers erfaßt und dargestellt hatte. „Er soll, sagt Jahn, die jugendliche Einfalt hegen und pflegen, daß sie nicht durch frühreife Unzeitigkeit gebrochen werde. Offenbarer als jedem Andern entfaltet sich ihm das jugendliche Herz. Der Jugend Gedanken und Gefühle, ihre Wünsche und Neigungen, ihre Gemüthsbewegungen und Leidenschaften, die Morgenträume des jungen Lebens bleiben ihm keine Geheimnisse. Er steht der Jugend am nächsten, und ist ihr darum zum Bewahrer und Berather verpflichtet, zum Hort und Halt, und zum Anwalt ihres künftigen Lebens. Werdende Männer sind seiner Obhut anvertraut, die künftigen Säulen des Staats, die Leuchten der Kirche und die Zierden des Vaterlandes. Keinem

augenblicklichen Zeitgeiste darf er fröhnen, keiner Rücksichtelei auf Verhältnisse der großen Welt, die oft im Argen liegt. Wer nicht von Kindlichkeit und Volksthümlichkeit innigst durchdrungen ist, bleibe fern von der Turnwartschaft. Es ist ein heiliges Werk und Wesen.

Einzig nur im Selbstbewußtsein der Pflichterfüllung liegt der Lohn. Später beschleicht einen das Alter unter dem Tummeln der Jugend. Auch in den bösesten Zeitläuften bewahren sich Glaube, Liebe und Hoffnung, wenn man schaut, wie sich im Nachwuchs des Volks das Vaterland verjüngt. Vom Schein muß der Turnlehrer abstehen, für die Außenwelt kann jeder Gaukler besser prunken. Unter allen Lehrern der Jugend hat ein Turnlehrer den schwersten Stand. Bei andern Lehrern beruht das Geschäft auf Wissen und Wissenschaft, in denen beim allstündlichen und alltäglichen Betreiben von Zeit zu Zeit weitere Fortschritte zu machen sind. Des Turnlehrers Wirken ist unzertrennlich von Kennen und Können. Ein anderer Lehrer wird dem größten Theile seiner Schüler immer voraus bleiben; einem Turnlehrer müssen aber die Knaben und Jünglinge bald in den Turnübungen einholen und können ihn dann leicht übertreffen.

Dennoch muß ein Turnlehrer vor allen Dingen bemüht sein, sich in den Turnübungen so viel Fertigkeit zu erwerben und zu erhalten, als seine Leibesbeschaffenheit erlaubt. Nur eigenes Selbstversuchthaben und Erproben geben ihm einen deutlichen und klaren Begriff von der einzelnen Bewegung und Uebung und von den Wirkungen, so sie hervorbringen. Dabei muß er sich sehr hüten und sorgfältig in Acht nehmen, daß er den kleinern Turnern kein Bild der Lächerlichkeit und auffallender Ungeschicklichkeit giebt. Größere ehren schon den guten Willen und das mühevolle Bestreben. Geht ihm auch die Erwerbung einzelner

Turnfertigkeiten nicht von Statten, so muß er doch in alle Theile der Turnkunst eindringen, und in den Geist des Turnwesens. Die Turnschüler müssen den Turnlehrer als Mann von gleichmäßiger Bildung und Volksthümlichkeit achten können, der Zeit und Welt kennt und das Urbild, wonach zu streben ist, sonst wird er bei aller turnerischen Fertigkeit ihnen nur wie ein Faselhans und Künstemacher vorkommen. Ein Turnlehrer muß

1) der Jugend kein böses Beispiel geben, weder auf noch außer dem Turnplatze,

2) sich während der Turnzeit aller solcher Genüsse enthalten, die der Jugend nicht geziemen, z. B. Tabak rauchen, Branntwein trinken ꝛc.

3) sich nicht vornehmthuerisch und aufthuerisch gebehrden, sondern stets leutselig sein und bleiben,

4) nicht zu spät auf den Turnplatz kommen, sondern wo möglich immer mit dem Frühesten da sein,

5) als Gesetzbewahrer die Gesetze zuerst halten, und sich nicht hoffährtig davon ausnehmen, sondern der strengste Richter gegen sich selbst sein,

6) es bei Leibe nicht allen Turnern zuvor oder gleich thun wollen,

7) die Gespräche der Jugend so leiten, daß sie lehrreich und unterhaltend werden, und in Wort und Werk keinen Anstoß geben,

8) auch den Schein von Schulfreiheit vermeiden, und in seinem Betragen und Benehmen freundschaftlich mit Ernst und herzlich mit Würde sein,

9) es deutlich an den Tag legen, daß er von der Wichtigkeit der Sache begeistert ist, und nicht von feiler Selbstsucht und schnöder Eitelkeit getrieben wird,

10) mit seinen Schülern, Zöglingen und Anvertrauten zu leben verstehen und umzugehen wissen, daß sie ihn als Menschen lieben und als Mann achten,

11) die versteckten Eigenthümlichkeiten auffinden,

die keimenden Tugenden pflegen und die hervorgesprossenen volksthümlich ausbilden,

12) als der ältere Freund, Ordner, Schiedsrichter, Rathgeber und Warner unter den Turnern zu walten.

Die Turnübungen muß der Lehrer jederzeit so einrichten und eintheilen, daß sich Eines aus dem Andern natürlich ergiebt. Jahn stellt dabei als Grundsatz auf: die höchste Eigenthümlichkeit beim Einzelnen und die höchste Volksthümlichkeit bei Allen. Lehre und Leben bilden hier keinen Gegensatz. Zur Turnkunst soll Niemand abgerichtet werden, so daß aus ihm nur ein Nachahmer erzogen wird, sondern seine ganze freie Selbstständigkeit soll ihm erhalten bleiben und gekräftigt werden. Die gesellige Gemeinschaft und Regsamkeit soll nur das Band werden, das die verschiedensten Individualitäten zu einem Geist und Zweck verbindet.

Es liegt in der Natur der Leibesübungen, in der Beschaffenheit der körperlichen Organe und in der Bildsamkeit derselben, daß eine gewisse Stufenfolge vom Leichteren zum Schwereren statt finden muß und also nicht Alles zu gleicher Zeit getrieben werden kann, doch muß man sich vor dem Einerlei, das nur Ermüdung erzeugt, hüten, und das, was nebeneinander bestehen kann, auch gleichzeitig abwechselnd vornehmen. Hierbei kommt nun, wie sich von selbst versteht, auch das Alter der Turnenden in Betracht. Kinder von 7 bis 8 Jahren werden mit den Knaben von 12 bis 15 und diese mit Jünglingen von 18 bis 20 Jahren nicht dieselben Uebungen vornehmen können. Bei allen aber die erste und vorzüglichste ist die Spring- und Schwingübung. Dann kommen die Lauf-, Spring- und Kletterübungen, das Ziehen, Handeln am Barren und Schwebegehen. Die Reihenfolge und die specielle Beschreibung der einzelnen Uebungen geben wir weiter unten ausführlich.

Jeder Turner muß gehalten sein, so lange er unbeaufsichtigt ist, nur solche Uebungen vorzunehmen, die ihm schon gezeigt und vorgemacht sind und sich nicht in denen zu versuchen, die er nur etwa vom Ansehen bei den Uebrigen kennt, damit er keinen Schaden nehme. Es wird daher gut sein, bald aus den geschicktesten Turnern Vorturner zu wählen, welche Neuhinzukommende in den Vorübungen unterweisen und die Uebungen ihnen selbst vormachen. Vorzüglich haben sie darauf zu achten, daß der Schüler durch Ausgleiten und Unachtsamkeit nicht verletzt werde.

Die Verfügung des preußischen Ministeriums vom 7. Februar 1844 bestimmt die nach dem allgemeinen Herkommen schulfreien Nachmittage des Mittwochs und Sonnabends zu Turnübungen. Da es nun der Gesundheit nicht zuträglich ist, mit ganz gefülltem Magen, also gleich nach Tische zu turnen, so ist es am zweckdienlichsten um 4 oder 5 Uhr, je nach der Jahreszeit und Länge des Tages, damit anzufangen. Diejenigen Schüler, welche aus eigenem Antriebe früher auf den Turnplatz eilen, kann man immer gewähren lassen, sobald nur die Entfernung von der Stadt nicht zu gering ist, und also die Bewegung des Gehens schon eine Vorbereitung ist, welche den schädlichen Einfluß des zu frühen Turnens nach dem Mittagsessen aufhebt; ohne Beaufsichtigung dürfen aber diese freiwilligen Turner niemals bleiben. Da, wo in den Schulanstalten selbst Turnplätze oder Turnsäle sind, und die Turnstunden in den Lehrplan mit aufgenommen sind, so daß etwa alle Tage eine statt findet, muß immer die Nachmittagszeit gewählt werden. Der Lehrer hat jedoch dafür zu sorgen, daß die Schüler in bestimmten Fristen auf weitere Spaziergänge ins Freie, auf sogenannte Turnfahrten, geführt werden, damit ihnen die Wohlthat der alle Sinne erfrischenden Bewegung in Feld und Wald nicht entzogen

werde. Mit dieser Turnzeit an den freien Schulnachmittagen, muß aber der übrige Lehrplan der Schule in Einklang gebracht werden, das heißt, dem Schüler dürfen für diese freien Nachmittage keine oder nicht zu viel häusliche Arbeiten in andern Fächern aufgegeben werden. Jahn drückt sich hierüber kräftig genug aus, indem er sagt: „In der neuern Zeit ist der Mißbrauch eingerissen, daß man auch auf Schulen das Lernen in Hefte zwängt, wodurch blutwenig im Gedächtniß haftet, und die arme Jugend in der Schreibfrohne dem lieben Gott den Tag abschmiert. Je mehr Leben wieder in die Welt gekommen, desto weniger dürfen die Schulen am Buchstaben hangen."

Die ganze Turnzeit theilt man in zwei Hälften: in die Turnkühr, in welcher Jeder sich seine eigene Beschäftigung wählen kann, und in die Turnschule, wo das Turnen nach dem Lehrplane und Systeme geübt und gelehrt wird. Nach Jahn füllt die Turnkühr die erste Hälfte der Turnzeit aus; Eiselen überläßt die Folge beider den Umständen und der Oertlichkeit. Während der Turnkühr haben die Lehrer und Vorturner fortwährend die Aufsicht zu führen und die Ordnung zu erhalten, und namentlich darauf zu sehen, daß kein Anfänger sich in dem versuche, was ihm noch zu schwer ist, und worin er noch nicht unterwiesen wurde. Zu gleicher Zeit ist dem Lehrer die beste Gelegenheit gegeben, sich von dem Selbsttriebe eines Jeden zu überzeugen und seine natürliche Anlagen, sein Streben, seinen Character kennen zu lernen, ihn da, wo er noch nicht fertig ist, durch Rath und Lehre zu unterstützen und ihn auf Fehler aufmerksam zu machen. Die Zeit der Turnkühr kann auch benutzt werden, diejenigen Turnübungen, welche in die gewöhnliche Turnschule nicht aufgenommen werden können, besonders mit den älteren Turnern und Vorturnern durchzunehmen, überhaupt aber die Letzteren in ihrer Ausbildung

zu fördern. Eiselen setzt auch in dieser Zeit die sogenannten Turnspiele in Massen und hält es für gut, wenn der Lehrer selbst, besonders da, wo er den Mangel an eigenen Trieb bei den Knaben, oder wie es wohl in manchen Städten vorkommt, einen Kastengeist unter der Jugend, nach dem Muster und Beispiel der Eltern bemerkt, diese Turnspiele anordnet und mitmacht.

Der Beginn der Turnschule wird durch das Läuten einer Glocke angezeigt, welche die Turner auf dem Tie zusammenruft (Tie nennt man nehmlich den allgemeinen Versammlungsort der Turner). Hier macht sie der Lehrer mit der Ordnung des Tages, und mit dem, was sonst noch zu wissen nöthig ist, bekannt; hierauf entläßt er sie abtheilungsweise nach den verschiedenen Plätzen. Wie überall, muß auch auf dem Tie eine gewisse Ordnung herrschen, und jeder Riege ihre besondere Bank angewiesen sein. Der Wechsel der Uebungen in der Turnschule, so wie das Ende derselben, wird ebenfalls durch ein Glockenzeichen angegeben. Nach der Beendigung haben die Vorturner die Fertigkeiten der Zöglinge zu notiren und die Fehlenden einzutragen. Ist dies geschehen, so sammeln sich alle Turner auf dem Tie zur Turnrast, während welcher sie sich ausruhen, abkühlen, etwas Brod essen, was sich ein Jeder selbst mitbringen muß, wenn es nicht vorgezogen wird, daß es der Turnwächter auf dem Platze verkauft. Erst nach dem Brodessen ist es gestattet Wasser zu trinken. Andere Lebensmittel als Brod, vor Allen aber keine Leckereien, dürfen auf dem Turnplatze nicht zu haben sein. Jahn verlegt die Turnrast zwischen die Turnkühr und Turnschule, so daß Letztere den Beschluß macht. Eiselen hält die umgekehrte Ordnung für die zweckmäßigere.

Wenn eine größere Anzahl Turner vorhanden ist, so scheint es rathsam, so viel gleich große Abtheilun-

gen, je nach Alter und Geschicklichkeit, zu machen, als Hauptübungen auf dem Turnplatze gleichzeitig vorgenommen werden können, und nun der Reihe nach von jeder Abtheilung diese Uebungen hinter einander nach ihrem Kreislaufe durchmachen zu lassen, damit alle Gerüste zu gleicher Zeit besetzt werden. Die Uebungen eines jeden Tages theilt man am besten in zwei Hauptübungen, die sich einander dergestalt ergänzen, daß wenn die eine hauptsächlich die obern Gliedmaßen des Körpers beschäftigt, die andere mehr die unteren. Jede dieser Abtheilungen währt drei Viertelstunden, so daß die ganze Turnschule in anderthalb Stunden beendigt ist. Eiselen hält nach jahrelanger Erfahrung folgende Turnordnung für die zweckdienlichste. Erster Turntag: Freispringen hoch und Barren. Zweiter Turntag: Bockspringen (für die Geübteren auch Schwingen) und Klettern, Stemmen und Hangeln. Dritter Turntag: Weit- und Tiefsprung frei (auch Dreisprung und Laufsprung) und Klimmen, Ziehen, Entern und Hangeln. Letzteres ist die einzige Uebung, welche zweimal im Kreislaufe der Uebungen vorkommt, theils wegen ihrer Wichtigkeit, theils um diejenigen, deren Arme durch die schwereren Kletterübungen schon ermattet sind, noch beschäftigen zu können. Hier neben dem Klimmen hat sie noch die Bestimmung, Kleine und Schwache, welche zu jenem noch nicht reif sind, größtentheils und angemessen zu beschäftigen. Vierter Turntag: Stabsprung weit und tief (die Unfähigen haben Freispringen hoch oder Seilübungen) und Recken. Fünfter Turntag: Stabspringen hoch (die Unfähigen Freispringen oder Stabspringen weit) und — Schweben und Ziehen am Nackziehseil, Stab und Tau. Sechster Turntag: Sturmsprung und Sturmlauf und Seilübungen und Ringen mit seinen Vorübungen, als Zieh-, Schiebe-,

Hinkkampf, Griffabgewinnen, Knicken mit halbem und ganzem Griff, Ringen mit halbem Griff, Festhalten am Boden und Aufkommen.

Diese Hauptübungen werden also in sechs Turntagen durchgemacht, gleichviel, ob die Turnerzahl aus einer oder zwölf Abtheilungen besteht. Zur Unterstützung der äußeren Ordnung, so wie überhaupt zur Unterweisung, da doch selbst auf größeren Turnplätzen nur wenige eigentliche Turnlehrer vorhanden sein können, dienen die Vorturner der Abtheilungen. Sie sollen wo möglich die fertigsten, vorzüglich aber die verständigsten und anstelligsten Turner sein, welche das Zutrauen ihrer Mitturner genießen und mit dem Gange des Unterrichts, so wie den Hülfen bei den einzelnen Uebungen wohl bekannt sind. Deshalb dürfen sie auch nicht zu schwach sein.

Jede Riege erhält ihren Anmann, welcher die Uebung anhebt, vormacht und die Ordnung handhabt. Da jedoch der Anmann nur gleichalterig mit den Mitturnern seiner Riege ist, so ist es gut, wenn für die Abtheilungen der Kleinen noch stellvertretende Vorturner oder erwachsenere Anmänner ernannt werden. Der Vorturner leitet am besten keine eigene Riege, damit er die Aufsicht um so genauer führen, das Ganze überblicken und anstoßen kann, wo es stockt. Es versteht sich, daß für die weitere Ausbildung der Vorturner, eben so der Anmänner, welche in der Turnschule doch gewöhnlich nur Uebungen vorzumachen haben, die sie schon kennen, durch besondere Stunden oder während der Turnkühr gesorgt werden muß. Findet sich im Sommer dazu nur selten Zeit, so muß es vorzugsweise im Winter geschehen. Hat man Vorturner und Anmänner genug und ist die Zahl der Turner für die Einrichtung nicht zu groß, so thut man wohl, in eine Riege nicht mehr als 10 bis 12 Turner zu nehmen; schlimmsten Falls aber kann die Zahl bis

auf 15 gesteigert werden. Die Eintheilung der gesammten Turnerschaar ist schon früher ausgeführt und auch nachgewiesen worden, wie man aus derselben die Anzahl und Größe der nöthigen Turngeräthe berechnet.

Bei der obigen Eintheilung der Uebungen ist auf manchen Tag so viel gekommen, daß es schwer werden möchte, die bestimmten Uebungen in der vorgeschriebenen Zeit durchzumachen; so daß nichts übrig bleibt, als an dem einen Tage die eine Uebung gründlich durchzunehmen und die andere nur anzufangen, um sie bei der Wiederkehr des Tages und der Uebung zu vollenden und jene nur flüchtig zu wiederholen. Manche Uebungen, wie z. B. Rundlauf, Streckschaufel und Werfübungen, die mehr der Turnkür vorbehalten bleiben müssen, wurden deshalb ganz ausgelassen. Dasselbe gilt vom Schwingen, welches eigentlich mehr als Winterübung zu betrachten ist und während der Turnschule nur von den Geübtesten getrieben werden darf, die im Bockspringen (am Bock) schon ganz sicher sind. Auf die Turnkür und theilweise selbst auf die Zeit nach derselben (Abends) sind außerdem alle Spiele und Laufübungen verschoben oder verwiesen. Zu den letzteren müssen oft ganze Abtheilungen und mitunter die ganze Turnerschaar vereinigt werden, je nachdem die Art des Laufes (Schlängellauf, Wunderkreislauf, Reigen) es zuläßt, damit alle gleichmäßig geübt werden und der Lehrer eine Uebersicht und Vergleichung der Lauffertigkeit aller, sowohl was Schnelle als was Dauer betrifft, erhalten kann. Die Spiele, welche längere Zeit erfordern um zu Ende gebracht zu werden, wie Jagd und Ritter und Bürger, muß man über die Zeit der Turnkür hinaus dehnen oder ihnen, wenn man sie überhaupt nicht in der Nähe des Turnplatzes vornehmen kann, einige Tage (Nachmittage) bestimmen.

Zur Erhaltung der äußeren Ordnung wie Zeitersparung sind folgende Einrichtungen durchaus nöthig:

1) Auf dem Tie werden die Turngesetze aufgehängt, außerdem eine schwarze Tafel für Anschläge (über Gefundenes ꝛc.) und Bekanntmachungen, so wie eine Uebersicht des Wechsels oder Kreislaufes der Uebungen, woraus jeder Vorturner und Turner ersehen kann, welche Uebungen für ihn an der Reihe sind. Doch schadet es nicht, wenn der Lehrer auch seinerseits noch jedesmal die Uebungen, um Irrthümer und Verwirrungen vorzubeugen, namhaft macht.

2) Die Stufentafeln für die einzelnen Uebungen werden auf dem Uebungsplatze aufgehängt.

3) Jede Abtheilung erhält auf dem Tie ihre besonderen Bänke*), so wie auf der Rennbahn ihren eigenen stäten Standort, wodurch es allein möglich wird, die Aufstellung zu Massenübungen mit Leichtigkeit und Schnelligkeit zu bewirken.

4) Alles bewegliche Turngeräth, als Springstäbe, Springschnüre und Springbeutel, Sprungbretter ꝛc., muß vor Beginn der Uebungen schon auf seinem Platze und wohl geordnet sein und am Schlusse jedes Turntages wieder in den Schuppen gebracht werden. Da die Kräfte eines Mannes (des Aufsehers oder Turnwächters) dazu nicht ausreichen, so müssen dazu durch den Vorturner jedesmalige Besorger ernannt und außerdem Gestelle (Ricke oder Mikken) errichtet werden, an denen Springstäbe und Gere (auf ihren Uebungsplätzen) ihre Stelle finden.

5) Ein Eintheilung der Turner geschieht, besonders wenn die Menge derselben bedeutend ist, am besten immer nach den Jahren und der Größe, so daß

---

*) Bänke sind zur Rast nöthig, weil das Lagern auf dem, namentlich im Herbste oft feuchten Rasen nach der Aufregung und Erhitzung nicht taugt.

alle in Einem Jahre Geborenen in dieselbe Abtheilung kommen, wobei sich von selbst versteht, daß man hierbei darauf Rücksicht nehmen muß, einmal daß die, welche längere Zeit mit einander bekannt, nicht unnöthiger Weise getrennt werden, sodann daß je nach zurückgebliebener oder vorgeschrittener Kraft der Eine und der Andere einer nächst höheren oder niederen Altersabtheilung zugetheilt werde.

6) Ist die Turnerzahl nicht groß oder hat der Lehrer an durchgebildeten Vorturnern bereits Unterstützung, so läßt er beim Beginne der Turnzeit sämmtliche Turner oder wenigstens die neuen, anmunden oder niederlassen und frei-hochspringen, wobei natürlich ganz regelrechter Sprung noch nicht gefordert werden kann, durch welche Uebungsprobe er aber schon ein ziemlich richtiges Bild von Anlage und Kraftentwickelung eines Jeden erlangt und auf diese Fertigkeiten bei der Eintheilung Rücksicht nehmen kann.

7) Die Reihenfolge in jeder Riege, da eine solche in der Turnschule nothwendig statt finden muß, wird am Einfachsten nach der Fertigkeit im Hochsprunge, weil man diese am Schnellsten übersehen kann, bestimmt: der Anmann ist jedoch jedesmal der Erste, wenn er auch nicht gerade der beste Springer ist; nur im Springen selbst muß er alsdann, wenn mehrere Unterabtheilungen gebildet werden, mit den gleich hochspringenden zusammenüben.

8) Die Anfänger dürfen während der Turnkühr allein nur die einfachsten gefahrlosesten Uebungen vornehmen, als: Freispringen hoch und weit, Schwebegang*), Hangeln und Ziehklimmen am Reck, Handeln und Anmunden am Barren -- keinen eigentlichen Auf-, Ueber- und Umschwung, — Klettern am Tau

*) An einem Schwebebaum, dessen Höhestand nicht mehr als 2 Fuß beträgt.

und Knotentau, an der Stange und Strickleiter, alle Reifen- und Seilübungen. Wollen sie sich in den schwereren Uebungen weiter bringen, so müssen sie dazu die Aufsicht, Hülfe und Unterweisung eines älteren Turners oder Vorturners in Anspruch nehmen.

9) Wer als Anfänger frei gesprochen, d. h. von tener Beschränkung entbunden und als Geübter betrachtet sein, d. h. die Uebungen der zweiten Stufe beginnen will, muß sich vorher einer Prüfung unterwerfen, die aber nur vom Lehrer, nicht vom Vorturner ausgehen kann. Bei derselben muß er Fertigkeit und Sicherheit in allen Hauptübungen der ersten Stufe beurkunden. Da aber nicht alle Uebungen durchgenommen werden können, so ist die leichte Ausführung folgender als Maaßstab für die übrigen Leistungen anzusehen:

a) Alle Gelenkübungen.

b) Laufen: 300 Fuß in 20 Sekunden.

c) Springvorübungen: 30mal den Doppelschlag, 10mal den Hinkschlag, 100 Fuß weit Sitzhocken, 10mal Springhocken.

d) Freispringen: hüfthoch; anderthalb Leibeslängen weit und 6 Fuß tief, bei 5 Fuß Abstand.

e) Stabspringen: über Brusthoch (drei Viertel der Leibeshöhe) und drittehalb Leibeslängen weit.

f) Bockspringen: (am Schwingbock) bis zur Höhe der Achselhöhle.

g) Schweben: Schwebegang ab- und aufwärts und Vor- und Rückbiegen in der Kampfstellung.

h) Klettern: 10 Fuß hoch an der 3zölligen Stange, dem Tau und der Strickleiter (das heißt mit den Füßen 10 Fuß von der Erde.

i) Klimmen: 4 Sprossen mit gebogenen Armen.

k) Barren: Hüpfen, 2mal Anmunden, Han-

deln, Kehre, Wende mit beiden Beinen und Zwischwung*), Wippen, Ueberschlagen aus dem Hange.

l) Recken: Ziehklimmen im Seithang 2mal, Ueberrutschen im Seitsitz auf beiden Schenkeln, Ziehklimmen im Querhang bis zum Anschultern, Wellaufschwung, Hangeln im Unterarmhang, Kniehang.

m) Schwingen: diese Uebung, schwieriger als die übrigen und da sie auf dem Turnplatze von Anfängern selten oder nie, sondern nur als Winterübung getrieben wird, kommt hier eigentlich nicht in Betracht; soll indeß bei anderer Gelegenheit eine Prüfung über erlangte Fertigkeit in demselben abgehalten werden, so sind für die erste Stufe als maaßgebend zu betrachten: von der Seite erstes Aufsitzen, Wippen, viertes Aufsitzen, Wende, Affensprung, Kniesprung, Hocke, Grätsche; von hinten Wippe, aufs Kreuz, Längen- und Riesensprung 4 Fuß weit.

n) Außerdem ist besonders auf Sicherheit in der Fahrt über die Nahe des kleinen Zweibaumes zu sehen.

10) Jeder Vorturner (bei größeren Massen auch der Anmann) erhält ein kleines Buch, in welchem das Namenverzeichniß seiner Abtheilung oder Riege (nach Schulen und nach dem A-B-C) zweimal enthalten ist, einmal zur Aufzeichnung der Fehlenden, sodann zur Eintragung der Fertigkeiten. Dies letztere geschieht wo möglich dreimal in jedem Halbjahre, am Anfange, zur Mitte und am Ende. Hauptsächlich sind einzutragen: Größe und Schnelle des Laufes bei 300 Fuß langen Rennbahnen, vom Springen der Hochsprung im Hüpfen und mit Anlauf, der Weitsprung, Stabweitsprung, Bock-

*) Sitzwechsel zur Kehre und Wende mit beiden Beinen und Zwischenschwung.

sprung (am Schwingbock), Ziehklimmen, Anmunden und Heben am Kraftmesser. Außerdem befinden sich noch einige schmale Spalten auf demselben Blatte, in welche die Stufe, auf der der Turner sich in allen Hauptübungen befindet, eingetragen werden kann. Die leeren Blätter, welche das Buch außerdem noch enthalten muß, sind dazu bestimmt, ausgezeichnete Leistungen Einzelner aufzunehmen, z. B. besondere hohe und weite Sturmsprünge, Stab- und Freihochsprünge aus großer Entfernung, Bocksprünge und Riesensprünge am Schwingel mit starker Abrückung des Brettes, und seltene Leistungen am Barren, am Reck, im Klettern, Schwingen ꝛc. Das erste Blatt des Buches bleibt zu Bemerkungen des Lehrers bestimmt, dem die Bücher am Schlusse jedes Turntages übergeben werden, damit er Unregelmäßigkeiten erkennen und neue Einrichtungen vorbereiten kann.

Jahn sagt über den Tie folgendes: Der Turnplatz ist kein Drillort, und kann also nicht von Schulsteifheit starren. Bei dem Uebrigen selbst darf ausdrücklich nichts Anderes von den Turnern gesprochen werden, als was zur Sache gehört. Dafür muß aber natürlich jeder Turnplatz einen der Größe der Turn-Anstalt angemessenen Tie haben. Der Tie ist Versammlungs-, Erholungs-, Unterhaltungs- uud Gesellschaftsplatz. Schattenbäume müssen ihn umgeben. In der Mitte muß eine etwas erhabene Dingstatt sein und ein Dingbaum, woran an einem schwarzen Brette die Turngesetze und andere Dinge zu lesen. Von der Dingstatt herab wird den Turnern das Nöthige bekannt gemacht. Hier werden die neuen Turner eingeschrieben, und die etwanigen Händel geschlichtet. Hier sind die Anzeigetafeln von verlorenen und gefundenen Sachen. Hier hangen die Gesetze. Hier ist

das Tagebuch. Hier ist die Glocke oder ein ähnliches Werkzeug, womit man die Turner zusammenruft.

Auf dem Tie stehen Bänke zur Bequemlichkeit der Turner, wo sich die eben Angekommenen ausruhen, die Turnmüden erholen und die Freunde gegenseitig etwas mittheilen können. Hier werden mancherlei Geschäfte abgemacht. Hier ist fröhliches Gespräch, munterer Scherz, jugendlicher Witz und Gesang. Hier einzig und allein darf auf dem ganzen Turnplatz nur gegessen und getrunken werden. Dafür kann auf dem Tie schlechterdings keine Turnübung statt finden.

Auf dem Turnplatze wird nur trocken Brod gegessen und Wasser getrunken. Wem trocken Brot nicht mundet, hat keinen Hunger, und kann füglich warten, bis er nach Hause kommt. Wen Wasser nicht erquickt, hat entweder keinen Durst, oder noch nicht lange genug geturnt, vielleicht auch sich überhaupt zu wenig in freier Luft bewegt.

Der Turnplatz ist keine Bühne, und kein Zuschauer hat Recht, auf ihm ein Schauspiel zu erwarten. Aber er ist eben so wenig eine geheime Halle: feste Schranken muß er freilich haben, die den Turner von dem bloßen Zuschauer absondern. Dafür müssen die Uebungsplätze nach den einzelnen Orten und Stellen so angeordnet werden, daß sie von außen hinreichend zu sehen sind, und sich gerade von dort für den Zuschauer am besten ausnehmen. So hat alsdann Jedermann hinlängliche Gelegenheit, sich durch den Augenschein von dem Wesen und Werth der Turnübungen zu überzeugen.

An den Turntagen aber auf dem Turnplatze selbst Besuche anzunehmen und anderweitige Anfragen zu beantworten, ist die Zeit zu kurz. Wer noch et-

was Anderes wissen will, als der Augenschein lehrt und die eigene Ansicht, muß zu seiner Belehrung eine andere Zeit wählen.

Durch die Oeffentlichkeit der Turnübungen werden die nachgeglaubten und nachgelallten Vorurtheile am besten bekämpft und in ihrer grundlosen Nichtigkeit und argen Blöße dargestellt.

Viele geschämige Leute, Knaben wie Jünglinge und Männer, lernen vom Zusehen und üben zu Hause nach, was ihnen auf dem Turnplatze vorgeübt wurde. Die Menge bekommt dadurch Geschmack und Gefallen am Turnen, und selbst ältere versteifte Leute sehen so viel ab, um manches Versäumte nachzuholen.

Die Aeltern, Lehrer, Pfleger und Vormünder der Jugend haben so die schönste Gelegenheit, ihre Kinder, Schüler und Zöglinge sich selbst überlassen unter und neben ihres Gleichen unvermerkt zu beobachten. So können sie tiefer in die Kindlichkeit der Ihrigen blicken, als wenn sie dieselben immer um und neben sich wie am Schnürchen haben.

Bei zweckmäßig eingerichteten Turnplätzen haben alle Leute zugleich die Mitobhut und Mitaufsicht. Während sie zuschauen, verwalten sie zugleich eine Anwaltschaft der Sitten.

Dafür müssen sie sich aber gänzlich bescheiden, draußen zu bleiben, und sich nicht müßig feiernd unter die arbeitenden Turner mischen wollen. Zärtliche Mütter und andere Verwandtinnen sind auf dem Turnplatze nur im Wege. Das giebt dann Gelegenheit zu Hätschelei, Loberei, Rühmerei und Makelei, impft dadurch jugendliche Gemüther mit Eitelkeit, die sie von Grund aus verdirbt."

Wir kommen nun auf die Theorie der Turnkunst selbst. Die einfachste und natürlichste Bewegung des Körpers ist das Gehen, bei welchem

zwei Hauptbedingungen zu stellen sind: Schnelligkeit und Verbindung mit Ausdauer und Anstand. Auf dem Turnplatze kann eigentlich das Gehen nicht geübt werden; es ist Sache der Eltern und Erzieher, darauf zu sehen, daß das Kind schon solche Vorzüge des Ganges sich nach und nach erwerbe.

Bedingungen eines anständigen Ganges sind: eine gerade ungezwungene Haltung des ganzen Körpers, namentlich aber des Kopfes, wobei die Brust frei herausgestreckt wird, ohne jedoch dem Körper eine schiefe Haltung nach vorn zu geben; der Tritt muß fest sein, aber nicht plump, die ganze Fußsohle muß niedergesetzt werden, und nicht etwa der Absatz oder die Zehen vorher, auch nicht die Ballenseite früher als die andere. Die Kniee müssen bei jedesmaligem Niedertritt gestreckt werden. Die Füße hält man ein wenig auswärts, jedoch nicht zu viel, damit der Gang nicht unsicher wird. Die Arme bewegen sich ein wenig mit, ohne jedoch hin und her geschleudert zu werden; ein Festdrücken derselben an den Körper ist unnatürlich. Nur der Unterarm, nicht der Oberarm, darf sich bewegen. Unschön ist jedes Schwanken, Hüpfen und Schleichen. Der Schritt sei geradeaus fest und sicher. Er muß mit der Proportion des Körpers, namentlich der Beine, im richtigen Verhältnisse stehen, und also weder zu eng, noch zu weit sein, damit der Körper nicht aus dem Gleichgewicht kommt.

Das Kind gewöhne man durch öfters wiederholte und immer weiter ausgedehnte Spaziergänge nach und nach zur Ausdauer. Ein ausdauernder Fußgänger ist derjenige, welcher selbst bei mäßig weiten Touren nicht so ermüdet, daß alle seine Körperkräfte erschöpft sind, dies wird dadurch bewirkt werden können, daß man die Länge des Weges in ein umgekehrtes Verhältniß mit der Schnelligkeit des Ganges setzt. Je größer die Strecke ist, die man zurück zu legen hat,

desto gemäßigter und gleichmäßiger wird auch der Schritt sein müssen. Eine sehr empfehlenswerthe Uebung für Kinder, schon von ihrem sechsten Jahre an, ist die, daß man ihnen bei dem Gange etwas zu tragen giebt; man fange bei leichtern Gegenständen an, und vergrößere nach und nach das Gewicht. Ein Ränzchen, welches über beide Schultern festgemacht ist, und das man nach und nach immer schwerer bepackt, ist zu dieser Uebung am zweckdienlichsten. Es kommt Alles darauf an, bei den körperlichen Bewegungen das eigene Gewicht des Leibes gar nicht zu fühlen, so wie man im Gegentheil etwa sagt, er kann sich kaum selbst forttragen, oder er ist sich selber zu schwer. Nach der Uebung des Ganges auf ebenem Boden wende man seine Aufmerksamkeit auf die Ausdauer und Schnelligkeit des Ganges bei unebenen hügeligen, sogenannten coupirten Terrain, welches Jahn in seinem Handbuche Wirrfeld nennt. Sind die Höhen bedeutend, und die Steigung des Weges so groß, daß man im gewöhnlichen Schritt, d. h. mit Aufsetzen des ganzen Fußes, nicht mehr hinaufkommen kann, so nennt man das Gehen Steigen, und auch diese Bewegung des Körpers übe man fleißig, sowohl ohne Last, als mit Last. Das Klettern unterscheidet sich dadurch vom Steigen, daß man sich auch der Hände zum Hinaufklimmen bedient; das Steigen und Klettern fällt schon mehr als das bloße Gehen in das Gebiet der Turnübungen, und sollte deshalb bei jeder Turnanstalt berücksichtigt werden. Das rasche Gehen heißt Laufen. Die Uebung darin ist eine höchst wichtige und namentlich für die feste und gesunde Ausbildung der Lunge und Brust sehr heilsam. Die Haltung des Körpers beim Laufen ist ein wenig nach vorn vorgebeugt, je schneller der Lauf, je größer die Beugung. Die Schultern werden zurückgehalten, die Oberarme nahe am Leibe, die Ellenbogen etwas

nach hinten hinaus, nur die Unterarme dürfen sich bewegen. Der Auftritt muß leicht sein, und auf den Ballen, nicht auf die ganze Fußsohle geschehen. Wie bei allen Turnübungen muß auch beim Laufen der Mund zugehalten werden, das Athmen muß gleichmäßig und langsam geschehen, und da die Lippen geschlossen sind, mehr durch die Nase, als durch den Mund. Man suche nach und nach erst Ausdauer im Laufen zu erhalten, indem man mit kurzen Strecken anfängt, und diese nach und nach immer verlängert. Als Vorsicht ist zu empfehlen, daß man nur an kühlen, windstillen Tagen, und nicht gegen den Wind laufe, daß man sogleich aufhöre, wenn man eine starke Erhitzung oder kurzes Athmen verspürt. Nach beendigtem Laufe gehe man noch eine Zeitlang herum und vermeide jedes Stillstehen oder gar Hinlegen, damit die Abkühlung nicht plötzlich erfolgt und daraus Nachtheile für die Gesundheit entstehen. Wer es haben kann, ziehe bei starker Erhitzung und kalter Witterung sogleich einen andern Rock über seine Kleider, wodurch man mehr als durch ein langsames Gehen vor jeder Erkältung geschützt wird. Es versteht sich von selbst, daß alles kalte Trinken nach einem raschen Laufe vermieden werden muß, bis die vollständige Abkühlung erfolgt ist.

Auf den Turnplätzen werden die Laufbahnen erstens als Rennbahnen am besten geradeaus angelegt, sie dürfen nicht mit Rasen bewachsen sein, auch keinen zu losen Sand haben, eben so wenig aber auch einen zu fetten Boden, welcher bei Regenwetter leicht schlüpfrig wird. Die Breite der Bahn muß 25 Fuß und die Länge immer einen bestimmten Theil einer deutschen Meile (zu 24000 rheinländischen Fuß), doch nie unter 100 Schritt betragen. Anfang und Ende derselben müssen durch feste Marken bezeichnet sein, entweder durch Pfähle oder Säulen oder Fahnen.

Der Anfang heißt Stand, Laufer stand, das Ende Ziel.

Die Laufbahn kann zweitens auch eine Schlängelbahn sein. Auf festem Grasboden zeichnet man drei Kreise ab, deren Mittelpunkte in einer geraden Linie liegen. Zu beiden Seiten der Peripherie wird der Rasen 9 Zoll breit ausgestochen, so daß eine 18 Zoll breite Bahn entsteht. Der Durchmesser eines jeden Kreises sei ungefähr 24 Fuß 4 Zoll, so daß jede Bahn 100 Schritt oder 200 Fuß Umfang hat. Solcher Kreise müssen wenigstens zwei sein, weil man in einem Kreise bei der Neigung des Leibes zur Kreismitte nur entweder rechts oder links laufen kann, in der doppelkreisigen aber abzuwechseln gezwungen ist.

Geht das Laufen gerade aus, so nennt man es auch Rennen, geht es schlängelnd, so nennt man den Lauf Schlängellauf, oder geht es im Zickzack: den Zickzacklauf. Je nachdem diese drei Uebungen auf die Schnelle oder auf die Dauer ausgeführt werden, ist der Lauf Schnelllauf oder Dauerlauf. Man sehe besonders darauf, daß der Zögling durch Augenmaaß die Länge der Bahn, wie der Schütze die Weite des Schusses finden und bestimmen lerne, damit er im Voraus wisse, ob er das Ziel im Schnell- oder im Dauerlauf zu erreichen im Stande sei. Das Schnellrennen wird in der oben beschriebenen Rennbahn geübt. Man stellt die Turner hier nach Alter, Größe und Fähigkeit zusammen. Das längste Maaß des Weges für den Schnelllauf ist 200 Schritt (400 Fuß). Wo es an einem breiten Platz fehlt, so daß nicht eine ganze Menge Turner auf einmal rennen können, theilt man diese in Riegen zu sechs bis acht Turnern ein und läßt jede besonders rennen.

Zum Dauerrennen bedient man sich ebenfalls der Rennbahn. Man kann aus der Anzahl der Hin- und Herläufe und aus der Zeit, die der Turner dazu ge-

braucht, die Renn- und Lauffähigkeit derselben entnehmen. Wer den weitesten Raum in der kürzesten Zeit und mit der mindesten Anstrengung zurücklegt, ist Sieger. Am Ziele muß er aber unerschöpft und bei guten Kräften anlangen.

Der Schlängellauf oder das Schnellschlängeln wird in der Schlängelbahn geübt. Man kann durch Arme und Hände den Leib dabei im Gleichgewicht halten. Die gewöhnliche Zahl der Riegen ist sechs. Alle sechs Läufer treten, jeder drei Schritt von dem andern entfernt, in den ersten Bahnkreis, und laufen auf ein gegebenes Zeichen ab. Sie folgen nun so der Krümmung der Bahn, daß sie durch jeden Berührungspunkt, auf den sie stoßen, in den andern Kreis hinüberlaufen. Wer seinen Vordermann erreichen kann, giebt ihm einen Schlag mit der Hand; der Geschlagene muß die Bahn verlassen; ebenso wer über die Bahnränder hinausgeglitten ist. Wer zuletzt übrig bleibt, ist Sieger. In dem ersten Kreis, wo der Lauf begann, wird noch nicht geschlagen, sondern erst vom Berührungspunkt des zweiten an, in Mitten des Laufes in allen dreien.

Der Schlängellauf auf die Dauer wird in der Schlängelbahn geübt. Uebt sich einer allein darin, so zählt man Zahl und Zeit der Umläufe, wenn aber eine ganze Riege übt, so müssen Alle gleichen Abstand und Tritt halten, damit Keiner den Andern einholt, und dadurch ein Stocken des Laufes erfolgt.

Der Zickzacklauf wird um Bäume und Pfähle geübt. Noch vortheilhafter ist es, wenn man eine eigene Zickzackbahn ausgraben lassen kann.

Der Schlangenlauf wird so veranstaltet, daß der Vorläufer von einem Rande der Bahn zum andern läuft, so daß er jeden Rand um einige Schritte weiter berührt, als vorher. Alle Uebrigen folgen dem Vordermann genau nach.

Der Schneckenlauf wird auf dem Spielplatze geübt. Der Vorläufer bemerkt genau eine Schneckenlinie, in der Mitte windet er sich mit einem Haken um und läuft durch den gelassenen Zwischenraum zurück. Die Folgenden halten wieder nur genau ihren Vordermann. Beim Schlangen- oder Schneckenlauf läßt man die Hände an die Hüften legen. (Daum hinten, Fingern vorn!) damit sie durch Herumschwenken nicht hindern. — Die Laufriege ist je größer, je besser.

Der Kibitzlauf ist eine Art Zickzacklauf. Man setzt nehmlich einen Fuß seitwärts nach vorn. Nun setzt man den zweiten auf der andern Seite nach vorn, den ersten hinter diesen, und dann jenen wieder seitwärts nach vorn. Diese Bewegung wird immer wiederholt, so daß jedesmal drei Tritte schnell hinter einander nach einer Seite folgen. Dieser Lauf von mehreren, welche sich die Hände auf die Schultern gelegt haben, in gleichen Zeitmaßen gemacht, nimmt sich gut aus.

Der Rücklauf (das Rückwärtslaufen) ist mehr ein schnelles Trippeln, und kann ohne Gefahr nur auf dem Blachfelde geübt werden.

Der Sturmlauf ist das Hinanlaufen an ziemlich steile Anhöhen, was mitunter aus Steigen, Laufen und Klettern zusammengesetzt ist; eine sehr wichtige Uebung zur Stärkung der Schenkel, Kniee und Waden und zum Heben der Brust. Am bequemsten ist hierzu eine sandige Anhöhe von ziemlicher Ausdehnung, so daß eine ganze Riege zugleich laufen kann. Bei hartem Boden wird mehr Vorsicht erfordert, und hier geht auch die Uebung wegen der wenigen Haltung, besonders wenn die Anhöhe sehr steil ist, zu sehr ins Klettern über, und hat nicht den Nutzen für die untern Glieder. — Halden, abhängige Seitensteilen und Rutschwände im Gesande ermüden den Steiger

mehr, als Felsen, da jeder Tritt nicht schnell und glücklich ausgeführt, ein Rücktritt wird.

So wie das Gehen, kann auch das Laufen im Lastlauf und Lediglauf geübt werden, sowohl als Ledig- und Lastrennen, als Ledig- und Lastschlängeln ꝛc.

Springen heißt: vermöge eines Abstoßes auf einem oder beiden Füßen sich in die Luft schnellen.

Die Springvorübungen sind alle darauf berechnet, die untern Glieder zu stärken und gelenkig zu machen, und sich eine gute Haltung beim Springen, wie im Allgemeinen anzugewöhnen. — Diese, so wie die Springvorübungen, welche frei, ohne Vorrichtung gemacht werden, können nicht genug empfohlen werden, sie sind nicht blos vorbereitend für die genannten Uebungen, sondern überhaupt von großem Nutzen für die allgemeine Ausbildung des Leibes. Mit ihnen muß jede Unterweisung im Turnen anfangen, in ihnen muß jeder Turner durchaus Fertigkeit und Ausdauer erlangen.

Sie sind um so schätzbarer, da sie ohne alle Vorrichtung im engen Raum vorgenommen werden können, und eben so gut zu gleicher Zeit von einer großen Anzahl im Freien.

Die Haltung des Körpers beim Springen muß folgende sein: Die Füße und Kniee sind so dicht als möglich geschlossen, die Brust wird heraus und der Leib gerade gehalten, der Bauch eingezogen, die Hände aber an die Hüften flach angelegt, so daß der Daumen hinten und die vier Finger geschlossen vorn liegen. Der Mund wird geschlossen, die Absätze hebt der Turner vor der Erde in die Höhe, so daß er fest auf den Zehen und den Ballen steht, während die Kniee ganz gerade gehalten werden. Diese Position übe man fleißig, damit der Turner darin eine gewisse Sicherheit erhält. Auch ist es nöthig, daß er sich in dem Gange auf den Zehen, sowohl rückwärts, als

seitwärts und vorwärts recht oft versuche, denn dadurch werden die Knie- und Wadenmuskeln am ersten gestärkt. Sobald er hierin die nöthige Gewandheit hat, wird das Hüpfen oder Aufschnellen des Körpers, welcher nur auf den Zehen ruht, sowohl mit steifen Knieen, so daß nur durch die Fußgelenke vermittelst schnell erfolgenden Abstoßens von der Erde das Aufschnellen bewirken, als auch mit gebogenen Knieen, die sich aber sogleich wieder strecken müssen, sobald die Zehen die Erde verlassen haben, geübt. Auch beim Niedersprung biegen sich die Kniee ein wenig. Beide Arten des Hüpfens werden entweder auf der Stelle geübt, so daß der Hüpfende immer auf demselben Platz bleibt, oder so, daß er entweder vorwärts oder rückwärts sich bewegt. Hierauf kommt das sogenannte Anfersen, die Berührung des Gesäßes mit den Fersen. Dies geschieht entweder im Laufe (Laufschlag), indem der eine Fuß die Erde berührt, schlägt der andere an das Gesäß, und zwar der rechte Fuß an die rechte Gesäßbacke, der linke an die linke. Das Laufen muß nur langsam geschehen, das Aufschnellen der Füße aber von der Erde hoch und rasch. Dieselbe Uebung, wenn der Turner an Ort und Stelle bleibt, nennt man den Scheinlauf. Von ihm unterscheidet sich der Wechselschlag dadurch, daß während der eine Fuß anferset, der andere stehen bleibt, die ganze Bewegung nicht im Sprunge, sondern aus dem Stande geschieht. Doppelschlag nennt man das Anfersen mit beiden geschlossenen Füßen zugleich, Dies ist eine der wichtigsten Vorübungen des Springens. Er geschieht entweder an Ort und Stelle oder von Ort und Stelle, so jedoch, daß der Turner im letztern Falle nur wenig vorwärts kommt und stets in guter Haltung bleibt. Die schwierigste Art des Anfersens ist der sogenannte Hinkschlag, wobei man mit dem Fuße, auf welchem

man hinkt, hinten anschlägt. Während ein geübter Turner den Doppelschlag wohl hundertmal hinter einander zu machen im Stande ist, greift eine zwanzigmalige Wiederholung des Hinkschlags schon sehr an.

Dem Springen kann ferner eine zusammengezogene Stellung des Leibes, wobei sich die Kniee der Brust nähern, vorangehen, das Hocken. Geschieht dies in einer aus dem Zehenstande gemachten Kniebeugung, bei welcher der Oberleib senkrecht, die Oberschenkel wagerecht und das Gesäß nahe an den Fersen ist, so nennt man dies Sitzhocken. Man bleibt dabei entweder an Ort und Stelle oder rückt vor- oder rückwärts fort. Auch diese Uebung ist schwierig aber sehr kräftigend. Werden aber beide Kniee bis an die Brust hinaufgezogen, natürlich während des Sprunges, und ohne daß der Turner von der Stelle kommt, so heißt dies das Springhocken, wobei man besonders auf die gerade Haltung des Oberleibes sehen muß. Als Vorbereitung zur Stärkung der Hüften übt man das Knieschellen oder Schlagen jedes einzelnen Knies gegen die Brust, während der andere Fuß still steht. Das Kinn deckt sich der Turner mit der wagerechten flachen Hand, welche er vorhält, damit nicht bei einem heftigen Schneller die Zähne zusammengeschlagen werden.

Eine andere Art des Springens ist das Hinken, welches dazu dient, jedem Fuß gleiche Abstoßfertigkeit zu geben. Dies übt man auf beiden Füßen abwechselnd, indem man den hangenden Fuß (Hangfuß) entweder vorn oder hinten ausstreckt, und bald vorwärts, bald rückwärts, bald seitwärts. Letztere beide Arten sind nur für Geübtere und nur auf ebenem Terrain anzurathen. Mit und bei dem Hinken übt man zugleich den Fußfang oder

das Fangen des Hinkfußes, während er von der Erde entfernt ist. Ebenfalls hierher gehört der Hinksprung vorwärts und über eine Weite oder Höhe, auch wohl eine Treppe hinauf oder hinunter. Durchhink heißt man die Uebung, bei welcher man die Spitze des einen Fußes mit der entgegengesetzten Hand faßt und mit dem andern durchspringt. Man versuche dies zuerst mit einem längeren, dann mit immer kürzeren Reifen.

Außer diesen verschiedenen Hinkarten ist auch der Hinkkampf, bei welchem zwei Turner mit über der Brust geschränkten Armen gegen einander hinken, zu üben. Der, welcher zuerst die Arme los läßt, um sich im Gleichgewicht zu halten, hat verloren. Man macht, es mögen nun blos zwei Gegner, oder es mögen drei, Zwei gegen Einen, sein, einen Gang links gegen links und einen rechts gegen rechts. Als Sicherungsmittel gegen die möglichen schlimmen Folgen eines Falles oder eines verunglückten Sprunges rechnet man das Strekken, wovon später unten ausführlicher gesprochen werden soll, mit zu den Vorübungen.

Durch verschiedenartige Zusammensetzung einiger dieser Vorübungen entstehen einzelne schwierigere, z. B. das Hüpfen aus dem Sitzhocken, der Doppelschlag aus dem Sitzhocken, das Springhocken aus dem Sitzhocken.

Bei jedem Sprunge ist als Anfang und Ende, der Auf- und der Niedersprung zu unterscheiden. Der Stoß, welchen der Leib beim letzteren erleidet, wird durch die Brechung der geraden Linie, das heißt, durch Beugen der Knie, der Fuß- und Hüftgelenke, so wie des ganzen Leibes gemildert. Geschieht der Sprung von der Stelle, so nennt man ihn Standsprung. Er kann auch mit Vorsprung und mit Anlauf geschehen. Bei den er-

sten Arten werden die Füße geschlossen gehalten. Springt man von der Stelle, so macht man blos eine schnelle Kniebeugung und schnellt sich, ohne in dieser zu verweilen, mit angezogenen Füßen fort, entweder nur in die Höhe oder auch in die Weite und in die Höhe. Beim Springen mit Vorsprung stellt man sich einen Schritt von dem Aufsprungort, springt auf diesen dann mit geschlossenen Füßen und verfährt wie vorher.

Bei diesen beiden Arten des Sprunges kann man im Anfange auch die Hände an die Hüfte legen, wie bei den Vorübungen, um den Körper desto besser in seine Gewalt zu bekommen, und durch das Heraufreißen der Arme nicht zu unregelmäßigen Bewegungen verführt zu werden. — Bei dem Springen mit Anlauf wird folgendermaßen verfahren: Man nimmt einen Anlauf von 12 bis 13 Schritten; dieser muß leicht, und weder sehr rasch, noch heftig ausgeführt werden. Er soll bloß die Schnellkraft der Füße rege machen und dem ganzen Körper einen starken Schwung geben. Das Ende des Anlaufs macht das augenblickliche Aufsetzen eines Fußes in die Stelle des Aufsprungs, der andere Fuß wird nun im Nu vorangeworfen; der erste stoßt ab und schließt sich so schnell als möglich an den vorangeworfenen an, so daß beide Füße noch vor der Mitte des Sprunges geschlossen sind.

Es erfordert viel Uebung den Aufsprungsort immer sicher abzuschätzen und mit dem Fuße richtig zu finden. Man muß sich durchaus gewöhnen, beide Füße zum Abstoßen gebrauchen zu lernen, und fällt einem dies sehr schwer, so kann man sich im Anfang eines Galoppanlaufes bedienen. Aus der gleichen Abstoßfertigkeit beider Füße entsteht das lächerliche Bahlaufen, wo man plötzlich an dem Ab-

sprungsorte stutzt, nicht von der Stelle kann, und den Anlauf wiederholen muß. Wenn der Sprung die größte Höhe erreicht hat, muß des Oberleib fast senkrecht sein, sich aber gegen Ende des Sprunges wieder mehr senken. Die Füße kann man im Sprunge ganz angezogen oder vorwärts gestreckt halten; die letztere Art ist schwerer, fällt aber weit besser ins Auge. Als eigene besondere Arten des Springens werden hier angeführt: 1) Der Heuschreckensprung, die Füße sind eng geschlossen, und die Aufgabe ist, einen bestimmten Raum mit der mindesten Anzahl von Sprüngen (mit beiden geschlossenen Beinen zugleich) zu durchmessen, aber auch die Sprünge schnell auf einander folgen zu lassen, ist schwer. Die Uebung ist schwierig wegen der Haltung des Gleichgewichts. 2) Der Springlauf, mit ungeschlossenen spreizenden Beinen und Füßen. Wenn die Sprünge auch noch so klein gemacht werden, ist der Springlauf doch dadurch wesentlich vom Laufen unterschieden, daß der Leib immer vollkommen senkrecht, beinahe rückwärts geneigt ist, und die Beine sich in den Knieen beim Niedertritt nur wenig biegen und somit immer gestreckt mit gesenkten Fußspitzen vorangeworfen werden. Der Körper muß jedesmal wie eine Feder vom Erdboden geschnellt werden. Keine andere Uebung macht wohl die Schnellkraft der untern Glieder reger, als eben diese. Bei diesem Springlauf kann man leicht bei jedem Sprunge eine bedeutende Weite erreichen. Uebt man ihn aber in Rücksicht auf Schnelligkeit, so giebt er dem Leibe einen fast unaufhaltbaren Schwung. Er erfordert aber festen und sehr ebenen Boden; Anstand und Geschick, Schnelle und Dauer sind dabei Hauptaugenmerke.

Das Springen theilt sich nach den Gliedern, welche dabei in Anwendung kommen, in den Frei-

sprung und den gemischten Sprung. Der Freisprung wird durch das bloße Abschnellen der untern Gliedern von dem Erdboden vollführt; beim gemischten Sprunge werden die Hände und Arme zur Hälfte mit angewendet. Zu letzterem gehört das Stabspringen und das Schwingen, welches letztere wegen seiner großen Ausdehnung und Mannigfaltigkeit als eigene Uebung aufgeführt worden ist.

Der Freisprung, welcher, wenn er in die Weite geschieht, Weitensprung heißt, oder je nachdem er in die Tiefe oder Höhe geschieht, Tief- oder Höhensprung, bedarf keiner weitern Vorrichtungen und Werkzeuge. Zum Weitensprunge läßt man einen Graben ausstechen, dessen Borde oder Ränder an dem einen Ende sehr nahe an einander liegen, nach dem andern Ende zu aber immer weiter aus einander laufen. Von Fuß zu Fuß erweitert sich der Graben um 4 Zoll. Wenn derselbe 36 Fuß lang ist, kann er am Anfang 4 Fuß, und am Ende 16 Fuß breit sein, tief braucht er nur einen Fuß zu sein. Der Bord, von welchem man abspringt, der Absprungsbord, muß fest, die Niedersprungsseite weich, und wenn dies nicht möglich ist, wenigstens flach abgearbeitet sein. Der Sprung kann entweder vorwärts oder seitwärts, oder schräge, mit geradem Anlauf oder drehend, wobei der Springer sich ganz um seine Axe dreht, oder endlich rückwärts geschehen, und entweder vom Stande oder mit Vorsprung und Anlauf vollführt werden, rückwärts aber kann dies nur von der Stelle geschehen. Diejenigen Sprünge, die ohne Anlauf gemacht werden, übe man mit an den Hüften fest angelegten Händen. Das beste Maaß bei der Sprungweite ist die eigene Leibeslänge des Springers. Zwei Leibeslängen lernt fast ein jeder Springer, drittehalb Leibeslängen ist schon ein guter Sprung und drei Leibeslängen ein außerordentlicher. Zum Höhensprung ge-

braucht man als Vorrichtung den Springel, welcher aus zwei mit durchgebohrten Löchern versehenen Pfählen besteht, durch welche hölzerne Pflöcke oder eiserne Bolzen gesteckt werden. Ueber diese legt man Schnüre, welche durch Sandbeutel straff angezogen werden, jedoch so, daß sie bei der leichtesten Berührung abfallen. Die Farbe der Schnüre ist am besten roth, damit sie der Springer aus der Ferne sehen kann; die Pfähle stehen 8 Fuß aus einander und sind 6 Fuß hoch, die Löcher fangen bei einer Entfernung von 1 Fuß 2 Zoll über der Erde an, und sind immer 2 Zoll von Mitte zu Mitte entfernt. Die Bahn zum Anlauf muß hier, wie bei allen Arten des Sprunges fest und eben sein, am besten ist es, wenn sie sich anfangs ein wenig neigt, und kurz vor dem Aufsprungsort wieder etwas hebt.

Die Sprungsveränderungen sind wie beim Weitensprung. Das beste Maaß ist auch hier die eigene Leibeshöhe. Die vorzüglichsten Sprunghöhen sind: knöchelhoch, wadenhoch, kniehoch, schenkelhoch, zwischen Knie und Hüfte, hüfthoch, nabelhoch, (herzhoch, brusthoch), bis zur Brusthöhle oder Herzgrube, halshoch, bis zur Halsgrube, schulterhoch, kinnhoch, mundhoch, nasenhoch, augenhoch, stirnhoch, bis zum Anfang der Haare, scheitelhoch. Brusthoch lernen bei einiger Uebung die meisten Menschen springen; scheitelhoch nur sehr wenige.

Der Sprung in die Weite und Höhe ist aus den beiden abgehandelten Arten zusammengesetzt. Man kann ihn an einem gewöhnlichen Springel üben, besser ist es aber, wenn man einen Springel mit Füßen hat, den man in den Springgraben setzen kann, denn hierdurch kann man immer besser die Weite des Absprungsortes von der Schnur bestimmen.

Die Vorrichtung beim Tiefsprung ist ein beinahe senkrecht abgestochener Hügel, oder in dessen Ermangelung ein Gerüst von 3 bis 10 Fuß Höhe. Eine

24 bis 36 Fuß lange Bohle, die ohne zurückschnellende Prellweiche wohl befestigt auf etwa 4 bis 6 Ständern ruht, von denen der niedrigste 3 Fuß, der höchste 10 Fuß hoch, ist hinreichend. Der Niedersprungsort muß weicher Boden sein. — Jeder Tiefensprung geschieht nur von der Stelle, nicht mit Anlauf, ein richtiger Niedersprung ist dabei die Hauptsache. Er muß sehr auf die Zehen und mit nachgebenden Knieen geschehen, jedoch müssen bei Berührung der Erde die Kniee noch wenig gebogen sein, damit sie nicht zu rasch nachgeben und dadurch, wenn der Oberleib stark vorfällt, wohl gar gegen das Kinn stoßen.

In der Tiefe und Weite darf man nur mit großer Vorsicht und von geringen Höhen springen; ein Bach oder Graben mit ungleichen Ufern ist dazu sehr passend. Zur Uebung darf man die Sprungtiefe von zwei Leibeshöhen nicht überschreiten.

Beim Stabspringen gebraucht man einen Springel, ähnlich wie beim Freisprung, nur mit dem Unterschiede, daß die Lochpfähle eine Höhe von 10 Fuß haben, und eben so weit von einander abstehen müssen. Die Löcher werden 3 Zoll aus einander gebohrt, und fangen bei einer Entfernung von 2 Fuß 3 Zoll über der Erde an. Damit man die Bolzen bequemer höher stecken kann, wird an der auswendigen Seite jedes Lochpfahls, in einer Höhe von 2 Fuß, ein hölzerner oder eiserner Tritt angebracht. Als Springgewicht bedient man sich der Springstäbe, welche aus jungen getrockneten und geschälten Kiehnstämmen von 7 bis 11 Fuß Länge, und solcher Stärke, daß sie den Springer mit Sicherheit tragen. Das unten dicke Ende wird etwas zugespitzt, damit es desto sicherer im Boden hafte. Die Bahn hat dieselbe Einrichtung, wie beim Freisprunge, nur muß etwa $1\frac{1}{2}$ Fuß von der Schnur oder Leine eine kleine Grube, in welche man den Stab einsetzt, gemacht oder wenigstens der Erdboden

aufgelockert werden. Den Stab hält man so, daß die eine Hand denselben oben mit aufwärts gekehrtem Daumen, die andere Hand ihn unten mit abwärts gekehrtem Daumen faßt. Der Fuß an der Seite der untern Hand muß jedesmal einen Abstoß geben; wenn also die linke Hand unten ist, der linke Fuß und umgekehrt. Das Aufsetzen des Fußes geschieht immer eine Elle etwa hinter dem Stabe, doch richtet sich diese Entfernung nach der Weite und Höhe des Sprunges selbst. Aufsatz und Sprung muß in demselben Moment geschehen. Die Beine gehen auf der entgegengesetzten Seite des Stabes in die Höhe, so zwar, daß wenn der Fuß, mit welchem man abstieß, der linke war, die Beine sich auf der rechten Seite des Stabes heraufschwingen. Sie müssen dabei geschlossen sein; während des Sprunges streckt sich der untere Arm, die Brust kommt nahe an den Stab und der Körper dreht sich so herum, daß man beim Niedersprung nach dem Anlaufspunkt hinsieht. Als Vorübung des wirklichen Sprunges über das Seil, versuche sich der Turner erst, den Stab in den Graben zu setzen und ohne Anlauf von der Stelle hinüber zu springen, damit er die Schwingung der Füße und die Haltung des Gleichgewichts lerne; dann um richtig den Fuß einzusetzen, nehme er ganz kurze Anläufe. Der Stab muß jedesmal in der Richtung des Sprunges aufgesetzt werden und sich dann in einer senkrechten Ebene bewegen. Eine Hauptsache ist, daß man den Stab am Anlaufe wagerecht halte, und sich hüte, eine schiefe Stellung damit anzunehmen und ihn nachher erst seitwärts zu reißen, weil dies den Sprung hemmt und aus dem Gleichgewicht bringt.

Sprungveränderungen sind: 1) In die Weite über den Springgraben, a) von der Stelle für Anfänger, b) mit Anlauf. Das starke Vorauswerfen und Strecken des ganzen Leibes ist hier durch-

aus nothwendig, um einige Weite zu erlangen. 2) In die Höhe über die Springschnur; ist die schwerste Art, a) mit Zurücklaß des Stabes; die gewöhnlichste, b) mit Hinübernahme des Stabes, erfordert viel Uebung. Die Höhe des ausgestreckten Armes bis zu den Fingerspitzen giebt hier das Maaß eines guten Sprunges. Die ganze Drehung des Springers um seine Achse ist beim Höhensprung ein schweres Stück. Der Stabsprung in die Weite und Höhe muß auch im Springgraben geübt werden. Die Höhe kann man durch die vorgehaltene Schnur beurtheilen, doch wird diese immer durch den Stab weggerissen werden. 3) In die Tiefe bloß vom Stande. Die Hände fassen den Stab so tief als möglich, und können im Sprunge selbst noch tiefer gleiten, um einen sanfteren Niedersprung zu bewirken. Die Drehung des Körpers ist hierbei unnütz. In die Tiefe und Weite; ein sehr gewaltsamer Sprung, darf daher nie von großer Höhe geschehen. Die Drehung muß hier wieder statt finden. Man kann auch zwischen zwei Stäben, von denen man jeden in eine Hand nimmt, hindurchspringen, doch ist diese Uebung als Turnübung zu leicht, soll sie jedoch als Stärkungsmittel für das Kreuz durchgemacht werden, so setze man beide Stäbe in die Mitte eines 3 bis 4 Fuß tiefen Grabens, fasse sie in der Schulter- oder Scheitelhöhe, schwinge sich zwischen beiden hindurch, mache bei der Berührung des jenseitigen Ufers blos eine Kniebeugung und schnelle sich sogleich wieder zurück.

Eiselen giebt in seiner neuern „Leitung von Turnübungen" in dem auf sieben Tage vertheilten Unterrichtsgange dem Freispringen in die Höhe einen Platz am ersten Turntage, läßt zuerst das Hüpfen, dann den Sprung mit einem abstoßenden Fuße und einem Schritt, anfangs über ganz geringe Höhen und mehr in die Weite, um das Seitwärtswerfen der Füße, das

Drehen des Leibes ꝛc. zu vermeiden, und dann erst den Sprung mit drei Schritten und mit vollem aber immer kurzem Anlauf üben. Jeder Springart müssen nach seinem Rathe die vorbereitenden Uebungen so lange vorangeschickt werden, bis sie sicher gehen. Jeder Fuß werde gleichmäßig geübt, wie denn immer zweimal über dieselbe Höhe rechts, und eben so oft links gesprungen wird, — erst wenn die Ungleichheit der Füße anfängt hervorzutreten, erlaube man wieder den besseren zu gebrauchen, und lasse über jede Höhe nur einmal springen. Wer zweimal bei derselben Höhe anstößt, tritt ab oder zurück. Um die Springer möglich lange zusammen zu beschäftigen, theile man sie nach ihrer Fertigkeit in zwei oder drei Abtheilungen, so daß z. B. die 30 und 28 Zoll hoch springenden die erste, die 26 und 24 Zoll hoch springenden die zweite, und die von 22 und 20 Zoll Sprunghöhe die dritte Abtheilung ausmachen. Jede Abtheilung fängt dann etwa 10 bis 12 Zoll unter ihrer wahrscheinlichen Sprunghöhe an. Oft lasse man auch durch Abrücken des Sprungbrettes Weithochsprünge machen, wenn auch nicht immer bis zur größeren Ausdehnung. Will man die Schwachen nicht lange müßig stehen lassen, so muß man öfter das Brett für sie näher rücken oder die Schnur tiefer legen.

Dem Frei-, Weit- und Tiefsprunge giebt Eiselen seine Stelle am dritten Turntage. Zuerst setzt er den Sprung von der Stelle mit geschlossenen Füßen, anfangs in Reihen auf der Fläche, dann einzeln über Graben. Ist dieser nicht schmal genug für Anfänger, so springt man ebenfalls auf der Fläche und erweitert den Sprung durch immer entfernter gezogene Striche. Dann folgt der Sprung mit einem abstoßenden Fuße, zuerst mit einem Schritte und später mit drei Schritten, nachdem beide Arten die vorbereitenden Uebungen vorangegangen sind. Beide werden anfangs in

Reihen auf der Fläche, dann einzeln über den Graben ausgeführt und abwechselnd mit dem rechten und linken Fuße gemacht; bei dem nun folgenden Sprunge mit Anlauf, der aber nie sehr weit sein darf, kann der abstoßende Fuß beliebig gewählt und gewechselt werden. Die Sprungweiten müssen von Vorturnern oder Anmännern jedesmal angegeben werden. — Den Drei- oder Laufsprung lasse man nur dann eintreten, wenn schon einige Fertigkeit erlangt ist.

Der Tiefsprung wird nur einige Male mit beiden abstoßenden Füßen, dann aber immer nur mit einem Fuße, jedoch stets mit leichtem nnd sicherem Niedersprunge auf beiden geschlossenen Füßen ausgeführt. Wer den Niedersprung nicht ganz regelrecht ausführt, darf von keiner höheren Stufe springen. Man steige überhaupt langsam, lasse von jeder Höhe wenigstens zweimal und die Geübteren lieber etwas mehr in die Weite springen. Auch hier muß die Riege bald in kleinere Abtheilungen gebracht werden, wie beim Hochsprunge, so daß die Geübteren gleich höher anfangen können.

Dem Stabspringen weit und tief weist Eiselen den Platz im vierten Turntag an. Beim Stabtiefsprunge räth er: man lasse den Turner nur dann höher steigen, wenn der Sprung von geringer Höhe ganz sicher geht und mit reiner Drehung. Anfänger unterstütze man am Arm und Stab. Der Sprung ohne Umdrehung und mit veränderter Haltung, mit Aufsetzen der Hand auf das Stabende, ist nur für Geübtere. Kinder, die zum Stabsprunge noch nicht Kraft genug haben, lasse man frei hochspringen oder oder Seilübungen machen. Am fünften Turntage kommt außer den schwereren Uebungen des Hüpfens, Doppelschlages und Doppelschnellens, aus dem Sitzhocken, und ohne Sitzhocken, außer dem Hinkschlage und dem Hinkschnellen der Stabsprung in die Höhe

an die Reihe. Wer die vorbereitenden Uebungen nicht sicher macht, muß diese erst erlernen, wer ohne Haltung und gute Drehung springt, muß so lange über die mehr oder weniger niedergelassene Schnur springen, bis er beide gut vollführt. Durch Eintheilung in kleine Abtheilungen und Niedriganfangen suche man Jedem sein gehöriges Maaß der Beschäftigung zu verschaffen. Zuerst Sprung mit drei Schritten und Erlernung des Stabzurücklassens ohne Hochsprung, dann Sprung mit Anlauf. Immer mit beliebigem Fuße. Sichere Springer mögen auch mitunter mit umgekehrter Handstellung und ohne Drehung springen, oder den Stab über die Schnur mitnehmen. Die zum Stabsprunge noch unbefähigten Kinder übe man im Freiweitsprung, Laufsprung, Dreisprung, Heuschreckensprung, Springlauf und Abstoßwechsel.

Das Schwingen gehört zum gemischten Sprunge. Der Schwung nehmlich, welchen der Körper erhält, wenn man mit den Füßen abstößt, wird durch das Aufsetzen der Hände unterstützt. Der Turner schwingt sich entweder auf einen Gegenstand, der immer fest stehen muß, oder darüber hinweg. Beides sowohl als auch die Veränderungen, welche der Turner auf derselben macht, rechnet man zum Schwingen. Es wirkt fast auf alle Theile des Körpers wohlthätig, es stärkt die untern und obern Gliedmaßen und die Brust-, Bauch- und Rückenmuskeln, und trägt viel dazu bei, dem Menschen Anstand und Geschmeidigkeit zu geben. Die zum Schwingen nöthigen Vorrichtungen sind folgende:

Schwingzeug: der Schwingel, eine dem Pferde ähnliche Vorrichtung, die, wenn man sie polstert, mit Pferdehaut überzieht und ihr noch mehr das Pferdeansehen giebt, auch Schwingpferd genannt wird. Der Schwingel ist für Turner von 15 Jahren und darüber 6 Fuß lang und etwa 18 Zoll dick, oben in

gerader Linie abgearbeitet, gegen den Kopf zu etwas an Stärke abnehmend, jedoch hier, wie am Hintertheile überall rund.

Gut ist es, wenn der senkrechte Durchmesser etwas höher als der wagerechte ist. Das Kreuz hat 2 Fuß Länge, der Sattel mit Pauschen (die Sattelbogen, als Handgriffe) 1 Fuß 8 Zoll, und der Hals 2 Fuß 4 Zoll. Die Pauschen sind $3\frac{1}{2}$ Zoll, höchstens 4 Zoll hoch, und $2\frac{1}{2}$ bis 3 Zoll dick; sie müssen oben rund und nach unten etwas an Stärke abnehmend sein, so daß man sie festhalten kann; auch dürfen sie an keiner Seite überstehen, sondern müssen dünn auslaufen. Sie werden, von gutem Holze gemacht, in den Schwingel etwas eingelassen und mit großen Nägeln befestigt. Die Beine werden etwa 1 Fuß vom hinteren, und 20 Zoll vom vorderen Ende tief eingestämmt, und besonders nach vorn schräg gestellt. Sie dürfen höchstens 4 Zoll über die Seiten des Schwingels überstehen, und wenn man sie 6 bis 8 Fuß in die Erde setzt, was auf dem Turnplatz immer geschehen muß, so können sie noch enger sein.

Bei einem Schwingpferde läßt man das Kreuz vom Sattel nach dem Schwanze zu 1 Zoll aufsteigen, den Hals vom Sattel an nach dem Kopfe zu soviel, als die Höhe der Pauschen beträgt (2 bis 4 Zoll). In der Dicke läßt man das Pferd am Kreuz bis 20 Zoll zunehmen, am Kopfe bis 12 Zoll, höchstens 10 Zoll abnehmen. Das Polstern geschieht so: der ganze Block wird mit Leinwand überzogen; auf diese werden Haare genäht, am besten Pferdhaare, darüber kommt wieder Leinwand, und über diese die gegerbte Pferdehaut, ohne Haare — denn mit diesen wird sie nie weich genug. — Das ganze Polster wird $\frac{1}{2}$ — $\frac{3}{4}$ Zoll stark. Auf dieses werden nun die Holzpauschen $\frac{5}{4}$ Zoll stark, 3 Zoll hoch, jede mit 3: 8 bis 9 Zoll langen und $\frac{3}{8}$ Zoll starken Schrauben befestigt. Auf die Pauschen

wird eine ½ bis ¾ Zoll starke ausgestopfte leinene Wulst gelegt; die Seitenwände der Pauschen werden nun ebenfalls mit Haaren belegt und das Ganze mit Leinwand überzogen, so daß die oben beschriebene Gestalt herauskömmt. Das Leder, welches man zum Ueberziehen der Pauschen nimmt, muß weich und dauerhaft sein.

Da das Schwingpferd zum Hoch- und Niedrigstellen sein muß, so bestehen die Beine aus Röhren und Schiebern. Jede Röhre ist aus vier ¾ zölligen Brettern zusammengesetzt; die Kanten müssen sorgfältig abgenommen werden, so daß das Ganze eine runde Gestalt bekommt. Die Röhren müssen 6 bis 8 Zoll in den Block gehen und fest eingekeilt werden, unten hält sie ein eiserner Ring zusammen. Die Schieber haben 2 Zoll im Gevierte und müssen genau passen. In diese werden 6 bis 7 ½zöllige Löcher gebohrt, die 2 Zoll über der Erde anfangen, und immer 2 Zoll aus einander sind. Die Bolzen, welche man durch diese von auswendig nach inwendig steckt, erhalten einen Knopf, der das Durchgleiten verhindert. Kann man es daran wenden, die Schieber von Eisen schmieden zu lassen, so ist dies bei weitem besser; sie brauchen dann nur 1½ bis 1¾ Zoll im Geviert zu haben.

Dem Schwingel eine ganz pferdähnliche Gestalt zu geben, ist nur erlaubt, wenn dadurch nicht seiner Brauchbarkeit geschadet wird.

Die vorher angegebenen Maaße muß der Schwingel haben, nachdem er gepolstert ist. Alle Ecken, Kanten, hervorstehende Nägel, Schnallen und Näthe müssen auf das sorgfältigste vermieden werden.

Das Sattelkissen, welches auch jeder Schwingel mit Pauschen bekommt, ist ½ Zoll dick und geht beinahe bis unter den Bauch, wo es umgeschnallt wird.

Wenn das Schwingpferd auf dem niedrigsten

Stande 3 Fuß 8 Zoll Höhe hat, so können sich schon 11 bis 12jährige Knaben daran üben, und auch Erwachsenere.

Soll ein Schwingel bloß für 8 bis 12jährige Knaben sein, so kann man ihn nach den im obigen Anschlage angegebenen Verhältnissen verkleinern.

Beim Schwingen unterscheidet man: den Lauf, den Stand, den Sprung, den Stütz, den Sitz, der Schluß, die Schwebe, die Hub, den Schwung. Von diesen ist der Sitz nur Anfängern gestattet. Als Vorübungen des Schwingens gelten: das Hüpfen, Hocken, wovon wir schon oben gesprochen haben, das Grätschen, Spreitzen, Kreuzen, Hurten, Heben, Wippen, Hockwippen und Handeln. Die ersteren werden sowohl am Schwingel als frei, die letzteren nur am Schwingel geübt. Unter Hocken versteht man hier nur das Springhocken und unter Hüpfen nur das mit gebogenen Knieen.

Grätschen nennt man die Bewegung beider Schenkel nach verschiedenen Seiten zu gleicher Zeit. — Zuerst stellt man sich an einen Stuhl oder anderen festen Gegenstand, wo man die Hände auflegt, um das Ausgleiten zu vermeiden, und läßt nun die Beine langsam aus einander; die Füße werden dabei einwärts gehalten, die Kniee gestreckt, und die Sohlen auf die Erde gedrückt. Diese Uebung darf nie gewaltsam getrieben werden, man muß sie aber oft wiederholen.

Hat man hierin Fertigkeit erlangt, so geschieht die Uebung im Sprunge, das heißt, man hüpft — die Hände an die Hüften gelegt — in die Höhe, grätscht in der Luft und kommt mit geschlossenen Beinen wieder zur Erde, springt sogleich wieder auf ꝛc.

Das Spreizen heißt die Bewegung eines Schenkels im Hüftgelenk nach allen Seiten, während das andere Bein auf der Erde stehen bleibt. Bei allem

Spreizen als Vorübung müssen bei vollkommener Streckung der Knie die Fußspitzen angezogen (gegen den Leib), und die Füße einwärts (das heißt gleichlaufend) gehalten werden, um die Spannkraft der Sehnen in den Hüft- und Kniegelenken desto mehr zu befördern.

a) Vorwärts: mit einem Bein nach dem andern. Das Knie des Stehbeines ist hier immer sehr geneigt sich zu biegen, so wie die Fußspitze des Spreizbeines sich zu strecken.

b) Seitwärts: die schwerste, aber auch wichtigste Art. Die Beine dürfen hier nicht im mindesten nach vorn oder hinten abweichen, und der Oberleib sich nicht nach dem Beine drehen und schwanken; die Beine müssen wenigstens einen rechten Winkel mit einander bilden.

c) Rückwärts: die kleinste Bewegung, wobei das Kreuz sehr nachgeben muß. Hier muß man sich nicht durch Vorneigen des Oberleibes oder Krümmen der Knie helfen wollen.

Es giebt nun noch eine zusammengesetzte Spreizart, nämlich nach vorn im Bogen: von inwendig nach auswendig, oder umgekehrt. Man übt dies über einen Gegenstand, z. B. einen Stuhl, so wie man Beinkleider versucht, ob sie gehörigen Schritt haben. Der Oberleib darf der Bewegung des Beines nicht folgen, und das andere Bein muß feststehen. Dieses Spreizen kommt beim Schwingen häufig vor.

Das Kreuzen ist ein Grätschen im Sprunge, wobei beim Niedersprunge die Füße immer abwechselnd gekreuzt werden. Je mehr man grätscht, kreuzt und das Gleichgewicht hält, desto besser ist die Ausführung.

Bei den fünf ersten Vorübungen gelten folgende allgemeine Bestimmungen.

a) Der Turner tritt mit gerader Haltung und geschlossenen Füßen so dicht wie möglich an den Schwin-

gel, aber ohne ihn zu berühren; die Hände fassen die Mitte der Pauschen, die Ellenbogen sind nach oben gerichtet.

b) Aus dieser Stellung wird der Körper vermittelst eines Abstoßes der Füße, mit Hülfe der Hände, so weit senkrecht in die Höhe geschnellt, bis die Arme gestreckt sind.

c) Hat der Körper diese Höhe erreicht, so sinkt er sogleich wieder senkrecht zu Erde, berührt dieselbe nur einen Augenblick, und fährt so in der Bewegung fort. Gewöhnliche Fehler hierbei sind: das Vorfallen des Oberleibes und Zurückwerfen der Beine, die Nichtstreckung der Arme, oder das Ziehen an den Pauschen, wobei die Ellenbogen sinken, statt des bloßen Druckes nach unten.

Beim Hocken allein ist es nicht möglich, den Oberleib ganz senkrecht zu halten; nur muß man mit den Knieen nicht an den Schwingel stoßen, und diese recht über den Sattel bringen.

Beim Spreizen, welches hier blos seitswärts und immer wechselbeinig geschieht, muß man sehr darauf sehen, daß das jedesmalige Hangbein recht senkrecht bleibt und nicht mitspreizt.

Das Hurten. Man hüpft in die Höhe, läßt, sobald die Arme gestreckt sind, die Beine gegen den Schwingel fallen und bleibt im Stütz. Aus dieser Haltung werden nun die Beine, ohne Krümmung der Knie, bloß durch einen Ruck aus dem Kreuze, beide gleichzeitig etwa eine Spanne vom Schwingel abgestoßen oder abgeworfen; und diese Bewegung öfter wiederholt.

Das Heben. Der Turner hüpft in den Stütz, wie vorher, und sitzt auf, wenn auch noch nicht kunst- und schwinggerecht. Er setzt nun beide Hände so auf die erste (vordere) Pausche, daß der Daumen nach vorn, die vier Finger der Hand nach hinten stehen, die El-

lenbogen sich einander möglichst nähern und ganz gestreckt sind. Er läßt nun die Füße vom Sattel los und ist so, weit grätschend, mit gestreckten Beinen, in der Schwebe. Aus dieser Haltung hebt er nun den Leib, durch Einziehen des Unterleibes, so hoch als möglich, läßt sich dann wieder hinunter, biegt die Ellenbogen und senkt sich so tief, daß er beinahe mit den Oberschenkeln den Sattel berührt; hebt sich wieder und macht diese Bewegung mehrere Male hintereinander, immer ganz langsam ohne den mindesten Schwung.

Das Wippen. Der Turner ist in der Schwebe, wie vorher, wobei immer die Hände so nah zusammen stehen müssen, daß sie sich beinahe berühren. Er bringt nun die Beine in Schwung und wirft sie gleichmäßig nach hinten, wobei das Kreuz, und nach vorn, wobei der Leib eingezogen wird. Je höher und ebenmäßiger die Schwingungen, desto besser das Wippen. Ein Geübter schlägt vorn und hinten mit den Füßen zusammen, wobei die Beine aber immer gestreckt bleiben müssen.

Das Hockwippen. Der Turner ist auf der hinteren Pausche in der Schwebe, zieht die Beine mit einem Ruck an und setzt sie beide vor sich in den Sattel; läßt sie wieder in die Schwebe sinken, und setzt sie hinter die Hände auf's Kreuz ꝛc. Die Sohlen müssen fest aufgesetzt und die Füße geschlossen werden. Wer diese Uebung von und auf der Pausche kann, macht sie vom Kreuze aus, wobei die Hände dicht hinter die Pausche gesetzt werden.

Das Handeln heißt in der Turnsprache immer, sich im Stütz oder in der Schwebe in aufrechter Stellung des Oberleibes auf den Händen weiter bewegen. Der Turner stellt sich hinter den Schwingel, setzt die Hände dicht neben einander auf das Kreuz (die Daumenwurzeln neben einander, die vier Finger jeder Hand

nach auswärts), und hüpft in die Schwebe; und in derselben bewegt er sich nun mit kurzen Griffen über den ganzen Schwingel fort. Die größte Schwierigkeit findet man an den Pauschen. — Das Handeln in der Schwebe (das Schwebehandeln) wird vor- und rückwärts, das Handeln im Stütz (Stützhandeln) rechts und links geübt.

Beim Schwingen, so wie bei allen Turnübungen, muß alles rechts und links geübt werden. — Ein Sprung heißt rechts, wenn das rechte Bein die schwerste, erste oder Hauptbewegung macht, oder wenn dasselbe oder die ganze rechte Seite des Schwingers vorangeht. Die Seite des Schwingels oder Schwingpferdes entscheidet nicht.

Die senkrechte Haltung des Kopfes und Leibes muß bei allen Bewegungen gesucht und beobachtet werden, so wie die Streckung der Knie- und Fußgelenke, wenn die Biegung nicht gerade Erforderniß des Sprunges ist.

Wie bei allem Springen geschieht der Aufsprung mit, und der Niedersprung auf Zehen und Ballen.

Wenn ein Sprung wiederholt wird, so darf bei dem jedesmaligen Niederschwunge der Schwinger auch keinen Augenblick auf der Erde verweilen, viel weniger öfter aufspringen, sondern muß sich sogleich wieder in die Höhe schnellen.

Nach einem gemachten Aufsitzen soll sich der Schwinger im Schluß, nicht im Sitz befinden, weil nur der Schluß dem Körper eine bestimmte gute Haltung, und besonders beim Absitzen eine feste Unterstützung giebt. Der Schluß ist folgender: der Oberleib ist gerade, das Kreuz eingezogen, die Hüftgelenke, welche beim Sitz nach vorn gebogen sind, werden so gestreckt, daß die Schenkel in senkrechter Richtung unter dem Leibe hangen. Dadurch entsteht zwischen dem Sattel und der Spalte ein Zwischenraum, in den man gerade eine

Hand bringen kann. Ist dieser größer, so ist der Schluß zu angestrengt.

Fast alle Sprünge können gemacht werden: a) vom Stande, b) mit Vorsprung, c) mit Anlauf.

a) Bei der ersten Art liegen die Hände schon früher auf dem Schwingel und heben den Leib gleich nach dem Abstoß.

b) Der Vorsprung geschieht immer — einige Sprünge mit Einer Hand ausgenommen — mit geschlossenen Beinen und Füßen, nicht zu nahe am Schwingel.

c) Der Anlauf darf nicht größer als 8 bis 10 Schritt sein, und wird durch den Vorsprung geendigt. Wichtig, für den Anfänger, aber schwierig ist nun das rechtzeitige Aufsetzen der Hände nach dem Vorsprung, besonders bei den Hintersprüngen. Der Vorsprung darf nur leicht und flach über der Erde geschehen, die ganze Kraft wird in den Aufsprung gelegt.

Durch den Vorsprung wird der starke Schwung, den der Körper durch den Anlauf bekam, gehemmt; der Oberleib fliegt also vor und die Beine bleiben zurück. Diese Bewegung wird durch den Aufsprung verstärkt, der die Schultern des Schwingers schon allein über das Kreuz des Schwingels oder Schwingpferdes bringt. In diesem Augenblick also nach dem Aufsprung werden beide Hände, nahe zusammen, weit vorwärts, leicht, doch fest auf das Pferd gesetzt, aber nicht aufgeschlagen. Diese unterstützen nun den Schwung des Körpers nach vorn; in dem Augenblicke aber, wo die Schultern über dem Aufsetzungspunkt angekommen sind, geben sie einen starken Abstoß. — Diese richtige Anwendung der Regel ist es, welche Riesensprünge über 7 bis 8 Fuß lange Schwingel und Schwingpferde möglich macht.

Alle Sprünge beim Schwingen theilen sich in einfache Sprünge und in Geschwünge.

Einfache Sprünge sind die, welche nur aus den Vorübungen und ganz einfachen Bewegungen bestehen, und von denen keiner in dem andern enthalten ist. Je nachdem sie von der Seite oder von hinten gemacht werden, sind es, wie folgende Uebersicht lehrt: Seitensprünge: erstes Aufsitzen und erstes Absitzen, zweites Aufsitzen und zweites Absitzen, der Jungfernsprung, die Kehre, die Wende, die Scheere, die Mühle, der Hocksprung, die Nadel, die Gaffel, der Grätschsprung; Hintersprünge: die Wippe, die Spreitze, der Jungfernsprung, die Spille, die Schraube, der Katzensprung mit Abhüpfen, oder Drehsprung, die Scheere und das Abwippen, oder mit dem Froschsprung, die Kehre, die Wende, der Riesensprung, vorwärts, und rückwärts.

Von den Seitensprüngen ist folgendes zu bemerken. Beim ersten Aufsitzen hüpft der Turner in den Stütz, spreizt das rechte Bein bis zum rechten Winkel, läßt die rechte Hand los und dreht nun Bein und Leib zu gleicher Zeit herum, bis das Gesicht nach dem Kopf des Pferdes steht; die rechte Hand greift vor in den Sattel und das rechte Bein schließt sanft. Beim ersten Absitzen: Die rechte Hand bleibt im Sattel, das rechte Bein und der Leib drehen sich gleichzeitig zurück, und die rechte Hand ist schon früher auf der Hinterpausche, als das rechte Bein an das linke Bein anschließt. Der Körper bleibt einen Augenblick im Stütz und macht dann den Niedersprung. Das zweite Aufsitzen: Der Turner hüpft in den Stütz, die rechte Hand läßt das rechte springende Bein durch, und nimmt sogleich wieder ihre Stelle ein, so daß sie einen sanften Schluß bewirkt. Zweites Absitzen: Die rechte Hand geht auf die Hinterpausche, Leib und Bein drehen sich wie vorher. Die rechte Hand macht dem Beine Platz und nimmt sogleich wieder ihre Stelle ein. Das Gewicht des Körpers muß während der

Bewegung ganz auf den vordern Arm gebracht werden. Gewöhnlich sitzt man rechts auf, links ab; links auf, rechts ab: und wiederholt dies noch einmal; und zwar erst mit dem ersten und wenn die Schwingriege durch ist, mit dem zweiten Auf- und Absitzen. Da es den Anfängern schwer wird, Bein und Leib zugleich zu drehen, auch viele zu bequem sind; so läßt man es anfangs so machen, daß nach dem Ueberschwunge des Beines die Hand in den Sattel faßt, das Bein aber nicht schließt, sondern bis an den Hals vor- und sogleich zurückschwebt. Der Schwung hilft sehr zur gleichzeitigen Zurücknahme des Fußes, Leibes und der Hand. Dies läßt man 3 bis 4 mal rasch hinter einander machen, indem man immer im Stütz bleibt.

Der Jungfernsprung. Der Schwinger hüpft in den Stütz und hurtet; indem die Beine das Pferd verlassen haben, wendet sich der Körper ganz nach vorn, das rechte Bein spreizt vorwärts im Bogen über den Hals hinüber, in den Schluß. Die linke Hand verläßt die Vorderpausche bloß so lange, bis das Bein durch ist. Während des Sprunges ist der Oberleib gerade, das Gewicht des Körpers liegt auf dem rechten Arm und das linke Bein hängt senkrecht. Absitzen: das Bein geht eben so zurück. Der Leib dreht sich erst etwas vom Pferde ab und nachdem das Bein über der Pausche weg ist, wieder gegen das Pferd. Man kann auch bloß mit der rechten Hand absitzen, was aber bei weitem schwieriger ist. Der Jungfernsprung wird auch 2 mal hinter einander auf- und abgemacht.

Die Kehre. Anfang wie zum Jungfernsprung, aber statt des einen Beines werden beide geschlossen nach vorn im Bogen gehoben. Der Körper ist in sitzender Stellung nach vorn gerichtet. Nach-

dem die linke Hand die Beine durchgelassen und wieder auf die Vorderpausche gegangen ist, stößt die rechte Hand ab und der Schwinger steht neben der Vorderpausche, an der rechten Seite des Pferdes, das Gesicht nach vorn, die linke Hand auf die Vorderpausche.

Die Wende. Der Schwinger hüpft in den Stütz und hurtet, die Beine gehen aber nach hinten (nach dem Kreuz des Pferdes) geschlossen in die Höhe; der Oberleib senkt sich gegen das Pferd, der ganze Körper geht gestreckt über das Pferd fort. Die rechte Hand verläßt die Hinterpausche, die linke Hand geht von der Vorderpausche auf die Hinterpausche und neben dieser geschieht der Niedersprung. Die fünf beschriebenen Stücke übt man zwar gewöhnlich am Sattel und von der linken Seite des Pferdes rechts, und an der rechten Seite des Pferdes links, so daß bei Beendigung des Sprunges die Stellung nach vorn ist. Zur Uebung muß man sie aber auch am Kreuz und Hals machen, und von jeder Seite des Pferdes rechts und links.

Die Scheere. Der Schwinger macht die Schwebe auf der Vorderpausche, wippt einige Mal, und indem sich die Füße hinten zum Zusammenschlagen nähern, kreuzt er sie, macht eine Drehung mit dem Leibe, stößt mit den Händen ab, und fällt umgekehrt in den Schluß. — Wird gewöhnlich vier Mal gemacht.

Die Mühle. Die Hände auf beiden Pauschen, aber Auffitzen auf das Kreuz, und Schluß mit den Waden. Das rechte Bein sitzt ab, schließt sich an das linke Bein an, und beide schwingen sich geschlossen bis über den Hals. Hier fallen sie auseinander in den Schluß; die Hände werden verwechselt, und die Bewegung einige Male wieder-

holt; gleich darauf eben so zurück. Die erste Bewegung war rechts, weil das Absitzen oder der Abschwung hier am schwierigsten, und auch die rechte Hand am meisten trägt.

Der Hocksprung oder die Hocke. Stütz, hurten, hocken. Die Beine werden zwischen den Armen durchgeworfen, mit einem Abstoß der Hände und guter Streckung der Beine. Mit Anlauf wird der Sprung bloß vorwärts durch gemacht.

Die Nadel. Aufhüpfen, das rechte Bein geht gebogen um den rechten Arm herum, durch den Sattel; das linke Bein und der Leib folgen, und der Schwinger ist umgekehrt im Schluß; er sitzt links nach vorn ab.

Die Gaffel. Stütz, das eine Bein hockt durch den Sattel; indem das zweite durchgeht, geht das erste zurück, und sofort.

Der Grätsprung oder die Grätsche. Stütz, hurten, grätschen. Die Hände stoßen ab, und schnellen den Körper hinüber, so daß er auf der rechten Seite des Pferdes mit dem Rücken gegen den Sattel zur Erde kömmt. Mit Anlauf dürfen die Beine und Füße nicht das Pferd berühren.

Die Hintersprünge sind folgende: die Wippe heißt jeder gerade Sprung, wobei der Turner in die Schwebe fällt und sich darin erhält. Stellung der Hände, wie bei der Scheere. Man übt sie zuerst auf der Hinterpausche, denn auf der Vorderpausche. Das weite Aufsetzen der Hände und gleichzeitige Loslassen und Ergreifen der Pausche ist durchaus nothwendig. — Durch das Abwippen unterscheiden sich diese Sprünge von den Längensprüngen (siehe beim Riesensprung), die Beine werden im Wippen rückwärts über dem Pferde geschlossen, der ganze Körper kommt in die wagerechte Lage. In diesem Schwunge nehmen die

Arme durch das Zurückschieben des Oberleibes schon eine schräge Stellung, und sind nur um so leichter im Stande stark abzustoßen. Die Hände kehren sich nun sogleich gegen das Pferd, und gehen dicht geschlossen über dasselbe fort, um die Brust gegen das etwanige Aufschlagen zu sichern. Durch die Streckung des ganzen Leibes und der Beine wird allein das weite und schöne Abwippen möglich. — Die Spreize, Aufsprung wie zur Wippe, im Schwunge spreizte das rechte Bein vorwärts im Bogen über die Hinterpausche fort. die rechte Hand geht vom Kreuz über das rechte Bein fort auf die Hinterpausche. In diesem Augenblick, wo das rechte Bein zwischen beiden Händen ist, stoßen diese ab, und der Turner macht neben der Hinterpausche mit geschlossenen Füßen den Niedersprung, die rechte Hand bleibt auf der Hinterpausche. — Die Beine dürfen bei dem ganzen Sprunge das Pferd nicht berühren. — Der Jungfernsprung. Gerader Vorsprung, Aufsprung beider geschlossener Beine nach der linken Seite des Pferdes, und Jungfernsprung auf Kreuz, Sattel oder Hals; versteht sich in einem Zuge; Absitzen wie beim Jungfernsprung von der Seite. Die Richtung des Leibes muß bei diesem Sprunge immer nach vorn sein. — Die Spille. Gerader Vorsprung. Aufschwung der geschlossenen Beine an die rechte Seite des Pferdes. Die rechte Hand faßt im Schwunge (oder gleich im Anfang, welches aber schwerer ist) die Hinterpausche, das rechte Bein sitzt auf, schwebt vor, wobei die Brust nach hinten (nach dem Kreuz des Pferdes) und der Turner kommt mit demselben Sprunge wieder auf die Stelle des Vorsprunges, Brust nach vorn, zu stehen. — Die Schraube. Aufschwung des Beine wie bei der Spille, aber an der linken Seite des Pferdes, so daß das linke

Bein im Sattel, das rechte Bein am Kreuz, die linke Hand auf der Hinterpausche, die rechte Hand auf dem Kreuz. Die rechte Hand stößt ab, der Körper dreht sich um den linken Arm, das rechte Bein springt rückwärts über den Hals, und kommt in den Schluß (Brust nach vorn) die rechte Hand faßt sogleich den Vorderpausch mit dem Daumen nach vorn, die linke Hand geht auf den Hals (Daumen der Vorderpausche zu) und es wird rechts abgesessen. Das ganze so rasch als möglich hinter einander. — Der Katzensprung: jeder Sprung, bei dem man von hinten zum Stehen auf das Pferd kommt. — Der Aufschwung der Beine ist gegrätscht und gestreckt, wie bei der Wippe, dann aber werden sie, wie die Hockwippe lehrt, schnell nach vorn angezogen und von den Händen auf das Pferd gesetzt. — Auf Kreuz, Hinterpausche, Sattel, Vorderpausche oder Hals. — Das schnelle, gerade Aufrichten und Feststehen ist eine Hauptsache. Wer viel Schwung hat muß mit gestreckten Beinen auf das Pferd kommen. Der Absprung kann geschehen: a) durch Abhüpfen vom Kreuz, Hinterpausche, Sattel und Vorderpausche — nicht vom Halse. Man stellt sich auf die Ballen, springt auf, grätscht sogleich, damit die Füße nirgends einen Anstoß finden, rückwärts über das Pferd fort, schließt dann die Beine wieder und macht den Niedersprung auf der Stelle des Vorsprungs. Die Hände sind dabei vorgestreckt. Vorher kann man auf den Pauschen auch rasch hin und her hüpfen (aber stets nur auf den Ballen); b) man macht den Drehsprung, d. h. man springt im Sattel in die Höhe, dreht sich und fällt, das Gesicht nach hinten, in den Schluß hinab. Dann macht man die Scheere und wippt von der Vorderpausche ab, oder man macht den Affensprung. Man hockt auf der

Pausche auf den Ballen; die eine Hand zwischen beiden Füßen, die andere Hand auf der andern Pausche. In dieser Stellung hüpft man einige Male von einer Pausche zur andern, indem man die Hände immer verwechselt, sowohl rechts herum als links zurück. Dann macht man einen Abschwung, wie mit der Wende vor sich, hin über das Pferd rechts, wenn die rechte Hand vorsteht, und c) wenn die linke Hand vorsteht, indem sich die Hand beim Niedersprunge, wie bei der Wende verwechseln; oder man macht den Froschsprung, d. h. man setzt sidie Hand auf den Kopf des Pferdes, und schwingt sich grätschend über dasselbe fort. — Die Kehre. Anlauf und gerader Vorsprung. Aufschwung der Beine nach der linken Seite des Pferdes; Kehre rechts, Niedersprung neben der Hinterpausche oder neben der Vorderpausche. — Die Wende. Anfsprung wie zur Spille und dann Wende. Um den rechten Schwung zu erhalten, gestattet man anfangs die Hände auf dem Kreuz zu haben. Eine schöne Ausführung des Sprunges macht aber die rechte Hand auf die Hinterpausche nothwendig. Der Riesensprung: jeder Sprung von hinten, der Länge nach, über das Pferd. — Da nun aber zur Erlernung dieses Sprunges große Uebung gehört, so gehen ihm die Längen- oder Weitensprünge voraus. Jeder Längensprung soll eine Wippe, oder derselben wenigstens ähnlich sein, d. h. die Beine grätschen so weit als möglich, die Hände verlassen die Auffatzstelle, und greifen so weit vor, als der Schwung den Leib führt, so daß dieser in die Schwebe fällt. Ist der Schwung zu stark, so müssen sie wenigstens so viel halten, daß der Schwinger sanft in den Schluß kommt. Das Niederfallen in den Sitz oder Schluß ohne Vor-

setzung der Hände ist durchaus nicht zu gestatten. Der Riesensprung ist zweierlei Art:

a) vorwärts, wobei, d. H. wenn das Pferd nicht zu hoch, in den Sattel greifen. Noch einmal auf den Kopf aufsetzen ist erlaubt, besser ist das einmalige Aufgreifen. Der Niedersprung geschieht wie beim Springen, also etwas vorgeneigt; b) rückwärts. Im Aufspringen dreht der Schwinger Gesicht und Brust ganz nach hinten, zieht den Leib ein und hält d. H. vor. Das Absitzen geschieht a) beim Längensprung vorwärts, vom Kreuz oder Sattel: durch gewöhnliches Absitzen, wobei die eine Hand weit vor, die andere dicht vor den Körper gesetzt wird; vom Halse, indem der Schwinger beide Hände auf den Kopf setzt, und über diesen eine Art Froschsprung mit gestreckten Beinen macht; b) beim Längensprung rückwärts vom Kreuz. Durch den eben angeführten Sprung vom Sattel: eben so, oder mit Absitzen beim Jungfernsprung, vom Halse mit Abwippen.

Die Seitensprünge macht man gewöhnlich über dem Sattel und von beiden Seiten des Pferdes, rechts und links, so daß das Gesicht gegen den Kopf des Pferdes gekehrt ist. Zur Uebung muß muß man sie aber auch von jeder Seite des Pferdes rechts und links über Hals und Kreuz üben, und oft die Hände nicht die Pausche greifen lassen. — Man muß ferner die Seitensprünge erst aus dem Stütz üben, dann von der Erde, die auf das Pferd gehenden nur mit Vorsprung und Anlauf, die hinüber gehenden mit beiden. Bei der ersten Art sind vier wesentliche Verschiedenheiten:

1) Man ist im Stütz nach jedem Auf- und vor jedem Niedersprunge, nach jedem Ab- und vor jedem Aufsitzen. 2) Man macht das Aufsitzen in einem Zuge, ist aber nach jedem Absitz oder vor jedem Niedersprung im Stütz. 3) Man macht

das Absitzen in einem Zuge, ist aber vor jedem Aufsitzen und nach jedem Aufsprung in Stütz. 4) Man macht Auf- und Absitzen in einem Zuge ohne Stütz.

Fechtsprünge oder Sprünge mit einer Hand heißen mehrere der angegebenen Sprünge, wenn sie mit einer Hand und mit Ausnahme des Kazzen-, Frosch- und Riesensprunges auch nur mit einem Fuße gemacht wernen. Bei denen von der Seite wird der Anlauf immer schräg genommen. Das Aufsitzen geschieht mit der linken Hand und dem rechten Fuß oder umgekehrt; der Jungfernsprung mit der rechten Hand und dem rechten Fuß oder mit der linken Hand und dem linken Fuß von der Seite oder von hinten. Bei beiden stößt der Fuß, der nicht den Sprung macht, ab. Die Kehre ist rechts, wo der linke Fuß abstößt oder links von der Seite und von hinten; die Wende von der Seite ebenfalls rechts oder links; der Wolfssprung zwischen Hocksprung und Kehre auch rechts und links, wobei immer der entgegengesetzte Fuß abstößt. Ein reiner Hocksprung mit Vorsprung läßt sich nur ausführen, wenn das Pferd seh niedrig ist. Der Katzensprung mit geradem Anlauf und Vorsprung, so wie der Froschsprung geschieht entweder mit der rechten oder mit der linken Hand und der Riesensprung vorwärts und rückwärts ebenfalls auf beiden Seiten.

Geschwünge nennt man die zusammengesetzten Sprünge. Es giebt deren sehr viele. Die hauptsächlichsten derselben sind: der Kreis, gewundener Jungfernsprung, das Vorschweben auf beiden Pauschen, das Rad auf zwei Pauschen und das Uhrwerk mit Kehre und Wende, der Kehrsprung und die Spille, der Bratenwender, das Rad auf einer Pausche, die Finte, der He-

rensprung, die Doppelkehre, der Kehrschwung und die Wende. Jahn giebt von diesen einzelnen Geschwüngen folgende Beschreibung:

Der Kreis. Das rechte Bein macht das zweite Aufsitzen und ohne den Sattel zu berühren, das Absitzen zum Jungfernsprung, Niedersprung und dann Jungfernsprung und zweites Absitzen, Niedersprung — und nun das linke Bein dasselbe.

Der gewundene Jungfernsprung. Kehrschwung links auf das Kreuz; das rechte Bein macht die Nadel, das linke Bein Absitzen zum Jungfernsprung. Das Vorschweben auf beiden Pauscheu, linke Hand auf den Hinterpausch, rechte Hand auf dem Kreuz. Das rechte Bein schwingt sich auf, die rechte Hand geht auf die Hinterpausche, mit dem Daumen nach vorn; indem das rechte Bein abschwebt, geht die linke Hand auf die Vorderpausche, Niedersprung und Kehre rechts über den Hals. — Links von der rechten Seite des Pferdes. Das Vorschweben des Beines muß bis über das Pferd gehen. Jungfernsprung mit Vorschweben, Niedersprung und Kehre oder Wende; und eben so zurück. Das Rad auf zweien Pauschen. Beide Hände auf beiden Pauschen. Das rechte Bein schwingt sich auf und schwebt vor, indem die rechte Hand auf der Hinterpausche stehen bleibt und das linke Bein fest am Sattel liegt. Das rechte Bein schwebt zurück und der Turner macht die Kehre rechts oder die Wende links.

Das Uhrwerk, Kehrschwung links über die Hinterpausche, aber so, daß die rechte Hand das linke Bein durchläßt, und ihren Platz zwischen beiden Beinen nimmt. Dann Zurückwerfen des linken Beines aus der Schwebe über den Sattel, in-

dem sich die linke Hand lüftet und um das Rad rechts.

Kehrschwung und Spille. Beide Hände auf beiden Pauschen, Kehrschwung rechts auf den Hals, die rechte Hand geht auf den Vorderpausch neben der linken Hand, das linke Bein macht Spille oder vielmehr Aufsitzen, und dann links das zweite Aufsitzen, dann eben so Kehrschwung rechts auf das Kreuz, und wieder Auf- und Absitzen links, alles im Stütz, und endlich Kehre rechts. Der Bratenwender. Schwebe auf die Hinterpausche, der Daumen der rechten Hand nach vorn, der linken Hand nach hinten, die Beine gehoben und grätschend. Der Körper dreht sich über die Pausche herum, die Hände folgen der Bewegung. Das Rad auf einer Pausche. Stellung der Hände und des Körpers auf den Hinterpausch, wie zum Vorschweben, aber statt dessen die Kehre. Die Finte. Kehrschwung links auf das Kreuz, statt des Vorschwebens, und nun zurück das Rad. Der Hexensprung, ein öfters fortgesetzter Kreis über den Sattel, der mit Vorschweben anfängt und mit dem Jungfernsprung endigt, nach diesem und vor dem Absitzen muß immer etwas angehalten werden, um einen andern Schwung zu gewinnen.

Kehrschwung und Wende. Die linke Hand auf die Vorderpausche, die rechte Hand auf den Hals, Kopfschwung links und Wende rechts über den Sattel zurück.

Es folgen hier noch mehrere einfache Sprünge, welche, obgleich sie nur Abarten von den angeführten sind, doch auch geübt werden müssen; ferner mehrere fortgesetzte Sprünge, welche Kraftanwendung und Ausdauer in einem hohen Grade üben, und endlich einige Doppel- und dreifache

Sprünge, wobei der Schwinger die Bewegungen sehr sicher und in seiner Gewalt haben muß, um sie gleichzeitig mit seinen Mitschwingern auszuführen.

Einfache Sprünge sind: Das Aufsitzen mit beiden Händen auf die Vorderpausche, und eben so ab. Der Jungfernsprung, die Kehre aus dem Stütz rücklings (vorlings und rücklings bezeichnen bloß die Richtung des Körpers in Lage, Stellung, Haltung beim Zustande der Ruhe; vorwärts und rückwärts deuten seine Bewegung an). Der Jungfernsprung, die Kehre (rückwärts) mit Anlauf. Hocksprung mit einem Bein und vor- oder rückwärts ab, Schnell in Gestalt eines halben Kreises. Hocksprung in den Stand auf das Pferd von der Seite und von hinten. Das Scheeren geschieht, indem beide Häbde entweder auf beiden Pauschen liegen, und der Körper dazwischen, oder indem beide Hände hinter oem Körper liegen, und wobei keine Schwebe und kein Wippen stattfindet. Von weniger Werth ist eine dritte Art der Scheere, ohne Schwebe und mit Auflegung des Bauches. Der Katzensprung als einfacher Sprung geschiehet entweder mit der Wende, oder mit der Kehre, oder auch auf einem Fuß. Der Sitzwechsel wird gemacht, indem beide Hände auf einer Pausche liegen, nnd beide Beine geschlossen an einer Seite des Pferdes. Der Turner muß nur die geschlossenen Beine von einer Seite auf die andere rückwärts hinüber werfen. Der Affensprung endlich auf Kreuz und Hals wechselt mit Niederspringen.

Bei den fortgesetzten Sprüngen ist zu merken, daß wenn man auch nicht im Stande ist, den Aufsprung gleich nach dem Niedersprung folgen zu lassen, man doch niemals stehen bleiben darf, son-

dern gleich einen neuen Vorsprung, und nach diesem den Ansprung nehmen muß.

Die Kehren werden rechts hin und links zurück oder umgekehrt gemacht; diese sind die gewöhnlichsten, können sie aber auch zur Uebung rechts oder links hin, und auf derselben Seite zurück geschehen. Die beste Zusammenstellung ist rechts über Kreuz, links über Sattel, rechts über Hals oder von der rechten Seite des Pferdes, links über Kreuz, rechts über Sattel und links über Hals. Die Wenden geschehen rechts hin, links zurück, oder umgekehrt, oder rechts und links hin, und auf derselben Seite zurück, ferner rechts über Kreuz, links über Sattel, rechts über Hals, und endlich links über Kreuz, rechts über Sattel, links über Hals. Man erhält noch eine Menge neuer Zusammenstellungen, wenn man Kehren und Wenden verbindet. Zu den fortgesetzten Sprüngen gehören ferner der Hocksprung über Sattel, Kreuz oder Hals hin und her, und über Kreuz hin, über Sattel her und über Hals hin oder umgekehrt. Wollte man die Grätsche als fortgesetzten Sprung machen, so würde das eine große Sicherheit und zwei Menschen erfordern, welche im Fall der Noth zur Hülfe immer bei der Hand wären.

Sprünge, die von zwei Turnern zu gleicher Zeit ausgeführt werden, nennt man Doppelsprünge. Sie können beim Aufsitzen und beim Jungfernsprung auf Kreuz und Hals, bei den Kehren, Wenden und Hocksprung über Kreuz und Hals und beim Jungfernsprung von der Seite, beim Katzensprung von hinten aufs Kreuz, beim Abwippen von den Schultern oder auch so geschehen, daß der eine Turner den Jungfernsprung von der Seite, und der andere die Wippe auf und von seinen Schultern macht. Doppelsprünge sind ferner möglich:

beim Katzensprung von hinten und vorn auf Kreuz und Hals auf Vorder- oder Hinterpausche, und beim Abhüpfen, auch bei Drehsprung, Scheere und Abwippen. Das Wippen von vorne und hinten als Doppelsprung geschieht auf Kreutz und Hals,

Von Dreien zugleich können folgende Sprünge ausgeführt werden: Der Hocksprung über Kreuz, Sattel und Hals, der Jungfernsprung über Kreuz, und Hals, und der Hocksprung im Sattel. Die Kehren über Kreuz und Hals und Hocksprung über Sattel. Oder: der Erste macht den Katzensprung auf den Hals, der Zweite in den Sattel, der Dritte rückwärts auf das Kreuz, dann macht der Erste und Dritte den Froschsprung und der Zweite den Drehsprung, hierauf folgt Scheere und Abwippen.

An dem Schwigpferde können auch noch andere Uebungen vorgenommen werden, welche man theils Kopfüberstücke, theils Schwebestücke, theils freie Stücke, Freisprünge heißt. Kopfüberstücke giebt es fünferlei, diese sind 1) Bärensprung von hinten in den Sattel, beide Hände auf die Vorderpausche, Bauch aufgelegt, und rechts oder links überschlagen. 2) Ueberschlagen nach dem Hocksprunge. Hocksprung, Lage im Kreuz, auf dem Sattel fest an beiden Pauschen und rückwärts überschlagen. 3) Burzelbaum, Sitz auf der Hinterpausche, rückwärts burzelnd, den Schwanz fassend, und hinter dem Pferde stehen. 4) Aus dem Stande im Sattel Ueber- oder Radschlagen, wobei der eine Fuß auf den Hals gestellt wird. 5) Todtensprung. Anlauf von der Seite, beide Hände fassen beide Pauschen. Der Schwinger überschlägt sich, und sieht jenseits des Pferdes, den Rücken gegen das Pferd.

Schwebestücke sind: die Wage. Der Leib

ruht wagerecht auf dem Ellenbogen der rechten Hand, welche die Hinterpausche faßt, die eine Hand unterstützt auf der Vorderpausche, oder welches schwerer auf dre Hinterpausche, oder, welches am schwersten gar nicht. Der Drehling. Das Umdrehen auf dem rechten Arm, und der Abschwung nach der Wage, wobei man auch überschlagen kann.

Freisprünge sind: 1) halber Diebsprung. Anlauf von der Seite, ein Fuß wird über den den Sattel fort in den Sitz geworfen. 2) Ganzer Diebsprung. Sprung mit beiden geschlossenen Füßen über den Sattel fort. 3) Riesensprung, ohne Auffetzen der Hände. Abstoß mit einem Fuß. Das Grätschen fällt hierbei schwer. — Das Bocksprungen (der Sprung über einen stehenden Menschen) gehört mit zum Schwingen. Stellung des Feststehenden: ein Fuß vor dem andern, beide auswärts. Der Absatz des vordern vor der Spitze des hinteren, das hintere Bein im Knie gebogen, das vordere gestreckt, Knie an Knie, Hände auf den Knien gestützt, mit gestreckten und angeschlossenen Ellenbogen, der Kopf stark gesenkt auf die Brust. Das Bocksprungen kann zugleich von einer ganzen Riege ausgeführt werden. Alle stehen gleich weit von und hintereinander, in einer geraden ausgehenden schnurrechten oder gekrümmten und umgebogenen Linie. Der Letzte oder Hinterste beginnt zu springen, der nun letzte folgt ꝛc., so daß jeder die ganze Reihe durchspringt, und diese ins Unendliche fortgeführt werden kann. Die Zwischenräume richten sich nach der Geübtheit der Bocksprinnger, ob sie eines längeren bequemeren Zwischenanlaufs bedürfen, oder ob die Niedersprungsstelle zugleich die Aufsprungsstelle sein soll. — Bocksprin-

gen muß aber immer nur von Gleichgroßen, Gleichalten und Gleichstarken getrieben werden.

Das Schwingen darf immer nur unter Aufsicht und mit steter Unterweisung eines Sachverständigetrieben werden, der immer bei der Hand ist, nöthigen Falles die erforderliche Hülfe zu geben. Diese sind nur dann richtig, wann sie den Schwung des Schwingers verwehren, ohne ihn in der Bewegung zu stören, und ihn vor dem Fallen bewahren.

Die fünfte Hauptart der Turnübungen sind: die Schwebeübungen. Schweben heißt nehmlich in der Turnsprache, den Körper im Gleichgewicht halten, sowohl im Zustande der Ruhe, als in dem der Bewegung; auf den Turnplätzen bedarf man auch hierzu besonderer Vorrichtungen, welche man unter dem Namen Schwebezeug zusammen faßt. Dieses ist 1) der Liegebaum, ein Baumstamm oder Mast, welche von der Rinde entblößt ist, und der Länge nach an der Erde liegt. 2) Der Schwebebaum, ebenfalls ein etwa 40 Fuß langer Kiehn- oder Tannenstamm, welcher am Stammende 10 Zoll Durchmesser hat; man muß dabei darauf sehen, daß keine Astknorren darin vorkommen, sondern daß er hübsch glatt und eben ist. Zwei Paar starke viereckige Pfähle werden in der Entfernung von einigen Fuß in der Erde gerammt, und mit einer Reihe von gleichmäßig einander gegenüber stehenden Löchern versehen, durch welchen ein eiserner Bolzen hoch oder niedrig je nach Bedürfniß gesteckt werden kann. Auf diesen Bolzen nun ruht der Schwebebaum, welcher weder zu viel noch zu wenig schwanken darf, sondern nur nach dem Ausdrucke Jahn's das gehörige Leben haben muß. 3) Das Schleet mit Wackelenden, man

nimmt dazu einen wuchsrunden Stamm, woraus man 4 Latten schneidet, welche 16 Fuß im Lichten haben und über eine Vertiefung von höchstens 1 bis 2 Fuß gelegt werden. Nicht grade unumgänglich nothwendig ist 4) der Schwebepfahl, ein in die Erde gerammter Pfahl, welcher ohngefähr 1 Fuß hoch hervorsteht. 5) Die Rust, ein hochgekanntes Brett oder Planke, welche an beiden Enden fest gemacht wird. 6) Der Steg mit festen Enden, mit einer schmalen aber glatten Oberfläche, über eine Vertiefung von 1 bis 2 Fuß.

Die Vorübungen zum Schweben sind folgende: Das Stehen auf einem Beine, indem man das Andere vor und rückwärts streckt, krumm macht, in die Hand nimmt, auf den Arm legt, oder auch mit den Händen allerhand Verrichtungen vornimmt, wobei man immer im Gleichgewicht bleiben muß, und auch das Knie des stehenden Fußes niemals einknicken darf. Ferner: das Gehen auf einer vorgezeichneten schmalen Linie mit auswärts gehaltenen Füßen, z. B. auf einer Dielenritze; das Stapeln oder Gehen mit lang gestreckten hoch gehobenen Beinen, welches je langsamer desto schwieriger für einen Anfänger ist, weil Hände und Arme sich nicht bewegen dürfen, sondern am Leibe glatt herunter hängen, die Schwebeübungen selbst läßt man anfänglich auf dem Liegebaum und erst dann, wenn der Turner einige Fertigkeit erlangt hat, auf den Schwebebaum machen. Der Schwebegang wird vorwärts und rückwärts vom Stammende nach dem Zopfende des Liege- oder Schwebebaums gemacht, die Füße werden dabei auswärts gehalten, der Tritt geschieht auf dem Plattfuß, der Leib wird gerade und der Mund wird zugehalten, indem man den Blick auf den Weg richtet. Nachdem der Turner einige Sicher-

heit darin erlangt hat, legt man irgend ein Hinderniß auf den Baum z. B. einen Hut, einen Stock u. dergl. worüber der Turner schreiten muß, auch sehe man darauf, daß das Umwenden, namentlich am Zopfende des Stammes geübt werde. Das Vorbeischweben muß von 2 Turnern geübt werden, indem der eine am Stamm, der andere am Zopfende anfängt, so daß sie in der Mitte sich begegnen, und genöthigt sind bei Fortsetzung des Weges einander auf dem Baume auszuweichen. Dieses geschieht indem beide den rechten Fuß stark auswärts gegen einander setzen, eben so den linken gegen den linken Fuß, indem sie sich nun umfassen, treten sie einwärts mit dem rechten Fuß hinüber. Man übe dabei ferner das Aufnehmen irgend eines Gegenstandes welcher an das Zopfende gelegt wird, eben so das Niedersetzen oder Aufstehen ohne Beihülfe der Hände und den Schwebekampf zwischen zweien, die sich einander gegenüber stehen, und sich einer den andern durch leichte Schläge vom Schwebebaum zu treiben suchen. Die Haltung dabei ist folgende. Die Füße gespreitzt, der Vorderfuß auswärts und stark gebogen, der Hinterfuß gequert nnd gestreckt, die Arme breit auseinander und etwas gekrümmt vorgestreckt. Regel dabei ist, daß nur Schläge mit der flachen Hand auf Arm, Hand und Schulter gegeben werden dürfen, und die Hände nur wenn der Gegner ausschlägt, zurück gezogen werden können. Die Schnelligkeit des Rück- nnd Vorbiegens mit dem Oberleibe, das Durchschlagen lassen das Gegners, das rasche Nachschlagen und das zeitgemäße Zurückziehen der Hände sind Hauptvortheile beim Schwebekampf, welche sich der Turner hauptsächlich zu eigen machen muß. Zu den Schwebeübungen gehören ferner das Wippen das Schau-

keln und Stelzenlaufen welche zu allgemeinen bekannt sind, als daß man sie noch näher zu erklären brauchte.

Wir kommen nun zur 6. Hauptabtheilung der Turnübungen, zu den Reckübungen. Es werden unter diesen Namen alle diejenigen Uebungen verstanden, welche an dem sogenannten Reck ausgeführt werden. Das Reck ist eine auf Ständern ruhende wagerechte $2\frac{1}{4}$ bis $2\frac{1}{2}$ Zoll starke runde Stange, welche entweder in ein oben am Ständer angebrachtes rundes Loch eingepaßt, oder nur in einem offenen Einschnitt eingelegt und vermittelst eines durchgehenden Pflocks befestigt wird. Der Abstand eines Ständers vom andern muß mehr als die Länge eines Menschen betragen.

Alle Reckübungen zerfallen in 2 Abtheilungen in Hang- und Schwungübungen, wir schicken die bei diesem Capitel nöthige Terminologie nach der Jahn'schen Erklärung voraus.

a) Aller Hang ist entweder: 1) Seithang, wobei die Schulterlinie des Turners mit dem Reck gleichlaufend ist; oder 2) Querhang, wobei die Schulterlinie die Richtung des Recks rechtwinklich durchschneidet.

b) Der Handgriff am Reck (der Reckgriff) kann sein: 1) im Seitenhange: a) Aufgriff, wobei die Hände oder Arme von oben aufgelegt werden. b) Untergriff, indem die Hände oder Arme von unten durchgreifend aufgelegt werden. c) Zwiegriff, wenn die eine Hand auf-, die andere untergreift. 2) Im Querhang greift immer von jeder Seite eine Hand oder Arm auf, so daß es nur Einen Quergriff giebt.

c) Auf dem Reck kann sich der Turner in folgenden Zuständen befinden: 1) im Sitz: a) Seitsitz: auf beiden Schenkeln. b) Reitsitz: auf einem

Schenkel, wobei der andere zwar hinter dem Reck, die Schulterlinie aber gleichlaufend ist mit dem Reck; im Spalt, den Blick längs dem Reck, ein Schenkel an jeder Seite des Recks. 2) im Stütz: Bauch auf oder über dem Reck, Beine geschlossen an einer Seite, Hände Seitgriffs. 3) in der Schwebe, wo der Leib von den Händen getragen das Reck nicht berührt, und diese kann geschehen aus dem Sitz (Seitsitz und und Reitsitz) oder Stütz.

Die erste der Hangübungen nennt man den Anhang bei welchem der Turner in aufrechter Stellung mit Händen oder Armen am Reck hängt, dies geschieht entweder vorlinks oder rücklings im Quer- oder Seitenhang in der Hand im Unterarm oder im Oberarm, Aufgriffs, Untergriffs oder Zwiegriffs.

Der Liegehang ist die Lage des Turners am Reck, wenn er aus dem Anhang oder Abhang die freihangengenden Glieder an das Reck wirft und der dazu nöthige Schwung heißt der Anschwung; dieser geschieht entweder vorlings aus dem Querhang der Hände, wobei die Füße in den Querhang geworfen werden, aus dem Seithang der Hände Aufgriffs, Untergriffs, Zwiegriffs, die Fußspitzen seithangs zwischen den Händen, die Knie seithangs neben den Händen; oder rücklings aus dem Seithang rücklings der Hand ebenfalls mit den genannten drei verschiedenen Griffen wobei die Knie seithangs zwischen den Händen sind.

Die Anhänge können auch in einer Hand und in einem Arm und alle Abhänge in einem Fuße gemacht werden.

Der Schwebehang heißt drittens die Lage, in welche der Turner kommt wenn er die Beine aus dem Arm- oder Liegehang, so über die Höhe des Reckes bewegt, daß sie in der Schwebe sind, d. h. ohne das Reck zu berühren sich weder vor- noch rück-

wärts bewegen. Man übt ihn anfangs von der Erde, dann immer aus dem freien Hange; es geschieht, vorlings, im Querhange, wobei die Beine grätschen und im Seithange wobei die Beine geschlossen sind, oder rücklings wie der Liegehang.

Viertens der Abhang, jeder Hang, in welchem der Turner mit den Füßen oder Unterschenkeln den Kopf nach unten am Recke hängt, entweder querhangs in den Füßen (weshalb er auch Fußhang heißen kann) mit verschränkten Fußspitzen und geschränkten Füßen, oder Seithangs in den Knieen (Kniehang), an den Fußspitzen (Risthang) und in den Ferfen (Ferfenhang) letztere beiden müssen wegen der Gefährlichkeit eines möglichen Falles an einem so niedrigen Reck geübt werden, daß der Turner beinahe die Erde berührt.

Als die beste Vorübung der fünften Art, des Hangelns ist das Hangen an einer Hand zu betrachten. Jede der Hände muß wenigstens so lange das Reck einzeln umfassen und halten, bis des andern gestreckten Armes Hand an den Schenkel geschlagen hat. Je länger man aber an einer Hand nach und nach aushalten kann, desto besser ist es. Man übe das Hangen in der Hand, im Unterarm und im Oberarm. Zum Unterschiede vom Hangen nennt man das Bewegen im Hange: das Hangeln, das man zur Stärkung der Arm-, Schulter-, Brust-, und Bauchmuskeln auf die Dauer üben muß. Dazu bedient man sich eines vier- oder sechseckigen Gestelles verbundener Recke, und hangelt an der inneren Seite derselben so lange herum, als es die Kräfte erlauben. Es kann in allen Arten des Anhangs, Liegehangs, Schwebehanges und Kniehanges mit Wendegriff und Kehrgriff geschehen. Beim Wendegriff bleibt der Turner immer an einer Seite des Recks und macht halbe Drehungen um seine Achse. Die Hände kom-

men durchs Wechseln immer aus dem Aufgriff in den Untergriff; beim Kehrgriff geschieht es nur rückwärts, in dem der Turner mit den Händen im verkehrten Querhang ist, so daß die Daumen nach vorn stehen.

Sechstens das Ziehklimmen geschieht: aus dem Hange mit gestreckten Armen den Leib durch reines Ziehen so weit als möglich in die Höhe zu bringen, ohne mit den Händen in die wagerechte Linie zu kommen, entweder querhangs oder seithangs letzteres bis zum Ueberschauen des Recks bis zum Anmunden oder Ueberkinnen, mit gestrecktem Leibe oder mit gebogenen Knieen oder gebogenen Hüften. Dies ist eine der schwierigsten Turnübungen, namentlich mit einer Hand.

Siebentens. Griffwechseln oder Stemmen folgt aus der vorigen Uebung und Achtens ebenfalls das Hangeln, wobei der Körper im Stütz und in der Schwebe (auf den Händen) nach allen Seiten weiter bewegt wird. Neuntens, das Niederlassen und Erheben entweder aus dem Stütz vorlings bis zum Anmunden und rücklings bis zum Anschultern, oder aus der Schwebe (aus dem Reitsitz im Spalt) wobei die Beine grätschen und die Ellenbogen so tief als möglich nachgeben ohne das Reck zu berühren.

Die zweite Art der Reckübungen sind die Schwungübnngen. Beim Schwunge hat man dreierlei zu bemerken: A. den Aufschwung, die Bewegung, welche den Turnern aus dem Liegehang, Schwebehang oder Abhang auf das Reck bringt; 2) den Umschwung, die ganze Drehung des Turners nm die Achse, des Reckes und 3) den Abschwung, d. h. die Bewegung welche den Turner aus dem Stütz oder Seitsitz vor- und rückwärts mit einer wenigstens halben Drehung um seinen Achse auf die Erde bringt. Jedem Auf-

schwunge geht der Anschwung vorher, gerade so wie bei Liegehang Schwebehang und Abhang; er kann entweder von der Erde gemacht werden, und heißt alsdann, Standschwung oder aus dem freien Hange, Hangschwung. Vom Aufschwunge giebt es 5 Arten und zwar: Erste Art, wobei der Turner in den Reitsitz auf einen Schenkel kommt; geschieht aus dem Liegehang vorlings, seithangs, in einem Knie; das andere freihangende Bein giebt den Schwung. Wenn Anfänger erst den Querliegehang machen, und dann den einen Arm aus dem Untergriff in den Aufgriff bringen, so dient dies blos zur Erleichterung. Dieser Aufschwung kann so gedacht werden, daß die Oberarme, Unterarme oder Hände, einer oder beide, rechts oder links, neben einander, oder durch das Hangbein getheilt, aufgriffs, untergriffs oder zwiegriffs auf dem Reck liegen, daraus entstehen 132 verschiedene Aufschwünge, von denen ungefähr die Hälfte vor- und rückwärts auszuführen ist. Diese alle werden gewöhnliche Aufschwünge oder Wellenaufschwünge genannt. Hierher gehören noch, zwei Aufschwünge mit verschränkten Armen; ein Aufschwung mit Fassung des Kniees unter dem Reck durch. — Zweite Art: wobei der Turner in den Seitsitz kommt. Diese Aufschwünge werden aus dem Liegehang rücklings seithangs gemacht, vorwärts und rückwärts, und heißen Sitzaufschwünge. Man kann aber die Schenkel auch durch eine oder beide Hände theilen. Statt des Reckes kann man bei dieser Art auch die Füße fassen. Dritte Art wobei der Turner in den Reitsitz im Spult kommt. Diese Art geschieht aus dem Querschwebehang, rechts, und links, und heißt Mühlaufschwung. Zur Erleichterung und schnellen Ausführung faßt man das Reck seithangs aufgriffs, schwingt die

Beine wie zum Seitschwebehang in die Höhe, und geht dann mit Zurückwerfung eines Beines durch den Querschwebehang durch.

Vierte Art wobei der Turner in den Stütz kommt, geschieht aus dem Seitschwebehang a) aus dem Seitenschweben vorlings: 1) Vorwärts (mit dem Kopfe voran) wird das Schwungstemmen genannt. Die Beine werden in den Seitschwebehang geworfen, gehen aber sogleich mit einem starken Schwunge zurück, die Arme ziehen den in die Höhe gehenden Leib an das Reck und stemmen. 2) Rückwärts (mit den Füßen voran): der Felgaufschwung. Die Beine werden durch den Schwebehang hindnrch so an das Reck geworfen, daß der Bauch auf dasselbe zu liegen kommt. b) Aus dem Seitenschweben rücklings geht der Aufschwung nur rückwärts (mit den Füßen voran): Kreuzaufschwung der Schwung bringt hier den Turner mit dem Kreuz auf das Reck, die folgende Hebung des Kopfes aber in den Stütz rücklings, dieser, so wie der Felgaufschwung durch ein bloßes Ziehen, also ohne Schwung ist weit schwieriger. Fünfte Art. Aus dem Kniehang kann ohne Hände ein Aufschwung vorwärts und rückwärts gemacht werden, wodurch der Turner in den Seitsitz kommt. Er wird der Knieaufschung genannt.

B. Der Umschwung zerfällt ebenfalls in mehrere Arten, diese sind: 1) die Welle. Man bezeichnet mit diesem Namen jeden fortgesetzten Aufschwuug aus dem Liegehang oder Abhang welcher den Turner ein oder mehreremale um das Reck treibt. Man unterscheidet die gewöhnliche Welle aus dem gewöhnlichen Aufschwung vor- und rückwärts, die Kniewelle ebenfalls aus dem gewöhnlichen Aufschwung mit Fassung des Knies vor- und rück-

wärts; die Sitzwelle aus dem Sitzaufschwung vor- und rückwärts. Geschieht dies mit Fassung der Füße, so heißt sie Burzelwelle. Die Kniehangwelle, geschieht aus dem Knieaufschwung rückwärts, und kann erst dann gemacht werden, wenn man den Stehschwung ganz sicher in seiner Gewalt hat. 2) Die Felge aus dem Stütz, ist die fortgesetzte Bewegung des Schwungstemmens, wenn sie vorwärts gemacht wird, und die fortgesetzte Bewegung des Seitaufschwungs wenn sie rückwärts geschieht. Hierbei muß der Leib so fest als möglich an das Reck gedrückt werden. Wenn man die Oberschenkel mit den Händen faßt, so entsteht 3) die Bauchfelge. 4) Die Kreutzbiege geschieht aus dem Armhang rücklings, vor- und rückwärts. 5) Die Speiche aus dem Unterarmhang vorlings, bloß nach vorn, mit den Füßen voran. 6) Der Ueberschwung, ein Seitenaufschwung wobei der Turner, ohne das Reck mit dem Leibe zu berühren, über dasselbe hinüber bis auf die Stelle des Aufsprungs kommt.

C. Der Abschwung muß immer mit geschlossenen Füßen und Beinen geschehen. Reine Abschwünge: mit ganzer Drehnng des Turners um seine Achse: 1) vorwärts aus dem Stütz auch mit Hebung, 2) vorwärts mit Aufsetzung der Knie, 3) rückwärts aus dem Seitsitz, 4) rückwärts wie vorher, aber mit Fassung der Füße, die aber nach beendigter halber Drehung wieder losgelassen werden, 5) der Stehschwung. Aus dem Seitsitz wirft sich der Turner, ohne Gebrauch der Hände, rückwärts in den Kniehang, geht aus diesem Schwunge beinahe in die wagerechte Linie, läßt die Knie los und steht vor dem Reck. — Erst muß der Stehschwung aus dem Kniehange geübt werden, dann das langsame Hinabwerfen in den Knie-

hang und endlich beides zusammen, aber immer mit großer Vorsicht, und anfangs mit Hülfe. Gemischte Abschwünge mit halber Drehung des Turners um seine Axe, nach welcher in entgegengesetzter Richtung eine zweite erfolgt, sind:

1) Vorwärts aus dem Seitsitz; 2) vorwärts wie vorher, aber mit Fassung der Füße, wie oben rückwärts. Diese beiden Aufschwünge werden rein, wenn man an die erste halbe Drehung den Durchschwung rückwärts anhängt. 4) Der Durchschwung vorwärts und rückwärts, ein Umschwung dessen Axe nicht das Reck, sondern die Schultern des Turners sind.

(Bewegung wie zum Seitenliegehang vorlängs; die Spitzen werden aber angezogen, die Füße geschiossen, zwischen den Armen durchgeworfen: dann wird der Körper so weit als möglich hinabgestreckt und die Bewegung wieder rückwärts gemacht). 5) Der Unterschwung die Beine werden beinah in den Seitschwebehang geworfen, nun aber der Körper nachgeschoben, das Kreuz eingezogen, und der Leib in einem hohen weiten Bogen nach vorn zur Erde geschnellt. Die Hände müssen weder zu lange am Reck bleiben, noch zu früh loslassen.

Zur Erlernung und Durchübung von einer größern Anzahl und ganzen Riege stellt Jahn folgende als die beste und leichteste Ordnung hin. 1) Seithang Aufgriffs. — Indemselben das Reck auf- und abhangeln. 2) Unterarmhang — und das Reck zu Ende hangeln. 3) Oberarmhang — und das Reck zu Ende hangeln. 4) Querhang — und auf- und abhangeln. 5) Ziehklimmen auf die Dauer a) Querhangs, b) Seithangs-aufgriffs. 6) Querliegehang. 7) Seitenliegehang dreimal hintereinander, d. h. dreimal den Anschwung. 8) Kniehang auch wechselfußig. 9) Quer-

schwebehang und 10) Seitschwebehang dreimal hintereinander, doch muß man so lange darin verbleiben, daß man sieht und merkt, man könne darin ruhen und verweilen. 11) Wellenaufschwung im linken Knie, und Abschwung vorwärts aus dem Stütz. 12) Wellenaufschwung im rechten Knie und Abschwung rückwärts aus dem Sitz. 13) Felgaufschwung und Abschwung vorwärts. 14) Das Anmunden. 15) Stemmen. 16) Schwungstemmen und Abschwung vorwärts. 17) Handeln im Stütz, rechts und links. 18) Durchschwung und Kreuzaufschwung, und rückwärts Abschwung. 19) Das Anschultern. 20) Sitzaufschwung vor- und rückwärts, Mühlaufschwung rechts und links und beliebige Abschwünge. 21) Wellen: a) gewöhnliche, b) Kniewelle, c) Sitzwelle, (vorwärts, rückwärts). 22) Mühle. 23) Felge rückwärts und vorwärts ab. 24) Kreuzbiege rückwärts. 25) Speiche. 26) Ueberschwung. 27) Durchschwung hin und her. 28) Unterschwung. 29) Stehschwung. 30) Hangeln mit Wende- und Kehrgriff. 31) Griffwechsel. 32) Handeln in der Schwebe vor- und rückwärts.

Wir werfen nur noch einen Blick auf die von Eiselen in neuester Zeit festgestellte Methode und Ordnung bei den Schwing- Schwebe- und Reckübungen. In dem von ihm beobachteten Unterrichtsgange, theilt er die Schwingvorübungen, wozu er Zehenstand, Wippen, kleine Kniebeugung, Wechselschlag, Springschlag, Wechselschnellen, Springschnellen, Hüpfen, Doppelschlag, Doppelschnellen, Zehengang, Wechselhüpfen, Laufhüpfen, Laufschlag, Laufschnellen, tiefe Kniebeugung und Sitzhocken rechnet, dem ersten Turntag zu, und läßt die auf der Stelle mit dem in der Fortbewegung wechseln. Mit der Uebung der

schwierigern verschont er die Anfänger ganz und empfiehlt für Kräftigere besonders Doppelschlag und Sitzhocken. Dem zweiten Turntag ,theilt er das Spreitzen nach allen Richtungen, welche bei ihm zu den Gelenkübungen gehören, das Grätschen im Stande und Sprunge, das Bockspringen am Schwingbock und das Schwingen für Geübtere zu. Dem dritten Turntag außer den schon genannten Gelenkübungen, das Ausschnellen der Beine, die Mühle, wechselarmig vorwärts und rückwärts. Auch das Klimmen, Hangen, gehören diesem Tage; dem fünften Turntag aber das Schweben zuerst der Schwebestand und Schwebegang auf der Fläche, dann Schwebegang auf dem Baume vorwärts und rückwärts und der Schwebekampf.

Die 7. Hauptabtheilung der Turnübungen sind die Barrenübungen. Das hiezu nöthige Turnzeug sind die sogenannten Barren. Der Barren besteht aus 2 wagerechten gleichlaufenden 8 Fuß langen Hölzern (Holmen) deren jedes auf 2 Ständen ruht. Jeder Holm ist 3 Zoll hoch und $2\frac{1}{2}$ — 3 Zoll breit, oben und an den Enden ganz rund, auch unten nicht mit scharfen Kanten. Die Ständer können dicker sein, müssen sich aber nach den Ueberlagen zu bis zur Dicke derselben verjüngen, besonders nach der äußern Seite des Holmes zu, und dürfen ebenfalls keine Kanten haben, sie stehen 1 Fuß von jedem Ende ab.

Für Anfänger muß der Barren nicht höher als bis an die Achselgrube reichen, für Geübtere kann er scheitelhoch hoch und darüber sein. Jahn theilt die Barrenübungen in zwei große Abtheilungen. Zu der Ersten rechnet er alle Hebe-Stütze und Stemmübungen zu Stärkung der Arme, zur Zweiten alle Schwungübungen, wobei die stützenden Arme nur Mittel zum Zweck sind, der künstliche Schwung aber, und die geregelte Bewegung des Leibes Hauptsache ist. Als Re-

gel bis auf wenige Ausnahmen, daß der Leib in der Mitte der Barren ist, und jede Hand einen Holm faßt, und zwar so, daß der Daumen nach inwendig gekehrt ist. Zu den Hebe- Stütz- und Stemmübungen gehört 1) das Hüpfen, am Ende des Barren bis zur Ausstreckung der Arme wie beim Schwingen: a) mit Kniebeugen. b) mit Kniestreifen. Ist der Barren scheitelhoch und darüber, so geht es in ein Stemmen über.

2) Das Niederlassen bis zur Berührung der Erde mit den Fußspitzen oder Knieen, je nachdem der Barren hoch, und wieder Erheben. 3) Das Niederlassen auf die Ellenbogen und Aufkippen derselben, wechselarmig, gleicharmig. 4) Das Anmunden, berühren des Barren mit dem Munde, a) Anmunden des Barren, b) Anmunden des eigenen Daumen rechts und links. Nach jedem Anmunden müssen die Arme wieder gestreckt werden. 5) Das Heben; die Füße werden vorwärts, mit zusammengezogenem Leibe gestreckt gehoben, ganz langsam ohne Schwung und mehrere Male hinter einander. Aus diesem Heben entsteht. 6) Die Schwebe: a) vorwärts, wo die Beine grätschend über dem Barren ruhen, und der Leib die Arme nicht berührt, b) rückwärts, wo die Beine grätschend rechts und links, hinter den Armen neben dem Barren hangen, und der Leib die Arme nicht berührt, c) über einem Holme rechts und links. 7) Das Handeln, Fortbewegen auf den Händen a) im Stütz, 1) mit gestreckten Armen, 2) mit gebogenen Armen, wobei die Ellenbogen höher als die Schultern sein müssen, b) in der Schwebe über einen Holm des Barrens.

Alles Handeln kann geschehen, wechselhändig, mit einer Hand, nach der andern, gleichhändig, mit beiden Händen zu gleicher Zeit. 8) Die Stützkehre, eine Drehung im Stütz, durch Abstoß der Hände,

wobei diese ihre Plätze verwechseln, sie muß erst wechselhändig, dann gleichhändig geübt werden. Die meisten dieser Uebungen lassen sich auch mit rückwärts — nach die Außenseite der Holm — gedrehten Daumen machen.

Die Schwungübungen zählt Jahn folgendermaßen auf:

1) Der Sitzwechsel: wobei die Beine immer geschlossen bei feststehenden Händen, bald vor, bald hinter dieselben; bald von einem Holm auf den andern geworfen werden: a) zur Kehre vor den Händen rechts und links; b) zur Wende hinter den Händen rechts und links; c) zum Halbmond 1) von rechts hinten nach links vorn 2) von l. hinten nach r. vorn, und umgekehrt d) zur Schlange 1) von r. hinten nach l. vorn 2) von l. hinten nach r. vorn. 2) Die Kehre: die Beine werden geschlossen vorwärts rechts oder links über den Barren fortgeworfen, der Turner kommt auswendig am Holm zur Erde. Bewegung des Körpers und der Hände wie bei der Kehre im Schwingen. 3) Die Wende; die Beine werden geschlossen rückwärts rechts oder links über den Barren fortgeworfen, der Turner kommt auswendig zur Erde: Bewegung des Körpers und der Hände wie bei der Wende im Schwingen. 4) Sitzwechsel mit Kehre: vorlings. 5) Sitzwechsel mit Wende: rücklings. 6) Der Halbmond: am rechten oder linken Holm, a) vorwärts aus dem Sitzwechsel zum Halbmond, mit Kehre; b) rückwärts aus dem Sitzwechsel, mit Wende. 7) Die Schlange: von rechts nach links und von links nach rechts, a) vorwärts: aus dem Sitzwechsel zur Schlange mit Kehre; b) rückwärts: aus dem Sitzwechsel zur Schlange, mit Weude. 8) Der Schwebewechsel: die Beine werden grätschend rückwärts über einen Barrenholm geworfen, von da

über den andern, und so hin und her in der Schwebe, daß immer ein Bein aus dem Barren, das andere in demselben ist. 9) Der Kreis: mit einem Beine beschrieben: a) von answendig nach inwendig; ein Fuß wird rückwärts aus dem Barren geworfen, und vorwärts wieder hinein, von der Hand durchgelassen; b) von inwendig nach auswendig: der Fuß wird vorwärts aus dem Barren und rückwärts hinein geworfen. Der Kreis wird erst am Barrenende, dann in der Barrenmitte, doch immer mit Vorsicht geübt.

10) Das Wippen: ein Rückwärtsbewegen der Beine im Stütz nach vorn gemacht wird, der Leib, nach hinten, das Kreuz eingezogen. Man übt dies mit mäßigem Schwunge oder mit Rücksicht auf die Höhe, wobei es beinah bis zum Ueberschlagen geht. Letzteres mit großer Vorsicht. Anfangs hält man die Beine geschlossen, später kann man aber vorwärts und rückwärts über dem Barren grätschen, wobei man in der Mitte sein muß, sonst wird diese Uebung immer am Ende des Barrens getrieben.

11) Das Abwippen: vom Ende des Barrens, man wippt einige Mal mäßig, und stößt dann den Leib rückwärts wagerecht fort wie beim Schwingen, Ein gerechtes Maaß ist die Leibeslänge mit ausgestrecktem Arme.

12) Das Ueberschlagen, a) aus dem Hange. Beide Hände fassen von unten, man überschlägt sich rückwärts, die Hände halten fest. Die Füße berühren die Erde und machen die Bewegung rückwärts. Ein leichtes Stück; b) aus dem Stütz: am Ende des Barrens, Gesicht nach außen. Man wippt ein oder einige Male vor, und überschlägt sich, so daß man vor dem Barren zu stehen kommt. Anfangs immer mit Hülfe Zweier, welche die Arme halten.*)

*) Die meisten dieser Schwungübungen können aus

Das Durchschieben (der Durchschub) gehört zu keiner der angeführten Arten der Barrenübungen. Man steht neben dem Barren, faßt den einen Holm aufunter oder zweigriffs, wirft die Füße unten durch, auf den andern Holm, schiebt den Leib bis in das Kreuz, auf den Barren, und richtet sich auf.

Das Klettern heißt irgend einen hohen Gegenstand, welchen man durch Steigen allein nicht erreichen kann, mit Hülfe der Hände und Füße oder der Hände allein zu erreichen suchen. Der Turner braucht dazu folgendes verschiedenes Kletterzeug; dies ist nach Jahns Beschreibung folgendes: 1) die Kletterstange von 2—4 Zoll Stärke und verhältnißmäßiger Länge, 10—30 Fuß hoch. Am besten geschnittenen und rund gehobelten Stangen aus gutem Kernholz. 1) Der Klettermast von 6—12 Zoll Stärke am Stammende, glatt gehobelt und oben mit einem festen Kreuz zum Ausruhen versehen. Von 26 bis 60 Fuß Höhe. 3) Das Klettertau $\frac{5}{4}$—$\frac{6}{4}$ Zoll stark, mit einer festen Oese zum Anschleifen; 20 bis 30 und 40 Fuß lang; 4) die Leitern a) Holzleiter, sehr fest, mit breiten, eingestemmten, oben abgerundeten Sprossen, die höchsteas 1 Fuß von Mittel zu Mittel sind. Neigung gegen die Erde 60°; b) Strickleiter, 20 Fuß lang, wenigstens mit 3 hölzernen Sprossen: oben, unten und in der Mitte; 5) Lehnstangen und Lehnmaste, d. h. Stangen und Maste, die in einem Winkel zwischen 45 und 70° fest angelehnt sind.

Die Anbringung des Kletterzeuges ist sehr verschieden. Hat man hohe starke Bäume, so kann man Tau, Stangen und Maste an den Aesten, oder an Rahen,

---

dem Stütz mit gebogenen Armen, und mit aufgelegten Ellenbogen vollführt werden.

welche in die Bäume gelegt sind, befestigen. Fehlen dergleichen Bäume, so muß man Gerüste errichten, an denen sich alsdann auch Mehrere zugleich üben können. — Alle dergleichen Gerüste bestehen aus 2, 3, 4 oder mehreren senkrechten Masten, die durch Rahen verbunden sind, an denen Taue, Leitern und Stangen angebracht werden. Hier die Beschreibung einiger bereits durch den Gebrauch bewährt gefundener Klettergerüste. 1) Der Einbaum. Ein 40 Fuß hoher, sehr starker Mast wird in die Erde gerammt, und am Zopfende durch 2 wagerechte Balken eingefaßt. Diese stehen nach der einen Seite sechs Fuß heraus und werden durch ein rundes Holz verbunden, woran man das Tau befestigt. Durch eine schräge Leiter, die von ihrem Ende bis 6 Fuß tiefer gegen den Mast geht, werden diese Balken gestützt; auf der andern Seite stehen sie 3 Fuß über, und werden auch durch den Baum gestützt. Sie laufen hier auseinander, nahe am Mast und am Ende sind sie durch 8 Zoll breite Sitzbretter verbunden; der mittlere Raum von 20 Zoll bleibt zum Durchsteigen. Von diesem Raume geht eine Leiter fast senkrecht 15 Fuß tief auf eine andere Bühne, welche also 25 Fuß von der Erde an dem Baume angebracht ist, und von hier geht ein Neigiwinkel von 60° gegen die Erde, eine Kiunleiter, die in der Mitte durch Streben gestützt sein muß. Bis zur Höhe von 25 Fuß kann man noch 2— Streben gehen lassen, welche den Baum halten, und zugleich als Lehnstangen zum Klettern dienen. 2) Der Zweibaum. Zwei Masten werden 19 Fuß aus einander in die Erde gesetzt. 20 Fuß über der Erde werden sie durch eine starke Rahe verbunden, die an beiden Seiten 4 bis 5 Fuß übersteht. An ihren beiden Enden (Nocken) werden Taue befestigt. In die Mitte wird eine Strickleiter gehängt und zwischen dieser und den Masten werden 3 Zoll starke Stangen

zum Klettern und Klimmen eingesetzt. Von der einen Seite liegt gegen den Mast eine Lehnstange, von der andern eine Klimmleiter. 3) Der Vierbaum. Ein starker Mast wird eingerammt; aus ihm gehen in einer Höhe von 30 Fuß über der Erde, im Kreuz 4, zwölf F. lange Rahen, diese werden 8 F. weit vom Mittelmast durch Klettermaste unterstützt. Am Ende jeder Rahe ist ein Tau befestigt. In einem Neigewinkel zweier Rahen wird eine Klimmleiter angesetzt. Vier Fuß vom Maste kann man an den Rahen noch Stangen anbringen.

Ein Gerüst, welches für den Anfang gerade nicht nöthig, aber auf einem vollständig eingerichteten Turnplatze nicht fehlen sollte, ist 4) der Klimmel, eine Vorrichtung zum Klimmen. Ein gleichseitiges Viereck von 9 Fuß im Geviert wird beschrieben; in dessen Ecken werden vier starke Stiele 6 Fuß hoch über der Erde gesetzt, und diese werden mit 4 starken Ueberlagen oder Rahmen verbunden. Auf diese werden vier Fächer im Winkel von 60° errichtet. Die 4 Strebebände, welche die Fächer verbinden, werden von 1 zu 1 Fuß ihrer Länge wie eine Leiter mit Sprossen verbunden, deren in jedem Fach 5 genug sind. Die Sprossen werden, wo sie sehr lang ausfallen, unten dick gemacht, damit sie fest sind, und oben zum bessern Anfassen dünner bearbeitet.

Man unterscheidet das eigentliche Klettern m Händen und Füßen, und das Klimmen, wobei nur die Hände gebraucht werden; beim eigentlichen Klettern gelten folgende Regeln: Es kommt darauf an, ob das Kletterzeug dünn ist, wie z. B. ein Tau, eine Stange, dann muß man vorzugsweise die Hände gebrauchen, oder ob es mehr als spanndick ist, dann können die Hände blos mit dem Unterarm fest angelegt werden, und die Brust muß von der andern Seite den

Gegendruck machen. Bei einem starken Klettermaste faßt eine Hand den andern Unterarm und ist er noch stärker, so müssen die Finger verschränkt werden. Die Beine umklammern das Kletterzeug so, daß das Eine vorn mit Wade und Ferse, das andere hinten mit Fußgelenk, Schienbein und Knie dagegen liegt Besteht das Kletterzeug nur in einem Tau, so wird es blos zwischen Ferse und Fußgelenk festgehalten. Bei einem starken Maste, wenn derselbe nicht glatt ist, müssen beide Knie und Oberschenkel von beiden Seiten schließen, die Schienbeine werden nach hinten angelegt und die Fußspitzen von hinten dagegen gesetzt. Ist der Mast aber sehr stark und glatt, so daß man die Finger verschränken muß, so kann man auch beide Beine nach vorn strecken, und die Füße überknöcheln. Eine Hand muß immer abwechsend über die andere hinaufgreifen. und es ist besonders darauf zu sehen, daß man immer so hoch als möglich greife. Beim Herabklettern aber lasse man die Hände nicht am Tau niedergleiten, sondern mache ebenfalls die Griffe, wie beim Hinaufklettern, nur umgekehrt. An Stange und Mast aber ist das Gleiten zulässig, besonders wenn sie glatt sind. Die leichteste Art des Kletterns ist das Stangenklettern, und wie das Mastklettern, welches am schwierigsten ist, immer ein Hangklettern. An der Lehnstange ist das Klettern auf der Oberseite ein Reitklettern, an der Unterseite Hangklettern, und es kommt nur darauf an, wie wenig oder wie viel die Stange geneigt ist,, und welche Dicke sie hat, das Klettern am Tau, gleichviel ob es senkrecht, oder schlaff herabhängt, oder senkrecht schräg gespannt ist, ist immer ein Hangklettern.

Unter allen Arten des Kletterns am Tau ist das, wobei man nur die beiden Füße und eine Hand gebrauchen darf, das schwierigste, außerdem aber auch das Verkehrtklettern, wobei der Kopf nach unten und

die Füße nach oben gerichtet sind. Das Klettern an der Leiter ist eigentlich nur ein Steigen, das an der Strickleiter aber, wegen der Nachgiebigkeit der Sprossen weit schwieriger.

Das Klimmen ist eine besonders für die Muskeln der Arme sehr stärkende Uebung, weil die Arme die ganze Last des Körpers allein zu tragen haben, und die Beine dabei ganz unthätig sind, als beste Vorübung dazu gilt das Ziehklimmen am Reck, von dem wir schon oben gesprochen haben. Das Klimmen geschieht entweder mit dem sogenannten Senkgriffe, am senkrechten oder schrägen Kletterzeuge, oder mit dem Rist oder Wagegriff, am wagerechten Kletterzeuge. Wie bei dem Klettern muß auch hier eine Hand über die andere greifen, die Ellenbogen müssen dabei so nahe als möglich an den Leib geschlossen werden; es kann mit gestrecktem Leibe, mit gebogenen Knien oder auch mit nach vorn gebogenen Hüften geschehen, und die Beine entweder an einer Seite des Kletterzeuges geschlossen, oder zu beiden Seiten ausgestreckt werden. Als Kletterzeug dient das Seil oder Tau, die spannsdicke Kletterstange auch Lehnstange, oder auch die beiden Hauptseile der Strickleiter. An einer Holzleiter übt man das Klimmen mit Rist- oder Wagegriff, und so, daß die eine Hand immer eine Sprosse höher als die andere greife, nur bei Anfängern ist es gestattet, daß wenn die eine Hand die höhere Sprosse ergriffen hat, die andere dieselbe Sprosse nachgreift, doch muß auch dies abwechselnd geschehen, damit beide Hände gleichmäßig im Vorgreifen geübt werden. Das sogenannte Ruckgreifen, worunter man das Greifen mit beiden Händen zugleich ruckweise versteht, ist gefährlich und darf nur in einer geringen Höhe geübt werden. An dem schon beschriebenen Turnwerkzeug, dem Klimmel, ist diese Uebung auf- und abwärts so lange es die Kräfte erlauben, schon deswegen sehr zu em-

pfehlen, weil dabei mehrere Turner zugleich beschäftigt werden können und man ein sogenanntes Wettklimmen veranstalten kann.

Werner sagt in seiner medizinischen Gymnastik: Alle Arten von Kletterübungen bilden gleichsam die Basis aller andern krafterfordernden gymnastischen Uebungen. Er räth es daher besonders denjenigen an, welche an Rückgrad-Verkrümmungen leiden, da das nothwendige Auf- und Abgreifen nnd Steigen, wobei meistentheils der Körper eine herabhängende Haltung annimmt, großen Vortheil für das Rückgrad gewährt, während zu gleicher Zeit die Beugemuskeln der Finger, die Arm- und Brustmuskeln, der lange Rückenmuskel und der große sägeförmige Muskel, an eine Contraction gewöhnt werden, und ihre Energie immer mehr und mehr zunimmt. Da diese Muskeln anfangs weder stark, noch an die Uebung gewöhnt sind, so tritt der Fall ein, daß die Aufhebung des Körpers nicht durch ihre Thätigkeit, wohl aber durch diejenige der Abdominalmuskeln und der Beugemuskeln der unteren Extremitäten erfolgt. Später, wenn der Körper auf die Dauer sich hängend zu erhalten vermag, ziehen sich alle Muskeln mit gemeinschaftlicher Energie zusammen, obgleich es sich nur darum handelt, die Schwere des Körpers mit den Händen ausschließlich zu erhalten.

Wenn die Kräfte ausreichend sind, so kann man Aufsteigen blos mit den Händen bewerkstelligen; hat man nämlich eine Sprosse mit beiden Händen ergriffen, so hebt man den Körper durch die Kraft der Beugemuskeln der Vorderarme, und läßt schnell eine Hand los, um damit die obere Sprosse zu ergreifen, wohin alsdann die andere sogleich nachgreift. Während dieser anstrengenden Bewegung begeben sich alle Muskeln des Körpers, gleichsam um zu helfen, in eine starke Contraction, und da sie alle in Thätigkeit sind,

so ist die Spannung des Rückgrades sehr beträchtlich; vorzüglich aber werden im Klettern, wobei zugleich der Blick aufwärts gerichtet ist, diejenigen Muskeln, welche mit dem Rückgrade und Halswirbel in Verbindung stehen, in Anspruch genommen, weshalb auch die Kletterübungen solchen Schülern anzuempfehlen sind, welche an einem schiefen Halse leiden.

Das Herabsteigen, z. B. von der Leiter, ohne Beihülfe der Füße, liefert ebenfalls sehr günstige Resultate; doch bieten diese Uebungen gegen die obigen einige Verschiedenheiten dar. Statt der Anstrengung, welche darauf berechnet ist, den Körper von Sprosse zu Sprosse zu heben, tritt eine Anstrengung ein, welche dahin gerichtet ist, das Herabsinken derselben Last zu mäßigen. Der Körper ist nämlich an den beiden Händen aufgehangen; um nun die tiefere Sprosse zu ergreifen, muß die eine Hand losgelassen werden, so daß die noch an der obern Sprosse befindliche momentan das ganze Gewicht des Körpers allein zu tragen hat; wenn nun diese Hand der unten sich befindenden nachfolgen soll und keine energische Zusammenziehung der Beugemuskeln des Vorderarmes und der Brustmuskeln erfolgt, so entsteht eine Erschütterung, die im Verhältniß zu der Entfernung steht, um welche der Körper sich gesenkt hat, d. h. ein Fall von der einen bis zu der andern Sprosse herab. Diese Erschütterung verbreitet sich über den ganzen Körper, namentlich über das Rückgrad, und so wird ebenfalls eine Contraction aller Muskeln erzeugt. Durch öftere Uebung wird diese Erschütterung weniger heftig werden, so daß der Schüler seinen Körper sogar mit der Hand der niedern oder schwächern Schulter eine kurze Zeit lang allein zu erhalten im Stande ist, und mehre andere weiter unten näher beschriebene Uebnngen ausführen kann; so energisch und zuverlässig wird die Zusammenziehung der Muskeln.

Das verschiedenartige Klettern und Ziehen zwischen zwei Seilen oder auf der Leiter, auf der die Rückenseite des Körpers liegt, bringt eine außerordentliche Wirkung nicht allein auf alle Muskeln, sondern vorzüglich auch auf das Rückgrad hervor.

Alle perpendikelartigen Schwingungen, sie mögen nun am Reck, am schwebenden Stabe, an der Doppelleiter, am Barren, im Stütz ꝛc. ausgeübt werden, wirken auf die ganze Länge der Wirbelsäule, auf alle Muskeln und auf die untern Extremitäten gleichzeitig und geben dem Rückgrade eine starke Beugung rückwärts, während die Brust sich gleichsam wölbt und vorwärts drängt. Diese Anstrengung giebt ein Resultat, welches durch andere Mittel unmöglich erlangt werden kann, nämlich eine plötzliche Beugung des Rückgrades nach hinten und zwar blos durch die Thätigkeit der Muskeln. Man würde es niemals wagen dürfen, dem Rückgrad denjenigen Grad von Spannung zu geben, der aus dieser Uebung hervorgeht, und dennoch ist er ganz unschädlich, weil er während eines Zustandes der Zusammenziehung aller Muskeln erreicht wird, die einen guten Theil der Kraft und der Thätigkeit unter sich vertheilen, welche in jedem andern Fall blos auf die Gelenkbänder gerichtet sein würden.

Wenn Deformitäten die natürliche Lage der Muskeln verändern, wodurch die Contractilität dieser Organe vermindert und bisweilen ganz vernichtet werden kann, so wird eine direkte Aufregung höchst zweckmäßig sein, um diejenigen Muskeln gleichsam zur Thätigkeit zu zwingen, welche durch die, von den Deformitäten bewirkten Veränderungen am meisten gemißhandelt worden. Jede Deformität erzeugt übrigens die Nothwendigkeit einer bestimmten Stellung des Körpers, und oft wird der Schüler, weil er sonst Schmerz empfindet, gezwungen, diese Stellung sorg-

fältig zu beobachten. Es giebt also Muskeln, welche zu constanter Ruhe und folglich zur größten Schwäche verurtheilt sind.

Um so große Schwierigkeiten zu besiegen, alle Muskeln zu treffen und jedem die unvermeidliche Nothwendigkeit der Contraction aufzuerlegen, muß man das Gleichgewicht des Körpers beständig bedrohen, alle Combinationen, und selbst die instinktartigen, vereiteln, welche geeignet sind, eine bestimmte Stellung festzuhalten, z. B. den Schüler, während er sich vor- und rückwärts bewegt, einen Kegel bei größerer Fertigkeit auf dem Kopfe eine Kugel halten oder den weiter hinten beschrieben Lattengang üben lassen, der vorzüglich bei fleißiger Uebung auf die Haltung des Körpers sehr vortheilhaft wirkt."

Außer den von Jahn angeführten Kletterzeugen übt Werner das Klettern am herabhängenden Knotenseile und das gangartige Klettern zwischen zwei schief gespannten Seilen, welche ohngefähr 18 bis 24 Zoll neben einander aufgespannt werden. Der Schüler stellt sich zwischen beide Seile, mit dem Gesicht nach ihren beiden obern Enden gerichtet, von diesem Stande aus schwingt er sich mit seinen beiden beiden Oberarmen über die Seile, und zwar mit jedem über das ihm zunächst befindliche, und erfaßt dieselben mit den Händen, wonach er durch Fortgreifen sich zu bewegen bemüht ist. Werner hat noch einen andern Apparat, die spiralförmige Leiter, an welcher das Klettern geübt wird. Dieser Apparat besteht aus einer conischen Stange, von ohngefähr 8 bis 9 Ellen Höhe und 12 Zoll Stärke, die aufrecht festgestellt wird, am Umfange derselben sind horizontal gerichtete cylindrische Leitersprossen eingesetzt, welche in ihrer Gesammtheit aufsteigende Spirale oder Windungen bilden, und nach Befinden durch eine eiserne Kranzleiste in gehörigem Abstande von einander erhalten

werden. Bei den Uebungen selbst erfassen die Hände die Sprossen während zugleich die Füßr darauf treten; der Schüler bewegt sich nun an dieser Leiter auf- und abwärts, und zwar nach Verhältniß durch auf- und abwärts greifende Hände, und durch gleichzeitiges Auf- und Absteigen der Füße.

Eine der wichtigsten Uebungen für den Turner ist das Werfen nach Jahn die 9. Hauptabtheilung der Turnübungen. Bei dem Werfen unterscheidet man sechserlei Arten, 1) das Schießen mit dem Feuergewehre, oder mit der Armbrust, mit dem Schaft letzteres auch das Gerwerfen genannt; 2) das Schocken d. h. das Werfen schwerer Gegenstände wobei der Wurf die Kraft durch eiu einfaches Vor- und Rückschwinges des gestreckten Armes bekommt, 3) das Stoßen, wobei schwere Körper blos durch Strecken des vorher gekrümmten Armes fortbewegt werden, 4) das Schleudern wobei leichte Körper durch verschiedene Schwingungen des Armes entweder mit der bloßen Hand, oder mit Hülfe einer Vorrichtung geworfen werden, 5) das Gellen was im Französischen recochetiren heißt, d. h. einen Gegenstand so gegen die Erde zu werfen, daß er durch seine Elastizität wieder vom Boden ab und weiter springt, 6) das Schirken, das Werfen mit einem flachen Stein schief auf die Wasserfläche, so daß das Geworfene mehrmals abprallen, über die Wasserfläche hinüber gleiten. Letztere beide Uebungen können schwerlich auf einen Turnplatz verpflanzt werden, da bei der Ersteren der Raum, und bei letzteren die Gelegenheit fehlt. Das Schießen, Gerwerfene, Schocken und Stoßen, darf auf keinem Turnplatz vernachlässigt werden. Es ist nur zu bedauern, daß nicht bei jedem Turnplatze eine Schießbahn eingerichtet werden kann, damit jeder Turner eine angemessene Geschicklichkeit in der Handhabung des Feuergewehrs, namentlich

der Büchse erhalten könnte. Wo eine solche Schießbahn der damit verbundenen Gefahr wegen nicht angebracht werden kann, muß man sich mit der Uebung im Armbrustschießen begnügen. Wenn die Construktion dieses Gewehrs gut ist, so vertritt es beinahe die Stelle einer Büchse, ist jedoch nicht weniger kostspielig und erheischt dieselbe Vorsicht beim Gebrauch. Das Bogenschießen ist für den Turner am rathsamsten, denn es giebt einen festen Arm und ein scharfes Auge. Das Werfen mit dem Schafte oder Ger, ist für die Turnschule am wichtigsten. Man braucht dazu als Wurf-Geräth den Ger, eine geschnittene Stange als Schaft. Die Spitze wird mit einem 4 Zoll langen eisernem Beschlage versehen, der sich halbkugel oder kegelförmig endet. Das Schaftende bekommt einen 2 Zoll langen eisernen Ring als Beschlag, der so viel Gegengewicht halten muß, daß der Schwerpunkt des Gers nur etwa 2 — 3 Zoll aus der Mitte, nach der Spitze zu fällt.

Für Kinder und Knaben, bis 12 Jahre alt, muß der Ger 6 Fuß lang und 1 Zoll höchstens $\frac{3}{4}$ Zoll stark sein, für Größere und Aeltere nach Verhältniß ihrer Stärke 7 oder 8 Fuß lang und $\frac{5}{4}$ oder $\frac{3}{4}$ Zoll stark. Von einem andern Verhältniß sollte und muß kein Ger auf dem Turnplatze geduldet werden, sonst wird er entweder zu dünn oder zu dick. Zu den Geren muß besonders trocken Holz genommen werden, wenn man es haben kann, Eschenholz, sonst muß man sich mit Kienenholz behelfen. Wurfzeug: ein Pfahlkopf als Wurfziel. Ein 12 — 16 Zoll hoher, kopfähnlicher Klotz wird durch eine eiserne Krampe auf einen 4 — $4\frac{1}{2}$ Fuß hohen 5 — 6 Zoll starken Ständer befestigt. Die Krampe wird durch 2 starke Eisenringe an den Ständer und Kopf befe-

stigt; so daß dieser vom Wurfe getroffen, überschlägt oder hangen bleibt. Die Wurfbahn muß wegen der oft weit vom Pfahle abspringenden Würfe und Gere wenigstens 30 Fuß breit sein, Am Ende der Bahn wirft man einen Erdwall von 3 — 4 Fuß Höhe auf, von diesem steht der Pfahlkopf wenigstens 20 Fuß ab. Ein Verschlag von Brettern, ein Schott, ist noch besser, da die Gere bei starken und graden Würfen leicht über den Wall rutschen und in einer andern Bahn hindern. Zum Wurf ohne Anlauf müssen 40 — 50 Fuß und daher die ganze Bahn wenigstens 70 Fuß lang sein.

Die Haltung des Körpers beim Wurf ist so, daß die Beine gespreizt werden, und der dem werfenden Arme entsprechende Fuß hinten hinaus gequert steht. Der Fuß welcher auf der Seite des ruhenden Armes ist, wird ein wrnig auswärts vorgestreckt; den ruhenden Arm hält man in einem spitzen schrägliegenden Winkel, die Faust wird geballt, jedoch so, daß die Nägel zu sehen sind. Der Arm mit welchem man werfen will, hält den Ger mit der vollen Faust, in einem spitzen Winkel nahe am Gesicht in der Schwebe:

Zunächst wird der Turner darauf zu sehen haben, den Schwerpunkt des Gers sogleich zu finden, und denselben in Stand und Lauf schwebend zu erhalten, auch übe er sich, den Ger durch einen Ruck der Hand des Unterarmes plötzlich nach hinten zu bewegen, und zwar wagerecht, dann aber ihn wieder durch einen Schneller nach vorn zu stoßen, wobei er wagerecht bleiben muß, und nicht aus der Hand schießen darf, dieses Rück- und Vorschnellen muß mehrmals hintereinander und mit möglichst großer Kraft geübt werden. Hierauf werden die Abwürfe, erst kürzere dann längere ver-

sucht, wobei alle Finger der Hand zugleich loslassen müssen. — Die Gerwürfe sind entweder Kernwürfe, Bogenwürfe oder Tiefenwürfe, die Ersteren geschehen ganz wagerecht so weit es die Schwerkraft erlaubt, und müssen so lange geübt werden, bis der Turner darin, eine ziemliche Fertigkeit erlangt hat, erst dann kann er zum Bogenwurf übergehen, denn dieser erfordert zwar weniger Kraft aber desto mehr Uebung und Geschicklichkeit. Man faßt den Ger so, daß er vorn etwas das Uebergewicht hat, er muß so geworfen werden, daß er, nachdem die größte Höhe erreicht ist, sich unter dem richtigen Winkel mit der Spitze zuerst senkt. Dies geschieht niemals, wenn der Winkel, unter welchem er geworfen wird, über 25 Grad ist. Der Ger verliert dadurch an Kraft und schlägt auch über. Am gerathensten ist es, beim Bogenwurf den Arm beim Anziehen ganz zu strecken und so zu drehen, daß die Oeffnung der Finger von oben kommt. Die Brust wendet man etwas gegen den Ger. Man kann aber auch, und dies ist die gewöhnlichste Art, den Arm beim Anziehen können und braucht ihn gar nicht zu drehen sondern ohne die Brust zu wenden nur den Oberleib stark zurückbiegen. Ein Uebelstand bei dieser Körperhaltung ist der, daß man den Wurf sehr im Kreuz fühlt. Mit dem Bogenwurf kann man weiter als mit dem Kernwurf, er muß aber in doppelter Hinsicht geübt werden, nach der Höhe und nach der Weite. Die dritte Art des Wurfes von der Höhe nach der Tiefe, der Tiefenwurf, kann ebenfalls doppelter Art: Kernwurf oder Bogenwurf sein.

Alle Würfe geschehen entweder vom Stande, Standwurf, oder mit Anlauf, Anlaufwurf, entweder rechts oder links; letzteres muß eben so gut wie das Rechtswerfen geübt werden. Als

Treffer gelten: wenn der Ger beim Kernwurf anspitzet, beim Bogenwurf aufspitzet und beim Tiefenwurf einspitzet. Fehlhaft sind jedoch die Würfe, wenn der Ger, statt wagerecht oder im Bogen zu gehen, schlänkert, kippt und wippt, quert oder trummt, d. h. wie ein Trumm herunterfällt, wenn er anschaftet, d. h. mit dem Schaftende anstreift oder aufschaftet, mit dem Schaftende zuerst auffällt, überhaupt, wenn er nicht spitzet d. h. mit der Spitze zuerst fällt.

Schocken heißt schwere Gegenstände, welche wie die Kegelkugel beim Kegelspiel in die Hand gelegt werden, werfen. Als Turnübung schockt man nach einem Ziel, und gebraucht dazu 1 — 3 pfündige Geschützkugeln. Am leichtesten zu handhaben sind die, welche anderthalb bis 2 Pfund schwer sind. Die Vorrichtungen welche auf dem Turnplatz zum Schocken nothwendig sind, beschränken sich auf die Schockbahn, das Schockziel und das Schott. Die Schockbahn muß 16 — 20 Fuß breit und eben sein, an beiden Seiten aber freien Raum haben, so daß die Wurflinie auf beiden Seiten 30 Fuß von allen Uebungsplätzen abliegt; — also 60 F. Breite für den ganzen Platz. Länge der Bahn vom Stande bis zum Ziele 100 F. Das Schockziel besteht aus einem 8 — 9 F. hohen und 4 F. breiten senkrechten Rahmen von 4 — 5 zölligem Holze. In der Mitte desselben wird ein prall ausgestopfter Sack in Gestalt eines Eies gehängt, welcher getroffen ausweicht. Sechs bis acht Fuß hinter dem Ziele ist ein Schott angebracht — ein schräger Wall mit starken Brettern belegt, — je höher, je besser, und dabei am besten ein Flügelschott — daß die Kugeln welche darauf fallen in die Bahn zurückrollen. — Hinter dem Schock muß, für den etwanigen hinüber- und wegfliegen-

den Wurf noch 20 F. Raum sein, und die Grenze des Ganzen gegen das Fortrollen mit einem niedrigen Erdwall eingefaßt sein. Der ganze Platz muß also wenigstens 60 Fuß breit und 130 Fuß lang sein. Wenn mit der rechten Hand geschockt werden soll, so muß der rechte Fuß des Wurfarms hinten hinaus und gequert stehen, der linke Fuß, oder der Fuß des Ruharms gradeaus und vorgestreckt, der rechte Arm wird am Oberschenkel herabgesenkt, und die Hand stark nach vorn gebogen, der linke Arm oder Ruharm auf den linken Schenkel gestützt; mit der rechten Hand faßt man die Kugel so, daß sie in der Mitte des Handtellers ruht, der Arm macht einige Rück- und Vorschwünge, wobei sich der Leib vor- und rückwärts biegt, dann erst wird der Abwurf gemacht, wobei die Kugel gleichzeitig von Arm und Finger losgelassen werden muß. Man macht immer einen Wurf rechts und dann einen links, dabei tritt man in der Mitte der Bahn und so daß alle übrige etwa am Schocken Theilnehmenden auf der Seite des Ruharmes stehen, damit Keiner von einem etwaigen Fehlwurf beschädigt werden kann. Das Werfen einer hölzernen, metallenen oder steinernen, linsenähnlichen Scheibe, welche dem Discus der Alten entspricht, und von welcher wir oben bereits ausführlicher gesprochen haben, will Jahn als unturnerisch von dem Turnplatz verdrängt wissen.

Stoßen heißt dasjenige Werfen, bei welchem nur durch das Ausstrecken des vorher krumm gebogenen Armes im Gegenstand fortbewegt wird, mit Hülfe des Stoßes kann man ein Ziel nie sicher und weit treffen; man übt sich darin nur, um den Arm zu stärken, und wirft schweee Lasten in die Weite oder Tiefe. Vorrichtungen beim Stoßen sind die Stoßbahn, welche 20 — 30 F. breit und 40 F. lang ist. Der Stand muß 6 — 8 Fuß breit mit einem zur Hälfte

seiner Dicke in der Erde liegendem Baume begränzt sein, gegen welchen der vordere Fuß beim Stoßen gesetzt wird. Das Ende der Bahn muß einen kleinen Wall haben, der das Fortrollen der Kugeln verhindert. Gut ist es, wenn vor dem Stande eine Vertiefung (Graben u. dergl.) ist wo man hinüber stößt. Als Stoßgeräth braucht man 6 — 24 pfündige Geschützkugeln. Diese sind am bequemsten weil sie sich gut fassen lassen, und ihre Schwere und ihr Gewicht bekannt ist.

Die Haltung und Stellung des Körpers beim Stoßen ist dieselbe wie beim Schocken. Der Stoßarm wird aber in einem spitzen Winkel gebogen und die Hand mit dem Gesicht in gleiche Richtung gebracht. Die Kugel legt man in die offene Hand und stößt sie nach einigen kurzen Vor- und Rückbiegungen des Leibes und der Hand fort. — Die einzige Uebung, welche man auf dem Turnplatze bequem und überall treiben kann, ist das Fortstoßen eines Balkens, obschon dies eigentlich nicht zu den Wurfübungen gehört. Man kann auch einen schweren Balken, welcher auf einem 4 Fuß hohen Ständer dergestalt in der Mitte und im Gleichgewicht aufliegt, daß ein Loch hindurchgebohrt und ein starker eiserner Pflock hindurch und bis in den Ständer hineingetrieben ist. Durch das Stoßen bringt ihn der Turner zum raschen Herumdrehen. Die Gewalt des Stoßes läßt sich an der Anzahl der Umdrehungen berechnen. Man bringt zu diesem Ende ein Schnäpper an, durch dessen Auf- und Zuklappen beim Durchgehen des Balkens die Umschwünge gezählt werden.

Das Schleudern gehört ebenfalls zu den Wurfübungen. Es besteht darin, daß man, wie schon oben gesagt ist, leichte Körper entweder mit der Hand allein oder mit Hülfe eines Werkzeugs in die Weite treibt. Geschieht es mit den Händen, so ist es das einfache

Werfen und zwar entweder, indem man mit dem Wurfarm hinten hoch oder unten tief ausholt, oder indem die Wurfhand anfangs mit dem Rist gegen den Rücken liegt. Zum Werfen bedient man sich kleiner Steine, Bälle u. dergl. doch müssen sie nicht über $\frac{1}{2}$ Pfund schwer sein. Schleuderwerfzeuge sind: die Schleuder, der Wurfstock, der Wurfriemen und die Wurfschnur. Streng genommen gehört das Schleudern nicht auf den Turnplatz.

Schon Guthsmuths räth die Uebung im Schleudern den jungen Leuten nicht an, es müßten denn Vorkehrungen getroffen werden, alle Andere vor dem Wurfe in völliger Sicherheit zu bringen. Eine Schleuder muß in schräger Richtung kreisförmig über den Kopf geschwungen werden, bevor der Wurf geschieht, jede andere Bewegung ist falsch. Das Gellen und das Schirken, dessen wir oben kurz Erwähnung gethan haben, gehören ebenfalls nicht auf den Turnplatz. Letzteres dient besonders in wasserreichen Gegenden den Knaben als belustigende Unterhaltung, und hat je nach den einzelnen Mundarten und Gegenden ganz verschiedene Benennungen, von denen Jahn eine ganze Menge aufzählt, und die wir hier der Eigenthümlichkeit der Ausdrücke wegen mittheilen, diese sind: bämeln, das Bäuerlein lösen, bleiern, die Braut führen, die Braut schlagen, Brot schneiden, Butterbämmen streichen, Butteebrot schmieren, — werfen, Butterstollen werfen, stötzern, flötzen, Frösche werfen, Hitzerlen, Jungfern schießen, — werfen — eine ein-, zwei- oder dreibeinige Jungfer, Kindli werfen, die liebe Frau lösen, pfleizern, pflinzern, plätschern, plätteln, putschen, Schiffchen machen — schlagen, schiffeln, schippern, Schneller schlagen, schnellern, Schlüsselchen werfen, spätzeln, Staaren stechen, Stemmblitzer machen, steineln, stolzeln, Suppen schlagen — schmeißen — schmelzen.

Eine andere Hauptabtheilung beim Turnen ist das Schieben. Es ist zweierlei:

A. Schieben des Gegners, wo Kraft gegen Kraft wirkt: 1) Hand in Hand: rechts gegen rechts, oder links gegen links; mit Streckarmen. Hier kommt es darauf an, den Geger zum Weichen oder zum Biegen des Armes zu bewegen. 2) Hände an den Achseln: a) Hände fest: (mit der Handfeste), wobei beide Hände entweder inwendig oder eine Hand inwendig, die ander answendig steht; b) mit Handwenden, wo jeder bemüht ist, dem andern den vortheilhaftesten Griff (den Innengriff) abzugewinnen. Dieser Schiebekampf kann nun geschehen: 1) auf beiden Füßen: nach obigem a und b; 2) auf einem Fuß — Hinkschieben, a und b: — der Stärkere hinkt allein, oder — beide Gegner hinken.

B. Schieben an besonderen Vorrichtungen, wo man bloß die Schwere des zu schiebenden Gegenstandes zu überwinden hat.

Wenn man dies auf dem Turnplatz treiben wollte, so wäre am schicklichsten dazu ein Wagen mit 4 Rädern, auf einer festen glatten Bahn, der mit Kugeln oder Steinen von bestimmtem Gewichte gefüllt würde.

Heben. Alles Heben von großen Lasten, vorzüglich mit gespreizten Beinen und gestreckten Armen, welches so sehr auf den Unterleib wirkt, ist nicht für den Turnplatz. Hierher gehört nur das Heben mit wagerecht gestreckten Armen, welches für diese so außerordentlich stärkend ist: und zwar 1) das Heben des Kraftmessers. Der Kraftmesser ist ein 4 — 5 Fuß langer Stab, welcher von Zoll zu Zoll mit Einschnitten versehen ist. In diese werden Gewichte von 1 — 2 Pfund gehängt. Das eine Ende des Stabes dient zum Griff, an welchem man

denselben so faßt, daß die Oeffnung zwischen Daumen und Zeigefinger nach oben, die Oeffnung der Finger nach unten ist. Man hebt nun mit ausgestrecktem Arm den Stab dergestalt in die Höhe, daß er mit dem Arme eine möglichst grade Linie bildet. Noch besser ist es, wenn man in jede Hand einen Kraftmesser nimmt, sie langsam etwas über die wagerechte Linie hebt und dannlangsam wieder zu Boden sinken läßt. Ein Gewicht von 2 Pfd. in einer Entfernung von 50 Zoll zu heben, erfordert schon ziemlich viele Kraft, Das wagerechte Halten auf die Dauer ist sehr übend.

2) Das Heben des Wagebalkens. Ein schwerer Balken wird auf eine 2 — 3 Fuß hohe Unterlage in die Wage gelegt, und an einer Seite mit einer Handhabe versehen. Diese faßt man mit gestrecktem Arme und sucht den Balken zu halten, indem er aus dem Mitel gerückt, oder mit Gewichten beschwert wird.

3) Das Heben von Sandbeuteln, oder besser Gewichten — aber mit Vorsicht, — welche an die ausgestreckten Arme gehängt werden.

Tragen. Das Tragen darf man weder zu früh noch zu spät anfangen. Im ersten Anfange muß die Last sehr geringe sein, und nur allmälig kann sie beim Wachsen der Kräfte vermehrt werden.

Um es im Tragen zu einer Fertigkeit zu bringen, ist Zeit, Geduld, Gewöhnung, stätes Wiederholen und Beharrlichkeit erforderlich.

Auf Dauerbarkeit beruht die Fertigkeit des Trägers, und daß er noch zu andern gleichzeitigen Bewegungen rüstig ist.

Große Lasten, unter deren Wucht man keucht, soll er als Turner nicht schleppen, wohl aber sich zu einer mäßigen Beilast gewöhnen.

Das Tragen ist zweierlei: A. Das Tragen

lebloser Dinge und zwar: 1) in den Händen mit wagerechten Armen (mehr eine Hebeübung) oder mit gesenkten Armen; 2) auf den Schulteen: a) schwerer Stagen oder Gewehre; b) eines doppelriemigen Tragbeutels, der auf beiden Schultern hangt, und nur so schwer ist, daß der Turner andere Uebungen damit vornehmen kann, indem Hände und Arme frei sind. — So nützlich diese Uebung mit dem Ranzen auch ist, besonders bei kleinen Fußreisen (Turnfahrten), so schädlich kann sie für die Brust werden, wenn man sie übertreibt und schwere Lasten trägt.

B. Das Tragen eines Menschen. Nur Größere und Stärkere dürfen Kleinere und Leichtere tragen, nemlich: 1) Huckeback — Schenkel auf den Hüften; 2) Huckeschulter — Schenkel auf den Schultern; 3) auf der Handflechte. Die Handflechte wird von zweien sich Gegenüberstehenden gemacht, die mit der rechten Hand ihr linkes Handgelenk fassen, und mit der linken Hand das rechte des Gegners; oder umgekehrt: a) Einen sitzend, wozu ein Tragepaar; b) Einen liegend, wozu eine Paareihe. Aus dieser Uebung geht das sogenannte Schwimmen-lassen hervor, wobei die Paarreihe den Getragenen, welcher sich ganz streckt, in die Höhe wirft, und auf der Handflechte wieder auffängt, so daß der Schwimmende mit jedem Schwub ein Tragpaar weiter kommt. Jedes Tragpaar muß seine Arme hart an die Arme seiner Nebenpaare halten, beim Ruhen wie beim Heben.

Der Schwimmende darf bei keinem Schwub aus der Paarreihe kommen, noch höher als sie. Der Schwub des Paares zu Häupten kann etwas stärker sein, als der anderen Paare, und vom Kopf bis zu den Füßen allmählig abnehmen. Will man weiter schwimmen lassen, als die Paarreihe lang ist; so tre-

ten die Paare, bei denen der Schwimmende vorbei ist, wieder zu den Füßen Paarweise an. Dieses muß aber mit großer Vorsicht und nie ohne Aufsicht geschehen.

Strecken. Strecken heißt die Uebung, wobei der Leib vom Hinterkopf bis zur Ferse eine gerade Linie macht. Die verschiedenen Stücke dieser Uebung bestehen darin, den Leib in dieser Stellung oder Lage zu erhalten oder zu bewegen, wobei theils die Hände unterstützen, theils mit den Armen ruhend an den Leib geschlossen werden. Alle sind außerordentlich stärkend für das Kreuz.

A. Das Strecken mit Gebrauch der Hände wird in folgende Stufenfolge geübt: Stand, und Haltung wie beim Springen. Zehenstand, Hocken, Hände ab und vor gestreckt. Nieder, auf die Hände, ohne mit den Knieen die Erde zu berühren. Gestreckt. Ausstrecken, bis der Leib vom Hinterkopf bis zur Ferse eine grade Linie macht; also ohne Katzenbuckel und Hangeleib. Ruhen in der vorigen Stellung. Die Arme sind schon ganz gestreckt, wenn sie mit dem Leibe einen rechten Winkel machen. Eine größre Streckung ermüdet zu bald, Uebung auf die Dauer bis das Wort Auf! zum Aufrichten ruft; oder verbunden mit dem Umdrehen (Umkreisen): Kreis um! a) Umkreisen mit den Händen, d. h. mit den Händen einen Kreis beschreiben, indem die Füße fest stehen bleiben: rechts und links; eine herrliche Uebung, die man mit Recht die Rückenprobe nennen kann. Auf die Dauer (Handkreisen — Handkreis). b) Umkreisen mit den Füßen, wobei die Hände fest! ist weniger wichtig (Fußkreisen — Fußkreis).

Beides, Strecken und Umkreisen kann geübt werden: a) indem das Gesicht erdwärts gekehrt, und die Füße also aufzehen; b) indem das Ge-

sicht himmelwärts gekehrt ist, und die Füße aufferfen. Das Ruhen und das Umkreisen noch mehr, in dieser Streckung ist sehr schwer.

Dies Strecken kann von einer großen langen Streckriege zugleich geübt werden, wobei man sich am besten obiger Achtwörter der Stufenfolge bedienen kann. Dabei muß jeder in der Streckriege gehörigen Raum zum Umkreisen haben.

B. Strecken, ohne Gebrauch der Hände.

Diese werden mit den Armen am Leib, in dessen Richtung gehalten. 1) Sich von der Erde vor- und und rückwärts ausgestreckt aufheben lassen. 2) Ausgestreckt über einer Vertiefung liegen: a) auf zwei Stühlen, da Hinterkopf und Fersen nur aufliegen; der dritte unterm Gesäß stehende wird vom Liegenden selbst herausgezogen, in die Höhe gehoben, und hin und her übergewechselt; b) auf einer Latte, deren Enden auf zwei Schämeln ruhen: mit einem Schwebestocke (leichter), ohne einen Schwebestock (schwerer).

3) Sich erhebend ausstrecken, wenn die Beine bis in das Kniegelenk vom Fuß an auf einer Erhöhung (Stuhl, Bank und dergl.) festgehalten werden, und der Leib in der Tiefe liegt; bis zum rechten Winkel im Hüftgelenk, wobei die Beine im Knie gestreckt.

Die 10te Hauptabtheilung der Turnübungen ist das Ziehen, wozu folgendes Ziehzeug erforderlich ist: 1) das Ziehtau oder Ziehseil, wenigstens 20 Fuß lang und 1 Zoll stark, und an beiden Seiten mit Oesen versehen. Sollen Dreißig gegen einander ziehen, so muß es schon 60 Fuß lang sein. 2) Nackziehseil, besteht aus 2 bis 3 Fuß langen und 2 bis 3 Zoll breiten Gurten oder Hülsen, deren Enden durch zwei, 10 Fuß lange, Stränge verbunden werden, 3) Stäbe, 2 bis 3 Fuß lang, $\frac{5}{4}$ bis

$\frac{6}{4}$ Zoll stark. Die Ziehbahn muß eben und nach Verhältniß der Taulänge auch lang sein.

Das Ziehen unterscheidet man in folgende Arten: 1) das Handziehen, entweder mit den Händen allein oder am Ziehzeuge, und ersteres wiederum Hand in Hand, rechts gegen rechts, links gegen links, oder häckelnd ebenfalls, rechts gegen rechts und links gegen links, oder verschränkt, rechts gegen links und umgekehrt. Das Häckeln kann entweder mit einem Finger oder mit vier Finger geschehen, indem man dieselben gebogen in die Finger des Gegners einhakt. Wenn das Ziehen am Ziehzeuge, am Tau geschieht, so entsteht daraus der sogenannte Ziehkampf. Die Gegner kehren einander das Gesicht zu, und ziehen nach rückwärts, die Hände müssen dabei so gehalten werden, daß die Daumen dem Gegner zugekehrt sind.

Das Emporziehen eines am Boden Liegenden, — auf mehrere der vorigen Arten. Die beste von diesen ist aber, daß sich Zwei an die Erde setzen, Sohle gegen Sohle gestemmt, und nur am kurzen gequerten Stabe sich aufzuziehen suchen.

C) Das Nackziehen — ziehen mit dem Nakken, a) stehend — das Nackziehseil wird ausgespannt, jeder legt sich einen Gurt über den Nacken, sieht den Gegner an, und sucht ihn rückwärts zu ziehen. Stets Aug' im Auge dabei, man darf sich nicht drehen, auch das Seil nicht mit den Händen berühren oder fassen, welche am besten an die Hüften (Daumen hinten) gelegt werden: b) auf allen Vieren, das Nackseil wird ausgespannt. Jeder tritt mit dem einen Fuß über beide Stränge, Rücken gegen den Gegner (Sohle zu Sohle) gekehrt, legt den Gurt über den Nakken, so daß die Stränge zwischen den Beinen durchgehen, läßt sich auf beide Hände und Füße nieder,

und sucht nun den Gegner zu ziehen, wobei das Kreuz gestreckt und der Kopf gehoben sein muß. Die Uebung ist nicht gefährlich, was Nichtturner sich einbilden. Alle Ziehübungen haben den Vortheil, daß zu ihrem Betreiben keine weitere Vorübung gehört, und Ungelenke und Ungeschickte gleich daran Theil nehmen können. — Werner fügt in seiner Gymnastik noch folgende Arten des Ziehens hinzu:

Das Ziehen auf der Leiter mittels zweier Seile. Da diese und die folgenden Leitern nur zum Ziehen für die Schüler bestimmt sind, so dürfen dieselben nicht zu hoch angelegt werden, sondern es ist etwa folgende von mir angegebene Vorrichtung zu treffen. Ich habe nämlich einen Bock von starkem Holz fertigen lassen, der fest an den Boden angeschraubt ist, und an welchen die zu diesen Ziehübungen bestimmten Leitern angelehnt sind; der hierdurch gebildete Winkel dürfte, bei einer 8 bis 9 Ellen langen Leiter, ungefähr 45 Grad betragen. Auf der Mitte der Sprossen ist ein 6 Zoll breites, glatt gehobeltes und an den Seiten abgerundetes schwaches Brett der Länge der Leiter nach befestigt.

An den beiden obersten Enden der Leiter sind zwischen dem Brett und den Leiterbäumen zwei Kloben angebracht. Der sich übende Schüler hat nun einen 4 bis 5 Zoll breiten ledernen Gurt unmittelbar über den Hüften umgeschnallt, welcher inwendig weich mit Roßhaarengepolstert ist; an beiden Seiten desselben sind zwei eiserne Ringe angebracht, an welche man zwei mäßig starke Leinen anknüpft, die oben über beide Kloben hinweggezogen werden.

Nun legt sich der Schüler mit seinem Rücken auf diese Leiter, ergreift beide Leinen, bringt die

Schenkel über die beiden Leiterbäume hinweg, zieht sich, auch hier anfänglich mit Hilfe des Lehrers so weit, als seine Kräfte reichen, hinauf und läßt sich alsdann langsam wieder herunter.

Daß diese Uebung in jeder Hinsicht außerordentlich gut für das Rückgrad ist, wird gewiß Niemand bezweifeln.

Das Ziehen auf der Leiter zwischen zwei Seilen ohne Ende. Die Leitern, ihre Länge und ihre Lage sind ganz dieselben, wie sie bei der vorhergehenden Uebung beschrieben wurden; die Veränderung liegt nur darin, daß die beiden Seile keine Enden haben und über vier Kloben, welche unten und oben angebracht sind, sich hinweg bewegen.

An beiden Seiten des Gurts, welchen der Schüler umschnallen muß, wenn er die Uebung machen will, sind zwei starke, mit Leder überzogene eiserne Ringe befestigt, durch welche die beiden Seile gezogen und unter welchen durch letztere zwei kleine hölzerne Knebel, die das Durchgleiten derselben verhindern, gesteckt sind. Indem nun der Schüler sich auf diese Leiter legt, wird ihm der Gurt um den Leib geschnallt, worauf beide Hände die zwei Seile, welche an den oberen Theilen der Leiterbäume an zwei eisernen Haken befestigt sind, und zu beiden Seiten herabhängen, ergreifen und so den gestreckten Körper langsam nachzuziehen suchen. Ist der Schüler ermüdet, so läßt er sich langsam in derselben Lage wieder herunter.

Auch hier bedarf der Anfänger der Hilfe seines Lehrers.

Das Ziehen auf der Leiter mittels Aufgriffs auf den Sprossen. Dieses Ziehen ist schwerer als die beiden so eben beschriebenen Uebungen. Die Leiter ist ganz dieselbe, wie die beiden vorigen, nur mit dem Unterschiede, daß hierzu weder Seile, noch

Kloben, noch Gurt nöthig sind, sondern der Schüler sich mit dem Rücken auf dieselbe legt und den gestreckten Körper mittels Aufgriffs der Hände von einer Sprosse zur andern hinaufzieht und sich auch so langsam wieder herunter läßt. Vorzüglich muß hier der Lehrer nach Kräften Beistand leisten.

Wir kommen nun zu einer wichtigen Hauptabtheilung der Turnübungen zu dem Ringen. Zuvörderst ist dazu ein Ringplatz nöthig; er muß wenigstens so groß sein, daß 4 bis 6 Paare bequem sich tummeln können, ohne sich zu stören. Sollen große Vielkämpfe darauf aufgeführt werden, so muß der Ringplatz 60 — 100 Fuß lang und 40 bis 50 Fuß breit sein, er muß weichen Boden haben und von allen Steinchen, Wurzeln, Krautstengeln und Spähnen sorgfältig rein gehalten werden. Die Haltung beim Ringen ist folgende: Ein Fuß vorn nach dem Gegner zu und das Knie gebogen, ein Fuß hinten und gequert; Ellenbogen am Leibe; Fäuste geballt, vor dem Leibe nahe an einander, Oberleib vorgebeugt. So in der Wage stehend hat der Mensch die größeste Last für den, der ihn aufheben, und von der Stelle rücken will. Der Ringer muß nie hoch, sondern niedrig gegen seinen Gegner gehen. Der Ringgriff ist zweierlei, entweder ganzer oder halber Griff, der ganze Griff ist der, wobei man mit beiden Armen unter denen des Gegners dessen Leib umfaßt; der halbe Griff, wo der eine Arm über den einen, den andern unter dem Arm des Gegners liegt. Beim Umfassen werden die Finger niemals verschränkt, am besten ist, daß die gefaßte Hand geballt und in das Kreuz des Gegners gedrückt wird, wodurch dieser zum Fallen gebracht werden kann. Die Vorübungen zum Ringen sind: 1) das Abgewinnen des ganzen Griffs, 2) das Heben, 3) das Rückbeugen,

4) das Legen rechts, links, mit halbem und mit ganzem Griff, indem sich der Gegner ruhig verhält oder vertheidigt, 5) das Festhalten an der Erde eines Stärkern von Schwächern, a) indem einer den auf dem Rücken Liegenden die Arme seitwärts ausbreitet, und des Gegners Beine mit seinen Beinen unterschlingt, b) indem der Haltende sich quer, im beinah rechten Winkel, Brust über Brust legt, des Gegners Brust und Rücken mit seinen sich verflechtenden Armen umschlingt. Wenn der Gegner sich einem zum Umwenden und Abkommen nähert, rückt man immer weiter herum, um den rechten Winkel wieder zu erlangen; c) wenn zwei Kleinere dem Gegner zusammen an Kräften gewachsen, denselben festhalten, der eine zu Haupte nach b) der andere zu Füßen, die er fest mit den Armen umschlingt. Ungeachtet dieses Festhaltens muß der Gehaltene nun versuchen, 6) das Aufkommen. Wer auf dem Rücken dabei liegt, muß zuerst suchen, sich umzuwerfen, damit er auf den Bauch komme, wo er des Gegners auf verschiedene Art sich besser entledigen kann.

Der Zweck alles Ringens ist der, sich wehrhaft und den Gegner wehrlos zu machen, und als Turnübung betrachtet ist es ein Kampf von Kräften, wobei es nur Gegner aber keine Feinde giebt, es geschieht Mann gegen Mann, und der Leib, namentlich die Hände sind dabei die einzigen Waffen, es kommt beim Ringen darauf an, den Gegner durch unmittelbaren Angriff zu Boden zu werfen, und seinen entgegengesetzten Bestrebungen Widerstand zu leisten. Das Zubodenwerfen allein aber genügt noch nicht und entscheidet keinen Sieg, sondern erst das Festhalten des Geworfenen, so daß derselbe nicht mehr aufkommen kann. Bevor man sich in den Handgriffen des Ringens übt, kann

man zur Erprobung der Leibesschwere und Stärke, abgesehen von der wirklichen Ringfertigkeit, im Gleichfassen ringen. Dies geschieht, indem die Gegner einander gegenüber treten, und jeder den nehmlichen Arm hoch, den andern abwärts streckt, so daß die beiden Arme eines Ringers eine Diagonale bilden. Beim Ringen selbst sind die Griffe und Gegengriffe so sehr verschieden, und die Nothwendigkeit wird durch Umstände so sehr bedingt, daß man kaum feste Regeln dafür aufstellen kann, im Grunde müßte man sich darauf beschränken nur die unerlaubten Griffe aufzuzählen, diese sind: das Packen in die Kleider, das ins Haar greifen oder die Finger fassen, das Umdrehen einzelner Glieder, der Griff zwischen beide Oberschenkel hindurch (man kann aber wohl ein oder beide Beine anfassen oder umfassen). Unerlaubt ist ferner, das Stoßen und Schlagen, das Beißen und Kratzen und das Knieen auf die Brust.

Nach Vieth, welcher in seinem Versuch einer Encyklopädie der Leibesübungen, ausführlich dies Thema behandelt, sind folgendes die Hauptstellungen und Griffe beim Ringen: die erste Stellung im Anfange eines Kampfes pflegt gewöhnlich folgende zu sein: man packt den Gegner an die Schulter, indem man den Oberleib vorbiegt, sucht ihn daselbst entweder an den Kleidern oder an dem bloßen Leibe fest zu halten und läßt sich vom Gegner auf gleiche Weise anfassen, vorausgesetzt, daß man nur zur Uebung der Kräfte und nicht im Ernst ringt. Im Kampfe mit einem Feinde würde der Angriff nicht so gleichförmig von beiden Theilen geschehen können. Auf Fertigkeit des Standes kommt nur alles an, man setzt daher beide Füße an der Entfernung eines großen Schrittes von einander, weder ganz steif, noch zu sehr gebogen, und

den einen Fuß z. B. den rechten, etwas vorwärts. Auf des Gegners Füße muß man daher ein wachsames Auge haben, sobald dieser die Stellung derselben verändert, muß man die seinigen demgemäß ebenfalls ändern, brächte er z. B. den linken Fuß vor, so würde ich mit dem rechten zurücktreten, um meinen linken Fuß dem seinigen entgegen zu stellen. Die Brust ziehe man wohl hinaus, und die Schultern etwas in die Höhe, ersteres befördert den freien Athemzug, letzteres erhöhet die Kraft des Armes, und dient den Griffen des Gegners besser zu widerstehen. Einige fassen gern inwendig, andere auswendig. Das erstere kann den Vortheil eines bequemen Angriffes gewähren, und man kann die Arme des Gegners aus einander biegen, wodurch sein Angriff geschwächt wird. Um gleiche Vortheie zu gewähren, kann jeder mit dem einen Arme auswendig mit dem andern inwendig fassen. Wenn man übereingekommen ist, keine Finten oder Kunstgriffe anzuwenden, , so kommt es blos darauf an, den Gegner durch einen Druck auf die eine oder andere Seite so weit über zu biegen, daß er fallen muß. Es würde schwer sein, dieses nach der Richtung, in welcher seine Füße stehen, zu bewirken, weit leichter aber nach der Richtung, die auf jene senkrecht ist,, weil nach dieser Richtung seine Basis nur schmal ist.

Man zieht also des Gegners linke Schulter etwas nach sich, und drückt sie nach der rechten Seite herüber, wobei es ein Vortheil ist, wenn man mit der linken Hand unter seine rechte Achsel greifen, und diese in die Höhe drücken kann. Steht der Gegner sehr seitwärts, so daß er seinen rechten Fuß weit vorausseţt, so kann man auch seine auswendige Blöße benutzen, und umgekehrt, wie vorher verfahren, nehmlich seine rechte Schulter an sich

ziehen, und ihn links etwas rücklings überbiegen, indem man mit der rechten Hand seine linke Schulter wegdrückt.

Wenn Beide an Kräften und Größe ziemlich gleich sind, so wird der Sieg auf diese Weise oft unentschieden bleiben, daher werden von beiden Seiten allerlei Finten und Kunstgriffe angewandt, um den andern zu überwältigen. Man thut, als ob man den Gegner nach der linken Seite hinwerfen wollte, und indem er nun mit seiner ganzen Kraft nach der rechten Seite hin widerstrebt, zieht man ihn so mit einem starken Rucke nach eben dieser Seite zu Boden. So auch umgekehrt. — Man drängt ihn zurück und sucht ihn dadurch zu verleiten, sich stark vorzulegen, sobald er dieses thut, zieht man ihn schnell nach sich, indem man zur Seite tritt, um ihn neben sich niederfallend zu machen. — Man drückt ihn auf die linke Seite, plötzlich aber wieder auf die rechte, und tritt mit dem linken Fuße um seinen rechten herum, damit man ihm in den Rücken komme. — Wenn dieses gelingt, so hat man den größten Vortheil über den Gegner erlangt, und man kann ihn dann entweder um den Leib oder in den Ellenbogen fassen, oder sonst z. B. hinten am Hosengurte, ergreifen und niederwerfen. — Man sucht des Gegners Arme am Handgelenke (an der Schwäche) zu ergreifen, drängt ihn zurück, und sucht ihn so von vorn her um den Leib zu fassen, und in die Höhe zu heben. Hat man seine Arme in der Gewalt, so ist er so gut wie wehrlos, und hat man seine Füße vom Boden gelüftet, so ist er so gut wie überwunden. Diese und andere ähnliche Kunstgriffe und Finten gehören zu den erlaubten im Ringen zur Uebung, weil sie ohne Gefahr dem andern Schaden zu thun, geschehen können.

Viele andere z. B. mehrere Arten, dem Gegner ein Bein unterschlagen, oder seine Arme zu verdrehen, oder ihn mit dem Kopfe zu unterlaufen, mit dem Fuße zu stoßen, ihn auf den Fuß zu treten, und zurück zustoßen, sind zu den niedrigen und gefährlichen Kunstgriffen zu zählen. Sollte der Gegner ein Bein unterschlagen, so muß man schnell caviren, d. h. das Bein über das seinige hinüber heben, um dem Stoße auszuweichen, der dann Jenem selbst den Fall znziehen kann. Die Ringeübungen müssen auf weichem Boden, auf Rasen oder Sand angestellt werden. Man macht vorher aus, ob der einmalige Fall überhaupt, oder der Fall auf den Rücken allein oder zwei- oder dreimaliger Fall den Sieg entscheiden, ob der bloße Fall den Kampf endigen soll, oder man ihn noch am Boden so lange fortsetzen will, bis der eine außer Stand ist, sich weiter zu wehren, welches letztere die Ἀνακλινοπαλη der Alten war.

Gutsmuths widmet dem Ringen ebenfalls die größte Beachtung, seine Ansichten hierüber sind folgende: Der Widerwille gegen diese treffliche gymnastische Uebung, die Tertullian ein Geschäft des Satans nennt*), ist alt, weil man sehr früh anfing sie zu übertreiben, um sie zu einem grausamen, aber unterhaltenden Schauspiele für die Zuschauer zu machen. Die Meinungen über dieselbe sind daher bei den Alten sehr getheilt. Galenus verwirft sie ganz, und will sie aus gut eingerichteten Staaten verbannt wissen**). Er selbst war

---

*) Palestrica diaboli negotium est. Primos homines diabolus elisit, ipse gestus colubrina vis est tenax ad ocupandum tortuosa ad obligandum, liquida ad elabendum. Tertullian.

**) Ad Trasibulum. C. 41.

Aufseher über die gymnastischen Uebungen in Rom, trieb selbst Gymnastik, und verrenkte sich im 35sten Jahre die Schulter. Das Athletenwesen lernte er hier sehr genau kennen. Sein ganzer Geist ist mit Abscheu gegen die Athleten angefüllt, und bei keinem Alten findet man diese Gattung von Leuten, die doch unstreitig auch einen sehr guten Einfluß auf den Geist der Nation hatte, so schwarz geschildert als bei ihm. Sie verdienen das größtentheils, und wir stimmen ihm in dem, was er über ihre Art des Ringens sagt, vollkommen bei, es scheint aber, daß er die Uebertreibung von der natürlichen Uebung selbst, besser hätte unterscheiden, jene der Verachtung Preis geben, und diese empfehlen sollen. Clemens Alexandrinus*) verachtet das Ringen, aber er empfiehlt es zugleich, wenn man es als Stärkung des Körpers und der Gesundheit gebraucht. Man sieht, daß er die Sache unpartheiischer und daher auch richtiger angesehen hat. Aus den Uebertreibungen einer Sache folgt nicht, daß sie an sich selbst verachtungswürdig oder schädlich sei, und wenn es möglich ist, das Ringen als ein Mittel zu gebrauchen, welches die Gesundheit stärkt, den Körper robust und geschickt macht, den Muth hebt, wenn es dabei nicht nothwendig ist, in jene Uebertreibungen zu verfallen, oder den Charakter der Jugend eine falsche Wendung zu geben, so bleibt es auch für uns noch schätzbar. — Meine Erfahrung bestätigt dies alles; ich nehme daher gar keinen Anstand, diese Uebung zu empfehlen, aber ich hoffe, man wird mich verstehen, daß ich sie bloß unter der Voraussetzung empfehle, sie nie zu übertreiben. Der Nutzen des gut eingerichteten und gemäßigten Ringens erstreckt sich

*) Paedagog. III. C. 10.

auf den ganzen Körper, alle äußeren Glieder werden dadurch geübt, alle Muskeln werden angestrengt, die Brust nicht wenig gestärkt, und der Umlauf der Säfte ungemein befördert. Wenn es übrigens ausgemacht ist, daß wir den Geist des Knaben mit Geduld, Standhaftigkeit und Muth ausrüsten sollen, so ist keine Uebung bequemer dazu, als das Ringen.

Die Schilderung, welche der genannte Schriftsteller von einem Ringen, wie es in gegenwärtiger Zeit wohl Mode ist, entwirft, trägt zwar nicht den Charakter einer wissenschaftlichen Darstellung, ist aber wohl geeignet, uns einen Begriff von seiner lebendigen Anschauungsweise zu geben. — Seine Schilderung möge daher eine Stelle hier finden: „Das Wetter ist angenehm, die Luft mit stärkender Frühlingskühle gemischt, in allen Nerven und Muskeln regte sich der Geist der Thätigkeit, mehr als jemals, und hier und da sieht man einige spaßhafte Gefechte. Knabe und Knabe, Jüngling und Jüngling prüfen unaufgefordert ihre Kräfte an einander, nirgend eigentliche Erbitterung, überall Fröhlichkeit. — Die natürlichste Art des Ringens. Nur der strenge Orbil wird sie für unsittliche Raufereien erklären. Entfernt ihn von der Jugend, er ist zum Umgange mit ihr nicht gestimmt.“ Könnte der Gymnast die Augen jetzt überall haben, um jeden kleinen Zwist, den bald dieser bald jener Zufall unter den Ringenden endlich hervorbringen muß, zu verhüten, und könnte er Gleich zu Gleich gesellen, so bedürfte es weiter keiner besondern Veranstaltung. Allein dies ist bei einer nur etwas zahlreichen Gesellschaft junger lebhafter Personen nicht möglich. Jetzt ist es Zeit, ein förmliches Ringen zu veranstalten. „Er fordert sie auf: Wer

will ringen? — Allen funkeln die Augen. Ich! ich! — Wer sich seitwärts schleicht, den lasse er, denn die Sache soll mit Vergnügen geschehen, soll den Körper üben, ohne den Geist zu erbittern. Das erste Paar tritt hervor. Der Gymnast kennt ihre Kräfte, er beurtheilet im Stillen, ob sie sich zusammenpassen; sonst weiß er die Wahl umzukarten. Man giebt ein verabredetes Zeichen, und der Kampf beginnt. Jetzt zu seiner Beschreibung. „Ich habe schon mehrmals gesagt, daß wir unsere Knaben weder zu alten Athleten, noch zu neueren Raufbolden, sondern zu kraftvollen Jünglingen und Männern erziehen wollen, wir müssen folglich alles Athletische aus dem jugendlichen Kampfe entfernen, und nur das beibehalten, was auf eine unschädliche Art den Leib stärken und den Geist muthvoll machen kann. Das, was ich daher beschreiben werde, sind keine ernstliche Schlägereien, sondern jugendliche Uebungen, die ich seit zwei Jahren genau untersucht, und nicht nur ganz gefahrlos, sondern auch höchst vortheilhaft gefunden haben. „Zwei Menschen fassen sich mit Händen und Armen fest, und suchen sich zu überwältigen. Was hier geschehen kann, ist zu handgreiflich, als daß wir nöthig hätten, den dabei gebrauchten Kunstgriffen der Alten nachzuspähen. Unsere Jugend soll sich dabei auf keine große Kunst legen, sie verlasse sich mehr auf natürliches oder nach und nach erlerntes Geschick und auf wahre Stärke. Bei dergleichen Angriffen sind folgende Fälle gewöhnlich. 1) Man drängt den Gegner zurück. 2) Man hebt ihn vom Boden. 3) Man wirft ihn nieder. Hieraus bilde ich folgende Arten des Ringens. Der leichte Kampf besteht blos im Fortdrängen des Gegners, und es darf dabei nie niedergeworfen werden. Der regelmäßige Griff besteht hierbei in einem Zusammen-

schränken der Arme. Die Sache ist so: die Gegner haben beide vollkommen gleiche Vortheile, wenn sonst der Boden horizontal und gleichartig ist. Sie behalten diese Lage nicht immer. **A** drängt sich mit der Seite seines Körpers an **B** an, und versucht alle Kräfte, ihn von der Stelle zu bringen ꝛc. Das findet sich alles von selbst. Einen Hauptvortheil gewinnt er aber über **B**, wenn er im Stande ist, ihm in den Rücken zu kommen, und seine Arme von hinten her zu fassen. Beides ist bei ziemlich gleichmäßiger Stärke der Ringenden wirklich schwer; jenes erfordert viel Schnelligkeit, dieses viel Kraft. Sicherer ist es, beides mit einander zu vereinigen, und es ganz unvermuthet abzuwenden.. Der halbe Kampf. Erste Art. Die Hauptsache besteht darin, den Gegner zu umfassen und ihn vom Boden, so viel es sein kann, aufzuheben. Wenn sich beide wohl in Acht nehmen, so dauert es lange, ehe einer den andern faßt, denn jeder thut alles Mögliche, den Gegner abzuhalten, damit er ihn mit den Armen nicht umspanne. Der Anfang wird daher gewöhnlich mit dem eben beschriebenen leichten Kampfe gemacht; man drängt sich so lange vor- und rückwärts, bis sich Gelegenheit zeigt, den Gegner zu umfassen, und ihn dann aufzuheben, der vortheilhafteste Griff ist der, wenn man den Gegner von hinten umfaßt, und ihn so fest hält, weniger sicher ist es, ihn von vorn zu nehmen, denn er kann hier noch immer seine Hände gegen uns stemmen, den Leib einbiegen, und so entschlüpfen, ehe er gehoben wird. Sehr vortheilhaft scheint es zwar, die Arme des Gegners zugleich mit zu umfassen, denn alsdann ist er wie eingewickelt, aber er kann sich dann auch leichter losmachen. Zweite Art, sie läuft fast

auf dasselbe hinaus. A läßt sich von B freiwillig um die Mitte des Leibes fassen, B schlägt beide Arme und Hände um ihn fest, und A muß suchen los zu kommen. Dies wird er am besten dadurch zu Stande bringen, wenn er seine Hände und Unterarme zwischen seinem Leibe uno des B, Armen durchsteckt, und dann dessen Hände auseinander drängt.

Macht sich A los, so ist er Sieger, im andern Falle ist es B. Diese Uebung ist zur Stärkung aller Muskeln, besonders des Rückens sehr zweckmäßig *). — Ich kann diese beiden höchst unschuldigen Arten des Ringens 1) und 2) nicht genug empfehlen, sie entsprechen ganz vorzüglich dem, was wir unter Gymnastik verstehen und können auch da geübt werden, wo kein weicher Boden ist. 3) und 4) Der ganze Kampf und der verdoppelte Kampf haben das Niederwerfen mit einander gemein. Dies kann auf sehr mannigfaltige Art geschehen. Alle jungen Leute finden das leicht von selbst, daher ist es unnöthig, hier besondere Handgriffe anzugeben. Beide Arten beginnen etwa so, wie die beiden vorigen. Einer bemüht sich den andern zu umfassen, um ihn dann niederzulegen, der andere ist in dem Augenblicke auf seiner Hut, um sich nicht fassen zu lassen. Beide verfahren unausgesetzt, bald angreifeno, bis einer das Uebergewicht über den andern erhält, und ihn niederwirft. So weit stimmen beide Arten völlig mit einander überein, vom Augenblicke des Niederwer-

*) Galenus redet von dieser Uebung: de sanit. tuend. L. 2. c. 9. Robur partium tum exercet, tum firmat, si quis alterum complexus medium, aut etiam ipse medio comprehensus manibus digitisque pectinatim iunctis aut quem complectitur, absolvere se iubeat, aut ipse se a complectente solvat.

fens aber werden sie auf folgende Art verschieden. „Beim ganzen Kampfe kommt es darauf an, den Gegner nicht wieder aufstehen zu lassen, sondern ihn so lange fest zu halten, bis der Augenschein lehrt, daß er nichts mehr machen könne, oder bis er selbst sagt: genug! Um dieses zu bewerkstelligen, wird so verfahren: A (der Sieger) muß den B am Boden auf dem Rücken zu halten suchen. In dieser Absicht kniet er so nieder, daß B zwischen seinen beiden Schenkeln und Knien liegt, zu gleicher Zeit hält er die Oberarme des B fest, und drückt sie an den Boden nieder. In dieser Lage wird B nicht viel mehr machen können. Noch besser ist es, wenn A oberhalb des Kopfes seines Gegners niederkniet; ich meine so, daß er das Gesicht desselben verkehrt sieht, und in dieser Lage die Oberarme des Gegners ergrift, und sie niederdrückt. Für B ist in diesem Falle, daß er niedergeworfen wird, nichts besseres zu thun, als sich auf den Bauch zu bringen, auf Knie und Hände zu stützen, und den reitenden Gegner so von sich herunter zu schaffen." Bei dem verdoppelten Kampfe kommt es blos darauf an, seinen Gegner zwei bis drei Mal nieder zu strecken, und es ist nicht nöthig, ihn am Boden zu erhalten. 5) Der zusammengesetzte Kampf ist von allen der schwerste; denn bei allen jenen Arten war das bestimmt, was geschehen sollte, jeder wußte, worauf der Gegner es anlegte, aber hier ist es nicht so. Alle vier Kampfarten vereinigen sich zur fünften. Beide Ringenden legen es unaufhörlich darauf an, sich fortzudrängen, vom Boden zu heben, niederzuwerfen, am Boden fest zu halten, ohne daß der Gegner es weiß, was der Andere in diesem Augenblicke vorzunehmen willens ist, er muß folglich seine Achtsamkeit und Geistesgegenwart, sein Geschick, seine Kraft verdoppeln,

um ihm die gehörigen Paraden augenblicklich entgegen zu setzen. Wer zuerst ermattet, ist des Sieges verlustig.

Vorsichts- und Uebungsregeln. a) Der Boden sei weicher, feuchter Rasen, noch weit besser ist tiefer Sand. b) Die Ringenden legen vorher alle überflüssige Kleidung ab. Alle harten Sachen werden aus den Taschen genommen; Steine müssen vom Kampfplatze entfernt werden. c) Der Gymnast weiß die Ringenden zuvor in die Stimmung zu versetzen, die alle Erbitterung entfernt. d) Nichts ist leichter, als das, wenn man mit vernünftigen jungen Leuten zu thun und Achtung bei ihnen hat, wenn man zu dieser Uebung Niemand nöthigt, sondern blos freiwilligen Zutritt verstattet. e) Die Ringenden treten einige beliebige Schritte auseinander. Der erste Angriff, welcher auf ein gegebenes Zeichen geschieht, sei nicht hitzig, vielmehr nur ein bloßes Spiel mit den Händen, das darauf angelegt ist, den vortheilhaftesten Griff zu erhalten. Man halte strenge auf diese Regel, sonst prellen die Ringenden zu heftig gegen einander. f) Er darf nie bloß am Zeuge, noch weniger an den Haaren, sondern immer nur am ganzen Leibe, oder seinen Gliedern angefaßt und gehalten werden. Hals und Kopf bleiben so viel als möglich verschont. Stöße und Schläge sind durchaus gegen die Gesetze dieser Uebung. g) Ueber die jedesmalige Entscheidung des Sieges, finde ich noch Folgendes hinzuzusetzen. Bei dem leichten Kampfe muß das Fortdrängen so lange geschehen, bis der Gegner gar nicht mehr Stand halten kann. Bei dem halben Kampfe ist ein kurzes Aufheben nicht genug, sondern der Gegner muß so völlig festgehalten werden, daß er nichts mehr machen kann. Bei dem verdoppelten Kampfe läßt der Ueberwinder von dem

Niedergestreckten sogleich Hand ab, wenn er liegt. Man giebt ein Paar Minuten Zeit. Beide erholen sich, und der Kampf beginnt von Neuem, wie vorher. Es kommt zum abermaligen Niederwerfen, liegt jetzt der erste nieder, so ist der Sieg für seinen Ueberwinder entschieden; im Gegentheile aber, ist Gleichgewicht da, und es komme auf beide Partheien an, ob sie den Sieg theilen wollen oder nicht. Im ersten Falle ist der Kampf geendigt, im zweiten wird er erneuert. Der Gymnast aber, welcher die körperliche Festigkeit beider, ihre Kampflust und den bisherigen Grad der Anstrengung kennt, entscheidet, ob es gleich jetzt, oder zu einer andern Zeit geschehen soll. Durch den dritten Gang wird endlich dieser handgreifliche Proceß entschieden, und dem zweimaligen Ueberwinder zuerkannt. h) Wer seinen Gegner niederwirft, ohne selbst niederzufallen, oder auch nur mit dem Knie oder der Hand die Erde zu berühren, ist sogleich Sieger. i) Daß der Gymnast mit seiner ganzen Achtsamkeit zugegen sein müsse, brauche ich wohl nicht anzuführen. Die im Kreise herumstehende Gesellschaft macht das Publikum und zugleich das Tribunal. Sie ist's, welche Beifall klatscht, aufmuntert oder erinnert. Mehrheit der Stimmen entscheidet in streitigen Fällen den Sieg. 6) Das Ringen um einen Apfel oder Stab. Um besonders den Händen die Kraft zu verschaffen, sich fest zu schließen, wird ein Apfel etwas Aehnliches hinein gefaßt. Einer macht den Versuch ihn dem Andern heraus zu winden. Diese Gymnastik der Faust ist sehr alt. Milon übte sie sehr fleißig, bald ließ er den Versuch machen ihm die geschlossene Faust zu öffnen, bald nahm er einen Apfel in die Hand und bot sie zum Eröffnen dar *). Will man die Arme

*) Galen. a. ang. D. Malum punicum, aut tale quippiam manibus complexus, auferendum cuivis praebebat.

etwas in Anspruch nehmen, so wählt man, statt des Apfels einen glatten, runden, 3 bis 5 Fuß langen Stab. Die Entscheidung des Sieges ist nicht abzusehen."

Zu den Turnübungen gehören ferner die Reifübungen. Der Reifen besteht in nichts als einem leichten Tonnenband, welches einen solchen Durchmesser haben muß, daß der Turner es bequem zwischen den Füßen durchrollen lassen kann. Der Turner faßt den Reifen mit beiden Händen einige Zoll weit auseinander und schlägt ihn zuerst von vorn nach hinten nnter den Füßen weg, und dann über den Kopf, dann übt er die entgegen gesetzte Bewegung. Dies kann sowohl im Stehen, als im Laufen geschehen, und zwar entweder im Galopp oder im Trab, je nachdem beide Füße zugleich oder nur einer durchspringen. Wenn die eine Hand den Reifen seitwärts hoch hält und der Reifen unter den Füßen durchgeschlagen wird, so nennt man dies einen halben Durchschlag seitwärts, ein ganzer Durchschlag seitwärts ist dies, wenn der Reifen ganze Umschwünge macht und entweder zuerst unter den Füßen durch, und dann über den Kopf oder umgekehrt geschwungen wird.

Aehnlich ist der Sprung im Seile, welches etwa ein halb bis dreiviertel Zoll stark sein muß, und nur so lang, daß, wenn der Turner in der Mitte darauf tritt, die beiden Enden bis an die Hüften reichen, bei dem Durchspringen und Durchschlagen können wegen der Biegsamkeit des Materials mehrere Abänderungen gemacht werden, welche man einfachen, gekreuzten oder doppelten Durchschlag und Drehung nennt. Man thut wohl, die verschieden Uebungen nach einer gewissen Reihenfolge und Abwechselung zu veranstalten.

Wichtig sind zunächst auch die Uebungen im langen Seile, welches von einem Andern geschwungen wird. Es ist ungefähr dreiviertel Zoll stark und 16 bis 20 Fuß

lang, und wird an einem Pfahl oder Baume, ohngefähr 3½ Fuß hoch vom Boden, mit dem einen Ende befestigt, das andere Ende ergreift ein Turner mit der Hand und bringt nun durch eine leichte Drehung derselben das Seil in eine rundumschwingende Bewegung, dergestalt, daß das Seil nahe an der Erde vorüberstreift, hauptsächlich kommt es dabei darauf an, daß der Schwinger es verstehe, demselben bald eine langsamere, bald eine schnellere Bewegung je nach Erforderniß zu geben.

Die Uebungen bestehen darin, daß der Turner vorwärts, rückwärts oder seitwärts an der Mitte des Seiles steht, welches nun unter den Füßen weggeschwungen wird, indem der Turner jedesmal in die Höhe springt, um das Seil hindurch zu lassen. Eine andere Uebung ist die, daß er, indem das Seil abwärts von ihm gedreht wird, den Augenblick wahr nimmt, wo es ihm am nächsten ist, und dann hinter demselben herläuft, so daß es vor ihm her geht, und ihm Zeit läßt, darunter hinweg zu kommen.

Ebenso kann der Turner mit einem Anlauf das Seil, welches ihm entgegengedreht wird, überspringen und zwar so, so daß er den Ansprung macht, wenn das Seil am höchsten ist; während nun der Aufsprung geschieht, kommt das Seil der Erde nahe und in diesem Augenblick setzt der Turner darüber fort. Er kann ferner auf der Niedersprungsstelle stehen bleiben, das Seil einige Mal unter sich durchgehen lassen und dann rückwärts hinauslaufen. Es giebt noch verschiedene andere Stellungen und Abwechselungen des Sprunges, der sowohl von einem Einzelnen, als von mehreren hintereinander riegenweis ausgeführt werden kann. Es muß dem Lehrer überlassen bleiben, die verschiedenen Combinationen anzuordnen und den Reifsprung, den Sprung in kurzen und den im langen Seile mit einander zu verbinden.

In einem Anhange zählt das Turnbuch Jahns noch 27 verschiedene Uebungen auf, die außer den eben besprochenen Hauptübungen die Turner beschäftigen können. Diese sind 1) das Ueberspringen einer mit der Hand gehaltenen kurzen Ruthe, eines Stabes oder der zusammengehaltenen Hände. 2) Die ganze Drehung um die Achse und mehr, beim Sprung auf der Stelle. 3) Das Setzen und Aufstehen ohne Gebrauch der Hände, entweder mit gekreuzten Beinen, oder mit einem gestreckten Beine und aus der lang hingestreckten Lage des ganzen Körpers. 4) Das Ohrfassen mit einer Hand und das Durchschleifen des entgegengesetzten Armes. 5) Das Berühren der Stirn mit dem Fuße; das Legen des Fußes in den Nacken. 6) Das Umfassen des Hinterkopfs mit Arm und Hand bis zum Kinn und weiter. 7) Das Herausziehen eines Messers, welches neben dem kleinen Zehen im Fußboden steckt, wobei die entgegen gesetzte Hand hinter den Füßen herumgreift und diese fest und geradeaus stehen bleiben. 8) Das Aufheben eines vor Einem liegenden Gegenstandes, wenn die Fersen nur wenige Zoll von einer Wand stehen. 9) Das Berühren der Erde mit den Fingern, wenn die Knie ganz gestreckt bleiben. 10) Ein Stück Geld oder dergleichen in der Entfernung von etwas weniger als der eigenen Leibeslänge mit dem Munde von der Erde aufnehmen, ohne diese mit dem Leibe zu berühren, also gestreckt. 11) Bückkreiseln *). Man faßt mit einer Hand das Ohrläppchen der andern Seite, nimmt in die freie Hand einen hölzernen Teller, Scheibe ꝛc., streckt den Arm und bückt sich so weit vorn über, daß das in der Hand gehaltene auf der Erde streichend, einen Kreis beschreibt. Nach etwa

*) Bückkreiseln und Quernen sind eine gute Mithülfe, um schwindelfest zu werden.

dreimaligem Umkreiseln richtet man sich in die Höhe, läßt das Ohrläppchen los, hält den Teller mit dem Arm wagerecht, und versucht gerade aus zu gehen. 12) Die Quern. Ein Paar Gleichgroßer und Gleichschwerer tritt auf einen ebenen Platz sichtswärts gegen einander, schließt die gestreckten Füße, stellt sie gegenseitig Zehen an Zehen, streckt Arme und Hände aus, so daß letztere einhäckeln, wobei einer die Unterhand, der andere die Oberhand hat. Nun quernt das Paar entweder links oder rechts herum, und darf sich während des Quernens nicht loslassen. 13) Das steife Anlehnen an eine Wand, in immer schrägerer und weiterer Richtung und Lage und das steife Abstoßen aus dem Kreuz und Nacken im Stande, wobei die Arme am Leibe gestreckt gehalten werden. 14) Man setzt sich auf etwas Rundes, Walzen- oder Kugelförmiges, z. B. steinerne Flasche (Krucke) ꝛc., streckt die Beine nach vorn über einander, so daß nur ein Absatz den Boden berührt (leichtere Art). Zweite Art (die schwerere). Die Beine werden über einen Stock gekreuzt, der mit seinem Unterende auf dem Fußboden, und mit dem Oberende auf dem Schooß liegt. In dieser Haltung nimmt man nun allerlei vor: Nadel einfädeln, ein Licht am andern anzünden, seinen Namen auf ein Blatt schreiben, sprechen mit Begleitung von Handgebärden, aus einem Becher trinken, ohne sich zu begießen, oder etwas zu verschütten. 15) Das Knicken der Handgelenke mit verschränkten Fingern und gegen einander gestützten Ellenbogen; nur bis zum Nachgeben der Handgelenke, nicht aber der Finger. Das Knicken kann geschehen, a) einhändig, links gegen links, links gegen rechts, rechts gegen rechts, b) beidhändig, hier werden die Finger gegenseitig so verschränkt, daß die rechte Hand des Einen gegen die linke Hand des Andern kommt, und ebenso umgekehrt. Ueberhaupt linke Hand gegen rechte und

rechte gegen linke. Man macht zwei Gänge, damit jeder die Daumen einmal auswendig haben kann. 16) Das Schmitzen. Erste Art: muß umzechig, Schmitz um Schmitz geschehen. Man pflegt dabei wohl die ganze Buchstabenreihe nach ihrer Folge durchzuschmitzen, so daß der Erste (Anschmitzer) bei dem Schmitzgeben A, und ner Andere, sobald er seinen Schmitz giebt, B sagt. Zum Schmitzempfangen muß jeder Zeige- und Mittelfinger wagerecht gestreckt halten. Wer abzieht, ist überwunden, dagegen kommt der Fehlschmitz dem Stillhaltenden zu Gute.

Zweite Art. Hier hat einer beide Hände oben (Oberhand), der andere beide Hände unten (Unterhand). Die beiden vorderen Fingergelenke werden gegenseitig etwas einwärts gebogen, so daß sich die Fingerspitzen an den hinteren Fingergelenken gegenseitig berühren. Die Unterhand fängt an, oder hat das Anschmitzen. Eine Hand oder beide Hände schnell unten hervorgezogen, gekehrt, und dann mit der Fläche auf die Außenseite der Hände des Gegners geschmitzt. Das Schmitzen kann einfacher Schmitz, Doppelschmitz und Kreuzschmitz sein. 17) Das Knöchen. Zwei stellen sich seitwärts gegen einander, in dem Maaß, daß Jeder den ausgestreckten Unterarm des Andern bequem mit der Faust erreichen kann. Jetzt biegt Jeder seinen Kampfarm etwas seitwärts. Die Fäuste werden geballt. Der Ruharm wird wagerecht vor den Bauch gelegt, und darf auf keinerlei Weise gebraucht werden. Der Eine hält nun zuerst seinen gebogenen Unterarm ziemlich wagerecht hin, daß der Andere ihn mit der Faust treffen (knöchen) kann. Dem, der seinen Arm hinhält, steht frei durch Bewegung des Armes die Faust des Gegners aufzufangen, auch mit dem Ellenbogen; nur Abziehen gilt nicht. Doch muß das Knöchen mit ruhigem Hinhalten des Armes und Aushalten des Knöchs zuerst geübt wer-

den; die geballte Faust knöcht aber stets flach (mit dem Mittelgliede der vier Finger) nie scharf (mit den Mittelknöcheln derselben). So wie der Eine geknöcht hat, hält er seinen Unterarm wieder dem Anderen hin; denn das Knöchen geschieht umzechig oder wechselweise (Knöch um Knöch). Wer die mehrsten Knöchen aushalten oder austheilen kann, ist Sieger. Keiner darf beim Knöchen ausfallen, sondern muß das Maaß halten. Nur Gleichgroße und Gleichstarke dürfen gegen einander knöchen *).

18) Armproben. a) Armstreifen und Beugen. Einer streckt seinen gestreifteu Arm aus, so daß er nicht völlig wagerecht liegt, sondern sich etwas endwärts senkt, wnbei er die Faust ballt. Der Andere so den gestreckten steifen Arm beengen will, faßt ihn oberhalb des Handgellnkes mit seiner entgegengesetzten Hand von Außen im Angriff. Also ist der rechte Arm steif gestreckt, so muß der Beuger mit seiner linken Hand fassen, und wäre es der linke Arm, mit der rechten. Der Beuger muß alle Mal auf der Außenseite des steif gestreckten Armes stehen, die andere Hand legt er über die Hand des steif gestreckten Armes, so daß jeder Finger auf den nehmlichen Finger kommt, und der Daum den Daum kreuzt. Nun

*) Schmitzen und Knöchen machen den Uebergang vom Scherz zum Ernst, und müssen daher immer mit Vorsicht und Aufsicht getrieben werden. Bei den andern Turnkämpfen ist es nicht wie hier Zweck, dem Gegner Schmerz zu verursachen, und ihn dadurch zu überwinden. Es ist aber höchst nothwendig, daß der Turner über den Schmerz Herr wird, und ihn im Kampfe mit Anstand und Würde, ohne Murren ertragen lernt. Schmitzen und Knöchen gewöhnen an Ertragung von leichtem Schmerz, an Ueberwindung des Unmuthes bei unangenehmen Gefühlen, zum Aushalten und Ausharren bei einer mit Schmerz verknüpften Anstrengung.

sucht man durch kräftigen Druck auf die geballte Faust und festen Widerhalt mit der andern Hand, das Handgelenk zu beugen, worauf der Arm auch im Ellenbogengelenk nachgiebt. Das Beugen darf nur mit gleichmäßigen Druck und Widerhalt geschehen, niemals durch Ruck und Zuck, was gefährlich ist. b) Armstützen und Stürzen. Zwei setzen sich an einen überreichbaren Tisch gegenüber, stützen jeder einen und den nehmlichen Ellenbogen, entweder den rechten oder den linken auf den Tisch, so daß sich Unterarm und vorausgestreckte Hand vorüber neigen. Beide legen nun die Druckhände fest in einander (Handeln) und suchen durch ebenmäßigen Dauerdruck von Innen nach Außen des Gegners Arm niederzudrücken (zu stürzen). Rucke und Zucke dürfen dabei nicht stattfinden, die Ruhhand bleibt unter dem Tisch, und wird auf den Schenkel der nehmlichen Seite gestützt. Es muß zwiefach geübt werden, links gegen links, rechts gegen rechts. c) Armstraffen und schlaffen. Bauch etwas eingezogen, die Arme wagerecht vorgestreckt, daß sie mit dem Leibe eine sechseckige Zelle bilden, wobei sich die Spitzen der Mittelfinger berühren. Der Straffer darf seine Arme nicht nahe an seiner Brust haben. Das Schlaffen muß ohne Ruck, blos durch Ziehen geschehen. Der Schlaffer faßt die Arme des Straffers neben dem Handgelenke im Aufgriff. 19) Schulterübungen. a) Das Zusammenschlagen der Ellenbogen, 1) vorwärts — wobei der Rücken der Hände gegen die Seite gesetzt wird, 2) rückwärts, b) das Zusammenschlagen der Hände mit wagerecht ausgestreckten Armen. 1) Die Hände schlagen vorn mit der Fläche und hinten mit dem Rücken zusammen. 2) Die Hände schlagen vorn mit dem Rücken und hinten mit der Fläche zusammen, c) die Arme hängen senkrecht mit dem Rücken der Hand nach vorn, und werden nun vor-

wärts in die Höhe, und so weit als möglich zurück bewegt, dann eben so hinab und nach hinten hinauf; also in einer senkrechten Ebene, in dieser haben die Schultern etwas weniger Freiheit, als in der wagerechten. d) Das Radschlagen der gestreckten Arme. Die Arme werden aufwärts bewegt, wie vorher, dann aber nach hinten gedreht, und herabgeworfen, wieder gehoben ꝛc. alles so viel als möglich in der senkrechten Ebene. Alle diese Bewegungen werden von beiden Armen zugleich ausgeführt. 20) Die Rückwippe. Das Rückheben Zweier, die sich mit dem Rücken gegen einander stellen, und die Arme in einander schlingen. 21) Das Handeln auf der Erde. a) Aus dem Sitz auf der Erde sich auf den Händen in die Schwebe heben, und dann forthandeln. (Beine gestreckt nach vorn) vorwärts und rückwärts. b) Aus der Stellung zum Sitzhocken die Hände zwischen den Knien auf die Erde setzen (die Knie daran klemmend) sich in die Schwebe heben und forthandeln vorwärts und rückwärts. — 22) Der Sprung gegen die Wand, mit Uebertritt des andern Fußes und Drehung beim Niedersprung (Rücken wandwärts). 23) Das Hinanlaufen an einer Wand mit Drehung beim Niedersprung. 24) Das Stabwinden. Die Hände fassen den Windestab, wie beim Stabspringen, und setzen ihn fest gegen die Erde. Wenn die rechte Hand oben ist, tritt der linke Fuß über den rechten fort, der Turner dreht und biegt sich rückwärts mit Kopf und Leib unter dem Stabe durch, und eben so zurück. Je tiefer die Hände, desto schwerer. 25) Das Uebersteigen des Stabes. Der Stab ist dünn und etwa 3 Fuß lang. a) Erste Art: 1) Haltung hinter dem Rücken, Däume nach außen. 2) Wende über den Kopf nach vorn (Vorwende).

3) Durchsteigen mit beiden Füßen. 4) Rückwende des Stabes. b) Zweite Art: 1) wie bei a). 2) Wie bei a). 3) Uebertritt von vorn nach hinten um einen Arm, mit dem rechten oder linken Fuß. 4) Wende über den Kopf mit der linken oder rechten Hand. 5) Rücktritt mit dem rechten oder linken Fuß. 6) Rückwende. 26) Durchsteigen. Erste Art (oder die leichtere). Beide Hände werden flach, auf die vorderen Ecken des Schenkels oder Stuhles gestützt, die Arme gesteift, worauf der Turner erst mit dem einen Fuß durchsteigt, und sobald er diesen auf die Erde gesetzt hat, den andern nachholt. Die Hände dürfen nicht gelüftet werden, sondern müssen fest auf den Ecken bleiben, auch muß der Sitz des Schämels oder Stuhles eigentlich gar nicht, oder doch nur sehr leise von der Sohle gestreift werden. Dies gilt vom Vor- und Rückdurchsteigen. Der Turner kann anfangen und enden: 1) An der linken Seite des Schämels oder Stuhles stehend. 2) An der rechten. Zweite Art (oder die schwerere). Die eine Hand wird auf eine Vorderecke flach gestützt, die andere übereck in der Gehre (wälsch Diagonale) auf die Hinterecke: 1) Linke Hand auf der Vorderecke. 2) Rechte Hand auf der Vorderecke. 27) Das Sillen, eine lustige scherzhafte Uebung. Sillzeug ist der Sillbaum, eine wenigstens 4 Fuß lange runde Stange, die 4 — 5 Fuß hoch über die Erde auf zwei Ständern oder an Bäumen befestigt wird. Sillgeräth: Sillseil, ein Seil von 15 bis 20 Fuß Länge und ein halb bis dreiviertel Zoll Stärke. Sillpflock: ein hölzerner Pflock von 2 Zoll Länge, der in ein kleines Loch oder Spalte an der untern Seite des Sillbaumes lose gesteckt wird. Die Sillübung. Das Seil wird so über den Sillbaum geworfen, daß er

jenseits in einem Bogen beinah bis zur Erde hängt, die beiden Enden hängen diesseits zu beiden Seiten des Sillpflockes. Der Siller tritt nun mit einem Fuße in den Bogen des Seiles und faßt die Enden mit beiden Händen; bringt nun den andern Fuß neben dem erstern hindurch, zieht sich durch Anziehung der Seilenden in die Höhe und schlägt mit dem freien Fuße den Sillpflock heraus, zieht dann den freien Fuß wieder durch das Seil zurück, und läßt sich langsam zur Erde nieder. Sobald der Siller nicht mit Geschick zu Werke geht, und darin etwas versieht, fällt er herunter; an sich ist die Uebung leicht. Da nun das Fallen oft geschieht, so muß der Sillbaum nicht höher als beschrieben ist, und die Erde unter ihm weich und aufgelockert sein. Man kann links und rechts sillen, je nachdem man mit dem linken oder rechten Fuße den Sillpflock herausschlägt. Man kann dabei auch beide Enden des Seiles mit einer Hand fassen, oder den Pflock nach dem Herausschlagen wieder aufnehmen und hineinstecken, und mehrere dergleichen Veränderungen machen.

Die Turnspiele, welche, wie wir schon oben gesehen haben, wesentlich mit zu den Turnübungen gehören, wenigstens in den Abschnitt der Turnzeit, den wir mit Turnkühr bezeichneten, sind ebenfalls unter Aufsicht und nach Anordnung des Lehrers abzuhalten und in geordneten Massen der Reihe nach vorzunehmen. Eiselen verweist die Turnspiele in den achten Turntag. Sowohl er als Jahn haben die Zahl derselben sehr beschränkt und nur die aufgenommen, bei welchen durchaus kein anderes Interesse als das der frischen, fröhlichen Bewegung, durch welche sich der Körper kräftigt und die jugendliche Seele aufheitert, bewähren. Streng ausgeschlossen sind alle die,

bei denen es sich um einen reellen Vortheil oder Gewinn handelt. Mit kurzen kräftigen Worten spricht sich Jahn über diese Spiele aus und wir theilen sie hier aus seiner Turnkunst unseren Lesern mit.

„Zur Turnkunst gehören sehr wesentlich die Turnspiele. Sie schließen sich genau an die Turnübungen nnd bilden mit ihnen zusammen eine große Ringelkette. Ohne Turnspiele kann das Turnwesen nicht gedeihen, ohne Spielplatz ist ein Turnplatz gar nicht zu denken. Auch außerhalb der Schranken des Turnplatzes sollte von Rechtswegen jede Turnanstalt ein Turnfeld haben, wo Blache und Wirre mit einander abwechseln, wo Hain, Gebüsch, Gestäude, Dickicht und offene Räume anzutreffen, Laubholz und Tangelholz. In jeder Turnübung liegt eine Schule, obschon die freie Aneignung der Kraft hier bei Weitem größer ist als anderswo; in jedem echten Turnspiele regt sich eine Welt. So machen Turnspiele den Uebergang zum größeren Volksleben und führen den Reigen der Jugend. In ihnen lebt ein geselliger freudiger, lebensfrischer Wettkampf. Hier paart sich Arbeit mit Lust und Ernst mit Jubel. Da lernt die Jugend von Klein auf gleiches Recht und Gesetz mit andern zu halten. Da hat sie Brauch, Sitte, Ziem, und Schick im lebendigen Anschaun vor Augen. Frühe mit seines Gleichen und unter seines Gleichen leben ist die Wiege der Größe für den Mann. Jeder Einling verirrt so leicht zur Selbstsucht, wozu den Gespielen die Gespielschaft nicht kommen läßt. Auch hat der Einling keinen Spiegel, sich in wahrer Gestalt zu erblicken, kein lebendiges Maß, seine Kraftmehrung zu messen, keine Richterwage für seinen Eigenwerth, keine Schule für den Willen und keine Gelegenheit zu schnellem Entschluß und Thatkraft.

„Knaben und Jünglinge kennen ihre Gespielen, Gesellen, Gefährten und Gespanne sehr genau, nach

allen ihren guten und schlimmen, schwachen und starken Seiten. Daher kommen die sogenannten Ekel- Spitz- und Spottnamen in Schule, Feld und Welt. So ist das Zusammenleben der wähligen Jugend der beste Sittenrichter und Zuchtmeister. Ihr Witz ist ein fröhliches Treibjagen auf Mängel und Fehler. Die Gespielschaft ist der scharfsichtigste Wächter, dem nichts entgeht, ein unbestechlicher Richter, der keinen Nennwerth für voll nimmt. So erzieht sich die Jugend auf eigenem und geselligem Wege in kindlicher Gemeinde und lebt sich Bill und Recht in's Herz hinein. Selbstling, Spielverderber oder nach dem Kinderreim „Spielverläufer — Katzenversäufer" mag auch die unverschämteste Range nicht heißen. Es giebt zur Größenlehre nur den gemeinen Pfad, keine vornehmen Wege.

„Von der zahlreichen Menge sogenannter Knaben-, Jugend und Gesellschaftsspiele können nur äußerst wenige Turnspiele heißen. Zuerst fallen alle Sitzspiele sammt und sonders aus; ein Turnspiel will Bewegung, gemeinsames Regen und Tummeln auf dem Wettplan. Noch weit weniger ist von der Unzahl jener schon üblichen oder leider noch erdenklichen Spiele die Rede, die den Reiz zur schnöden Gewinnsucht nähren und, wenn das Glück einschlägt, etwas Erkleckliches abwerfen. Ein Spiel sollte nie einen Erwerb geben. Turnspiel geht um Sieg und Gewinn, aber niemals um Gewinnst. Darum sind selbst dem kleinsten Turner, auch außer der Turnzeit, niemals Marmel, Knippkügelchen (Schußer), Knopf- und Nadelspiele u. a. d. zu gestatten. Mit solchen Nichtswürdigkeiten fängt man an und mit seinem und anderen Leute Vermögen hört man auf. Die Sündfluth von Kinderschriften hat einen Schwall von ausgesonnenen Kinderspielen, die keinem kindlichen Kinde recht sind. Denn es gibt wahnbefangene Schriftleute

die schreiben läppisch für Kinder und albern für's Volk. Manche vortreffliche volksthümliche Spiele sind durch böse Zeitläufte und Ausländerei in Deutschen Landen aus dem Leben verschwunden. Ihre Namen, aber auch weiter nichts kennt man noch vom Hörensagen. Sie haben sich zugleich mit alten Volksfesten verloren. Die Jugend hat viel wieder gut zu machen und in der Folgezeit durch Turnkunst, fröhliche Reigen und Turnspiel die Volksfeste zeitgemäß zu beleben.

„Ein gutes Turnspiel muß 1) keine zu große und weitläuftige Vorrichtungen erfordern; 2) leicht erlernbar sein und doch regelfest in sich begründet; 3) nicht vom bloßen Zufall oder meist von ihm abhangen; 4) eine nicht zu kleine Anzahl von Spielern turngemäß beschäftigen; 5) nicht einen zu großen Raum bedürfen, der mit der kleinen Spielerzahl in keinem Verhältniß steht; 6) unter den Mitspielern keine müßigen Zuschauer brauchen; 7) bewirken, daß jeder sich gehörig rührt und keiner müßig feiert; 8) eine gleichmäßige Vertheilung von Last und Rast haben; 9) nicht einseitig und ohne Abwechselung im ewigen Einerlei bleiben; 10) um gut gespielt zu werden, eine große Gewandtheit und Geschicklichkeit der Mitspieler verlangen; 11) immer wieder mit neuem Eifer und reger Theilnahme gespielt werden können; 12) vor Allem aber dem jugendlichen Gemüthe behagen."

Wir lassen hier die näheren Beschreibungen einige der bekanntesten Spiele folgen. Jahn theilt sie in solche, welche auf dem Spielplatze des Turnplatzes gespielt werden können und in solche, die außerhalb des Turnplatzes vorgenommen werden müssen. Zu den erstern gehört der „schwarze Mann und das Baarlaufen," zu den letztern: das „das Ritter- und Bürgerspiel, das Jagdspiel oder die Jagd und das Stürmen oder der Sturmlauf.

Beim schwarzen Mann darf die ganze Anzahl der Spielenden nicht unter 20 und nicht über 100 betragen. Diese stellen sich auf das eine Mal des Spielplatzes. Einer von ihnen wird durchs Loos zum schwarzen Mann gewählt und durch ein Abzeichen, ein Band, eine Binde und dergl. kenntlich gemacht. Er stellt sich an das andere Mal. Mit dem Ausrufe: Fürchtet ihr euch vor dem schwarzen Mann? geht er den übrigen entgegen und diese antworten: Nein nein! und suchen bei ihm vorbeilaufend das andere Mal zu erreichen. Der schwarze Mann bemüht sich einen oder einige davon zu erhaschen d. h. ihnen drei leichte Schläge hintereinander zu geben. Bei wem ihm dies gelingt, der ist gefangen und tritt als schwarzer Mann neben ihm auf. Wenn alle schwarze Männer geworden sind. Wer dreimal hinter einander durchkommt, ohne daß er gefangen wird, der ist frei. Die schwarzen Männer müssen alle zugleich von ihrem Male ausgehen und rufen. Wenn einer von den noch nicht Gefangenen in ihrem Male betroffen wird, so braucht er gar keinen Schlag zu erhalten um Gefangener zu werden, ebenso der, welcher über die Grenzen des Platzes läuft, aber auch kein schwarzer Mann darf sich in dem Male des Andern sehen lassen. Wer gefangen wird muß das Abzeichen des schwarzen Mannes anlegen.

Beim Baarlaufen kann die Zahl der Spielenden nicht gut unter 20 und nicht über 60 sein. Diese werden nach der Fertigkeit im Laufen paarweise hinter einander aufgestellt und in zwei gleiche Hälften oder Gespielschaften getheilt. Jede stellt sich an ein Mal des Spielplatzes. Nun sendet die eine Hälfte an die andere Einen, welcher jemanden herausfordert. Beide setzen einen Fuß gegeneinander und den andern nach hinten. Der Geforderte legt sich weit vor, ohne den hinten stehenden Fuß zu heben und streckt beide

Arme aus. Der Forderer legt sich zurück und giebt mit einer Hand dem Geforderten drei Schläge, so schnell oder langsam er will auf eine oder beide Hände: nach dem dritten sucht er sein Heil in der Flucht, auf welcher ihn der andere zu erreichen und ihm einen Schlag zu geben versucht. Wenn ihm dies gelingt, so hat er ihn dadurch zum Gefangenen gemacht. Ist der Forderer rasch genug, daß er dem Nacheilenden bis auf die Hälfte der Bahn entgeht, so wird ihm von seiner Gespielschaft einer zu Hülfe gesendet, vor dem der Geforderte weichen muß. Als Gesetz gilt, daß jeder vor demjenigen Gegner weichen muß und von ihm durch einen Schlag gefangen werden kann, welcher später aus seinem Male gekommen und ausgelaufen ist, als er. Das Auslaufen geschieht übrigens nach keiner bestimmten Ordnung, gleichwohl dient es als Regel, daß jeder nur einen Gegner ausläuft, dem er im Laufen gewachsen ist.

Der Vorturner dient in vorkommenden streitigen Fällen als Schiedsrichter und darf nicht mitlaufen. Auch hat er darauf zu sehen, daß alle ziemlich gleich oft auslaufen. Wenn einmal zufällig der Platz frei wird, so finden sich von der einen Seite sogleich Bländer ein, d. h. solche die den Feind locken. Die Gefangenen werden an einen Pfahl, welcher drei bis vier Schritt von jedem Male an einer Seite der Bahn von beiden Hälften rechts und links in den gegenüberliegenden Ecken des Spielplatzes angebracht sind, gestellt. Sie müssen mit den Beiden grätschen, so daß der eine Fuß den des Nebenmannes berührt. Der Aeußerste streckt seiner Spielschaar die Hand entgegen. Wenn es der Spielschaar gelingt, den Aeußersten zu berühren, so sind alle befreit oder erlöst, doch ist dabei die Bedingung, daß die Reihe fest geschlossen und kein Zwischenraum zwischen zwei Gefangenen war. Sollte der Befreier aber, ehe es ihm

gelingt, den letzten Gefangenen zu berühren auch geschlagen werden, so ist er ebenfalls gefangen. Entsteht hierüber Streit, so tritt der Vorturner als Schiedsmann ein. Um das Erlösungsgeschäft zu treiben, theilen sich die Spielenden in zwei Hälften von denen die eine, Gefangene zu machen, die andere, schon Gefangenen zu erlösen sucht. Es gelten bei diesem Spiele folgende Gesetze:

1) Vier bis sechs Gefangene, je nachdem die Zahl der Spieler ist, machen ein Spiel.

2) Die Hälfte, welche gewonnen hat, fordert beim nächsten Spiel.

3) Sobald ein Gefangener gemacht ist, hört das Spiel so lange auf, bis jede Hälfte in ihrem Mal ist und die Gefangenen stehen,

4) Wer über die Grenzen des Platzes läuft, ist gefangen.

5) Nur nach Endigung des Spiels können die Spieler abgehen.

6) Auch können alsdann von beiden Seiten durch Kabeln neue Spieler angenommen werden, so lange die Spielerschaft nicht die angenommene Restzahl, 60 erreicht hat.

7) Sind zwei Spiele geendigt und wollen Andere spielen, so müssen die früheren Baarläufer Platz machen.

Außerhalb des Turnplatzes haben wir eine große Menge von Jugendspielen, welche alle mit zur Kräftigung des Körpers, zur Erheiterung der Seele und zur Förderung der Sitte beitragen. Die Eltern und Lehrer haben hierbei nichts weiter zu thun, als darauf zu achten, daß keine solche Spiele vorgenommen werden, die der Gesundheit nachtheilig sein können oder die Jugend zur Unsittlichkeit, zu Spiel- und Gewinnsucht erleitern können. Die besten Spiele sind die, welche Körper und Geist zugleich beschäftigen,

bei denen das Ehrgefühl angeregt und der Eifer sich hervorzuthun erweckt wird.

Wir geben auch hier wieder zunächst die von unserm Gewährsmann Jahn aufgeführten Spiele und fügen zum Schluß noch einige der angenehmsten älteren und neueren Spiele in möglichster Kürze an. Jahn nennt zuerst: das Ritter- und Bürgerspiel. Er räth, das Spiel entweder mit einem Theile der Turner, dann aber ganz in der Nähe des Turnplatzes, vorzunehmen, oder mit allen Turnern demselben einige Stunden zu widmen. Man wählt dazu am besten einen waldigen Platz von 2 bis 400 Schritt im Quadrat. Je mehr derselbe namentlich mit Kiefern Unterholz und Gebüsch bewachsen ist, desto geeigneter ist er. Auch darf er nicht ganz eben sein, sondern muß mäßige Höhen und Tiefen haben, sogenannte Tollen und Tellen oder Gräben. Man theilt die Spieler so ein, daß auf beiden Seiten nach ausgetheilten Besetzungen gleich viel sind. Eine Parthei ist die der Ritter, die andere die der Bürger. Erstere haben 4 Burgen, jede etwa 20 bis 40 Schritt von den Ecken des Platzes entfernt; die Bürger aber in der Mitte des Platzes eine Stadt. Letztere wird von mindestens 2 Mann besetzt oder immer von noch einmals so vielen, als zur Besetzung der Burgen dienen.

Bei 50 bis 60 Spieler müssen 4 in die Stadt und 2 in jede Burg gelegt werden. Es kommt nun bei diesem Spiele darauf an, die Gegenparthei durch Gefangennehmung so sehr als möglich zu schwächen, so daß sie nicht mehr im Stande ist in offener Feldschlacht Widerstand zu leisten. Es wird also gegenseitig gekämpft. Dies geschieht Mann gegen Mann durch Ringen, wobei natürlich die Vorturner und die Lehrer streng daranf zu sehen haben, daß dieses nicht in Balgen oder Stoßen und Schlagen ausarte.

Ueberhaupt gelten hierbei folgende Regeln. Eine offene Schlacht, deren Ausgang man nicht voraussehen kann, muß vermieden werden. Die Bürger müssen die Ritter von ihren Burgen und diese jene von der Stadt wegzulocken suchen; von Zeit zu Zeit Mannschaften zum Recognosciren der Burgen, die Stärke ihrer Besatzungen, der Zahl ihrer Gefangenen ausschicken überhaupt die nöthige Kundschaft einziehen, Posten ausstellen und feindliche Posten zu umgehen und abzuschneiden suchen, Verstecke und Hinterhalte legen, um dem Feinde Schaden und Abbruch zu thun, mit einem Worte den Ernst und die Wechselfälle des Krieges im Kleinen nachahmen. Man thut wohl, nur geübte und ringfertige Turner zu diesem Spiele zuzulassen, namentlich bei den Kämpfen, auch nur gleichaltrige, etwa 16 bis 17 jährige zuzulassen. Jahn stellt 6 Spielgesetze die bereits in dem Vorigen enthalten sind.

Zu je zwei Mann Gefangenen gehört ein Mann Besatzung; befreit werden die Gefangenen wenn der Entsatz fünfmal so stark ist, als die Bewachung, oder wenn der Feind mit seiner ganzen noch übrigen Macht, vorausgesetzt, daß diese noch stärker ist, als die Zahl der Gefangenen von dem Platz rückt, in welchem nur die gewöhnliche Besatzung sich befindet. Beläuft sich die Anzahl der Spielenden nur auf 16 bis 20, so besetzen sie nur die beiden einander schräg gegenüber liegenden Burgen. Die Stadt und die übrigen 2 Burgen werden als nicht daseiend betrachtet.

Zum Jagdspiel braucht man ungefähr denselben Platz wie beim vorher beschriebenen Spiel, er muß wenigstens 100 Schritt Länge, und 50 Schreitt Breite haben. Das Spiel selbst geht auf folgende Weise vor sich: Ein Spieler wird zum Jäger gewählt, der sich 1 — 3 andere (je nach-

dem der Platz groß ist) zu Hunden aussucht. Jäger und Hunde müssen gut sichtbare Zeichen tragen. — Das Wild versammelt sich nun auf der bestimmten Freistatt. Der Jäger rufet laut: Freien Abzug, worauf sich das Wild in den Wald zerstreut und versteckt. Nach einer Weile rufet der Jäger weit hörbar, als Zeichen daß die Jagd beginnt, hallo! hallo! oder freien Abzug aus, oder dergl. und zieht nun mit den Hunden aus. Das Wild kann nun nach Belieben in die Freistatt zurückkehren, wenn es sich nur vor Hund Jäger in Acht nimmt. Die Hunde können das Wild nur festhalten; gefangen ist es erst, wenn der vom Hunde herbeigerufene Jäger ihm drei Schläge gegeben hat. — Findet nun der Jäger kein Wild mehr im Walde, so zieht er nach der Freistatt, und ruft von Neuem: „Freien Abzug," Das gefangene Wild wird jetzt zu Hunden und das Spiel so lange fortgeführt, bis kein Wild mehr vorhanden ist. Mit dem Freisein am Ende des Spieles ist es wie beim schwarzen Manne.

Ein drittes Spiel ist das Stürmen oder der Sturmlauf, es kann nur geübt werden, wenn man in der Nähe des Turnplatzes 10 — 20 Fuß hohe Anhöhen hat. — Sind diese steil und von harter Erde, so kann man bloß das Sturmlaufen üben. — Man bildet nehmlich Riegen, deren Größe nach der Ausdehnung und Breite der Anhöhen verschieden ist, und läßt immer eine auf ein gegebenes Zeichen oder Wort ablaufen, wer zuerst oben ist, hat gewonnen. — Sind die Anhöhen sandig, und nicht sehr steil absteigend, so kann man dieselben von einer Schaar besetzen, und von der andern stürmen lassen. Wer dabei hinunterläuft, oder gezogen wird, ist gefangen, eben so, wer hinaufgezogen wird, oben fällt oder niedergeworfen

wird und darf an diesem Spiele nicht weiter Theil nehmen. Die Entkräftung des einen oder andern Theiles endet und entscheidet das Spiel.

Zu den besten und mannichfachste Abwechselung bietenden Turnspielen gehören die Ballspiele, welche man außer der Turnzelt möglicher Weise in der Nähe der Turnplätze veranstalten kann. Jahn bringt hierüber nur einige allgemeine Worte und scheint diese Spiele als bekannt vorauszusetzen. Der Vollständigkeit dteses Artikels wegen mögen aber einige der gewöhnlichsten und unterhaltendsten Spiele dieser Gattung hier noch näher beschrieben werden. Wir bedienen uns dabei der Darstellung des Professor Werner in Dessau, welcher in einer besonderen Monographie 300 verschiedene Jugendspiele zusammengestellt hat, von denen übrigens die wenigstens für unsern Zwæck passen und wovor die Jugend eher zu warnen ist, als daß man sie ihnen lehren sollte. Namentlich ein Theil der Pfänderspiele. Wir wollen jedoch hier keine Kritik der Wernerschen Schrift liefern, schon deshalb, weil sich doch vieles Gute darin findet u. s. w. von einem redlichen Fleiß, ja gewissermaßen von Begeisterung für die gute Sache Zeugniß ableg't.

Folgende Ballspiele mögen daher hier ihre Stelle finden:

Der Fangball. Dieses Spiel ist das gewöhnliche nnd einfachste Ballspiel, das man überall bei schönem Wetter Kinder beiderlei Geschlechts vornehmen sieht. Am besten spielt es sich an einer Mauer im Freien, oder im Hause, wenn nur der Platz eines guten Stockwerks Höhe hat. Die Hauptsache besteht im Fangen des Balles mit vielen Veränderungen. Z. B. 1) der Ball wird sechs Mal gegen die Wand geworfen und mit beiden Händen gefangen; 2) sechs Mal rechts gefangen; 3) sechs Mal links, doch mit

der rechten Hand geworfen; 4) links geworfen, rechts gefangen; 5) links geworfen, links gefangen. Nun kommt der Spieler aus dem Lehrlingsstande heraus und wird Geselle. 6) Er wirft nun den Ball rechts von hinten unter dem Schenkel durch und fängt ihn frei rechts. 7) Links dasselbe und links gefangen. 8) Rücklings rechts geworfen und gefangen. 9) Dasselbe links, der Geselle ist Meister. 10) Der rechts geworfene Ball wird mit der flachen Hand sechs Mal an die Wand zurückgeschlagen und zum sechsten Male gefangen. 11) Eben dasselbe mit der linken Hand. 12) Zwei Bälle werden unabgesetzt, einer nach dem andern, mit der rechten Hand an die Wand geworfen, mit dee linken gefangen und der rechten wieder zugereicht, welche sie dann von Neuem abwirft und zwar so oft, bis jeder Ball die linke Hand sechs Mal durchlaufen ist. 13) Zwei Bälle werden mit der rechten und linken Hand gleichzeitig geworfen und gefangen. Nun ist der Spieler Obermeister. Jede dieser Uebungen kann willkührlich 4 bis 6 Mal gemacht werden; fällt während des Spieles der Ball zu Boden, so sind alle vorher gemachten Würfe unnütz und sie müssen noch ein Mal wiederholt werden. Die Spieler können aber auch die Fehler anmerken und am Ende Gegenrechnung halten, die mit dem Plumpsacke oder anderen spaßhaften Würfen auf den Rücken bezahlt werden. Auch lassen sich noch mancherlei Abänderungen dabei anbringen, die ein nur einigermaßen scharfsinniger Spieler sehr leicht selbst entdeckt, deren Erzählung und nähere Erklärung aber den Raum dieses Werkes überschreiten würde. Dieses Spiel ist durch den dabei entstehenden Wetteifer und die damit verbundene Schwierigkeit außerordentlich interessant. Es erfordert sehr viel Geschicklichkeit, Schnelligkeit und richtiges Augenmaß, so wie genau abgewogene Kraft der Hand; auch ist es bei seiner Einfach-

heit dennoch eines der vorzüglicheren gymnastischen Spiele und trägt sehr viel zur Erstarkung der Muskeln bei. Man suche dazu aber eine möglichst glatte Wand und nehme einen nicht zu großen, rechtrunden, nicht glatten, aber elastischen Ball.

Das Ballwerfen. Man nimmt dazu einen gewöhnlichen Ball, gräbt in die Erde ein Loch, worein Jeder einen Apfel, eine Nuß ꝛc. legt. Sechs Schritte von demselben werden auf allen Seiten die Gränzen der Spieler bezeichnet. Diese theilen sich in zwei gleiche Partheien, deren jede an eine dieser Gränzen tritt. Der Erste wirft nun in einem Bogen den Ball dem Gegner zu, dieser muß ihn fangen und dem Zweiten auf der ersten Seite zuwerfen ꝛc. Der Letzte wirft ihn dem Ersten wieder zu. Wer ihn nicht fängt, legt in das Loch eine Nuß oder dergleichen, giebt zugleich den Ball seinem Nachbar, der zunächst am Werfen ist, und geht aus dem Spiele. Wer von den beiden Letzten den Ball nicht fängt, bekommt, wenn sechs oder acht Spieler waren, den sechsten oder achten Theil der in dem Loche befindlichen Gegenstände, und der Letzte den Rest als Sieger. Wirft der Spieler in zu kurzem, zu weitem oder zu schrägem Bogen, so kann der Fanger einen großen Schritt vor-, rück- oder seitwärts thun, doch muß ein Fuß auf der Linie bleiben. Kann er den Ball auch da noch nicht erlangen, so zahlt er keine Strafe und wirft den Ball dem schlechten Werfer zurück. (Der Gewinn ist verwerflich).

3) Der Kreisball. Eine Gesellschaft von beliebiger Anzahl bildet auf einem ebenen und freien Platze einen Kreis. Die Entfernungen zwischen den einzelnen Personen richten sich nach der Anzahl der Gesellschaft, denn der Durchmesser des Kreises wird so groß gemacht, daß man mit einem nicht zu schweren und ziemlich weichen Balle beim Kernwurfe nach einem Ziele werfen kann,

Jeder bezeichnet seinen Platz mit einem Steine oder irgend einem andern Gegenstande und das Spiel beginnt. Sein Hauptgrundzug ist ein beständiger Streit Aller gegen einander, um sich nach gewissen Gesetzen des Spiels in den Kreis zu bringen. Nur der Uebrigbleibende, der sich nicht hat hineinbringen lassen, erhält zuletzt das Recht, alle Hineingebrachten durch Ballwürfe matt oder todt zu machen; gelingt ihm dieß, so hat er das Spiel gewonnen. Zur Erläuterung des Ganzen diene Folgendes:

1) Wenn alle Spielenden, wie oben erwähnt wurde, stehen, so wird der Ball herumgeschickt, d. h. Einer wirft ihn dem Andern zu — nicht bloß ein Nachbar dem andern, folglich der Reihe nach — sondern Jedem, er stehe, wo er wolle. Jeder muß dabei sehr aufmerksam sein, den Ball immer im Auge behalten und ihn zu fangen suchen; denn der der Erste, der ihn fallen läßt, z. B. A., muß nun in den Kreis. Allein dieß gilt bloß von dem Ersten, alle Uebrigen kommen auf eine andere Art hinein.

2) Nun wird es Hauptabsicht der Spieler, welche immer noch den Ball unaufhörlich herumschicken, dem A. im Kreise einen Wurf beizubringen. Dieser muß daher sehr auf seiner Hut sein und sich immer mit äußerster Schnelligkeit aus dem Wurfbogen, den der Ball beschreibt, zu entfernen suchen; da aber die Andern den Ball eben solchen Mitspielern zuwerfen denen A. am nächsten ist, so fehlt es ihm niemals an Gelegenheit, sich im Laufen zu üben. Endlich geschieht ein Wurf, bei dem zwei Fälle vorkommen können. Ward A. verfehlt, so muß B., welcher warf, auch zu ihm in den Kreis treten, das Spiel beginnt wieder auf dieselbe Weise, wie vorher, nur daß nun zwei Per-

sonen im Kreise stehen, nach denen die Umstehenden zu werfen haben, und die daher, um dem Wurfe auszuweichen, im Kreise herumlaufen. Ward hingegen A. getroffen, so bemächtigt er sich so schnell als möglich des Balles, alle Uebrigen entfernen sich aber eben so schnell von ihren Plätzen und laufen vom Kreise weg. Sobald aber A. den Ball mit der Hand berührt, so hat er das Recht, Halt; zu rufen; Alle müssen dann stehen bleiben, wo sie sind, und A. geht, wenn etwa der abgeprallte Ball außer dem Kreise lag, wieder mit demselben in den Kreis zurück nnd wirft von hier aus, denn von keiner andern Stelle ist ihm dieß gestattet, nach irgend einem Entflohenen den er am leichtesten zu treffen gedenkt. Trifft er Einen, so muß dieser zu ihm in den Kreis treten und alle Uebrigen gehen an ihre Stellen. Trifft er hingegen Keinen, so ist seine Mühe vergebens, Alle nehmen ihre Plätze wieder ein und A. muß wieder wie vorher, sich allein im Kreise herumtummeln.

3) Auf diese Weise kommen sehr bald Mehrere in den Kreis und müssen dann nach sich werfen lassen. Immer hat dann nur der Getroffene vor den Uebrigen das Recht, mit dem Balle nach den Entflohenen zu werfen. Wenn er jedoch kein guter Werfer ist, so ist es ihm auch gestattet, seinen Wurf einem Geschickteren zu übertragen. Außerdem ist es aber auch noch die Pflicht eines Jeden, den Ball seinem getroffenen Mitspieler so schnell als möglich in die Hände zu bringen, damit er Halt! rufen und die Fliehenden zum Stehen bringen kann.

Ist endlich das Spiel so weit gediehen, daß Alle bis auf Einen in dem Kreise sind, so nimmt dieser, der M. heißen mag, den Ball. Er umläuft die Gränzen des Kreises bald hier, bald dort und die darin Stehenden fliehen vor ihm; er sucht sich ihnen

möglichst zu nähern, um irgend Einen mit dem Balle zu treffen. Jeder Getroffene ist matt (todt) und tritt aus dem Kreise. Macht er auf diese Art Alle matt, so hat er das Spiel gewonnen. Allein die Andern haben im Gegentheile ebenfalls das Recht, an dem M., wo sie nur können, Wiedervergeltungsrecht üben. Sie suchen nämlich, wenn er geworfen hat, auf's Schnellste den Ball zu erhaschen und damit nach ihm zu werfen. M. muß daher sehr auf seiner Hut sein und sich nach dem Wurfe sogleich von dem Kreise entfernen. Wird er aber wirklich getroffen, so hat er das Spiel verloren und muß entweder allein oder mit den übrigen schon Mattgemachten in den Kreis treten; seine Gegner treten auf die Gränze desselben und fangen das Spiel von Neuem an. Dasselbe geschieht auch, wenn M. nach Einem im Kreise wirft und ihn nicht trifft.

Bei dem Mattmachen ist es dem M. zwar gestattet, quer durch den Kreis zu laufen, um seine Gegner gleichsam desto besser zum Wurf zu bekommen, doch darf er nie innerhalb des Kreises nach ihnen werfen, eben so wenig als es diesen erlaubt ist, bei dem Wurfe nach M. aus dem Kreise zu treten.

Auch bei diesem Spiele sind die Vorzüge, die es hat, leicht zu erkennen, und es bedarf daher keiner Empfehlung.

4) Steht Alle! Die Gesellschaft kann bei diesem Spiele sehr zahlreich sein. Für jeden Spieler wird auf dem ebenen Boden ein Loch von der Größe einer Faust gegraben; diese Löcher liegen entweder in einer Reihe oder besser schachbretartig; doch dürfen sie nicht weiter als etwa eine Viertelelle von einander entfernt sein. Jeder zeichnet nun das seinige mit irgend einem kleinem entbehrlichen Gegenstande, damit er es leicht wieder erkennen kann. Nach dieser Vorkehrung nimmt einer von den Spielern den nicht zu

harten Ball und rollt ihn in einer Entfernung von 2 — 3 Schritten nach den Löchern, um welche die übrige Gesellschaft in einem Dreiviertelkreise umhersteht und mit Aufmerksamkeit auf den Lauf des Balles achtet. Fällt dieser nun in ein Loch, so springen Alle mit der größten Schnelligkeit aus einander und entfernen sich so weit als möglich. Derjenige aber, in dessen Loch der Ball gerollt ist, bleibt stehen, ergreift denselben beim Hineinrollen augenblicklich und ruft: steht Alle! Er darf dies jedoch durchaus nicht eher thun, als bis er den Ball mit der Hand berührt, und kann doch auch nicht schnell genug rufen, damit die Andern nicht zu weit fortkommen. Diesen Ruf befolgen Alle augenblicklich; der erstgenannte Spieler, er heiße A., hat nun das Recht, nach dem ersten besten, der B. heißt, zu werfen. Trifft er ihn nicht, so ist der erste Gang des Spieles aus. Hierauf kommen Alle zu den Löchern zurück und dem A. wird zum Zeichen der Strafe ein Steinchen in sein Loch gelegt. Trifft er ihn hingegen, so hebt B. so schnell als möglich den Ball auf und ruft ebenfalls: steht Alle! denn Jeder entfernt sich von dem, der am Werfen ist, so schnell als möglich und so lange nicht der Ball in seiner Hand ist. Der Zuruf wird befolgt wie früher, und B. wirft nun den Ball nach dem nächsten besten C. Trifft er ihn, so endigt sich nun der Gang und B. bekommt einen Stein in's Loch; trifft er ihn hingegen nicht, so beginnt das beschriebene Spiel von Neuem und wird so fortgesetzt. Es können bei angewendeter Aufmerksamkeit und bei schneller Besonnenheit viele Spieler an's Werfen kommen, ehe Einer fehlt, der Gang des Spieles sich endigt und der Fehlende ein Steinchen in's Loch bekommt.

Zuweilen tritt aber auch dabei der Fall ein, daß Einer werfen soll, der sich nicht sicher genug glaubt, entweder weil er keine Fertigkeit im Werfen hat,

oder weil er nicht früh genug: steht Alle! gerufen hatte, und alle Spieler daher zu weit weggelaufen waren; dabei ist ihm, sowohl dem A. als allen Uebrigen, nun freigestellt, einen Andern durch stilles Zuwinken aufzufordern, statt seiner zu werfen, z. B. A. hat nicht Lust, selbst zu werfen, und fordert daher den B. durch einen Wink auf, dieß zu thun, so kann B. zwar nicht dazu gezwungen werden, hat er aber Lust, so wirft ihm A. den Ball schnell zu. Während der Ball in keines der Mitspielenden Händen ist, steht jedem frei, sich so schnell als möglich und so lange von B. zu entfernen, bis er den bekannten Ruf ergehen läßt, der alle zum Stehen bringt. Hierauf kann er sich einen zum Wurf ausersehen, doch ist ihm durchaus nicht erlaubt, den Wurf auf dieselbe Weise, auf welche er ihn empfing, einem Andern aufzutragen. Trifft er nicht, so endet der Gang und er bekommt ein Steinchen in's Loch; trifft er aber, so kann der Getroffene nun selbst werfen oder es wieder einem Andern übertragen u. s. w.

Ist ein Fehlwurf geschehen, so gehen Alle zu den Löchern und der Ball wird von Neuem gerollt. Der Erste der 6 Steinchen in seinem Loche hat, wird folgendermaßen bestraft: Seine Mitspieler stellen sich in zwei Reihen mit 24 Schritt Entfernung auf, den Strafbaren in ihre Mitte nehmend. Jeder hat nun das Recht, einen Wurf mit dem Balle nach ihm zu thun, diesem aber ist gestattet, demselben durch Ausweichen zu entgehen.

Als allgemeine Regeln können folgende gelten: 1) Das Rollen des Balles geschieht von den Spielern nach ihrer Größe oder durch Bestimmung des Looses. Jeder kann dreimal den Ball rollen; errreicht er aber dann den Zweck, diesen in ein Loch zu rollen, noch nicht, so kommt ein Anderer

an die Reihe. Dies geschieht, wenn die Löcher schachbretförmig gegraben sind, von vier Seiten her, und jeder Spieler muß von einer andern Seite her den Ball nach den Löchern rollen. 2) Kein Spieler darf eher: steht Alle! rufen, bis er den Ball in seinen Händen hat, dann darf aber auch keiner der Uebrigen noch einen Schritt weiter gehen, sonst muß er, wenn der Erstere es verlangt, die zu viel gethanen Schritte zurückgehen. 3) Derjenige Spieler, in dessen Loch der Ball gerollt wurde, muß sich beim Wurfe neben die Löcher stellen, alle Nachfolgenden aber dahin, wo der von ihnen abgeprallte Ball liegen blieb. Außerdem dürfen noch Alle, die den Wurf haben, von ihren Standpunkten einen Schritt nach demjenigen thun, der sie hat werfen wollen, um ihm näher zu kommen; doch muß der Aufsichtführende darauf halten, daß dieser Schritt nicht zu groß geschehe, um Schaden am Körper zu verhüten. Jeder sucht dem ihm drohenden Wurfe durch allerlei geschickte Wendungen und Biegungen des Körpers zu entgehen, ohne jedoch seinen Platz verlassen zu dürfen.

5) Das deutsche Ballspiel. Um eine faßliche Darstellung dieses Spiels zu geben, ist es nöthig, jeden Theil desselben einzeln zu beschreiben.

Zum Spielen wähle man einen ebenen Platz und bezeichne den Anfangs- und Endpunkt, welche etwa 30 bis 40 Schritte aus einander liegen müssen, durch 2 in den Sand gezogene grade Linien. Die Mitte zwischen den Anfangs- und Endpunkt markirt man auf beiden Seiten mit Stäben. Die Anfangslinie nennt man auch Schlagmal, die Endlinie Fangmal. Eine Zeichnung Fig. 9303. möge dieses verdeutlichen.

Den Ball macht man von sehr haltbarem wol-

lenen Garne ohne alle Zuthat, wickelt ihn so fest und rund als möglich und überzieht ihn recht straff mit durchnäßtem weißen Handschuhleder. Doch muß man diesen Ueberzug aus einem einzigen Stücke Leder machen, weil bei einem aus mehreren Stücken zusammengesetzten Ueberzuge die Nähte leicht springen. Ein solcher Ball von 2 Zoll Durchmesser springt, wenn er stark niedergeworfen wird, bis 25 Fuß hoch und ist bedeutend elastisch. Allein in dieser Eigenschaft wird er von folgender Art bei Weitem übertroffen. Man lege eine Flasche Gummi Elasticum eine kurze Zeit in heißes Wasser, bis sie recht weich und dehnbar geworden ist; dann zerschneide man sie mit einer Scheere in einen einzigen möglichst schmalen Streifen und wickele von diesem, unter immerwährender Ausdehnung desselben, einen Knäuel, etwas dünner, als der Ball werden soll. Diesen Knäuel umwickele man — so viel als nöthig ist, die Oberfläche des Gummi zu bedecken, — mit wollenem Garne und überziehe dieses nun ebenfalls mit Leder. Diese Art von Bällen ist, in Hinsicht ihrer außerordentlichen Elasticität, unstreitig die beste; der geringste Schlag treibt sie viele Ellen weit fort. Doch hat man noch eine dritte Art von Bällen, deren Elasticität ebenfalls erheblich ist. Es wird ein locker gewikkelter Garnknäuel so lange ins Wasser gelegt, bis er untergeht, dann wird er zum Balle äußerst fest gewickelt, ihm flüchtig ein Ueberzug von Papier gegeben, derselbe mit Bindfaden fest gebunden und in einem Backofen oder Röhre so lange getrocknet, bis das Papier dunkelgelb gesengt ist. Hierauf giebt man dem Knaul, nachdem das Papier abgemacht worden ist, den oben beschriebenen Ueberzug. Auch macht man Bälle von Stückchen wollenen

Zeuges, umwindet sie fest und regelmäßig mit Bindfaden und giebt ihnen einen Ueberzug von weißem Tuche oder Leder.

Zum Ballstocke nimmt man sehr häufig ein breites Holz; allein dies ist falsch, denn es widersetzt sich der Luft, und man kann nie so starke und wirksame Schläge damit thun als mit einem völlig runden, nach dem Griffende zu etwas schwächeren und von einem jungen Fichtenstämmchen gemachten Stocke. Nur mit einem solchen ist man im Stande, den Ball 80 — 100 Fuß hoch und eben so weit, ja noch weiter zu schlagen. Das Griffende wird, um das Aufliegen zu vermeiden, da, wo es mit der Hand umspannt wird, etwas ausgeschnitten, so daß am Ende ein kleiner Knopf stehen bleibt: diese dünnne Stelle umwickele man entweder mit Bindfaden und überstreiche sie ein paar Mal mit Leim, der nach dem Trocknen die nur wenig gefeuchteten Hände stark anhält, oder man versehe den Stab mit einem Riemen, durch welchen die Hand beim Anfassen greift.

Zu dem Spiele selbst versammelt sich eine Gesellschaft von 10, 12 und mehr Personen auf dem oben beschriebenen Spielplatze. Die Spieler können aus allen Altersklassen sein; doch ist es natürlich besser, wenn Alle gleiche Fertigkeit in dem beabsichtigten Spiele besitzen.

Die zwei geschicktesten Spieler werden zu Anführern gewählt und diese haben die Leitung des Spiels zu besorgen, dabei vorfallende kleine Streitigkeiten zu schlichten u. s. w. Ihr erstes Geschäft ist nun, die Gesellschaft in zwei Parteien zu theilen, die sich in Spielfertigkeit ziemlich gleichen, und damit folgendermaßen zu verfahren. Sie stellen zwei und zwei gleiche Personen zusammen, jede derselben nimmt den Namen eines Thieres an, und so kom-

men sie paarweise vor die Beiden, welche das Loosen veranstalten. Ein Paar z. B., das die Namen Löwe und Wolf angenommen hat, tritt vor die Loosenden, wozu jede Partei einen stellt, und fragt, wen sie nehmen wollen. Da Keiner weiß, wie die Namen des Paares heißen, so wählt einer der Loosenden den Löwen und seine Partei erhält die Person, die den Namen führt, und die Gegenpartei die andere, u. s. w. Sind auf diese Art beide Parteien gebildet, so entscheidet der Wurf eines Geldstücks, welche von beiden die herrschende oder dienende Partei sei, d. h. welche bei dem Spiele das Recht hat zu schlagen oder aufzuwarten.

Um den Hauptinhalt des Spiels deutlich zu machen, ist es nöthig, die Beschäftigung jeder einzelnen Partei zu entwickeln und später die dabei vorkommenden Regeln anzugeben.

1) Geschäft der dienenden Partei. Es werden hier 6 Personen für jede Partei angenommen. Der Anführer stellt sich mit seinen Gefährten beim Anfange des Spiels, oder, nachdem seine Partei den Schlag verloren hat, jedesmal von Neuem in die Plätze 1. 2. 3. 4. 5. 6. — Die besten davon sind 1. 2. 3. 6, denn die Seitenplätze können allenfalls weniger gut besetzt sein. 1. und 2. müssen gut werfen, 3. und 6. den Ball gut fangen können.

Der Spieler 1. heißt der Aufwerfer; er muß nämlich jedem Spieler den Ball zum Fortschlagen aufwerfen. Um dies zu können, stellt er sich zwei Schritt vor den Schläger, der in E. steht, und wirft den Ball in der Mitte zwischen sich und Jenem senkrecht etwas über Kopfhöhe aufwärts. Indem der Ball wieder zurückfällt, muß ihn der Schläger aus Luft fortschlagen. Alle übrigen Dienenden unter 2. 3. 4. 5. 6. müssen den Herrschenden den Ball immer schnell wieder ins Schlagmal schaffen, daher bald

rechts, bald links, bald vor- oder rückwärts laufen und springen, um den Ball zu fangen und dem Aufwerfer zuzuwerfen. Allein dies Alles muß sehr schnell von Statten gehen, es muß daher Jeder richtig zuwerfen und in allerlei Lagen des Körpers, links, rechts, mit beiden Händen, selbst im Laufen fangen können. Durch Uebung gewinnt der Körper außerordentlich an Biegsamkeit, Fertigkeit und Kraft.

Dabei ist aber die Hauptabsicht der dienenden Klasse, sich vom Dienste zu befreien, und dies geschieht: a) wenn ein Dienender den geschlagenen Ball aus der Luft fängt; b) wenn er nach einem Schläger, der von X. nach Y. oder zurückläuft, mit dem Balle wirft und ihn trifft; c) wenn er den Ball in das Schlagmal X. zu einer Zeit schaffen kann, wenn daselbst kein Schläger ist. Die beiden letztern Fälle werden später erst deutlich werden.

2) Beschäftigung der herrschenden Partei. Diese genießt allein das Vergnügen, den Ball schlagen zu dürfen, doch muß jeder Schlag erst von dem Schläger erkauft werden, indem dieser aus dem Schlagmale X. nach dem Fangmale Y. hin- und zurückläuft.

Da er dies aber nicht kann, so lange der Ball in den Händen irgend eines Dienenden ist, der ihn beim Laufen damit zu werfen sucht, so muß er entweder selbst den Ball fortschlagen, oder, wenn er ihn verfehlt, so lange auf die Stelle X. treten und warten, bis einer der folgenden Schläger den Ball fortschlägt und ihn dadurch löset; dann erst kann er fortlaufen. Kommt er nach Y. und der Ball ist noch immer nicht in der Nähe, so kann er auch gleich wieder nach X. laufen. Im entgegengesetzten Falle bleibt er aber hinter Y. stehen, bis ein guter Schlag, bei dem der Ball stark getroffen, weit über 6. hinaus fliegt, gethan wird, der ihn wieder nach X. herein lös't.

Es ist öfters der Fall, daß nur ein einziger Schläger noch im Schlagmale bleibt, indem die Andern schlecht geschlagen oder den Ball ganz verfehlt haben und noch in X. oder Y. stehen. Dieser einzige noch übrige Schläger heißt dann der Löser, weil er die Andern lösen muß. Derselbe hat nun das Recht, drei Schläge zu thun, während sonst nur einer gethan werden darf. Wenn dieser Löser ein schlechter Schläger ist, so thut er seine drei Schläge oft, ohne den Ball zu treffen; geschieht dies, ohne daß von den bei Y. Stehenden sich Einer durch List und Schnelligkeit ins Schlagmal arbeitet, so ist der Schlag verloren, weil der Ball im Male liegt, ohne daß daselbst ein Schläger ist. Dahin müssen es auch die draußen stehenden Schläger nicht kommen lassen, sondern mit List und Schnelligkeit irgend Einen ins Schlagmal zu bringen suchen, indem Einige zu gleicher Zeit und von verschiedenen Seiten nach X. zu laufen, und dadurch die Aufmerksamkeit der Dienenden zu zersplittern. Hauptsächlich muß gleich zu Anfange des Spiels, wo die Ordnung der Schlagenden noch nicht bestimmt ist, darauf gesehen werden, daß der Anführer der herrschenden Partei alle Andern vorher schlagen läßt und zuletzt bleibt, um nöthigenfalls lösen zu können. Da aber im Fortgange des Spiels das Schlagen sich nach der Ordnung richtet, in welcher man von Y. nach X. ankommt, so muß die herrschende Partei dann stets dafür sorgen, daß von mehreren Hereinkommenden der beste Spieler der letzte sei, damit er Löser werde. Z. B. A., B. und C. drei schlechte, und D., ein guter Spieler, wären außerhalb des Fangemals Y., und es geschähe ein Schlag, wodurch sie Alle gelöset würden, so muß D. jene Drei zuerst in's Mal X. lassen und selbst einen Augenblick später anlangen. Oder es wären jene A. B. C. bei Y. und D. E. F., drei gute Schläger, wären

noch zum Schlagen in X., so dürfen A. B. C., wenn ein Schlag geschieht, nicht sogleich hinein laufen, sondern erst warten, bis einer von den drei bessern herauskommt, welcher dann beim nächsten Hereinlaufen der Letzte bleibt, um in der Folge Löser werden zu können.

Der Löser muß sich hüten, gleich auf den ersten seiner Schläge zu laufen, wenn er nicht mit Gewißheit sieht, daß die draußen stehenden Schläger von Y. hereinkommen, ehe der geschlagene Ball wieder ins Mal geschafft werden kann; denn läuft er auf einen unwirksamen Schlag fort, und der Ball wird von den Dienenden eher ins Mal geschafft, als die draußen Stehenden hereinkommen, so ist der Schlag verloren und der oben unter c. angegebene Fall tritt ein.

Beide Parteien sind also unaufhörlich gegen einander in Arbeit, die herrschende sucht stets herrschend zu bleiben und die dienende jener den Schlag abzugewinnen und sich von den Diensten zu befreien.

Folgende Regeln werden nun Deutlichkeit gewinnen.

1) Regeln für die dienende Partei.

a) Aufwerfer. Diese Stelle ist eine der wichtigsten und muß gut verstanden werden. Der Aufwerfer ist die Feder des Spiels, er muß im Allgemeinen die Dienenden stets aufmuntern, ihm den Ball hereinzuwerfen, und die Schläger antreiben, nicht langsam zu sein. Durch Beides muß er die Lebhaftigkeit des Spiels zu erhalten suchen. Insbesondere aber muß er seine Aufmerksamkeit 1) auf den jedesmaligen Schläger richten. Schlägt dieser den Ball gewöhnlich schief über die Stellen 4. und 5. hinaus, so muß er sich beim Aufwerfen gegen ihn in eine Richtung stellen, wodurch dies verhindert wird. Je besser er aufwirft und sich nach dem Wunsche eines Jeden richtet, desto häufiger geschehen gute Schläge

und desto besser kann von den andern Dienenden gefangen werden; — 2) auf den Ball, wenn ihn der Schläger nur ein Viertel oder ein Achtel trifft und daher prellt; in diesem Falle muß er ihn zu fangen suchen, um den Schlag zu gewinnen; — aber auch 3) auf alle Schläge überhaupt, indem er sich bemüht, Jeden, der von X. ausläuft oder von Y. zurückkommt, entweder selbst mit dem Balle zu treffen, oder dem Dienenden unter 2, sobald dieser dem Laufenden näher ist, den Ball zuzuwerfen, damit derselbe ihn gegen den Laufenden gebrauche. Außerdem aber muß er auch auf diejenigen aufmerksam sein, die beim Auslaufen hinter X. stehen; denn treffen diese nur mit einem Fuße über die Linie A B. in die Spielbahn, so erhält er das Recht, nach diesem Fuße zu werfen, vorzüglich aber, wenn sie völlig darüber herausschreiten. Trifft er sie, so ist der Schlag gewonnen; — endlich 4) auf sich selbst, indem er im Augenblicke des Schlagens einen guten Schritt zurücktritt, damit ihn der Ballstock nicht trifft.

b) Die übrigen Dienenden haben blos zwei Gegenstände, aber dieser auch um so schärfer vor Augen: den Ball nnd die Schläger. Es muß daher Jeder ungefähr beurtheilen können, wie weit dieser oder jener Schläger, und in welcher Richtung er den Ball treibt. Vermuthet er ihn in seiner Gegend, so muß er schon behutsamer sein. Er berechnet beim Aufsteigen des Balles seinen Bogen und den Ort des Niederfallens, und verläßt daher schnell seinen Platz, um sich dorthin zu begeben und den Ball zu fangen, um damit den Laufenden zu treffen, oder ihm einem seiner Gespielen, der dem Laufenden am nächsten ist, zuzuwerfen, damit dieser denselben treffe. Ist aber keiner von diesen Fällen möglich, so wirft er ihn dem Aufwerfer zu, damit keine Stockung in das Spiel komme. Ferner sieht jeder Dienende theils darauf,

ob die Seitenlinien A C und B D von den Laufenden überschritten werden, denn dadurch wird der Schlag verloren, theils, ob etwa kein Schläger im Male ist, um den Ball schnell hinein zu werfen. Eignet sich dazu der Augenblick, so wird durch den Ausruf: den Ball ins Mal! Allen angekündigt, daß das Mal frei sei und der Ball schnell dahin geworfen werde, ehe ein Schläger herein läuft. Gelingt es, so verliert jene Partei den Schlag.

2) Regeln für die Schläger.

Keiner derselben darf unnöthiger Weise laufen, wenn der Ball in den Händen eines nahe stehenden Dienenden ist, denn er kann leicht getroffen werden und dadurch den Schlag verlieren. Nur dann kann und darf er dies wagen, wenn kein tüchtiger Schläger mehr im Schlagmale ist, der die Andern lösen kann.

Es ist Pflicht eines Jeden, den Ball stark und voll zu treffen, denn kleine Schläge, d. h. solche, die nicht über Mannshöhe gehen, bleiben unwirksam und der Ball kann zu leicht gefangen werden. Der Schläger muß denselben in jede Gegend schlagen können, vorzüglich aber diejenige wählen, wo er keinen im Fangen geschickten Dienenden sieht. Den Ball nach V. zu schlagen, wenn seine Gespielen eben dorthin laufen wollen, und umgekehrt, würde sehr falsch sein; vielmehr schlägt er ihn dahin, wenn sie von dorther kommen, denn dadurch entfernt er den Ball mit der Möglichkeit, mit ihm getroffen zu werden, von ihnen. Sehr starke und weit hinaus über 6 gehende Schläge haben aber dieselbe Wirkung. Wird nach dem Schläger geworfen, so weicht er schnell aus und läuft daher fast immer mit dem Gesichte hinter sich, um sich schnell retten zu können, ja er wirft sich lieber augenblicklich nieder, ehe er sich treffen läßt. Dabei wagt er aber Alles, um ins Mal zu kommen, wenn er besonders sieht, daß der Löser nur noch einen Schlag

hat; er muß aber dabei nicht vergessen, innerhalb der Seitenlinie zu bleiben.

Um dem Ganzen eine regelmäßige Festigkeit zu geben und kleine Streitigkeiten zu verhüten, bestimme man folgende für Alle gültige Gesetze:

1) Dem Anführer wird von Jedem seiner Partei Gehorsam geleistet. Wenn es sich darum streitet, ob der Schlag verloren oder nicht verloren sei, ohne zu einer Vereinigung zu kommen, so wird von Neuem geloos't.

2) Wer sich zum Ausruhen an den Boden legt, hat seiner Partei, wenn er ein Schläger war, den Schlag verloren, war er hingegen ein Dienender, so muß seine Partei nun doppelt gewinnen, ehe sie den Schlag erlangt. Zur besondern Strafe darf aber Derjenige, welcher sich legte, bei der nächsten Partie nicht schlagen, muß jedoch allemal mit dem Anführer heraus- und hereinlaufen.

3) Sollte der Fall eintreten, daß das Spiel von der einen und der andern Partei zu oft gewonnen würde und daher zu schnell wechselte, so kann man bestimmen, daß doppelt oder sogar dreifach gewonnen werden müsse, ehe die Dienenden zum Schlagen kommen.

4) Einen schlecht aufgeworfenen Ball braucht kein Spieler zu schlagen. Sind alle Schläger mit dem Aufwerfer unzufrieden, so sind die Dienenden verbunden, auf Verlangen einen Andern aus ihrer Partei zu stellen. Kommt der Löser zum dritten Schlage, so kann er, ohne zu schlagen, den aufgeworfenen Ball mit Willen fallen lassen, um ihn zum Besten der Hereinkommenden auf einen Augenblick aus den Händen des Aufwerfers zu bringen; doch darf er dieses nur etwa zwei Mal thun.

5) Die ganze Anzahl von Schlägen, die eine Partei machte, ehe sie den Schlag verlor, heißt ein

Gang. Um bestimmen zu können, welche Partei am Ende des ganzen Spiels gewonnen habe, muß jede die wirklichen Fortschläge laut zählen und sie am Ende eines jeden Ganges auf eine Tafel notiren; kleine Schläge werden nicht mit gerechnet.

Am Ende des Spiles, wenn beide Parteien eine gleiche Anzahl Gänge gespielt haben, werden die Schläge zusammengerechnet und derjenigen Partei der Sieg zuerkannt, welche die meisten derselben hat.

6) Der Schlag geht verloren. wenn

a) irgend ein Dienender den geschlagenen Ball aus der Luft fängt. Hat derselbe den Boden schon berührt, so ist es nicht gültig, wohl aber, wenn er, von anderen Personen oder Gegenständen abprallend, gefangen wird;

b) wenn irgend ein Schläger in dem Platze zwischen den Linien A B C D mit dem Balle geworfen wird, es sei nun unter welchen Umständen es wolle. Doch darf dies von dem Aufwerfer nie geschehen, wenn er selbst innerhalb des Platzes ist. Er muß vielmehr schlechterdings vor der Linie A B stehen; denn wäre ihm Jenes erlaubt, so könnte er hinter jedem Schläger, der schlechter liefe als er, herlaufen, ihn einholen und werfen, wenn derselbe von X. nach Y. läuft, um sich zu lösen;

c) wenn es einem der Dienenden gelingt, den Ball ins Schlagmal zu werfen, wenn daselbst kein Schläger anwesend ist;

d) wenn ein lösender Schläger seine drei Schläge gethan hat, und nach dem dritten der Ball eher im Male liegt, als ein neuer Schläger daselbst anlangt. Dieser Fall tritt dann besonders ein, wenn der dritte Schlag nicht trifft, und der Ball vor dem Male A B niederfällt;

e) wenn ein Schläger beim Laufen aus den Seitenlinien A B und B D läuft;

f) wenn Einer derselben den Ball angreift;

g) wenn er den Ballstock mit über das Mal in die Spielbahn nimmt, indem er nach Y. laufen will;

h) wenn er nach vollbrachtem Schlage den Ballstock so eilfertig wegwirft, daß irgend Einer seiner Gespielen getroffen wird, oder wenn er ihn beim Schlagen aus der Hand fahren läßt.

7) Wurde der Schlag von der dienenden Partei gewonnen, so hat der Gewinner das Recht zum ersten Schlage; ihm folgt der Aufwerfer, dann die Andern nach Willkühr. Aber in der Folge des Spielganges richtet sich die Ordnung des Schlagens nach der Reihe des Hereinkommens. Tritt dabei bisweilen der Fall ein, daß ein schlechter Schläger beim Hereinkommen der Letzte ist und daher nöthigenfalls lösen muß, so brauchen es die Dienenden nicht zuzugeben, daß er deshalb früher schlage, damit ein Besserer zum Lösen komme.

8) Der Ball wird nie zugetragen, sondern jedem Mitspieler zugeworfen und dann aus der Luft gefangen.

Wohl alle Theile des Körpers werden bei diesem Spiele in Thätigkeit gesetzt und gestärkt. Es ist daher dasselbe in der Reihe der gymnastischen Spiele eines der vorzüglichsten und unter ihnen am meisten mit zu empfehlen. Es gewährt viel Bewegung im Freien, verschafft dem ganzen Körper Schnelligkeit, Gewandheit und Kraft, sowie insbesondere dem Arme Geschicklichkeit und dem Auge richtiges Maß. Um dem Balle auszuweichen, werden öfters fast alle Muskeln des Körpers in Anspruch genommen. Es erfordert aber auch eine immerwährende Aufmerksamkeit, um keinen der verschiedenen Wechselfälle des Balles zu versehen, wogegen es wiederum der Jugend sehr viel Vergnügen gewährt und bei schöner Witte-

terung von derselben fast jedem andern Spiele vorgezogen wird.

Zu Anfange dieses Spieles wurde schon erwähnt, daß dasselbe von mehr oder weniger Personen gespielt werden könne; hinzuzufügen ist noch, daß es von weniger Spielern als der oben angegebenen Anzahl gespielt werden kann. Sind bloß 4 Personen, so heißt es Vierball; diese Art ist aber weit angreifender als die eben beschriebene, weil darin wenige Personen eben so viel verrichten müssen, als dort 12. Von den Dienenden ist auch hier einer Aufwerfer, der andere steht draußen und ein Schläger muß den andern lösen.

Zu den Spielen, welche als eine angenehme und nicht zu sehr anstrengende Leibesübung der Jugend nicht blos, sondern auch jeder Stufe des Alters zu empfehlen wäre, gehört das sogenannte Mail-Spiel, von dem französischen Worte Mail abgeleitet. Im Laufe der Zeit ist dieses Spiel fast ganz in Vergessenheit gekommen und wird selbst in Frankreich, woher es stammt, nur selten gefunden. Die Hauptsache bei diesem Spiel besteht darin, hölzerne Kugeln mit den zugehörigen hölzernen Schlägeln nach gewissen Regeln nach einem bestimmten Ziel zu treiben. Man bedient sich dazu aus Buchsbaum-Holz oder Wurzel gemachten Kugeln, wobei es hauptsächlich darauf ankömmt, daß dieselben hart genug sind, um selbst den heftigsten Schlägen zu widerstehen, ohne Beulen zu bekommen. Es ist dazu eine eigenthümliche Art der Bereitung erforderlich, die man ausführlich in der Academie universelle des jeux, Paris 1739, beschrieben findet, im Auszuge theilt dieselbe der 72ste Theil unseres Werkes Seite 715 und folgende mit. Der Durchmesser einer solchen Kugel muß etwa $2\frac{4}{5}$ Zoll und ihr Gewicht 11 Loth sein. Der Schlä-

gel, womit man diese Kugel treibt, besteht aus zwei Haupttheilen, aus dem Kopfe und aus dem Stiele, ersterer ist tonnenförmig gedreht und am besten aus dem Holz der immer grünen Eiche, beide Enden sind mit eisernen Ringen beschlagen, jedoch so, daß sie nicht bis auf die Fläche der Bahn vortreten dürfen, damit das Eisen die Kugel nicht berühre. Durch die Mitte des Kopfes, welcher ohngefähr die Gestalt eines Zuckerhammers hat, wird der Stiel befestigt. Wenn die Kugel 10 bis 12 Loth wiegt, so muß der Kopf des Schlägels 26 bis 28 Loth wiegen. In Frankreich macht man den Stiel von Stechpalmholz, doch kann man dazu auch dazu Weisdorn oder Taxus nehmen. Die Bahn zum Mailspiel muß eine Länge von 3= bis 400 und mehr Schritten haben, und ganz eben sein. In Frankreich bepflanzte man sie zu beiden Seiten wie eine Allee mit Bäumen. An jedem Ende der Bahn ist ein kleiner eiserner Bogen angebracht, dessen Stelle auch eine krumm gebogene Weidenruthe versehen kann, und der im Französischen la Passe oder l'Archet heißt. Durch diesen Bogen muß die Kugel am Ende der Parthie hindurch getrieben werden.

Was das Verhalten des Spielers betrifft, so hat derselbe die Kugel vor seinen Füßen liegen, und soll sie mit dem Schlägel (Mail) nach einer bestimmten Richtung mit möglichster Kraft fortschlagen. — Hierzu ist eine regelmäßige Stellung nothwendig, die ich hier angeben will, weil man sich sonst sehr oft ganz links dabei benimmt. Der Körper ist etwas vorwärts geneigt, weder zu gerade, noch zu krumm. Zum Ausholen des Schlages dreht er sich im Kreuz nach der Rechten zu etwas aufwärts, und beim Schlage eben so zurück zur Linken. Hierdurch bekömmt der Mail einen grö=

ßeren Schwung, und mithin mehr Gewalt. Man nennt dieses mit dem Kreuze spielen (jouer de reins). Dieses Drehen muß mit voller Gewißheit geschehen, d. h. man darf sich dabei weder zu sehr vorwärts noch rückwärts neigen, weil sonst die Kugel verfehlt wird. Mit steifem Rücken zu schlagen sieht schlecht aus, und läßt nie so viel Gewalt zu. Die Füße dürfen weder zu nahe, noch zu entfernt von der Kugel stehen. Der linke steht ihr mit der Ferse gerade gegenüber; beide sind etwas von einander gespreitet, und der rechte ist etwas rückwärts gezogen, um dem Schlägel freies Spiel zu lassen. Die Knie müssen in der anfänglichen, doch nicht steifen Stellung bleiben, nach welcher das Auge den Schlag abmaß. Auf die Haltung des Mail kommt vorzüglich sehr viel an. Die Hände dürfen beim Festhalten des Stieles weder zu nahe noch zu entfernt von einander sein. Zu oberst faßt die linke Hand so an, daß ihr Daumen vorne auf dem Stiele gerade herabliegt, und auf die Mitte der Masse hinweiset. Der Rechte liegt tiefer, ihr Daumen weder ganz oben, noch ganz an der Seite des Stieles, sondern mitten inne, und zwar etwas schräg, so daß er auf die Bahn der Masse, womit man die Kugel schlägt, hinzielt. Nur mit diesen Handgriffen ist es am sichersten, die Kugel nicht zu verfehlen. Man muß vor dem Schlage nicht lang mit dem Schlägel messen oder zielen, sondern ihn ein einziges Mal nur der Kugel nähern, dann die Masse etwa bis zur Höhe der Schulter heben, giebt es zu wenig Kraft. Zum Commentar dieser Vorschriften muß man den Schlägel und die Kugel selbst nehmen. Es giebt eine Menge Personen, welche jedes Instrument das in beiden Händen geführt wird, so fassen, daß die

linke Hand vorgreift. Diese müssen von dem meisten obigen das Gegentheil thun. Vollkommene Spieler verbinden Sicherheit mit großer Stärke des Schlages. — Ein gewisser Bernard machte sich durch sein Spiel berühmt; er schlug die Kugel auf ebener Bahn, ohne Hülfe des Windes und des Abhanges bis auf 400 Schritt in bestimmter Richtung. Auf einer bloßen Wiese ist dieses unerreichbar. Anfänger dürfen nicht gleich start schlagen, und die Kugel gleich so weit forttreiben wollen als Geübte. Nur durch kleine Schläge erwirbt man nach und nach Sicherheit der Faust und Stellung. Die Stärke des Schlages erfolgt dann bald von selbst. Kommt man an das Ende der Mail-Bahn, so muß man seine Kugel durch den oben erwähnten eisernen Bogen treiben. Hierzu nimmt man eine eigene eiserne Kugel (Boule de Passe), die man zum Passiren auf die Stelle der seinigen setzt. Das Passiren geschieht mit einem besondern Instrumente, welches die Gestalt einer ganz kleinen Schaufel mit einem langen Stiele hat. Sein schaufelförmiger Theil ist nur so groß, daß man die Kugel bequem damit fortschleudern kann. Es wird la Léve genannt, und gewisse Bediente der öffentlichen Mail-Bahnen hatten davon den Namen Portes-Léves. Außer dergleichen Bahnen gebraucht man sehr häufig den Stiel des Schlägels selbst dazu, der deshalb an seinem oberen Ende keil- oder meißelförmig geschnitten ist, auch braucht man keine besondere Passier-Kugel, sondern kann seine gewöhnliche dazu nehmen.

Die Gesetze des regulirten Mail-Spiels bei öffentlichen Mail-Bahnen sind sehr zahlreich, und passen größtentheils nur für das Spiel in bester Form *),

*) Man findet dieselben unter andern auch in der

da wir es aber hier nur mit der Jugend zu thun haben, die das Spiel bloß zur körperlichen Erholung und Uebung anwendet, so werden wir nur dasjenige, was für dieselbe brauchbar ist, hier anführen.

Es giebt vier Arten Mail zu spielen: 1) Au Rouët, ohne Parthien, hierbei steht jeder Spieler nur für seine Person, und jeder kann nur für sich gewinnen. Die Kugeln werden an den Anfang der angenommenen Bahn gelegt, und jeder Spieler schlägt, wenn die verlosete Reihe an ihn kommt, seine Kugel fort, jeder zählt seine Schläge, und derjenige, welcher mit den wenigsten am Ende der Bahn die Kugel durch den Bogen bringt, hat gewonnen. Ist die Parthie auf diese Art geendigt, so kann man gleich wieder zurück spielen, bis zu dem Bogen, der im Anfange der Bahn ist. 2) En partie, mit Parthie. Die Gesellschaft theilt sich hierbei in zwei Parthien, und jeder Spieler arbeitet für den Gewinn derjenigen, zu welcher er gehört. Ist aber die Zahl ungleich, so kann einer die Stelle von zwei Personen vertreten, indem man ihn zwei Kugeln statt einer spielen läßt. Jeder Spieler zählt seine Schläge; und diejenige Parthie, welche ihre sämmtlichen Kugeln mit den wenigsten Schlägen durch den Bogen bringt, hat gewonnen. Bei beiden Arten kann man auch eine bestimmte Anzahl von Schlägen festsetzen, mit welchen jeder seine Kugel bis vor den Bogen bringen, d. h. zum Durchgange (en passe) stellen soll. Auf ordentlichen Bahnen setzt man sich gewöhnlich mit

---

Kunst die Welt erlaubt mitzunehmen in den verschiedenen Arten der Spiele, 2 Theile. Wien und Nürnberg 1756. (S. 18—38).

3 — 4 Schlägen zum Durchgange; im Freien muß man sich nach der Länge der angenommenen Bahn und nach den Kräften der jungen Spieler richten. Derjenige, welcher seine Kugel dann nicht mit den bestimmten Schlägen so weit bringt, ist ab, derjenige aber, welcher sie in wenigen Schlägen (en passe) bringt, muß sie wieder eine bestimmte Zahl von Schritten 30, 40, 50 zurücktragen, und sie von da noch einmal schlagen.

Folgende Gesetze kann man bei den Spielarten überall annehmen. 1) Man kann seine Kugel zurecht legen, wenn sie zum Schlage nicht bequem liegt; man nimmt sie daher gern aus Höhlungen, die den Schlag hindern, und legt sie auf eine höhere Stelle, nur darf man sie weder vor- noch rückwärts legen. 2) Wer im Schlagen seine Kugel verfehlt, (qui fait une pirouette) verliert einen Schlag, denn er muß auch diesen Fehlschlag mitzählen, und das so oft, als es immer geschehen mag. 2) Zerbricht der Schlägel, oder reißt sich die Masse vom Stiele los, so wird der Schlag nicht mitgezählt, wenn das abgebrochene Stück noch hinter der Kugel liegt, liegt es aber vor der Kugel, so wird der Schlag gezählt. 4) Jeder, wer zuerst zum Durchgange kommt (der Bogen steht auf einer Steinplatte, und es heißt man sei en passe, wenn die Kugel bis zu dem Steine getrieben ist; im Freien muß man vor dem Bogen einen Querstrich ziehen, wenn kein Stein da ist) kann seine Kugel durchtreiben, ohne erst auf diejenigen, welche noch nicht so weit sind, zu warten. 5) Zum Durchtreiben wird beim regulirten Mail zwar die Schaufel (la Léve) oder der Stiel des Mail gebraucht, und derjenige, dessen letzter Schlag die Kugel zufällig durch den Bogen jagte, muß sie wieder auf die Stelle des letzten Schlages zurück-

tragen, und nochmals schlagen; allein da alle dergleichen Sachen sehr willkührlich sind, so kann man auch ohne Léve spielen, und die Kugel mit dem Schlägel durchtreiben. Zur Uebung des Augenmaßes ist dieses noch viel vortheilhafter. 6) Liegt einem beim Passiren die Kugel eines Neben-Mannes auf irgend eine Art im Wege, so darf man sie nicht wegnehmen, sondern muß sehen, wie man fertig wird. 7) Ist die Kugel einmal durch den Bogen gelaufen, so wird sie für passirt angesehen, und wenn sie auch durch Zufall wieder zurückliefe. 8) Stößt man beim Passiren auf die noch nicht passirte Kugel eines Andern, und treibt sie durch, so wird auch diese für richtig passirt angesehen. 9) Steht die Kugel schräg vor dem Bogen, so darf man sie nicht mit der Léve drehen herumlenken, sondern muß gerade damit fortstoßen, sonst verliert man. 10) Verfehlt der Spieler die Kugel mit der Léve, so verliert er einen Schlag.

3) Aux grands coups, mit starken Schlägen. Hierbei kommt es blos darauf an, wer seine Kugel mit einem einzigen Schlage oder mit einer vorher ausgemachten Zahl von Schlägen am weitesten bringt. Der schwächere Spieler läßt sich hierbei etwas vorgeben, es sei nach Schritten, oder nach der Entfernung der Bäume. Gewöhnlich spielen nur zwei. Stößt die Kugel des zweiten Schlägers an die schon vorgeschlagene des ersten, so hat jene gewonnen, und wenn sie auch hinter dieser liegen bliebe,

4) A la Chicane, spielt man auf freiem Felde, in Alleen, oder auf dem Wege überall, wo man jemand antrifft, und ist gezwungen die Kugel zu nehmen, wie sie liegt, ohne ihre Lage verbessern zu dürfen. Zum Ziel wird ein Baum, oder irgend ein Paß zwischen zwei Bäumen, Gebüschen ꝛc. fest-

gesetzt. Wer mit den wenigsten Schlägen bis dahin gelangt, oder bei gleicher Zahl von Schlägen die Kugel am weitesten hinausbringt, hat gewonnen. Dieses sind die vier gewöhnlichen Arten des französischen Mail. Jede Spielgesellschaft wird sich leicht selbst beliebige Gesetze geben können, wir haben daher vieles übergangen, was blos conventionell ist. In Frankreich ist dieses Spiel sehr lange Zeit gar ungemein geschätzt gewesen. Wann es entstanden sei, ist noch unbekannt. Karl der Fünfte verbot es, weil man zu sehr Hazardspiel daraus machte. Unter Ludwig dem Vierzehnten war es das Spiel großer Herren, der König spielte es, so wie ganz Paris. Besonders gewöhnlich war es in der Provence und Languedoc. Man fand überall öffentliche Spielbahnen mit einem Maître und seinem Commis. Der König hatte seinen ordentlichen Porte-Mail, der ihm die Instrumente herbei trug, und wer weiß, was noch für andere Bediente des Spieles. Weichlichkeit, Mode, so wie Karren und Würfel, verdrängten dieses sehr gesunde Spiel, doch wird es noch immer ziemlich häufig in Frankreich getrieben. Es empfiehlt sich, bereits erwähnter Maßen, durch die mannigfaltige Bewegung, die es dem Körper im Freien gewährt. Der Grad dieser Bewegung hängt ganz von den Spielern ab, man kann langsam und geschwinde spielen. Selbst mitten im Winter, wenn der Boden schneefrei ist, kann man es anwenden. In Frankreich hielt man es daher für ein der Gesundheit sehr zuträgliches Spiel, und empfahl es, gegen alle Arten von Rheumatismus als sehr wirksam. Es übt überdem Hand, Arm und Augenmaß ungemein, erfordert eine genaue Richtung der Kraft, und sichere feste Haltung des Körpers bei aller Kraft-Aeußerung, und ist dabei ganz unschuldig, indem es auch

ohne allen Gewinn und unterhaltend ist. Es ist daher Großen und Kleinen zu empfehlen, aber die Karten! die Karten! sind so bequem.

B) Das schottische Mail, oder Golf (Goff) die angenehmste Sommerbelustigung der Schottländer ist ein Spiel mit Schlägeln (clubs) und Ballen. Der Schlägel ist kegelförmig, und endigt sich in den Theil, welcher den Ball schlägt. Diese Stelle ist von Horn und mit Blei ausgegossen. Doch sind die Schlägel hierin bei guten Spielern von sechserlei Arten, nehmlich: Der gewöhnliche Schlägel wird gebraucht, wenn der Ball auf einem guten bequemen Boden liegt, der Schraper (Scraper) und halbe Schraper, in langem Grase: der Löffel, in einer Höhlung; der schwere eiserne Schlägel zwischen Steinen und Koth, und der leichte eiserne Schlägel auf sandigem Boden. Der Ball ist beträchtlich kleiner, als der beim Thorball, oder englischen Cricket, aber viel härter, von Roßleder auf eine besondere Art, mit Federn ausgestopft und gesotten.

Die Spiebahn kann zirkelrund, dreieckig oder ein Halbzirkel sein. Die Zahl der Löcher ist nicht bestimmt; dies hängt stets von der Länge der Spiel-Bahn ab. Die Entfernung eines Loches vom andern ist allgemein $\frac{1}{2}$ Viertelstunde ($\frac{1}{4}$ englische Meile. Hier ist das Spiel jedesmal geendigt; und diejenige Partie, welche ihren Ball in den wenigsten Schlägen hineinbringt, hat gewonnen. Es können 2 bis 8 und mehr Personen zusammen spielen, aber unter vier Personen ist es am angenehmsten, weil alle Verwirrungen, die bei 6, 8, 10 oder 12 Spielern Statt findet, wegfällt. Ein unebener Boden erfordert mehr Genauigkeit und Sachkenntniß des Spielers, und um zu lernen, giebt man ihm den Vorzug. Leichte Bälle sind

gewöhnlich, wenn man mit dem Winde, und schwerere, wenn man gegen den Wind spielt. Bei dem Anfange des Spieles kann der Spieler seinen Ball auf eine beliebige Erhöhung legen, um desto bequemer schlagen zu können, in der Folge aber ist es nicht erlaubt. Man thut es vermittelst eines Häufchens Sandes oder Lehmes. Der Ball, mit welchen man Parthie anfängt, darf nicht umgetauscht werden, bis er das nächste Loch erreicht hat, wenn er auch bersten sollte. Wenn ein Ball verloren wird, so ist auch das Loch für die Parthie verloren. Wenn ein Ball zufälliger Weise aufgehalten wird, so kann der Spieler seinen Schlag noch einmal thun. Gesetzt es spielten vier Personen A und B gegen C und D, jede Parthie hat ihren Ball, und spielt folgendermaßen. A schlägt zuerst, nach ihm C, aber dieser treibt den Ball nicht halb so weit, als A, in diesem Fall schlägt D, sein Gehülfe, zunächst und das heißt: Eins mehr (one more), um den so weit fortzubringen, als der Gegner, der so viel weiter als möglich. Ist dieses geschehen, so schlägt B den Ball des A, dies heißt ins Gleiche schlagen (the like) nehmlich mit den Schlägen des Gegners. Wenn aber C und D, wegen übler Lage ihres Balles durch den Schlag Eins den Ball nicht so weit bringen können, als der erst ein Mal geschlage Ball ihrer Gegner, so schlagen sie wechselseitig weiter, bis ihr Ball mit dem Balle des A gleich ist, und dann erst kommt B zum Schlage. In dem Falle zählt man Eins zu Zwei, Eins zu Drei ꝛc. Liegen die Bälle gleich, oder ziemlich gleich, so schlagen die Partheien abwechselnd. Der dazu gehörige Schlägel besteht wie bei dem Mail aus zwei Theilen: ja man kann gerade zu einem solchen Maillet dazu nehmen. Genauer genommen, ist der Stiel etwa 3 bis 4 Fuß lang,

und steckt senkrecht in einem abgekürzten Kegel von festem Holze. Die abstumpfte Spitze ist von Horn und mit Blei ausgegossen. Die Schläge werden gezählt, und es kommt darauf an, mit weniger Schlägen das nächste Loch zu erreichen, als die Gegner. Da dieses Spiel sehr viel Aehnlichkeit mit dem Mail hat, so verdient es alle Empfehlung.

C. Das große Kugelspiel, jeu de Boules. Die Zusammensetzung dieses Spieles ist von der Zusammensetzung des Scheiben-Spieles, welches weiter unten beschrieben wird, gar nicht unterschieden, sein Gewand ist aber auf eine vortheilhafte Art verändert, denn anstatt der Scheiben werden hier Kugeln gebraucht. Der Gang des Spieles ist wie bei dem Scheiben-Spiele; in Ansehung des Materials aber, und der dadurch verursachten Veränderungen, ist Folgendes zu bemerken: Die Kugeln sind von hartem Holze 3 bis 4 Zoll und darüber im Durchmesser. Da die Personen nicht immer einzeln oder nur in 2, sondern auch in drei oder vier Parthien, jede zu 2, 3, 4 Personen getheilt, spielen, so sind zu einem recht vollständigem Spiele vier halbe oder ganze Dutzend Kugeln nöthig, jede von anderer Farbe, um die abgeworfenen Kugeln der verschiedenen Parthien schnell unterscheiden zu können. Allein auch schon mit 8 bis 12 nicht bemalten, sondern blos bezifferten Kugeln können 4 bis 6 Personen vollkommen unterhaltend spielen. Zum Ziel wird eine kleine Kugel gebraucht, so wie bei dem Scheiben-Spiele eine kleinere Scheibe. Bei dem Abwerfen der Kugeln nach diesem Ziele ist es nicht gleichgültig, ob sie vorwärts, rückwärts oder gar nicht in Umschwung (Rotation) kommen. Legt man sie auf die Hand, so daß sie beim Abwerfen über die Fläche derselben und der Fingerspitzen hinausrollen,

so rollen sie auch nach dem Niederfallen am Boden weiter; wirft man sie durch einen gewissen Handgriff, den jeder leicht findet, ohne alles Umrollen fort, so werden sie am Boden immer noch beträchtlich fortlaufen. Anfänger müssen demnach dieses Fortrollen berechnen, oder vermeiden lernen. Jenes geschieht durch öftere Beobachtung, dieses dadurch, daß man beim Abwerfen die Kugel unter der Hand hat, und sie folglich von oben faßt, dann erhält sie eine Rotation, die ihrer Bewegung entgegen wirkt, und ihr Fortrollen am Boden fast ganz verhindert. Es ergiebt sich nun von selbst, daß die Kugeln in einem Bogen durch die Luft, nicht an der Erde weg geworfen werden müssen.

Den bequemsten Spielraum gewährt ein freier Sandplatz; hier rollen die Kugeln wenig oder gar nicht. Die Geübten wählen eine ebene Wiese, denn hier muß das Rollen mit in Rechnung gebracht oder vermieden werden. Aber auch jeder beschränkte Platz ist brauchbar, wenn man wenigstens 20 Schritte frei hat. Durch die Kugeln ist der Maßstab dieses Spieles viel größer, als der Maßstab des Scheiben-Spieles; die abzuwerfenden Körper sind schwerer, die Entfernung größer, und somit wird der damit verbundene Spaziergang beträchtlicher, denn da von dem letzten Gewinner das Ziel bei jedem Gange von neuem 10, 16 bis 20 Schritt weit ausgeworfen wird, so spielt man sich unvermerkt einige hundert Schritte auf dem Platze herum. Das Abwerfen der Kugeln erfordert ein genaues Abwiegen der Kraft des Armes, gehörige Schätzung der Schwere gegen die Entfernung des Wurfes. Bliebe der Spielplatz immer derselbe, so würden seine Eigenheiten bald bekannt sein, aber er ändert sich bei jedem neuen Gange, immer erscheinen andere Vertiefungen, Erhöhungen und Abdachungen. Diese muß das Auge ausspähen, und sie werden

ein Gegenstand der Beurtheilung. Hierzu gesellt sich endlich noch das stete Abmessen der Kugel-Entfernungen. Dieses alles macht das Spiel kunstvoll, nützlich und interessant, so wie es durch Zufall, der die Kugeln bald so, bald so jagt, ungemein unterhaltend wird. Es verdient daher eine recht allgemeine Aufnahme bei jungen und erwachsenen Personen. — Bei Franzosen ist es unter dem oben angeführten Namen, so wie auch unter der Benennung des la Bauche bekannt. Bei den Italienern heißt es il Gioco della Palborole, und wird von 4 bis 6 Personen gespielt, die sich in zwei Parthien theilen. Die Kugeln haben wohl 6 Zoll im Durchmesser, und sind auf der einen Seite mit Blei ausgegossen, um sie stärker zu machen. Die Points zählt man bis 21, und wenn die eine Parthie noch nicht 11 hat, indem die andere schon 21 hat, so hat sie das Spiel doppelt verloren. Das schottische Ourling ist im Grunde wohl dasselbe Spiel, nur in anderer Form. Man spielt es auf dem Eise mit 40 bis 50 Pfund schweren halbkugelförmigen Steinen, die aber mit einem hölzernen oder eisernen Handgriffe versehen sind. Vermittelst derselben schleudert man sie auf der Oberfläche des Eises nach dem Ziele fort. Jeder Spieler sucht den seinigen so nahe als möglich daran zu bringen, und die Steine seiner Mitspieler davon wegzuprellen.

D) Das kleine Kugel-Spiel. Dieses Spiel hat für Knaben sehr viel Interesse, daher findet man es überall im Gange. Da es sowohl im Hause, als auch im Freien getrieben werden kann, mäßige Bewegung giebt, und das Augenmaß übt, so verdient es hier mit angeführt zu werden. Die dazu gehörigen Kugeln werden entweder von einer schlechten Art Marmor oder Alabaster auf besonders dazu eingerichteten Mühlen verfertigt oder gemahlen, und Marmel, Marral, Marmel, Murmel, oder Murmer ge-

nannt, oder auch nur von Thonerde, im Töpferofen gebrannt, heißen Schnellkugeln, Schnellkügelchen, Schösser, Schusser, Klicker-, Knicker-, Knippkugeln, oder Knippkäulchen, und haben einen kleinen Zoll im Durchmesser. Von Verfertigung dieser Spielkugeln ist im Th. 54, S. 642 ff. gehandelt. Man kann damit spielen, wie beim obigen Kugel-, oder dem in der Folge beschriebenen Scheibenspiele, indem man eine von dergleichen Kugeln zum Ziel nimmt. Gewöhnlich aber spielt man auf mancherlei Art, um die Kugeln selbst. Man macht ein Loch einer Faust groß in den Boden, welcher ziemlich eben und fest sein muß. Der Spieler können 2, 3, 4 und mehrere sein. 3 bis 4 Schritt von dem Loche ist die Stelle, von wo aus die Kugeln nach dem Loche geworfen werden. Hier stellt sich ein Spieler nach dem andern hin, und wirft die bestimmte Anzahl Kugeln ab. Wie groß diese sein soll, wird allemal unter den Spielern ausgemacht; man kann daher nur mit einer oder zwei Kugeln werfen, aber auch diese Zahl immer fort vermehren, bis man sie nicht mehr in die Hand fassen kann, man wirft daher oft 6, 12, 24 und mehr Kugeln auf ein Mal nach dem Loche. Jeder sucht gleich recht viel dahin zu bringen, denn nach der Zahl derselben richtet sich in der Folge die Ordnung der Spieler. Hat nun jeder Spieler geworfen, so kommt es jetzt noch darauf an, diejenigen Kugeln, welche sich rings um das Loch her verlaufen haben, ebenfalls hinein zu spielen. Derjenige, welcher die meisten Kugeln im Loche hat, macht damit den Anfang. Er stößt mit dem krummgebogenen Zeigefinger eine Kugel nach der andern in das Loch, und es steht ihm dabei frei, welche er nehmen will, gemeiniglich wählt man diejenigen, welche dem Loche am nächsten sind. Aber er darf jeder Kugel nur einen einzigen Stoß

geben. So lange er mit solchen einzelnen Stößen Kugeln in das Loch rollt, kann er immer weiter in dieser Art fortfahren, mißlingt es aber bei irgend einer, so folgt ein anderer Spieler, nehmlich derjenige, welcher nach ihm die meisten Kugeln in das Loch warf. Auf diese Art spielt man in der Reihe fort. Derjenige, welcher die letzte Kugel in das Loch bringt, hat sie alle gewonnen. Darauf geht das Spiel von neuem an, wie oben, und der Gewinner kommt zuerst zum Wurfe. Bei dem Fortstoßen mit dem Zeigefinger gilt dieses Gesetz. — Wenn man zu einer Kugel kommt, die man nicht wohl in das Loch bringen kann, so muß man sie doch wenigstens demselben näher bringen, und darf sie nicht mit Fleiß weit darüber hinaus stoßen. Besonders gilt dieses bei der letzten Kugel, auf welche alles ankommt. Es können Knaben noch auf andere Art damit spielen. Sie setzen die Kugeln in eine Reihe, einer so viel als der andere. Dann tritt einer nach dem andern 5 bis 8 Schritt vor dieser Fronte, und rollt eine Kugel nach derselben hin. Jedes Stück, das er dadurch aus der Reihe stößt, gehört ihm. — Oder A setzt sich aus, d. i. rollt seine Kugel ab. B rollt die seinige nach ihr, C rollt nach der Kugel des A oder B. D nimmt mit seiner Kugel A B C auf das Spiel ꝛc. Wer des andern Kugel trifft, erhält jedesmal von ihm eine als Gewinn. Die griechischen Knaben hatten ein Nuß-Spiel, welches Ὄμιλλα hieß. Sie beschrieben an den Boden einen kleinen Kreis, stellten sich in einige Entfernung und warfen mit Nüssen darnach. Derjenige, dessen Nuß im Kreise liegen blieb, erhielt die übrigen seiner Mitspieler, die sich darauf verlaufen hatten. Dieses Spiel kann nicht nur mit Nüssen, sondern auch mit oben beschriebenen Kugeln nachgemacht werden. — Ein

Kreis ist bald gemacht. Jeder Mitspieler wirft eine Kugel nach demselben. Bleibt von allen nur eine darin liegen, so gewinnt ihr Besitzer alle verlaufenen. Haben zwei Spieler a und b jeder Eine hineingebracht, so müssen sie stechen, d. h. sie müssen jeder noch eine abwerfen. Bringt dann nur einer seine zweite Kugel hinein, so gewinnt er alle übrigen, bringen aber beide die Kugeln wieder in den Kreis, so muß von neuem gestochen werden. Will man aber dieses öftere Stechen vermeiden, so gebe man dem Kreise einen Mittelpunkt, und lasse jedesmal die Kugel, welche ihm am nächsten liegt, gewinnen. Ist gar keine Kugel im Kreise liegen geblieben, so gewinnt derjenige, dessen Kegel nun am nächsten ist.

Kegelspiele. Das gewöhnliche deutsche Kegelspiel. So allgemein bekannt auch dieses Spiel ist, so kann ich doch nicht umhin, eine kleine Beschreibung desselben zu geben.

Es giebt zwei durch Verschiedenheit der Bahuen bezeichnete Arten des Kegelspiels; die erste geschieht auf einer langen, festgeschlagenen und größtentheils mit klarem Sande bestreuten Bahn, die andere minder gewöhnliche auf einer kreisförmigen Bahn. Bei beiden gilt folgende Spielmethode: Von einer beliebigen Anzahl Spieler werden jedem 16, 24 oder 48 Punkte unter seinen Namen geschrieben und gleichsam als eine Schuld betrachtet, die er nach und nach durch Werfen der Kugel abzutragen hat. Nach jedem Wurfe werden die durch den Werfer umgeworfenen Kegel ihm von jener Summe abgerechnet; hat er nun dieselben auf die beschriebene Art geworfen, so werden die folgenden Würfe als ein Guthaben ihm angeschrieben. Jeder Spieler muß sich daher bestreben, recht viele Kegel zu werfen, denn behält er am Ende des Spieles noch Schuld, so muß er dieselbe nach Höhe derselben bezahlen.

Das Spiel endet auf folgende Weise; es werden die verschiedenen Guthaben und Schulden gegen einander verglichen und heben sie sich, so endet das Spiel. Um nun aber nicht zu lange und daher umsonst zu spielen, so nehme man diese Berechnung vor, wenn sich durch ungefähre Uebersicht noch nicht völlige Gleichheit herausstellt; von den nun noch fehlenden Kegeln werden die bei jedem Wurfe fallenden abgerechnet. In der schwierigsten Lage befindet sich derjenige, welcher die letzten Kegel werfen soll, denn bleiben z. B. 1, 2, 3, 4, 5 oder mehr Kegel, so darf er nicht mehr Kegel, werfen, als diese Zahl beträgt; wirft er mehr, so werden ihm die mehr fallenden als Strafe angerechnet und seinem Nachfolger zu der noch zu werfenden Anzahl hinzugerechnet. Es würde Jenem daher Nachtheil und Diesem Vortheil bringen.

Um möglichste Gleichheit bei diesem Spiele herauszubringen, setze man folgende Gesetze fest:

1) Niemand darf über einen bestimmten Punkt hinaustreten. 2) Wer nichts trifft, dem wird ein Kegel zu seiner Schuld hinzu- oder von seinem Guthaben abgerechnet. 3) Wer die Kugel über das zum Aufsetzen bestimmte Brett hinauswirft, verliert außer dem Wurfe einen Kegel. Dagegen ist jeder Wurf neben diesem Brette und an den Seitenwänden gültig. 4) Ist die Kugel durch etwas in der Bahn aufgehalten worden, so darf der Wurf wiederholt werden. 5) Prellt sie einen Kegel so, daß er außer dem Leg (dem mit Blech beschlagenen Standpunkte der Kegel) steht so gilt dieser, nicht aber, wenn er innerhalb desselben steht. 6) Sind am Ende des Spiels oder dem sogenannten Ausmachen nur noch 3, 4 oder 5 Kegel zu werfen, und wirft sie Jemand, so wird übergehalten, d. h. es wird seinem Nachfolger einer davon gut geschrieben. Sind mehr Kegel zu werfen, und werden

sie geworfen, so wird nicht übergehalten; fallen 7, 8 oder 9 Kegel, so hört das Spiel dennoch auf, allein nur die noch zu werfenden Kegel werden dem Werfenden gutgeschrieben. 7) Von den Kegeln gilt der König allein 3, der vorderste Eckkegel allein 2, am Ende des Spiels aber 2 oder 1, wie es gebraucht wird. Wer 7 Kegel wirft, löscht seine Schuld und schreibt 7 gut; bei 8 Kegeln ist dasselbe und bleiben 16 gut; bei 8 um den König (d. h. wenn von 6 Kegeln der König allein stehen bleibt) oder 9 Kegeln hat das Spiel geendet und der Werfende läßt sich von jedem Spieler seine noch gebliebene Schuld auszahlen.

Das Kegelwerfen ist bei uns seltener, verdient aber doch, seiner Vorzüge halber, allgemeiner zu werden. Es erfordert keine lange, künstlich zubereitete Bahn, sondern kann im freien Felde auf jedem ebenen Platze ausgeführt werden. Der Unterschied von dem gewöhnlichen Kegelspiele besteht darin, daß die Kegel in einer viel größeren Entfernung von einander stehen, welche bei den beiden Eckkegeln gegen 6 Fuß beträgt, die Kugel aber, statt eine glatte Oberfläche zu haben, mit zwei Vertiefungen, die eine für den Daumen, die andere für die andern 4 Finger versehen ist und, statt auf einer ebenen Bahn gerollt zu werden, im Bogen nach den Kegeln geworfen wird. Beide Kugel wie Kegel, sind auch etwas größer als die gewöhnlichen. Bei dem ersten Wurfe muß dem Spieler daran liegen, nicht bloß einen oder mehrere Kegel umfallen zu machen, sondern auch vorzüglich so abgemessen zu werfen, daß die Kugel nicht zu weit hinter die Kegel falle; denn auf dieser Stelle ist sein Standpunkt bei dem zweiten Wurfe. Je näher er daher den Kegeln steht, desto vortheilhafter ist es für ihn. Bei diesem Wurfe nun wird er seine Geschicklichkeit vorzüglich dadurch beweisen, daß er dieje-

nigen Kegel trifft, die in ihrem Falle möglichst viel andere mitnehmen. So geht es nun der Reihe nach; jeder Spieler hat zwei Würfe, und derjenige, der die meisten Kegel geworfen hat, genießt nicht allein den Vortheil, daß er diejenigen, die er mehr als Andere hat, von den Andern bezahlt bekommt, sondern er hat auch bei dem nächsten Spiele den ersten Wurf, und bestimmt den Platz, von wo aus die erste Kugel geworfen werden soll. Es würde auch sehr leicht angehen, die Berechnungsart des gewöhnlichen Kegelspiels hier anzuwenden.

Die Vortheile, die es vor dem letztgenannten in Hinsicht der Berechnungsgabe, so wie der Kraftabmessung des Armes, voraus hat, sind sehr leicht zu erkennen und deren Aufzählung daher unnöthig.

Aber nicht allein im Freien, sondern auch in der Stube läßt sich das Spiel ausführen, nur nehme man dann lederne, mit Haaren ausgestopfte Kegel und Kugeln dazu, und versehe die Kegel, um ihnen einen festen Standpunkt zu geben, unten mit einer zolldicken hölzernen Scheibe.

Eine zweite Art des Kegelwerfens, wo bei 2 Spielern die Kegel einer Reihe einander gegenüber gestellt werden, und Jeder, durch die Kugel sowohl als auch die von seinem Gegner umgeworfenen Kegel, die Kegelreihe umzuwerfen sucht, der der zuerst umgeworfenen aber verliert, scheint deshalb nicht empfehlenswerth zu sein, weil durch immerwährende Hinüber- und Herüberwerfen sehr leicht Schaden geschehen kann.

Das Pfahlspiel oder der Kindalismus. Die Zahl der Spieler bei diesem Spiele ist beliebig. Jeder derselbe hat einen runden Pfahl (Pflock) von hartem Holze, einen reichlichen Zoll stark und ungefähr 2 Fuß lang. Das dickste und schwerste Ende desselben wird zugespitzt und das dünnere beim Werfen mit der Hand gefaßt. Doch kann sich auch Jeder

im Verhältnisse zu seiner Größe einen längern und schwereren Pfahl nehmen. Diese Pfähle werden gegen die feuchte Erde geworfen, so, daß sie darin ziemlich fest stecken, aber auch zugleich einen andern, schon darin steckenden Pfahl verausprellen.

Es bedarf keiner Erwähnung, daß dies nicht mit geringer Schwierigkeit verbunden ist und daß dies nicht Jeder sogleich kann, vielmehr nur Erfahrung und längere Uebung es dahin bringen können, um die Lage des stehenden Pfahles zu beurtheilen und den Schwung des abzuwerfenden gehörig abzumessen. Geschickten und kräftigen Spielern ist es leicht möglich, jeden Pfahl aus dem Boden zu prellen, ihn oft mehrere Schritte weit zu schleudern und den ihrigen darin zu befestigen.

Die so in den Boden geworfenen Pfähle stehen selten senkrecht, sondern bilden mit der horizontalen Fläche des Erdbodens einen spitzigen Winkel. Wird der Pfahl so niedergeschleudert, daß seine Mitte das schwächere oder Griffende des andern niederprellt, so ist dies kein geschickter Wurf und lohnt selten, sondern drückt den stehenden Pfahl gewöhnlich nur etwas nieder; wenn aber der Pfahl so geschleudert wird, daß sein unteres, stärkeres Ende den andern an der nach dem Boden gerichteten Seite trifft, so wird der Wurf gewiß jedesmal gelingen.

Den Gang des Spieles anlangend, so wirft erst A. seinen Pfahl in den Boden, dann wirft B. den seinigen nach demselben, um jenen heraus zu prellen und diesen zugleich fest zu setzen. Gelingt ihm dies nicht, so sucht C. dasselbe zu thun; mißlingt es auch diesem, so kommt D u. s. w. So lange kein Pfahl herausfliegt, folgen die Spieler in der Reihe nach einander bis alle Pfähle feststehen; wird aber einer herausgeworfen, so muß er von seinem Besitzer erst wieder festgeworfen werden, wobei er aber keinen an-

dern zum Ziele nehmen und herauszuprellen suchen darf. Stecken alle Pfähle in der Erde fest, so zieht nun A. seinen Pfahl wieder heraus, nimmt sich einen zum Ziele und beginnt nun so das Spiel wieder von Neuem; ihm folgen B, C u. s. w. Für jeden eingeworfenen Pfahl zählt dessen Umwerfer Eins, und hat Einer die beliebig angenommene, aber vorher bestimmte Zahl voll, so hat er das Spiel gewonnen. Zu bestrafende Fehler sind folgende: 1) Wenn der geworfene Pfahl gar nicht stecken bleibt, sondern zu Boden fällt; 2) wenn er sein Ziel nicht berührt; in beiden Fällen wird er bei viermaliger Wiederholung um Eins gestraft; 3) wenn er weder stecken bleibt, noch berührt; bei zweimaliger Wiederholung um Eins. Wirft er hingegen 4) sein Ziel zwar heraus, bleibt er aber nicht stecken, dann wird weder Strafe noch Gewinn gezählt. Schon der Sieg ist aber gewöhnlich Belohnung genug, und man spielt auch öfters bloß um die umgeworfenen Pfähle. In den meisten Fällen werden keine bestimmten Gränzen gestellt; allein in den Gegenden Deutschlands, wo dieses Spiel, durch den weichen Boden begünstigt, sehr häufig gespielt wird, bestimme man auch feste Gränzen, indem man einen Kreis zieht, in welchem alle Pfähle geworfen werden müssen und von dem man sich 2 — 3 Fuß entfernt aufstellt. Hierdurch wird die Schwierigkeit des Spieles erhöht.

Schon in Griechenland kannte man dieses Spiel und es führte dort den Namen Kindalismus. Es ist übrigens einfach und dennoch unterhaltend, eignet sich auch für erwachsene Personen; seine Wirkung äußert sich vorzüglich und besonders, wenn es auch links gespielt wird, fast allgemein auf Arm und Hand. Auch das Augenmaß wird es erhöhen.

Als ein sehr empfehlenswerthes Turnspiel ist ferner das sogenannte **Fußscheibenspiel**,

welches größere Mannichfaltigkeit als das Scheiberspiel gewährt, zu betrachten. Werner hat in der mehrfach genannten Schrift die Schilderung desselben wörtlich aus dem 72. Bande unserer Encyklopädie entlehnt. Da es für Viele beschwerlich sein möchte, ein vor einem halben Jahrhundert erschienenes Buch nochmals hervorzusuchen und nachzuschlagen, so möge unser Vorgänger hier wiederum das Wort ergreifen.

Dieses Spiel besteht darin, daß ein Spieler auf einem Fuß hüpft und mit diesem im Niederhüpfen einen platten Stein am Boden nach gewissen Gesetzen und durch die Fächer einer auf den letztern gezeichneten Figur fortstößt.

Der Stein muß platt und etwa nur einen halben Zoll stark sein. Am besten eignet sich hierzu ein Stück Dachziegel, von welchem man die scharfen Ecken abklopft und es dadurch rundet; nach dieser Vorrichtung muß er noch fast die Größe der Mündung eines Trinkglases haben. Der Spieler können 2, 3 oder mehrere sein. Will man dies Spiel in einem Gebäude spielen, so zeichnet man auf einem großen Saale die Figur mit Kreide; soll es aber im Freien geschehen, so wählt man einen ebenen, etwas sandigen, überhaupt aber weichen Boden, damit man die Figur mit einem Stabe hineinreißen kann. Diese letztere ist etwa 12 — 14 Schritte lang. Eigentlich ist die Form einer solchen sehr willkührlich; um aber einen Anhaltepunkt zu geben, so mögen die Fig. 9304 und 9305 angegebenen als Muster dienen. Die Spieler A B u. s. w. stellen sich vor die Linie a b, denn von hier aus wird das ganze Spiel getrieben. A soll den Anfang machen; er wirft den Stein in das Fach 1, hüpft auf einem Fuße hinein, stößt ihn über a b heraus und tritt wieder an die An-

fangslinie. Jetzt wirft er den Stein ins Fach 2, hüpft dann hinein und stößt ihn eben so heraus; dann wirft er ihn nach 3, hüpft auch dahin und treibt den Stein stoßweise über die schon passirten Fächer zurück. Auf eben die Art wirft er ihn nach 4 und wiederholt das Herausstoßen, wie vorher. Nach dem Wurfe ins 5. Fach hüpft er über die ersten 4 Fächer auf einem Fuße, dann springt er auf beide Füße, so daß er das Kreuz überspannt, folglich mit dem einen in 5. und mit dem andern in 6. steht; hierauf hüpft er wieder auf einem Fuße ins 5. Fach, stößt den Stein nach 4, überspannt dann wieder das Kreuz, hüpft nach 4 und von da über 3, 2, 1 hinaus. Beim 6. Fache erfolgt dasselbe. Das 7. ist ein Freifach; hier ist es ihm gestattet, nach Ueberspannung des Kreuzes auf beide Füße niederzuspringen, und nach Belieben einige Augenblicke auszuruhen. Dann aber muß der Stein der Reihe nach von 7 nach 6, nach 5, nach 4 gestoßen werden und so oft als der Spieler hierbei in ein neues Fach überspringen will, muß er erst das Kreuz, wie vorher, überspannen. Von 4 aus wird er endlich nach und nach, oder auch auf einmal, wieder herausgeworfen. Nach dem Wurfe in 8 hüpft der Spieler über 1, 2, 3, 4, überspannt dann das Kreuz, springt in 7 auf beiden Füßen und auf beiden Füßen und auf einem nach 8. Von hier aus muß der Stein wieder durch alle Fächer gebracht werden, wie vorher. 9 bleibt wieder ein Freifach; der Spier darf daher hier wieder auf beiden Füßen gehen und stehen, bis er anfängt, den Stein wieder herauszustoßen.

Bei Fig. 22 b sind 4 und 8 Freiplätze; will er von diesen Plätzen aus den Stein zurücktreiben, so steht es ihm frei, dies durch alle schon passirten

Fächer zu thun, nämlich von 10 nach 9, 8, 7, 6 u. s. w., oder er legt den Stein auf den hüpfenden Fuß und schleudert ihn, indem er einen kleinen Aufsprung macht, von 8 oder 4, so weit er kann, über 3, 2 u. s. w. fort aus der Figur hinaus.

Wird dieses Spiel von mehr als 2 Personen gespielt, so wird zuvor die Folgereihe festgesetzt, und man spielt das Spiel nach folgenden Gesetzen:

1) Der Stein wird, von der Linie a b aus in das bestimmte Fach geworfen; fällt er in ein anderes Fach oder bleibt er auf einer Linie liegen, so darf der Spieler für diesen Gang nicht spielen, sondern sein Nachfolger kommt ans Spiel.

2) Berührt der Spieler beim Hüpfen und Fortstoßen mit dem Fuße eine Linie der Figur, so tritt er ebenfalls ab.

3) Fährt der gestoßene Stein über eine Seite der Figur heraus, so verliert er ebenfalls den Gang; denn der Stein muß beim Herausstoßen stets die Linie a b überspringen.

4) Vergißt der Spieler das oben angegebene Ueberspannen des Kreuzes, so tritt er ebenfalls ab.

5) Springt er bei dem Verluste des Gleichgewichts aus der Figur heraus, wenn der Stein noch darin ist, oder berührt er mit dem verbotenen Fuße den Boden; überspringt er, beim Herausstoßen aus den Fächern des Kreises oder des Kreuzes, ein Fach, oder stößt er den Stein z. B. von 8 nach 4 oder von 7 nach 4, so hat er den Gang verloren.

6) Derjenige hingegen, welcher den Stein zuerst in das letzte Fach und wieder heraus bringt, hat Spiel gewonnen. Allein alle diese Regeln, sowie die zu zeichnenden Figuren hängen von der Erfindungskraft der jungen Spieler ab. Es findet sogar

Statt, daß man dieses Spiel mit den Windungen einer Spirallinie spielen kann, wo jeder Spieler den Stein bis zum Mittelpunkte nach und nach fortstoßen muß.

Dieses Spiel hat in so eben beschriebener Gestalt zwar manches Gute an sich; es bringt den Körper zum Schweiße, stärkt die Muskeln der Waden und Schenkel, verschafft dem Körper ein richtiges Gleichgewicht auf einem Fuße, schärft das Augenmaß, die Beurtheilung und Abmessung der Kraft beim Fortwerfen des Steines und erfordert viel Aufmerksamkeit, um keine von den vorher bestimmten Regeln zu vergessen; es ist auch für die Jugend sehr anziehend, so daß man es häufig und selbst nach überstandener Anstrengung spielen sieht; allein es scheint doch auch in dieser Art einen weniger nützlichen, ja wohl gar schädlichen Einfluß auf die körperliche Ausbildung zu haben, denn die Erstarkung der Muskeln kann sich bloß auf das eine Bein erstrecken, während das andere darin zurückbleibt. Besser ist es daher, man macht es zum Gesetze des Spiels mit den Beinen abzuwechseln und z. B. auf dem rechten hinein- und auf dem linken herauszuhüpfen, und wechselt auch darin noch ab. Dadurch und durch das Folgende kann man dies Spiel zu einem der vollkommensten gymnastischen Spiele erheben. Statt des bloßen Hüpfens kann man aber auch allerlei leichtere und schwerere Körperbewegungen hineinbringen und dann ist es ganz vorzüglich zu empfehlen. Diejenigen, welche im gymnastischen Uebungen, Tanzen u. s. w., einige Uebung haben, können sogar verschiedene Schritte und Sprünge dabei anbringen und durch geschickte Verbindung und Ausführung z. B. von Tanzschritten dem Spiele ein vortreffliches Ansehen geben. Solche aber, die diesen

Uebungen noch nicht gewachsen sind, können andere weniger künstliche Sprünge machen. Zu größerer Verständlichkeit des eben Gesagten folge hier ein Beispiel. Der Spieler steht in der ersten Position von a b, die Hände in die Seiten gestützt und die Brust vorgestreckt. Aufgesprungen, mit den Füßen an die Schenkel geschlagen und nach 1 übergesetzt.

1) Aufgesprungen, in der Luft die Fersen zusammengeschlagen, in die erste Position niedergefallen, auf einer Fußspitze völlig umgedreht und nach 2 übergesetzt.

2) Die Beine etwas gespreizt, aufgesprungen, in der Luft halb umgedreht, niedergefallen; dann wieder die Beine etwas gespreizt und eben so mit Umdrehen in die erste Stellung und von da nach 3 übergesprungen.

3) In der ersten Position aufgesprungen, in der Luft rechts völlig umgedreht, niedergesprungen und nach 4 übergesetzt.

4) Eben so wie in 3, aber links herumgedreht und nach 5 übergesetzt.

5) Aufgesprungen, die Fersen zweimal in der Luft zusammengeschlagen; dann wieder aufgesprungen, so daß der Abstoß mit dem linken Fuße geschieht, in der Luft mit eben dem Fuße gegen den rechten geschlagen und so seitwärts nach 6 übergesetzt.

6) Zuerst wie vorher in 5, Aufsprung und doppelter Anschlag; dann Aufsprung mit dem rechten Fuße, Anschlag mit dem linken, Ueberspannung des Kreuzes, so daß der linke in 5, der rechte Fuß in 6 steht. Wiederholter Aufsprung nach 7.

7) Hier ist nun ein Freiplatz zum Ausruhen.

8) Das achte Fach wird als ein verschlossenes

angesehen und mit gleichen Füßen darüber weggesetzt.

9) Hier wird am hintersten Ende der Stein zwischen beide Füße gefaßt; man macht damit zwei kurze Fortsprünge dann einen starken Aufsprung, schlägt beide Füße ans Gesäß und springt nieder; dabei aber darf der Stein nicht herunterfallen. Jetzt springt man, immer den Stein fest haltend, über 8 weg, dann von 7 nach 4, nach 3 u. s. f. aus der Figur heraus. Nach dieser Erläuterung wird sich Jeder leicht eine Vorstellung von der verbesserten Art dieses Spiels machen können; doch können auch diese Bewegungen noch Abänderungen unterliegen. Nach diesen Veränderungen müssen nun auch neue Gesetze geschaffen oder wenigstens die früher ertheilten damit vermehrt werden, daß die in einem Fache angegebenen Bewegungen auch nur lediglich für dieses Fach bestimmt sind, und daß ihre Unterlassung in diesem sowohl, als ihr Gebrauch in einem andern Fache, den Verlust des Ganges nach sich zieht. Den Stein selbst schnellt man entweder mit einem Fuße hüpfend vor sich hin nach und nach heraus, oder man legt ihn auf den Fuß und schleudert ihn beim Aufsprunge fort, oder man faßt ihn zwischen beide Füße und springt damit aus der Figur heraus.

Kämmerchen zu vermiethen. Dieses Spiel spielt sich am besten im Freien auf einem schönen grünen Platze; allein im Nothfalle, bei schlechtem Wetter, auch im Hause in geräumigen Zimmern. Ist das Erstere der Fall, so wählen sich die Spielenden, Einen davon ausgenommen, in einem möglichst weiten Kreise ihre Standörter, der Eine an einem Baume, ein Zweiter an einer Hecke, ein Dritter an einem Gartenzaun u. s. w., wenn alle diese Gegenstände vorhanden sind. Derjenige, wel-

cher keinen Stand hat, geht nun von Einem zu dem Andern und fragt ihn: Hast Du Dein Kämmerchen zu vermiethen? Die Antwort darauf lautet natürlich immer: Nein! und: Geh' nur ein Haus weiter. Während dies der Fragende thut, wechseln Einige schnell hinter seinem Rücken ihre Plätze und laufen seitwärts, geradeaus, wie es ihnen gefällt. Ist der Suchende recht aufmerksam und schnell, so gelingt es ihm vielleicht, einen Platz zu erreichen, ehe ihn sein voriger Besitzer oder ein Anderer in Beschlag nimmt; ist er dies aber nicht, so kann er lange suchen, ehe er ein Kämmerchen findet, und wird noch obendrein von den Mitspielenden geneckt und getäuscht.

Damit ihm jedoch nicht die Lust vergehe, darf man ihn nicht zu lange warten lassen; vielmehr sucht man es ihm dadurch zu erleichtern, daß man ganz nahe bei ihm die Plätze wechselt, sich unter einander selbst täuscht, ein Stück auf einen Mitspieler zuläuft und, nachdem Jener seinen Platz verlassen hat, schnell wieder umkehrt und den seinigen wieder einnimmt. Hat endlich der Suchende, durch oder ohne diese Erleichterungsmittel, einen Platz gefunden, so übernimmt derjenige seine Stelle, der keinen Platz hat.

Der Aufseher hat hier darauf zu sehen, daß Lieblosigkeit den Schwächern nicht zurücksetze, ihn zu sehr necke oder bedrücke und diejenigen vorzuziehen, die am schonendsten mit Jenem umgehen; denn gerade solche Kleinigkeiten legen einen später kaum zu vertilgenden Keim zu Grausamkeit, Härte und dem, was daraus entspringt.

Ein förmliches Nacht-Spiel ist: a) die Wächter und die Diebe, nach Herrn Guthmuths Beschreibung. Eine Gesellschaft von 16, 20, 30 Personen, je zahlreicher, je besser, versammelt sich am bequem-

sten auf einer großen, mit einzelnen Gebüschen versehenen, oder theils unebenen Wiese, oder einem ähnlichen Gartenplatze. Einer wird zum Kadi ernannt, und dieser theilt die Gesellschaft in Paare ab, um aus diesen nach der unten befindlichen Anweisung zwei Partheien zu bilden, indem er von jedem zu ihm kommenden Paar die eine Person zum Wächter, die andere zum Diebe ernennt. So entsteht die Vertheilung der Gesellschaft in Wächter und Diebe. Beiderlei sondern sich in zwei Haufen ab, und der Kadi nennt die Namen beider Partheien öffentlich, damit sie sich gegenseitig kennen lernen. Jetzt giebt er jeder Parthei eine Parole, z. B. den Wächtern das Wort Bordeaux, den Dieben Rouen, und befiehlt jenen sich zu bezeichnen, und diesen sich zu bewaffnen, worauf die Wächter ein weißes Tuch oder ein Stück Papier um den Arm befestigen, und die Diebe sich mit zusammengedrehten Schnupftüchern versehen. Hierauf müssen sich die Diebe entfernen, um sich zu verstecken, und in Hinterhalt zu legen, wo sie nur können. Der Kadi giebt ihnen dazu etwa zwei Minuten und weniger, binnen welcher Zeit er laut bis 20 zählt. Ist die Zahl 20 ausgesprochen, so geht der Kadi mit den Wächtern aus, um die Diebe zu fangen. Man spürt aus, wo sich Diebe befinden; der Kadi detaschirt bald hier, bald dort hin einen Trupp oder einen Einzelnen seiner Wächter, um den Ort zu umstellen, den Paß zu verhauen, zu recognosciren, zu rapportiren ꝛc. — Alles muß, wie bei militairischen Expeditionen, strengen Gehorsam leisten, und der Kadi ernennt bald zu diesem, bald zu jenem Zwecke dieser Art die Unteranführer willkührlich. Kann irgend ein Wächter unter Gebung der Parole einen Dieb beim Arme fassen, oder nur deutlich berühren, so ist der Dieb fein, und die Regel des Spieles verbietet alle Widersetzlichkeit. Der Wächter ruft den Kadi und seine Gehilfen, alle

versammeln sich, der Kadi hält Gericht und läßt den Dieb 2 bis 3 mal durch die locker gedrehten Schnupftücher der Wächter gassenlaufen. Hat er diese Strafe überstanden, so wird er durch Umbindnng des Zeichens unter die Zahl der Wächter aufgenommen. Indessen aber auch diese Art die Jagd auf die Diebe ununterbrochen fortdauert, sind diese nicht müßig, sondern unabläßig bemüht, die Wächter zu Dieben zu machen. Jeder Dieb hat nehmlich das Recht, jeden Wächter mit aller möglichen List heimlich zu verfolgen, sich an ihm heran zu schleichen, oder schnell zu überfallen, und ihm mit dem Schnupftuche unter Nennung seiner Parole (Rouen) einen Hieb zu versetzen. Kann er dies, ehe der Wächter seine Parole (Bordeaux) ansspricht, so ist der Wächter dadurch auf der Stelle zum Diebe gemacht, und muß sich schleunig fortmachen, damit ihn die Wächter nicht erhaschen.

Es arbeiten hier also zwei Partheien unaufhörlich gegen einander. Gelingt es den Wächtern alle Diebe nach und nach zu fangen, so hat ihre Parthei gewonnen; können die Diebe aber nach und nach die Wächter zu Dieben machen, so findet das Gegentheil statt. Glückt es den Dieben, an den Kadi zu kommen, und ihn auf die obige Art zum Diebe zu machen, so erheben sie ein allgemeines Hurrah-Geschrei, die Partie ist geendigt, und sie haben den Sieg. Dieser letztere Fall ist sehr gewöhnlich, daher muß der Kadi außerordentlich auf seiner Hut sein, um nicht durch schnelle Ueberfälle überlistet zu werden. Oft bemerkt er z. B. zur Rechten die Bewegung einiger Diebe, seine Gehülfen machen Jagd und fangen einen; dieser Angriff war mit Fleiß von den Dieben veranlaßt, um die Aufmerksamkeit des Kadi dahin zu ziehen, denn in demselben Augenblicke stürzen von der linken Seite Seite her unerwartet ein Paar der entschlossensten Diebe unter den Haufen der Wächter, und ehe er sich

noch besinnen kann, ist der Schlag geschehen, und er ist gefangen. Er muß daher immer sehr aufmerksam sein, und immer ein Paar Mann von seinen Wächtern als Leibwachen haben. So viel von dem Gange des Spieles im Allgemeinen. Nun fährt Herr Gutsmuth fort; in eine weitere Entwicklung einzulassen, würde nicht ganz schicklich sein. Streitige Fälle kommen nicht häufig vor. Einige Gesetze will ich hier noch angeben. Die Grenzen des Spielraumes dürfen von Niemand überschritten werden. — Kein Dieb darf das Zeichen der Wächter an den Arm machen, oder sein zusammengedrehtes Tuch zur Nachahmung auch nur über den Arm hängen. — Kein Wächter darf seine Parole aussprechen, als bis er wirklich einen Dieb sieht, der ihn anfallen oder den er ergreifen will. Die Diebe können sich zwar vereinigen, um von allen Seiten her einen Trupp Wächter zu überfallen; merken es aber die Wächter früh genug und rufen ihre Parole, so haben jene kein Recht weiter einzudringen, sondern sind in Gefahr gefangen und schärfer als gewöhnlich bestraft zu werden. Auf dieses Gesetz muß vorzüglich gehalten werden, wenn nicht sogleich das ganze Spiel ausarten soll. Ueber die Vortheile dieser Spiele spricht sich Gutsmuths folgendermaßen aus. Dieses Spiel hat für die Jugend überaus viel Interesse, wenn es von beiden Seiten mit Lebhaftigkeit, Vorsicht, Muth und der dazu nöthigen Verschlagenheit gespielt wird. Man ist dabei in einer steten Erwartung dessen, was so eben vorgehen wird, von Minute zu Minute wird sie befriedigt, und wieder von neuem gespannt. Jeder Schritt erfordert Vorsicht; Auge und Ohr sind unaufhörlich beschäftigt, jede kleine Bewegung und jedes Geräusch zu bemerken. Es erfordert Muth und ununterbrochene Gegenwart des Geistes, denn die Angriffe sind mit List, Schnelligkeit und Ueberraschung

verbunden. Hier kann der Jugendaufseher, wenn er die Rolle des Kadi übernimmt, manchen seiner Zöglinge näher kennen lernen, indem er seinen Muth, seine Entschlossenheit und Gegenwart des Geistes auf die Probe stellt, und bald diesem, bald jenem eine Expedition aufträgt, wobei seine Furchtsamkeit ins Gedränge kommt ꝛc. Es gewährt zugleich viel körperliche Bewegung, es erfordert Schnelligkeit. Sehr bequem ist dieses Spiel für die etwas rauhen und sehr dunkeln Abende des Herbstes. Kleine Kinder, die mit diesem nicht gut fertig werden können, empfiehlt Gutsmuths das folgende, welches von einer Gesellschaft Knaben erfunden wurde, ganz einfach, aber doch nicht ohne Interesse ist.

Miau! Die Kleinen sind wieder auf einer Wiese, oder in einem Garten. Der Abend muß sehr dunkel sein. Der flinkste Knabe wird zuu Mian gewählt. Dieser läuft von der Gesellschaft fort, um sich zu verstecken, und man giebt ihm dazu etwa vier Minuten Zeit, binnen welcher man 20 zählt. Hierauf geht die Gesellschaft fort, um ihn zu erhaschen. Man kommt in die Gegend, wo man ihn vermuthet, und findet ihn nicht. Man umstellt indeß den Platz, und der kleine Anführer der Gesellschaft fordert den Miau auf, mit den Worten: „Miau laß dich hören!" Alle andere wiederholen diesen Ruf, und erwarten dann mit großer Begierde die Antwort. Man ist schon auf dem Punkte zu erfahren, um ihn zu ertappen, weil man ihn ganz nahe glaubt; aber ehe man sichs versieht, erschallt die Antwort: Miau! weit entfernt auf einer ganz andern Seite. Schnell bildet die Gesellschaft eine weit ausgedehnte Linie, und läuft vorwärts nach der Gegend, wo der Laut Miau! herschallte. Hier will man ihn denn recht sicher einschließen; aber ehe man sichs versieht, ist Miau wieder durch die Glieder der Linie entwischt, und täuscht die andern zum

zweiten Mal. Ist Miau aber endlich glücklich eingeschlossen, und man fordert ihn auf, sich hören zu lassen, so braucht er zwar nicht zu antworten, wenn man ihn zu nahe ist, aber eben dadurch verräth er seine zu große Nachbarschaft, und man sucht dann desto eifriger. So dauert das Spiel fort, bis Miau unter allgemeinem Gelächter gefangen wird. Ueber die Grenzen des Spielraumes darf er nie hinauslaufen. Dieses sehr unschuldige Spiel ist mit vielem Gelächter verbunden, gewähret viel Bewegung, und ist sehr bequem, die Kleinen an die Dunkelheit zu gewöhnen.

Die Jagd im Dunkeln. Das bereits oben angegebene Spiel der Jagd sieht man in Schnepfenthal bei der dortigen Jugend an dunkeln Abenden spielen. Man treibt es genau auf dieselbe Art, nur wählt man zum Jagd-Revier eine ganz ebene Wiese, die von kleinen Gebüschen eingefaßt ist, und dadurch deutliche Grenzen hat. Es erfüllt ganz den Hauptzweck, die Jugend auf eine lustige Art an die Dunkelheit zu gewöhnen, in ihrer Imagination die Vorstellung der Dunkelheit mit der Vorstellung des Vergnügens zu verknüpfen. Es erfordert überdem viel Munterkeit der Sinne, jugendlichen Muth, und Schnelligkeit des Körpers.

Der blinde Marsch nach dem Ziele gewährt einer zahlreichen Gesellschaft an schönen Frühlings- oder Sommerabenden eine recht angenehme Unterhaltung. Man beschreibe hierzu um einen freistehenden Baum oder, wenn ein solcher auf einem ganz freien und ebenen Platze nicht zu erlangen wäre, um einen in die Erde geschlagenen Pfahl, an welchem kleine Belohnungen, bestehend in Schreibzeugen, Tüchern, Bändern u. s. w., für die Tänzer und Tänzerinnen befestigt sind, einen 10 Schritte weiten Kreis entweder auf dem Boden mit einem Striche oder mit ausgezupftem Grase, und stelle einige Musikanten,

die zu diesem Spiele erforderlich sind, hinein. Außerhalb desselben, 64 Schritte davon, ziehe man die Hälfte von einem andern Kreise, der aber ebenfalls den Baum als Mittelpunkt hat.

Die Gesellschaft formirt sich in einzelne Paare, die für das ganze Spiel beisammen bleiben können, schließt einen Kreis um den Baum, tanzt die verbundene Runde, dreht sich dann Paar und Paar um den Baum und bildet zuletzt zwei Reihen von gleicher Personenzahl, worauf das Loos entscheidet, welche Reihe zuerst marschiren und welche unterdessen zusehen soll.

Den Marschirenden werden nun mit Tüchern die Augen verbunden. Jedes Paar derselben wird von einem Paare der zusehenden Reihe in den äußersten Kreis gebracht, wo sie sämmtlich, nachdem nun die Zahl der Spielenden klein oder groß ist, 8, 10 — 12 Schritte von einander gestellt werden. Ist dies geschehen, so fangen die Musikanten, die in dem kleinen Zirkel an dem Baume herum gestellt werden, den Marsch zu spielen an, worauf jedes einzelne blinde Paar, Hand in Hand dem Mittelpunkte des Kreises, dem Baume, mit taktmäßigen Schritten zu marschirt. Während dem zieht sich aber die Musik von ihrer Stelle weg, schwenkt bald rechts, bald links, theilt sich, zieht im Kreise herum, oder bleibt nur theilweise auf ihrer Stelle; die stehende Reihe geht rücklinks vor den Marschirenden her, um Acht zu geben, daß Niemand das Tuch lüfte, oder um sich zu gleicher Zeit an dem Wanken, Fehlgehen und den verschiedenen Richtungs-Veränderungen der durch die Ortsveränderung der Musik getäuschten und irregeleiteten Wanderer zu ergötzen.

Wenn nun aber wirklich ein Paar seine Richtung, die es im Anfange durch das geleitende Paar erhielt, ohne sich durch die Musik täuschen oder irre leiten

zu lassen, unverändert verfolgt, was zwar möglich, aber sehr schwer ist, so wird es mit 64 abgemessenen Schritten, 16 auf jede Clausel des Marsches gerechnet und jede Clausel wiederholt, am Ende des Musikstückes an dem Ziele oder wenigstens in dem kleinen Kreise, der es umgiebt, eintreffen. Dieses Paar hat nun am Ende der Musik, wo folglich alle Paare die Tücher öffnen, das Ziel erreicht und zwei Preise gewonnen, die sich Führer und Dame nach Belieben aus denselben wählen können. Hierauf schließen die übrigen Paare der Marschirenden einen Kreis um dasselbe, welches an dem Baume stehen bleibt, und umtanzen es mit dem Ehrenrundtanze nach einer lebhaften Musik.

Allein nur wenige Paare werden die Richtung lange behalten, die meisten werden rechts oder links schwenken und sich nach der Musik richten; manche Paare werden in ganz anderen Richtungen marschiren und sich entweder zum Spott und zum Gelächter der Andern weit vom Ziele oder auch zum Vergnügen ihrer selbst und zugleich zum Verdruß derselben sehr nahe an demselben sehen.

Sollte sich ein Paar unterweges über die Richtung des Weges veruneinigen, so daß die Dame rechts und ihr Führer links, oder umgekehrt gehen will, so ist es demselben vergönnt, sich zu trennen, und Jedes darf seiner eigenen Meinung nachgehen. Trifft es, daß eine Dame allein das Ziel wirklich erreicht, so gewinnt sie einen Preis, den sie nach Belieben für sich auswählt. Sie bleibt an dem Baume stehen und ihr verlassener, irre gegangener Führer läßt sich vor ihr auf ein Knie nieder, um ihr Abbitte zu thun, und umtanzt sie mit einem Ehrentanze. Hat hingegen der Führer derselben die Richtung behalten und ist am Ziele angelangt, so gewinnt er einen Preis, den er ent-

weder für sich behalteu oder, wenn er gegen seine untreue Gefährtin großmüthig sein will, derselben, oder einer andern Dame schenken kann. Zog er vor, seine frühere Gefährtin damit zu beehren, und behält er sie auch zur ferneren Gefährtin, so wird er, was außerdem nicht der Fall ist, mit dem Ehrentanze umtanzt; that er aber das Letztere, so erwählte er zugleich damit eine neue Gefährtin, deren Platz nun durch die Ungetreue ersetzt wird.

Sollten mehrere Paare das Ziel erreichen, so hat das demselben am nächsten stehende in der Auswahl der Preise jederzeit das Vorrecht vor den folgenden. Kommeu aber alle gleich nahe hinzu, so entscheidet, wenn kein Vergleich zu ermöglichen ist, das Loos. Dies kann aber nur höchst selten vorkommen.

In jedem Falle aber kommt nun die andere, bisher zusehende, Reihe an den Marsch. Nachdem die Augen verbunden und jedes Paar von demjenigen Paare, das es geleitete, in den äußern Kreis geführt worden, beginnt die Musik und mit ihr der Marsch von Neuem.

Die abwechselnden Märsche werden so lange fortgesetzt, als noch Preise vorhanden sind oder man Lust hat. Nach geendetem Spiele umtanzt die Gesellschaft den Baum in der Runde vor- und rückwärts, löset sich dann in einzelne Paare auf, die einzeln mit einander herumtanzen, und beschließt so diese Lustbarkeit. Die etwa noch übrigen Preise werden vertheilt.

Sollte man glauben, daß 64 nicht zu große Schritte, die übrigens ein Frauenzimmer recht bequem schreiten kann, zu viel seien, so kann man auch nur 48 annehmen und den Marsch darnach einrichten.

Damit aber die Gesellschaft nicht von den Musikanten abhängt oder irgend eine Art von Begünstigung vorfällt, so würde es noch nöthig sein, daß im-

mer Jemand von der zusehenden Reihe die Musikanten leite. So viel von den Turnspielen.

Das Turnwesen, welches wir nur nach seiner praktischen Seite hin ausführlich besprochen haben, hat sich, wie oben angedeutet, viele und mächtige Feinde erworben, als Vertheidiger desselben ist in neuester Zeit der ehrwürdige Moritz Arndt aufgetreten, und wir lassen ihn über einige Punkte selbst sprechen:

„Ueber die erste Anklage, daß das Turnen eine Art Seiländerei und Gauklerkunst sei, eine halsbrechende, beinbrechende, herz- und magenumkehrende gehirnerschütternde Kunst, wodurch Leib und Seele verrenkt und verspannt und überrenkt und überspannt werden, haben solche sich schon ausgesprochen, welche den Bau des menschlichen Leibes und was Kopfoben und Kopfunten bedeutet, und wessen ein Knabe und Jüngling vom achten bis achtzehnten Lebensjahre fähig ist, gründlich kennen. Zu zarte Kinder und zu gebrechliche und kränkliche Leiber werden ja auch zu den Uebungen nicht gezogen, und wenn man sie zuzieht, ganz allmählig mit hineingebracht, so daß die Schwäche sich durch die Uebung stärkt und erholt, wenn sie anders überhaupt zu überwinden war. Es gehen diese Uebungen ja alle ihren ruhigen Gang, Schritt vor Schritt und von Stufe zu Stufe, wie der Gang der Natur ist, und der Anblick der Turnplätze und der Turner und das Urtheil und die Sicherheit, welche in der öffentlichen Schau liegt, die jedem frei steht, und die immer gleichsam ein offenes Turngericht unter freiem Himmel bildet, weist alle aus dunkeln Hinterhalten kommenden Verleumdungen der edlen Anstalt zurück. Freilich das könnte sich wohl begeben, daß ein einzelner jämmlicher Leib, der doch frühe verwelkt wäre, das Schwindsüchtige änd Gebrechliche was in ihm sitzt, durch diese Uebungen eher hervor-

triebe und entwickele, die verdüsterte und verblödete Schwäche und Kränklichkeit aber, die einem bestimm= Organ noch keinen festen Sitz genommen hat, wird durch das frische und frohe Leben und Weben, und sowohl durch geistigen als leiblichen Reiz nach und schon der Stärke und Gesundheit Platz machen müssen. Freilich Halsbrüche, Beinbrüche, Verren=kungen, ja Tode, könnten bei einer so großen Schaar allerdings eben so häufig erfolgen, als z. B. bei den Uebungen der Regimenter zu Fuß und zu Pferde und mit dem Geschütz. Es ist ein Glück, daß dergleichen nicht oft geschen ist, ja bis jetzt fast gar nicht. Durch einen Schwindel, eine Ohnmacht, ja durch einen Schlagfluß, die ja hier im Freien sich so gut begeben können, als auf dem Stuhle oder im Bette, hätten schon einige von dem Mast=baum und andern Klimmgerüsten herunterstürzen und den Hals brechen können. Arm= und Bein=brüche und andere Beschädigungen, wie viele hät=ten bei diesen Uebungen, wie viele selbst auf dem Heimgange durch den Muthwillen der Knaben und Jünglinge vorfallen können. Gott hat die Anstalt gegen ihre Feinde schützen wollen, und solche Zu=fälle verhütet. Nun will man hier gerade tückisch zählen und rechnen, was anderswo nie gezählet und gerechnet wird. Geh nach dem ersten Dorfe und Flecken, wo in allem nur dreißig oder fünfzig Knaben und Jünglinge leben, und der eine fällt von einem Apfelbaume und bricht den Hals, der andere stürzt in einen Teich und ersäuft, der dritte balgt und ringt sich mit des Nachbars Sohn und bricht Arm und Bein entzwei, der vierte läuft Schlittschuh, fällt durch's Eis und ertrinkt, so daß man in einem so kleinen Neste in einem Jahre oft drei, vier unglückliche Tode und Beschädigungen zählt. Und wenn nun hier auf den Turnplätzen

der Zufall einmal wirklich sein trauriges Recht behauptete, könnte man das der Anstalt, und den Männern, die sie leiten, zurechnen? Man sagt: wo Bäume gehauen werden, da fallen Spähne — nun gut! so scheltet nicht, wie über etwas Gräuliches und Ungeheures, wenn Menschen untergehen, wo Menschen im frühesten Leben lebendig sind. Denn würden einige durch solche Uebungen selbst früh aufgerieben (allerdings immer solche Einige, die in einem siechlichen und kümmerlichen Leben ihnen selbst und der Welt späterhin doch nur zur Last gewesen wären), so wird die Mehrzahl dadurch doch frischer, kühner, gewandter, gesunder und lebenslustiger, als sie bei dem kümmerlichen Ofenhucken, trüblichen Stubensitzen, oder dämmernden Herumtreiben geworden wären. Das Turnwesen schadet den guten Sitten? Bei diesem Wörtlein gute Sitten, muß man billig, ehe man antworten kann, fragen, was die Leutlein meinen, die es im Munde führen. Es ist ungefähr ein so weitschichtiges und vieldeutiges Wort, als die Wörtlein Gott und Religion und Staat, unter deren weitere Nebelkappe die Herren Censoren, wenn sie wollen, eine gewaltige Tyrannei über die Geister üben können. Hier läuft das Geschrei darauf hinaus, daß die Buben wild, rauh, trotzig, unfleißig werden, daß viele auch wohl bei der Heimkehr vom Turnplatz im Dunkeln durch Gassen gehen, wo unheimliches Gesindel lauert und sie verlocken kann. Es giebt allerdings sehr zahme, schwächliche, stille und schweigsame Büblein und Jünglinge, die man artige Kinder zu nennen beliebt, die sich von einem Stuhl auf den andern setzen, die von einem Zimmer ins andere schleichen, die von einem Buche auf das andere fallen und dem Vater und Lehrer auch kein Blumenbeet und keinen Apfelbaum stören. Will

man solche, will man diese Unglücklichen, deren fröhlicher Lebens- und Freiheitstrieb von Kindauf zerknickt ward, und die nachher als Jünglinge mit der Bleichsucht und dem Blödsinn durchs Leben schleichen, so liefert der Turnplatz von dieser Art freilich nichts. Denn eben dieses zahme, sitzende, grübelnde, grämelnde und dämmernde Leben zu vertreiben, und die jungen Menschenpflanzen an Licht und Luft zum Bewußtsein des Lebens und zum Gefühl der Gesundheit und Freude zu bringen, ward er eröffnet. Daß fröhliche Buben wohl mal einen Muthwillen und einen Trotz mitlaufen lassen, und um so mehr, in je größeren Schwärmen sie miteinander sind, ist das natürlichste aller Dinge, und dafür, wenn es zu schlimm wird, giebt es Zucht und Strafe. Dies Uebel lassen sich verständige Männer aber gefallen, weil sie es sich gefallen lassen müssen. Wie der Wind wehen, nnd das Feuer brennen muß, so muß die junge Kraft sausen und brausen. — Uebrigens will die zahlreiche Schaar von Zuschauern, die sich in Berlin und anderswo immer bei den Turnplätzen versammelt, und von welchen ja viele mit den Jünglingen und Knaben zugleich zu Hause wallen, von frechem und sittenlosen Uebermuth und einem wilden Wesen, das die Ruhe rechtlicher und stiller Leute stört, nichts bemerkt haben. Man kann sich auch wohl soweit auf die Polizei verlassen, daß sie solchen Unfug, wenn es wäre, zur gesetzlichen Rüge und Strafe bringen würde. — Ueber den Unfleiß haben die berufenen Stimmen meistens verneinend geantwortet. Es wäre auch ganz unnatürlich, denn der gekräftigte und geschmeide Leib muß immer wohlthätig auf die Seele rückwirken, er muß auch dem Geiste geschwinderen Flug und kühneren Athem geben, zumal da ja die Turnübungen nicht

blos leibliche Uebungen sind, sondern dort auch geistig geturnt wird, mit Ideen und Gefühlen, welche den Anklägern freilich ein solches Räthsel sind, daß sie Gott weiß, welche verbotene und verborgene Schrecken dahinter wittern. Das haben wenigstens alle Bessern bemerkt, daß seit dem großen Jahre, wo wir von dem wälschen Joche befreit wurden, und seit den freien Uebungen der Leiber und Geister, die nun gottlob wieder erwacht sind, mehr Ernst, Fleiß und Sittlichkeit in der Jugend ist, als vor funfzehn und zwanzig Jahren war. Die Gefahr des spätern Heimkehrens durch durch die Wüsten des Lasters in der großen Stadt, ist freilich eine Gefahr. Aber wenn der Jüngling dagegen zu Hause keinen Schild bekömmt, wenn die Lehrer und Meister des Turnplatzes und der andern öffentlichen Schulen solche Wüsten nicht in der Abscheulichkeit und Verdammlichkeit schildern, die in ihnen sind, wie magst Du sie dann bewahren, daß die feilen Sünden sie nicht einmal fassen bei Tage oder bei Nacht? und wie viele Aeltern und Lehrer sind in der Lage, daß sie jedem erwachsenen Buben, wenn er ausgeht, einen Aufseher und Leiter mitgeben können? — Wenn man so viel Kleines und Großes, Ernstes und Erbärmliches unter einander mischt, verräth man wahrlich mehr die Absicht zu verläumden, als den Trieb, die Sittlichkeit und Wahrheit zu fördern. Das müssen wir freilich eingestehen, daß die zierlichen Knaben und Jünglinge, wie sie in meinen Tagen waren, die armen geplagten Jungen mit steifen Röcken, fest geschnallten Beinkleidern, gepuderten Haaren und Locken, und einer ganzen Ladung Salben, Talg und Haarnadeln, daß jene armen, verzerrten und versteiften Dinger, die weder Gott noch Menschen gefallen konnten, jetzt weder auf den

Turnplätzen, noch sonst irgendwo gefunden werden, es sei denn, daß hie und da ein alter Professor und Kanzlei-Director noch eine solche Seltenheit als Muster der guten alten, feinen, artigen, gehorsamen, zierlichen und manierlichen Zeit erzöge, die man uns immer aus vollen Backen lobt, und die uns doch mit aller ihrer Zierlichkeit, Weichlichkeit, Faulheit und Lügenhaftigkeit in den erbärmlichsten Zustand hineingefaselt und hineingetrödelt hat, aus welchem diese wilde, ungehorsame, rauhe und trotzige Zeit uns wieder hat hinausreißen müssen.

Die schwerste und ihren Folgen wichtigste Anklage gegen die Turnkunst, die zugleich persönlich die Turnmeister und vor allen Jahn selbst traf, war eine politische. Wir haben oben schon davon gesprochen. Man fürchtete aus der Saat echt deutschen Wesens, die hier gestreut wurde, eine verderbliche Frucht für die Sicherheit des Staates und man unterdrückte und verfolgte auf eine Reihe von Jahren das Institut ganz. Da die nächste Vergangenheit und die Gegenwart den Irrthum damaliger Zeit eingesehen und zum Theil gesühnt hat, so können wir mit Ruhe darüber sprechen und wieder statt aller weiteren Ausführungen Arndt's Ansicht und Vertheidigung hören, um so mehr, da sie zugleich ein Ehrendenkmal dem Stifter deutschen Turnwesens, Jahn setzt. Er sagt:

Das Turnwesen bildet ein freches, wildes, aufrührerisches Geschlecht, das dem Staat gefährlich ist, die Turnplätze sind die Lehrstühle, wo Lehren ausgesäet werden, die einmal alles umkehren müssen? Leicht gesagte Worte, auch fehlen den Worten die Scheine nicht bei ängstlichen und dummen Menschen, die nach dem bloßen Schein richten, und jeden Menschen, der über einen Graben oder Zaun setzen, und durch einen Strom schwimmen kann,

einen verrückten Waghals und Halsbrecher nennen, nehmlich einen solchen, der nicht blos sich den Hals brechen kann, sondern bei Gelegenheit auch andern. Die Lehre der Turnplätze ist eine offene, ja eine der öffentlichsten Lehren, und keine geheime, derjenige, der dem Dinge den Namen und das eigentliche Leben gegeben hat, ist eine gerade und offene (seine Feinde sagen, eine plumpe und grobe) Natur, der sein Wesen und seine Lehre in That nnd Wort auf das Offenste aller Welt zur Schau trägt. Worin besteht seine Lehre? 1) Der deutsche Knabe und Jüngling soll wahr, ernst, redlich und männlich sein, frei von allen geckischen, zierischen und wälschen Wesen. 2) Er soll züchtig und keusch sein, wie seine Ahnen weiland gewesen. Ein liederlicher und unzüchtiger Bube wird auf den Turnplatz nicht geduldet. 3) Er soll deutsch sein in Wort und That, wälsche Sprache, wälsches Wesen und alle Ausländerei ist bei den Turnern geächtet. 4) Er soll den großen Tugenden und Thaten der Väter und der herrlichen deutschen Vergangenheit erinnert werden; der Turnplatz soll eine lebendige deutsche Geschichte sein: die großen Namen, Thaten, Siege, Feste und Tugenden des Volkes gehören dem Knaben und Jüngling am meisten, in dessen empfängliche Seele der Samen der künftigen Zeit gestreut werden muß. Also klingen hier allerdings Klänge, welche vielen Ohren wunderlich dünken, und worin sie nichts sehen und deuten als Umkehrungen, Verschwörungen, Aufruhr, Zerstörung des deutschen Reichs (wie? der Idee oder des Dinges, das weiland so hieß?), Verwilderung der deutschen Art, kurz völlige Sittenlosigkeit und Verruchtheit. Die Namen: Deutschland, Vaterland, Volk, Freiheit, Deutschheit, Franzosenthum, Wälschthum klingen hier allerdings bei mehr als einer

Gelegenheit, und ohne diese Namen und ihre tiefe innerliche Bedeutung, möchten Schaaren von Hunderten und Tausenden wohl nicht leicht zu regieren sein. Daß die Jugend diese Worte, wie ja die Leute vor dreißig bis vierzig Jahren in dieser Zeit wohl auch thun, zuweilen etwas wunderlich und abentheuerlich gebrauchen, und sich wohl in Männer und Zeiten und Thaten und Tugenden hinein träumen und zuweilen auch hineinreden, die sie mit ihrem kleinen Inhalt nicht ausfüllen können — nun darüber soll man lächeln und nicht ergrimmen. O die Zeit wird kommen, die schlimme Zeit, die der Student die Zeit des Philisterthums nennt, und die jeder einmal kennen lernen muß, der auch nimmer Student gewesen, die Zeit, wo der freudige Muth, der mit Sonnenrossen durch die Himmelslüfte fuhr, sich mit tausend ehernen Schranken umstellt sieht. Die Welt wird der Jugend einst noch eng genug werden, die stolzen Ideen werden schon die Flügel zur Erde sinken lassen müssen. Man sollte doch Träume und Ideale der Jugend, deren Gefühle und Gedanken nie zu hoch fliegen können, nicht zu Verbrechen stempeln, man sollte Spiel Spiel sein lassen, und dünkt man sich darüber hinaus, möchte man es ja in Gottes Namen als Kinderspiel belächeln. Aber man will keine Menschen, man will Schöpse, die sich mit einem Stock und einem einzigen bellenden Hündlein alle in Einen Stall und, hat man erst Einen ins Wasser geworfen, auch alle in Ein Wasser und in Einen Tod treiben lassen. Es ist doch schön, das es dahin gekommen ist, daß selbst die Kinder und Knaben sich schon etwas darauf einbilden, daß sie Deutsche und nicht Wälsche geboren sind, daß sie deutsche Heldenthaten und Jahresnamen zu nennen und zu empfinden wissen. Mögen sie, für welche

die Welt noch kein Maaß hat, und welche, weil sie dem Himmel näher sind als wir, sich und alles gleich in den höchsten Himmel des Ruhms und der Idee hineinstellen, immer das Ungeheuerste träumen und aussprechen, wir wollen sie darum noch nicht Empörer und Aufrührer gegen die Regierung und gegen die ewige Ordnung Gottes auf Erden schelten. O diese Ordnung, die nicht immer eine Ordnung Gottes ist, wird ihnen zu seiner Zeit schon Maaß und Schranke und ach! eine zu große Enge dieser armen bedrängten Welt zeigen. Mögen sie dann nur nie vergessen, daß die Idee auch der Traum des Vierzigjährigen und Sechszigjährigen Mannes sein muß, wenn er mit seiner Tugend und Kraft in dem dürftigen Leben nicht verwelken will. —

Es ist bei dem blinden Hasse, womit man seit einem halben Jahre (1813) gegen das Turnwesen losgefahren, fast mehr noch auf die Person als auf die Sache gemünzt: der Stifter des deutschen Turnwesens Friedrich Jahn in Berlin ist dabei am meisten gemeint. Dies offenbart sich in den gegen das Turnwesen erschienenen Schriften auf jeder Seite. Ich will dem Manne hier keine Lobrede noch Vertheidigungsrede halten. — Jeder Lebendige muß sich durch die Kraft und Tugend des Lebens bewähren und so die hämischen und boshaften Angriffe seiner Feinde zu Boden schlagen — aber einige Worte muß ich doch sagen ganz aus der Sache heraus, die nicht mit seiner Persönlichkeit zusammenhangen. Man macht Jahn den Namen Stifter des Turnwesens streitig. Das könnte gleichgültig sein: einem bescheidenen Mann kömmt es bei seiner Wirksamkeit und Thätigkeit eben auf die äußere Ehre nicht an. Nie hat Jahn den thörigten Anspruch gemacht, daß er das Turnwesen

überhaupt gestiftet habe. Er kennt ja die Geschichten der Griechen und Römer und unserer Altvordern und selbst einzelne ähntiche Anstalten, die lange vor dem Jahre 1810 bei uns bestanden sind, zu gut, als daß ihm so Thörigtes einfallen sollte. Aber dieses Turnwesen, das sie angreifen und verlästern, dieses freie, öffentliche, volkliche, nicht in den Wänden eines Gymnasiums oder eines Reitstalles und Gartens einer Erziehungsanstalt eingeschlossene — dieses hat Jahn gestiftet und kein anderer, die große Idee der Oeffentlichkeit und Volksthümlichkeit und der Wiedererweckung und Belebung eines durch alle Klassen und Stände gehenden und durch diese Idee erfaßlichen Volksgeistes hat Jahn zuerst ins Leben gestellt. Ist das eine Tugend, so ehre man ihn; ist es ein Verbrechen, so strafe man ihn. —

Das muß auch noch gesagt werden — denn es gehört wegen gewisser Beschuldigungen recht eigentlich hieher — daß dieser Mann. der vielen zu rauh und zu herb scheint, doch wohl den Bären und Wolf, den Manche in ihm wittern, im Herzen nicht sitzen haben kann. Denn diesen Bären und Wolf fühlt niemand leichter heraus als der zarte Sinn des Kindes und Knaben, die gleichsam einen angebornen geistigen Hauch des Erkennens haben, welcher sich nachher bei dem zu vielen Betasten und Befühlen der unempfindlichen Welt bei den meisten allmählig verliert und den keine List und Erfahrung des Lebens wieder ersetzen kann. Jahn ist von seinen Schülern ohne Ausnahme geliebt; denn er ist gerecht, streng, züchtig, enthaltsam, er hat sich wie wenige von jeher eines reinen deutschen Lebens beflissen und gehungert und gedurstet für das Gute. Das fühlt sich von der Kindheit und Jugend auch heraus aus den Menschen, noch besser als der Bär

und Wolf. Und hat der Mann keinen Glauben und keine Liebe, ist in demjenigen Ehrgeiz, Prahlerei, Eigennutz, der gleich Jahn drei vier Jahre die Anstalt ohne alle Unterstützung bloß durch sein Gemüth und seine Geduld unterhalten, der, von Noth und Armuth bedrängt, Tag und Nacht gearbeitet hat um das tägliche Brod und der hingegangen ist und jede Woche ganze und halbe Tage daran gesetzt hat, daß er das Werk förderte, das er für ein gutes Werk hielt? Und es ist ein gutes Werk.

Und würde das Turnwesen auch keine allgemeine Volksanstalt, fände man es endlich für die kleinen Städchen, Fleckchen und Dörfer, wo die Jugend, so wie Arme und Füße nur zu gebrauchen sind, in Wald, Feld und Garten in mancherlei Arbeit und Thätigkeit genug umgeturnt wird, auch weniger nothwendig — für die größeren Städte und für die größeren Schulen und Gymnasien ist das Turnen eine der wohlthätigsten und nothwendigsten Erziehungs- und Bildungsanstalten, die je haben erfunden werden können. Wir wissen, was den Griechen weiland ihre Gymnasien und ihre Rennbahnen waren, wie sie diese und die in gewissen bestimmten Zeiten immer wiederkehrenden öffentlichen Kampfspiele als Hauptbildungs- und Hauptreizmittel ja selbst als ein großes Bindungsmittel ihres durch die mannigfaltigsten Regierungen in den verschiedensten Ländern, Küsten und Inseln zerstreueten und zerspalteten Volkes betrachteten und deswegen unter die unmittelbare Obhut der Götter gestellt hatten. Wir fürchten nicht, daß unsere Turnplätze Klopffechter und Raufer und Balger und rohe und übermüthige Gladiatorenseelen bilden werden, wir hoffen vielmehr von dem guten und vaterländischen Geist, welcher in allen Landen und

Gauen Deutschlands mehr und mehr zu wirken und zu weben beginnt, daß die christliche Liebe und Milde auch diese Anstalt erfassen und durchdringen und die Uebung des Leibes und der leiblichen Künste wohl als etwas Nützliches und Wackeres keinesweges aber als eine große That und Tugend wird ansehen lassen; denn ein rechtes kräftiges Mittel zu Thaten und Tugenden könnte es wohl werden.

Für die großen Schulen und Gymnasien ist der Turnplatz zunächst das, was ihnen Jahrhunderte gefehlt hat, etwas das diejenigen, die sich sonst versitzen und verträumen oder gar in der schlimmsten Faulheit und Weichlichkeit die ledigen Stunden hinbringen würden, in das muthige Gefühl und den fröhlichen Trieb und Sinn der Welt hinauslockt. Unsere Erziehung war noch nicht vorlängst eine kümmerliche Halbheit, alles auf den Geist und die Entwickelung und Bildung des Geistes nichts auf den Leib und die Entwickelung und Bildung des Leibes berechnet. Von dem sechsten, achten, bis zum sechszehnten, achtzehnten, zwanzigsten Lebensjahre war der Knabe und Jüngling an der Schulbank geschmiedet, dem frischen blühenden Leben entfremdet, diejenigen am meisten, welche am fleißigsten waren. Sie konnten Griechisch und Latein, sie konnten die Großthaten, die Kämpfe, die Spiele und Tugenden der Griechen und Römer und ihrer großen Männer an den Fingern hersagen; daß aber aus den deutschen Menschen auch einmal ein Aeschylus, Sophokles, Sokrates, Thucydides, Cäsar und Tacitus hervorgehen müsse, gleich geschickt mit der Feder und mit dem Schwerdte, das sagte ihnen niemand, das hatte ein im Einzelnen verlornes vom Leben abgerissenes und verweichlichtes Geschlecht lange verlernt. Und hätten sie nur an das Nächste gedacht, an das Christliche, an den Spruch des Apostels, in welchem der Leib ein Tempel Gottes, das Haus einer

unsterblichen Seele genannt wird, sie hätten den bleichsüchtigen, schwindsüchtigen, unbehülflichen, schwächlichen Knaben und Jünglingen, welche in Unkunde des Lebens und der Gefahren, die der Jugend drohen, vergingen, das lebendige Leben und die Welt draußen auch als eine Rennbahn angewiesen. Gerade in jenem gefährlichen Zeitraum zwischen dem zwölften und achtzehnten Lebensjahre, wo, wie der Saft im Frühlinge in den Baum tritt, der Trieb eines unentwickelten Lebens in den jungen Menschen tritt, dachte wohl einer daran, die armen Gesellen, die in öder Träumerei oder in wüster Sünde die Kraft der Jugend verloren und den künftigen Mann knickten, hinauszutreiben und den Leib in rüstigen Uebungen und Spielen zu ermatten und zu zerarbeiten, damit die gefährlichen Triebe und die eben so gefährlichen Träume und Fantastereien ein natürliches Gleichgewicht bekämen? — Hier ist das größte Verdienst des Turnplatzes, daß diese Jünglinge, die als das künftige Salz der Erde ausgestreuet werden sollen, nicht lahm, blöd, matt, schwächlich und jämmerlich an Wort und That werden, daß sie, was sie mit Fleiß und Arbeit erlernt haben, einst mit Macht und Kraft darstellen und geltend machen können, daß sie nicht wie elende Halbmenschen, wie blöde Schattengestalten, die wohl jede Stelle aus dem Thucydides und Tacitus hersagen, aber keinen Männerlaut aus der Brust hauchen können, der in andern Brüsten wiederklänge, mit unsicherm und wankendem Schritt künftig im Leben auftreten, dafür sollen sie jetzt springen und schwingen und ringen und sich des schönen Geräths bewußt werden, worin Gott ihre Seelen eingehäust hat.

Die Gegner des Turnwesens haben bei dieser Uebungen auch das Oeffentliche gescholten. Sie sagen, es führe leicht zu Ueberspannung und Ueberanstrengung der Kräfte und nähre Eitelkeit und Prahlerei,

indem jeder sich vor den Zuschauern zeigen und seine Gegner an Gewandtheit und Stärke überbieten wolle. Das wäre allerdings unvermeidlich, wenn keine höhere Zucht das Ganze zusammenhielte und die Jünglinge und Knaben durch Gehorsam zügelte. Aber das ist die erste Lehre des Turnplatzes, die jedem, sobald er ihn betritt, gegeben und während aller Jahre, die er ihn besucht, ihm vorgehalten wird: daß diese Turnübungen keine Uebungen der Eitelkeit und Gaukelei sind sondern Uebungen und Vorbereitungen für die Arbeiten des Mannes und die edelsten Forderungen des Lebens, damit ein gesunder, starker, tapferer und freudiger Mann werde, damit jeder den kräftigen und ausdauernden Leib gewinne, welcher den Beschwerden der Märsche und den Arbeiten des Lagers und Schlachtfeldes gewachsen sei; denn das sei wohl der Jammer aller Jammer, wenn ein Mann zu schwach sei, dem lieben Vaterlande die unerlaßliche Schuld zu bezahlen. Auch das bändigt die Eitelkeit und die leere Prahlerei, daß die Keuschheit als die erste und heiligste Pflicht des deutschen Menschen und des Christen gelehrt, daß auf jeden Weichling und Wüstling mit Abscheu hingewiesen wird, daß in der strengen und ehrenfesten Versammlung keiner geduldet wird, der etwas Schändliches und Liederliches gethan und gelitten hätte. Und ihr Hasser und Ankläger der Turnplätze, diesen hohen Preis werdet ihr ihnen nimmer nehmen, daß sie den deutschen Jünglingen den Stolz und die Würde tief in die Brust pflanzen, eine reine und keusche Jugend zu bewahren, so daß der eine immer der Erinnerer, Ermahner und Wächter des andern ist. Vieles möget ihr dem Jahn abstreiten, dieses Lob, daß er den heiligen Athem einer keuschen und strengen Jugend um sich her verbreitet, werden seine

bittersten Feinde ihm wohl lassen müssen. — Nun wieder zu dem Oeffentlichen. Die Turnplätze dürfen ihrer Natur nach nicht gesperrt noch geschlossen sein. Es wäre ja möglich, daß sie einmal durch schlechte Vorsteher — wie denn alles in der Welt einmal in schlechte Hände gerathen kann — entweiht würden. Daher ist es recht, daß das Volk, daß die Aeltern und Freunde der Knaben und Jünglinge als Zuschauer, Richter und Wächter die Mitordner und Mitbehüter der Turnplätze bleiben. Auch ist es gut, daß die Jugend durch die Anwesenheit von Menschen jedes Alters, Standes und Geschlechtes sogleich an ein ganzes volles Leben gewöhnt werde und eine lebendige Vorstellung von der Bühne bekomme, auf welcher sie künftig spielen soll. Auch bedürfen diese Uebungen, die bei aller ihrer Mannigfaltigkeit durch die ewige Wiederholung doch etwas Einförmiges und Ermüdendes haben, und keinesweges immer bloß ein lustiges Spiel, sondern oft eine recht strenge Arbeit sind, zu ihrer Belebung noch mehr als der hohen Lehren von Deutschheit, Vaterland Stärke, Männlichkeit und Keuschheit; sie bedürfen, wie alles Menschliche, das gedeihen soll, eines menschlichen Wechselreizes, einer Ermunterung und Billigung aller: man möchte sagen, sie bedürfen der Augen, der Liebe des Volkes. Dies kann wohl kein Streben der Eitelkeit heißen, es ist nur ein billiges Streben nach innerer Anerkennung, die jedem lieb ist, der meint, daß er nicht bloß ein äffisches Kinderspiel treibt.

Und so wünschen wir denn, daß die edle Turnkunst bleibe und bestehe, daß sie wachse und blühe durch alle Orte uud Gaue des geliebten Vaterlandes im ernsten, strengen, männlichen, deutschen Sinn,

in christlicher Milde und Frömmigkeit, in warmer Liebe und Treue gegen alles Edle, Gute, Treue und Vaterländische, daß wir nicht in jener nichtigen Weichlichkeit, Faulheit und Zierlichkeit versinken, wodurch vor uns so viele große Völker mit ihrer Freiheit und mit allen edlen und hohen Künsten und Tugenden vergangen sind. Selig ist, wer zu rechter Zeit das rechte Maaß findet, wer den Geist nicht zu sehr für Künste des Leibes noch den Leib zu sehr für Künste des Geistes übt! Denn allein aus dem Gleichgewicht der irdischen und himmlischen Kräfte geht der rechte, volle und fertige Mann und Mensch hervor, welcher, gleich gerüstet mit Leib und Seele, die Erde unten tüchtig und tapfer hält und verwaltet und doch nimmer seinen Himmel droben verliert. Vor allem aber wollen wir der Anstalt zu ihrem Gedeihen allenthalben feste, ernste, fromme keusche und stille Männer als Vorsteher wünschen, damit diejenigen kein Recht bekommen dagegen zu toben, welchen nur gefällt, was die Menschen für die Dummheit und Knechtschaft zahmer macht.

Mit dieser beredten Vertheidigung des Turnwesens gegen seine Feinde könnten wir eigentlich diesen Artikel schließen. Wir haben in demselben wenig Eigenes gegeben, sondern die Stifter und Förderer dieses wesentlichen Theiles deutscher Erziehung und Bildung, deren Zweck die Wiedererzeugung eines starken Geschlechts ist, sprechen lassen. Ehe wir jedoch die Literatur, so weit sie uns zugänglich war, kurz überblicken, möge noch das Schlußwort Arndt's hier eine Stelle finden. Es bezieht sich auf den nothwendigen Zusammenhang und Einklang echt deutschen Charakters mit Erziehung an Leib und Seele, wie sie nach den Jahren der Erniedrigung durch das Franzosenthum als die richtige

erkannt worden ist. Es mahnt zur Einkehr der Deutschen bei sich selbst, zur Erstarkung des Volksbewußtseins, zum Haß gegen alles Fremde und Lügenhafte, sofern es unsrer Meister werden, uns in seinen Dienst zwingen will. Auch die Turnkunst, noch mehr aber die große Idee, aus welcher sie hervorgegangen ist, hat das Ihrige beigetragen uns dem rechten Wege wieder zuzuführen; vom Ziele aber sind wir noch weit entfernt. Der Deutsche ist durch das unselige Treiben mehrerer Jahrhunderte dazu gewöhnt worden Alles Andere höher zu achten als das Deutsche, und hat so die Selbstständigkeit des Charakters, den Stolz des nationalen Bewußtseins zum großen Theil eingebüßt. — Hören wir also, was der alte Vorkämpfer für deutsches Recht und Wesen sagt.

„Ja, wir liebe Deutsche, wir transscendente Menschen, wir Hochflieger und Hochsteiger, müssen uns unvermeidlich oft überfliegen und übersteigen und auch den Namen Ueberflieger und Uebersteiger verdienen. So wird, was in Menschen und Völkern das Höchste ist, ihnen oft auch zu Weh und zu Leid. Dies ist das tragische Verhältniß aller irdischen Dinge. Aber mögen die Engländer und Franzosen dieser unserer Uebersteiger, unserer german methaphysics et confusion allemande lachen, so viel sie wollen, sie sollten nicht über uns lachen, sondern über sich weinen.

Siehe! es wehet ein panisches Sausen und Brausen des Weltgeistes durch den hohen und tiefen Urwald der Geschichte hin, eine Stimme der Vergangenheit, welche Allen, die Weissagung verstehen können, von der Zukunft weissagt. Eben suchen alle Völker ihre Origines, die Quellen und Brunnen ihres Ursprungs, mit einem Eifer und einer Liebe, worin auch Weissagung spricht. Siehe! aus Ost und West, aus

Süd und Nord kommen die Völker unserer Sippschaft heran, und es beginnt jetzt zu gelten, was der alte pommersche Korporal vor den Leipziger Thoren nach der Schlacht gesagt hat: Nun wollen alle Germanen sein. Wahrlich, es ist etwas hinter den deutschen Bergen, was die Wälschen nimmer gewahren können, es ist bei uns viel ihnen unentdecktes Land, ja unentdeckbares Land. Sie und alle unsere Verlacher und Verhöhner sollten vor unserm Leben, vor dem alten und dem jungen germanischen Leben wie mit einer Andacht stehen, mit gefalteten Händen lauschend und betend, wie vor dem unbekannten Gott, wie vor Kräften und Geistern, die vor uns in wohlthätigen Strömen sich einst ergossen haben und künftig über sie ergießen könnten. Haben wir Deutsche oft ein Zuviel, eine wilde, unbändige, unabgeklärte Geistesfluth, die wir nicht immer meistern können, so haben sie oft ein Zuwenig und dürfen mit ihren klaren seichten Wassern nicht prahlen. Ja gottlob! sie können uns nicht begreifen, denn wenn sie uns begreifen könnten, hätten sie uns auch beherrschen können. Ein Volk, durch und durch mit Eitelkeit durchgossen, begreift sich selbst nicht; für Fremde ist es vollends blind. Blinde können die Welt weder leiten noch regieren. Französische Listen wollen und müssen wir fürchten, aber die Franzosen selbst nicht, denn in ihrer Eitelkeit und ihrem Unverstande verstricken sie sich am Ende immer selbst mit ihren Listen. Sie sind selbst in den kleinen und mittleren Dingen, geschweige in den höchsten, oft unbeschreiblich kümmerlich, und übermessen und vermessen sich fast immer, und sollten den den Römern so oft nachgebeteten Spruch: Tu regere imperio populos, heu, Galle, memento! nur still in die Tasche stecken. Ja, Römer dünkten sie sich, Römer wollten sie sein unter ihrem großen Napoleon, und schalten die Engländer Carthagener, gleichsam als ein schlechteres,

schwächeres Volk, das ihnen unterliegen müsse. Schon dies malt ihre Verblendung, ihre blinde Vermessenheit mehr als genug. Gerade an den Engländern hätten sie ihre Mängel erblicken können, wenn sie sie erblikken könnten, gerade an diesen ihr lächerliches Römerthum erkennen können. Denn, wenn ein Volk durch Verstand, Ernst, Standhaftigkeit, Ausdauer und durch kalte und kluge Berechnung und Wägung der Dinge Römer heißen dürfte, so wären es wohl die Engländer, die aber aus vielen andern Rücksichten sich diesen wahrlich nicht schmeichelhaften Namen wahrscheinlich verbitten würden. Sie besitzen gerade das, was den Franzosen zum Römerthum fehlt.

Ich spreche hier noch Eines aus. Der Mann wird durch die ächten Germanen dargestellt, durch die Engländer, Skandinaven, Deutschen; was die Franzosen hin und wieder davon haben, wohnt und erscheint vorzugsweise in ihren germanischen Theilen, in Nordfrankreich und in den östlichen Burgunderlanden, die Mitte Frankreichs, wo das gallische Element vorherrscht, welches den Sitten, dem Character und der Litteratur des Volks seine Art am meisten mitgetheilt hat, führt mit Recht die Ueberschrift Weib. Die Sitten der Franzosen, ihre Sprache, ihre Darstellung, die ganze Erscheinung ihrer geistigen Beweglichkeit, Empfindsamkeit, Springigkeit und Flüchtigkeit im Guten und im Schlechten heißt Weib. So ihre Gesellschaftssprache, jetzt die europäische Gesellschaftssprache — nur daß der französische Esprit sich nach Italien, England und Deutschland nicht mit verpflanzen läßt — Alles leicht berührend und betüpfelnd, mehr andeutend als aussprechend, in halben Gefühlen, halben Wahrheiten, in tausend flatternden und flitternden und glitternden Scheinen hin und her schimmernd. Das Unbestimmte, Anspielende, Wegspielende, Ausweichende, Immer — in petto = Behaltende des Wei-

bes. Und weiter — o! fraget ihre Geschichte, wo sie erröthen muß, zugleich in Blut und Schaam erröthen, fraget sie von Philipp dem Schönen und den Söhnen der Katharina von Medicis bis auf Ludwig den Vierzehnten und bis auf unsere Tage — auch in ihren Umwälzungen und Zettelungen, in ihren Aufwallungen und Rachesuchungen und Racheübungen, herrscht nicht darin auch das fürchterliche Weib? Also weibliche Römer!

Göthe in seinem zweiten Faust, wo hinein er auf wunderliche Weise manches Wunderliche geheimnißt hat, führt unter den verborgenen geheimen Brunnquellen und Urkräften der Dinge solche auf, welche er die Mütter nennt. Etwas Aehnlichkeit hat der liebe Gott nun in die Deutschen hineingeheimnißt, vor welchem die Fremden gewöhnlich mit Lächeln, auch mit Hohnlächeln stunden und kopfschüttelnd stehen, wenn sie aber wüßten, was dahinter und darunter liegt, wohl oft mit Grauen und Schaudern stehen würden, aber mit Achtung und Scheu stehen sollten. Wie gesagt, Gottlob! wir haben die Fülle, welche wir leider nur zu oft für uns selbst wenig gebrauchen, welche uns aber als Volk eine Unverwüstlichkeit und Unvergänglichkeit verbürgt; wir tragen und bringen die germina rerum et spiritum, die alten schöpferischen elementarischen Urgeister, von welchen wir den europäischen Völkern, dem Einen mehr, dem Andern weniger, abgegeben haben. Zu uns auch, zu den Menschen der Strohhütten, kommen die Geister der Höhe und Tiefe, noch wie in den ältesten Tagen des Menschengeschlechts, ungerufen, und scherzen und spielen mit uns, und wir haben oft Mühe, ihren zu vielen Andrang und Eindrang abzuwehren and zu verscheuchen; die Wälschen müssen sie sich citiren, fast immer für bestimmte Zwecke, wofür sie auch von ihnen abgerichtet werden. Also: Germanio maltarum gen-

tium ferax a germinando nomen accepit, auf deutsch: Deutschland von mannigfaltiger Volkskraft wimmelnd, hat vom Sprießen den Namen bekommen. Diese Deutung gab dem Worte Germanien der alte Geschichtsschreiber Richter, ein Schüler des berühmten Gebert, und also ein Zeitgenosse der letzten Sachsenkaiser. Dieser, an den Grenzmarken des Romanischen und Germanischen lebend und in einer Zeit, wo das Romanische und Fränkische in immer mehr ausgesprochener Feindseligkeit sich von einander schied, ist in seiner Ansicht und Darstellung schon, was wir jetzt sagen würden, ein Halbfranzos, welcher den fränkischen Urstamm, der ihm roh, wild und gewaltig erscheint, so viel er kann, abzudingen und seinen werdenden Franzosen zuzurechnen sucht, doch muß er unwillkührlich das Bekenntniß der unerschöpflichen und unverwüstlichen Gewaltthätigkeit des nordwestlichen Stammvolkes ablegen. Wir nehmen diese Ableitung an, wiewohl nicht grammatisch, denn sie hat eine mächtige Wahrheit und wird sie haben.

Ja, so lange der Geist den Leib beherrscht, so lange das Christenthum und sein Gott nicht in ein bischen selbstgemachtes und durch Wind des windigsten Uebermuthes zusammen geblasenes Luftgekräusel verdünnt werden kann, wird unser Germanien wachsen, sprießen und blühen, und unser stilles, ernstes und ehrenfestes Volk, der Träger und Bewahrer des europäischen und christlichen Geistes und Lebens, in dem geistigen Schlachten voranschreiten. Indem wir wünschen und beten, daß es von Jahr zu Jahr immer mehr zum klaren Bewußtsein seiner erhabenen Bestimmung und zum Gefühl der Würde und Macht, die es unter den Völkern haben soll, aus den unseligen Zuständen heraus, worin es Jahrhunderte verträumt und verdämmert hat, erhoben und erleuchtet werde, wollen wir zugleich beten, daß Gott ihm den

Verstand, die Bescheidenheit und die Mäßigkeit bewahre, wodurch das Glück und die Ehre der Völker am sichersten gebaut und erhalten werden.

Auf diese Hoffnungen die Hand her, lieber alter Bruder Leist!*) Wie oft haben wir in den Hauptansichten immer einig, im Streit und Widerstreit der Gespräche, wie es Männern geziemt, sie durchsprochen und durchstritten! Darum habe ich in solcher Erinnerung auf dieses fliegende Blättchen Deinen Namen neben den meinigen geschrieben. Es klingen hier nur Klänge wieder, die wir in längst verschwundenen Tagen so manche glückliche Tage und Nächte mit einander durchgeklungen und durchgesungen haben. Bei solchen Anklängen und Durchklängen haben wir uns oft glücklich gepriesen, daß wir in Deutschland geboren sind, daß wir Kinder eines einfältigen, redlichen, tapferen Volkes sind, welches jeder kühnsten und edelsten Erhebung und Begeisterung fähig. Das Wort und die That, die Gemeinde und das Haus mit Licht und Treue durchdringt und erfüllt. In diesem fröhlichen Gefühl wollen wir auf die Germania germinans hoffen, wollen für uns und für unsere Kinder und Enkel an die unvergänglich sprießenden und grünenden Kräfte unsers Volks glauben, wollen hoffen, daß in einem so sprießenden und sprießlichen Volke jedes kleinste Samenkorn, das wir ausstreuen, seine befruchtende Luft und Sonne finden werde.

*) Diesem Alters- und Kampfgenossen widmet der Verfasser sein Schriftchen.

Die Literatur der Turnkunst ist bereits sehr zahlreich von älteren Schriften; die über den Nutzen und Nothwendigkeit der Turnkunst handeln, nennen wir:

Galenus de sanitate tuenda.

Joh. Pet. Frank, System einer vollständigen medizinischen Polizei. 4 Bände 8. Mannheim. 1r Band 3. Auflage 1804; 2r Band 1804; 3 und 4r Band

1783 — 1788. (8 Thlr. 4 gr.) 2r Band, dritte Abtheilung: Von zu früher Anspannung der Jugend. Von gesunder Bestellung des Schulwesens. Von Wiederherstellung der Gymnastik.

F. Hoffmann, de motu, optima corporis medicina.

Hebenstreit, exercitationes adolescenti aetati salubres.

Krüger, Erziehung der Kinder.

Zückert, von Erziehung der Kinder.

Ballexserd. de l'Education physique des Enfans.

Der schlesische Arzt.

Unzer, der Arzt, eine Wochenschrift 6 Bände (7 Thlr. 12 gr.)

Tissot, von der Gesundheit der Gelehrten; aus dem Französischen übersetzt. Leipzig, C. Müller, 1775. (8 gr.)

Das Turnwesen nebst einem Anhang von E. M. Arndt. Leipzig. Weidemannsche Buchhandlung 1842.

Von der Bewegung handeln folgende:

A. Ypey, physiologische Beobachtungen über die willkührlichen und unwillkührlichen Bewegungen der Muskeln übersetzt mit Anmerkungen von J. K. F. Leune. Leipzig bei Müller.

Jos. A. Rougemont, über die schädlichen Folgen einer gewaltsamen Anstrengung der Kräfte. Bonn 1789.

Jos. Barthez, neue Mechanik der willkührlichen Bewegungen der Menschen und Thiere, aus dem Französischen übersetzt von Kurt Sprengel. Halle, C. Kümmel, 1806. (1 Thlr. 8 gr.)

Franz Fuller, Medicina gymnastica etc. nach der 6. Herausgabe aus dem Englischen übersetzt. Lemgo, C. Meyer, 1750.

Ueber die Turnkunst der Griechen und Römer:

Vegetius de re militari.

Hieronymi Mercurialis de arte gymnastica libri sex. (Erschien zuerst 1573. 4. Auflage, 1601. Hier giebt im Anhang zum Cap. XI. Lib. I. der Verfasser dem Petrus Faber ein wortreiches Gegenlob, wobei er selbst nicht zu kurz kommt. Neuere Ausgabe. Amsterdam 1672. Die Abbildungen sind in allen Ausgaben schlecht undeutlich, und auch bisweilen verzeichnet.)

Petri Fabri, Agonisticon (wahrscheinlich zuerst 1590. Vermehrte und verbesserte Auflage. Lyon 1595.)

Lud. Caelii Rhodigini, Lectionum antiquarum libri triginta. (Die älteste Ausgabe, Paris 1517. Die beste, Frankfurt und Leipzig 1666.

Petri Victorii, variarum lectionem libri XXV. (Florenz 1553, ist die erste und beste Ausgabe. Ein scharfsinniger Verzeichner der alten Schriftsteller, voll seiner Bemerkungen über die Rednisse des Alterthums; denen sehr zu empfehlen, die Alles buchstäblich für baare Münze nehmen).

Alexander ab Alexandro dierum genialium libri. (Manche treffliche Winke zur Geschichte der Turnkunst-Belesen, nicht verlesen.

Neue allgemeine Werke sind:

Gerhard Ulrich Anton Vieth, Versuch einer Encyklopädie der Leibesübungen. 2 Theile mit Kupfern. Berlin b. Hartmann 1794 — 1795. (2 Thlr. 12 gr.)

J. Ch. F. Gutsmuths, Gymnastik für die Jugend Schnepfenthal. (Erste Ausgabe 1796, zweite Auflage 1804. mit 12 Tafeln (3 Thaler).

Valentin Trichters, Curiöses, Reit- Jagd- Fecht- Tanz- oder Ritter-Exercitien-Lexicon. Leipzig bei Gladitsch 1742.

Jahn und Eiselen, die deutsche Turnkunst zur Einrichtung der Turnplätze. Berlin 1816.

Eiselen, über Anlegung von Turnplätzen und Leitung von Turnübungen. Carl Reimer 1844.

Zehmen, praktische Turnschule. Lpz. Schwartz, 1844.

Sachse, Turnbuch für Volksschullehrer. Grimma 1844.

Das Turnen im Hause und Zimmer. Meißen, Gödsche, 1844.

Kloß, pädagogische Turnlehre. Zeitz, Schieferdecker, 1845.

Sander, die Turnkunst. Schleiz, Wagner, 1845.

Krahmer, Turnbüchlein. 3. Auflage. Magdeburg, Heinrichshofen, 1845.

Hofer, Turnbüchlein für Mädchen. Magdeburg, Heinrichshofen, 1845.

Euler, über Militair-Turnwesen. Cöln, Lengefeld. 1846.

Robolsky und A. Töppe, Abbildungen von Turn Uebungen. Herausgegeben von Eiselen. 137 lith. Tafeln. Carl Reimer. 1845.

Schwarz, die gymnastische Schule oder praktisch-methodische Anleitung zum Turnen. Carlsruhe, Macklot, 1846.

Ravenstein, Andeutungen über die Begründung von Turnvereinen. Frankfurt, Sauerländer, 1846.

Ueber das Ringen:

Ὁπλοδιδασκαλια sive Armorum Tractandorum Meditatio Alberti Dureri. Anno MDXII. Jahn giebt hierüber folgende Nachricht: Es ist der vollständige Titel eines handschriftlichen Werks, was sich auf der Magdalenen Bibliothek zu Breslau befindet, und wovon wir eine Abschrift davon besitzen. Von Dürer ist es nicht, sondern einer seiner Schüler hat es sich nach Art und Weise unserer heutigen Hefte zusammengeschrieben. Sogar die Lücken (Schwänze) mit vielem weißen Papier fehlen nicht. Hin nnd wieder sind alte Kernsprüche hinein verwebt: „Erschrickst Du gern, Kein Fechten lern.“ Manche Kernworte mögen wohl vom Meistrr (Dürer) gesprochen sein. In der Handschrift wird er

nicht namentlich genannt, nur vom Meister ist die Rede. Ein großer Theil der Handschrift heißt: „Ursprüngliche Kunst des Messerfechtens mit allen Regeln und gründlichen Haltungen der Alten, zum Ringen, Greifen und Werfen, desgleichen Hauen, Stechen und Schneiden von Herrn Hansen Lebkhammers von Nürnberg komponirt." Das Ringen enthält hundert und dreizehn (113) turnerische Ringe, ohne diejenigen, wo es Kopf und Kragen, Leib und Leben kostet. Bei dem einen Ring steht: „Dies Stück gefällt dem Sebastian Krößl gar wohl." Auf der Innenseite des Vorderdeckels steht, von derselben Hand, welcher die Handschrift geschrieben: Sebastiano Cresselio a Vilsegg Mancipatus pareo.

Fabian von Auerswald, Ringerkunst fünf und Achtzig Stücke, zu ehren kurfürstlichen gnaden zu Sachsen ꝛc. zugericht und gedruckt zu Wittenberg, durch Hans Lufft 1539. (Ein gründliches Buch, was in eine größere deutsche Turnkunst ganz aufgenommen zu werden verdient. Fabian verfaßte seine Ringerkunst 1537 zu Wittenberg im fünf und siebenzigsten Jahren seines Alters.)

Joh. Georg Paschen, Vollständiges Ringbuch ꝛc. Halle in Sachsen 1688.

Klare Onderrichtinge der vortreffelycke Worstelkonst Uytgevonden door den wytberoernden en vermaerden Worstelaer Nicolaus Petter. Amsterdam 1674. (16 Seiten mit 71 Abbildungen). Jahn bemerkt hierzu: Dieses Buch ward vor dem Kriege 1813 einem Sprachmeister J. F. Cürmann zum Uebersetzen für die Berlinische Turnanstalt anvertraut, der sich nachher im Jahre 1814 nicht entblödete eine Uebersetzung heraus zu geben: „Das Ringerbuch von dem berühmten Faustfechter und Ringer Nicolaus Petter. Berlin, gedruckt bei Quien. (4 gr.) Eine heilose Buchmacherei, da der Uebersetzer der Urschrift getreu allerlei greuliche Dinge nach der Reihe abhandelt: Stöße vor die Brust, Bruststöße, Haargriffe, Arm-

brechen, Faustschläge, Gurgelgriffe und Beinschläge. Und diese Leib- und Lebensgefährliche Mord- und Todschlag-Künste empfiehlt die Vorrede der Jugend „fleißig zu üben und sich eigen zu machen.)"

J. Stalder, Fragmente über Entlebuch. 2 Theile. Zürich bei Orell Geßner Füßli und Comp. 1797. 1798. (Zweiter Theil Seite 8 u. f. Ueber die Gymnastik der Entlebücher; — beschreibt die hirtenschweizerische Abart des Ringens.

Trois Dialogues du St. Archange Tuccaro de l'abbruzzo au royaume de Naples. A Paris chez Claude de Monstroeil 1569.

Spiele:

Danielis Souteri Palamedes, sive de tabula lusoria, alea et variis ludis, libri tres, quorum I., phylologicus, II, historicus, III, ethicus seu moralis. Leiden 1622.

Meursius de ludis Graecorum.

Julius Caesar Bulenger de ludis veterum (im Gron. Thes. VII.)

Fr. A. v. Garsault, die Kunst des Balls und Raquetenmachens und des Ballspiels; aus dem Französischen von De Gf. Schreber. Berlin bei Pauli 1768. 4. mit Kupfern (20 gr.)

Gutsmuths Spiele zur Uebung und Erholung des Körpers und Geistes, für die Jugend, ihre Erzieher und alle Freunde unschuldiger Jugendfreuden. 3. verbesserte Auflage. Schnepfenthal im Verlage der Buchhandlung der Erziehungsanstalt 1802. 8.

A. H., über öffentliche und gemeinschaftliche Vergnügungen der Landleute; ein Versuch, Polizeidirektoren, Menschenfreunden, Obrigkeiten und wahren Volksfreunden zur Prüfung vorgelegt. Altenburg bei Schnuphase 1804 (4 gr.)

Ueber Volksspiele und deren Einfluß auf Erweckung

und Erhaltung deutscher Kraft und deutschen Sinnes, von Wilhelm Besser in Quedlinburg. 8.

Vom Schwingen handeln:

Joh. Georg Paschen, kurze jedoch gründliche Beschreibung des Voltigiren ꝛc. Halle in Sachsen 1683.

Joh. Andreas Schmidt, gründlich lehrende Fechtschule, nebst einem curiösen Unterricht von Voltigiren und Ringen ꝛc. Nürnberg 1749. Quer 8.

Alexander Doyle, Ausleguug der Voltigierkunst. Nürnberg 1729.

Vom Fechten handeln:

Der alten Fechter anfängliche Kunst. Frankfurt (ohne Jahreszahl).

Fechtkunst, die ritterlich menschliche Kunst und Handarbeit Fechtens und Kämpfens. Frankf. 1558.

Trattato di Scienza d'arme, di M. Cam. Agrippa in Venet. 1568.

Arte dell' Armi di Achille Marazzo Bolognese in Venetia appresso Antonio Pinargenti MDCXVIII. gr. 4.

Die italienischen Fechtbücher von Jacob Modonnense, Guido Antonio und Lucano Bolognese sind bald nachher geschrieben.

Ragione di adoptas sicuramente l'arme, si de offesa, come da difesa etc.: di Giac. di Grassi in Venetia 1570.

Joach. Meyer, gründliche Beschreibung der freien ritterlichen und adelichen Kunst des Fechtens u. s. w. Straßburg 1570 und Augsburg 1600 und 1660.

Dell arte di Scrimia Libri III di M, Giov. dall Agocchie in Venet. 1572.

Henri a Gunterodt de veris principiis artis dimicatoriae. Witeb. 1579.

Trattato dello Schermo d'Angelo Vizani dall Montove in Bolgna 1588.

Paradoxe of Defense wherein is proved the trave grounds of fight to be in the short ancien Weapons and that the short Sward hath avantage of the long Sward, or lang Rapier; by George Silver. Lond. 1599.

Libro de las grandezas de la Espada por D. Luys Pacheco de Narvaez en Madrid 1600.

Schola, o vero Teatro vel quale sono rappresentate diverse maniere e modi, di parare, e diferire de Spada sola et pugnale di Nicolette Giganti in Venet. 1606 ed in Padoua 1628.

Scienza e practica d'arme di Salvatore Fabris in Copenh. 1606. Deutſch. Leipzig 1677.

Scienza e practica d'arme di Salvatore Fabris. Deutſch von Joh. Joach. Hymitzſchen. Leipzig 1713 bei Joh. Herbord Kloßen (auf jeder Seite Italieniſch und Deutſch) fol.

Des kunſtreichen und weitberühmten Fechtmeiſters Salvatoris Fabri Italieniſche Fechtkunſt. Leiden, bei Iſak Elzevier, Anno 1619. fol.

Ein neu künſtlich Fechtbuch im Rappiere, zum Fechten und Balgen u. ſ. w. durch Mich. Hundt 1611.

Joachim Koppen, neuer Diskurs von der rittermäßigen und weltberühmten Kunſt des Fechtens u. ſ. w. 1619.

Hans Mich. Schöffer von Ding, gründliche und eigentliche Beſchreibung der freien adelichen und ritterlichen Fechtkunſt. Marpurg 1620.

Oplomachia di Bonavi Pistofilo nella quale etc. si tratta par via di Teoretica e di Practica dell Mannegio e dell'uso dell' armi, in Sciena 1621.

Academie de l'epée ou pratique de maniement des armes par Girard Thibauld 1628 et 1688.

Joh. Salgen, Kriegsübung u. ſ. w. dem friſch anfa-

henden Fechtern und Soldaten fürerst nützlich und nöthig zu wissen.

Joh. Gr. Tringlers, neues künstliches Fechtbuch. Leipzig 1664.

Fecht- Ring- und Voltigierbuch. Leipzig 1673.

Der künstliche Fechter oder Theodori Verolini, Beschreibung des Fechtens im Rappier, Dusacken und Schwerdt. Würzb. 1679.

Der Adlicher Gemüther Wohlerfahrne Exercitien-Meister das ist: vollständige Fecht-, Ring- und Voulresier-Kunst von Joh. Georg Paschen. Frankf. und Leipzig bei Kristian Weidemann.

Alexander Doyle, neu altmodische ritterliche Fecht- und Schirmkunst. Nürnberg und Frankf. 1715.

Anton Friedrich Kahn, Oberfechtmeister zu Helmstädt, Anfangsgründe der Fechtkunst. Göttingen 1739. 4. Neue Ausgabe 1761. 4.

L'academie de l'homme d'epée etc. par Ms. Girard et la Haye 1740 et 1755. Quer Folio.

Joh. Andreas Schmidt, gründlich lehrende Fechtschule oder leichte Anweisung auf Stoß und Hieb sicher zu fechten, nebst einem curiösen Unterricht von Voltigiren und Ringen mit viel saubern Kupfern versehen. Nürnberg 1749. Quer 8.

L'ecole des armes par Angelo à Londres 1758.

Uebungen auf dem Fürstlich Sächsischen Hoffechtboden zu Weimar. Verb. und verm. Auflage. Weimar 1764.

Weischner, ritterliche Geschicklichkeit im Fechten. Wien 1706.

Traité de l'art des Armes, par de la Boissiere. Paris 1766.

Gme. Danet: L'art des armes, ou la Manière la plus certaine de se hervir utilement de l'Epée; à Paris chez Herissaut 1766. 2 Theile.

Heinr. Christoph Rauis, Anweisung zur Fechtkunst. Berlin bei Mylius, 1771.

Theorie pratique de l'escrim pour la pointe seule, avec des Remarques instructives pour l'assaut par Battier. 12. Paris 1772.

The Fencers Guide, by Lonnergan. 8. London 1772.

Maximes et instructions sur l'art de tirer des armes, par le Chev. de Treville. 8. Petersbourg 1775.

Tamlichs, Anfangsgründe der Fechtkunst. 8. Halle 1776.

Vesters Anleitung zur adelichen Fechtkunst. 8. Halle 1777.

Nouveau Traité de l'art des armes dans lequel on etablit les principes certains de cet art et on l'on enseigne les moyens les plus simples des les mettre en pratique, par Demeuse. 12. Liege 1778.

Treatise on the theory and practice of Fencing by M. Arthur. 4. London 1781.

Joh. Georg Heinrich Haspelmachers systematische Abhandlung von den schädlichen Folgen einer nicht auf sichern Regeln gegründeten Fechtkunst, nebst einer Anweisung, wie man solche vermeiden kann. Helmstädt bei Joh. Heinr. Kühnlin, 1783.

Flüchtige Bemerkungen über die verschiedene Art zu fechten einiger Universitäten von einem fleißigen Beobachter. Halle 1791.

Gründliche Abhandlung der Fechtkunst auf den Hieb zu Fuß und zu Pferde, mit Kupfern von Karl Timlich. Wien 1796. 4.

Schmidts Lehrschule der Fechtkunst 1r Theil oder Lehrbuch für die Cavallerie zum vortheilhaften Gebrauch des Säbels. 4. Berlin 1797.

Die Fechtkunst auf Universitäten, mit Kpfrn. 8. Köthen bei Aue.

Art of Defense on foot with the broad Sword and sabre uniting the Scotch and Austrians methods into one regular System, to which are added Remarks on the spadroon 8. London 1798.

Gründliche und vollständige Anweisung in der deutschen Fechtkunst auf Stoß und Hieb aus ihren innersten Geheimnissen wissenschaftlich erläutert u. s. w., mit Kpfr. Jena in Wolfgang Stahls Buchhandlung, 1798. (v. Roux).

Grundriß der Fechtkunst als gymnastische Uebung betrachtet von Joh. Adolph Carl Roux. Jena 1803. 8.

Theoretisch praktische Anweisung über das Hiebfechten von Joh. Adolph Karl Roux. Fürth 1803. 8.

Anleitung zur Fechtkunst von Dr. Joh. Wilh Roux. Erstes Bändchen, die Anleitung zum Stoß enthaltend, mit 10 Kpfrn. Jena 1808. 4.

Die Fechtkunst auf Stoß und Hieb von Venturini.

Abhandlung der Fechtkunst auf den Stoß mit chorographischen Kupfertafeln von Ch. C. Thimlich. Wien 1807. 12.

Allgemeine Schriften über die Turnkunst:

Vieth, (Encyklopädie der Leibesübungen), handelt im 1. Theil nur von einer allgemeinen Turnkunde. Aus dem seitdem (1794) in Deutschland erschienenen oder ins Deutsche übersetzten Reisebeschreibungen und andere Schriften zur Länder und Völkerkunde ist nun Manches nachzutragen.

Christ. Gottlob Haltaus, Jahrzeitbuch der Deutschen des Mittelalters ꝛc. In einer freien Uebersetzung mit vielen Zusätzen und Berichtungen aus den ältern und neueren Zeiten dargestellt. Erlangen, bei Joh. Jacob Palm, 1797. (1 Thlr. 6 gr.) (Hier findet sich viel von eingegangenen und aufgehobenen Jugend- und Volksfesten.)

Ueber Kinder und Knabenfeste findet man nähere Angaben in:

Joh. Guil. Stuckii Antiquitatum convivialium. Lib. III. Amsterdam 1695. Ferner:

Discours sur les jeux et les exercices publiques par Mr. de la Serre à Dijon 1776 als Beantwortung der Preisfrage der Academie: den Einfluß der bei den Alten üblichen Leibesübungen und öffentlichen Spiele auf die Sitten zu untersuchen.

Eine neuere compilatorische Arbeit über die gangbarste Jugendspiele ist die Schrift von Werner, die reinste Quelle jugendlicher Freuden, oder 300 Spiele zur Ausbildung des Geistes, Kräftigung des Körpers und zur geselligen Erheiterung im Freien wie im Zimmer; theils gesammelt, theils selbst bearbeitet und durch 37 Abbildungen erläutert. Zweite vielfach verm. und verb. Auflage. Dresden und Leipzig, Arnoldische Buchhandlung, 1836.

Andere hierher gehörige Schriften sind:

Werner, Zwölf Lebensfragen oder ist das Glück eines cultivirten und wohlgeordneten Staates allein durch eine geregelte geistige Erziehung zu begründen, oder muß nicht unbedingt auch die physische damit verbunden werden? zur Beherzigung gestellt, und anatomisch-physiologisch beleuchtet für Jeden, welchem das Wohl der künftigen Geschlechter am Herzen liegt. Dresden und Leipzig, Arnoldische Buchhandlung, 1836.

— Amöna oder das sicherste Mittel den weiblichen Körper für eine naturgemäße Bestimmung zu bilden und zu kräftigen nach den Grundsätzen der Anatomie und Aestetik bearbeitet und durch 86 Figuren erläutert für Aeltere und Erzieher, welchen das Wohl der Jugend wahrhaft am Herzen liegt. Dresden und Leipzig, Arnoldische Buchhandlung 1837.

— Gymnastik für Volksschulen oder ausführliche Anleitung wie man den Körper der Jugend beiderlei Geschlechtes durch leichte und naturgemäße gymnastische Uebungen gelenk und kräftig machen, z. B. wie man ihr

einen gefälligen Anstand lehren kann, erläutert durch 50 Figuren nebst einer Anzahl gymnastischer Spiele zur Erheiterung. Dresden und Leipzig, Arnoldische Buchhandlung, 1846.

Ueber die neueren Erscheinungen auf diesem Gebiete spricht sich Professor Maßmann in der Vorrede zu der Schrift Eiselens: „Ueber Anlegung von Turnplätzen und Leitung von Turnübungen" nachdem er die Wernerschen Schriften streng verurtheilt hat, folgendermaßen aus: Andererseits haben die letzteren Jahre von besserer Seite einige ganz brauchbare kleine und kurze Merkbüchlein für Turner (von Keil, Hausiger, Ravenstein, Kramer, Stephany ꝛc.) meist nach dem gleichnamigen Eiselens so wie dessen „Turntafeln" und der „deutschen Turnkunst" gebracht: nur daß diese alle, ihrem Zwecke gemäß stets die Unterweisung und Erklärung des Turnlehrers oder die Ausübung auf einem belebten Turnplatze voraussetzend, der hinlänglich ausführlich und umfassenden Beschreibung der Uebungen entbehren, und obenein sämmtlich die Gesetze mit sich verschleppen, daß auf die Turnplätze, diese Stätten unmittelbarer Selbstleistung und Ueberlieferung, zuviel Papier verlangt werde.

Noch andere, weitläuftigere Turnbücher gliedern und zergliedern die frische Lebensangelegenheit wie die einzelnen Uebungen begriffsmäßig gleich gelehrten Kompendien, gleich lückenlosen schmidt'schen Formenlehren. Dieser Art sind die vielfach lehrreichen Werkchen von Spieß, der noch dazu die Sache in übelverstandener und übelverwandte Nachahmung Jahns mit unaussprechlichen, eher chinesischen als deutschen Wortbildungen belastet, und dem es schwer werden sollte in seiner zurückgehaltenen Anweisung des Betriebes die disjecta membra poetae wieder zusammenzubringen, und — von jener Begriffsdürre sich frei und unbefangen zu beweisen.

Noch andere Bücher haben den Titel von Jahns „deutscher Turnkunst geborgt oder vielmehr gekapert, ohne

die Seele dieses Buches, den Geist seines Verfassers, des Gründers der Turnkunst mit zu erhaschen. Diesen, welche aber doch wenigstens mehr oder minder vollständig und klar die Uebungen der guten Berliner Schule (auch die nach dem Erscheinen der „deutschen Turnkunst" fortentwickeln und hinzugenommen) aufführen und beschreiben, ermangeln wieder der wesentlichen Zuthat, indem sie weder hinlänglich genau und unterrichtend in die Beschreibung der Maße für Räume, Größe und Geräthe, noch über das Beschreiben der Uebungen mit größern Massen sind, was Beides von größter Wichtigkeit ist, und ohne welches ein bloßes Handbuch der Uebungen stets ein todtes Geripp und Register bleibt.

Diesem doppelten Uebelstand wie Bedürfnisse soll die vorliegende kleine Schrift Eiselens abhelfen, bis die erneute „deutsche Turnkunst" den seit ihrer ersten Erscheinung angehäuften und wohlgeprüften Schatz der Erfahrung, sowohl in Betreff der Uebungen selbst, als in Bezug auf ihren Betrieb, nicht wieder über Bahnen, Uebungsplätze, Geräthe und Gerüste, mit genauesten Maßangaben und Abbildungen vereinigen wird. Wer aber bis dahin eine vorläufig für ihn ausreichende Zusammenstellung und Beschreibung der Uebungen zu haben wünscht, der nehme, obschon das Buch in jeder Beziehung und von vorn bis hinten nicht anders als Plagiat zu nennen ist, das Lehr- und Handbuch der deutschen Turnkunst von W. Lübek (Frankfurt a. O. 1843. 8.) zur Hand, dem zugleich 4 Tafeln Abbildungen von Turngeräthen (auch den neueren in der Eiselenschen Anstalt zu erfundenen Vorrichtungen) nur nicht ausreichende Beschreibungen der Maße bei Bahnen und Gerüsten, noch weniger Abschnitte über Anlage von Turnplätzen, über die Art und Weise wie Turnübungen zu treiben, Turnanstalten zu leiten sind, beigegeben wurden, denn was darüber, wie über den Geist, welchen die ganze Sache durchweben, und lebendig erhalten soll, vom Herausgeber beigebracht worden ist, gehört nicht ihm

an, wie eigentlich wenig oder gar nichts im ganzen Buche.

Turnbuch. Der Titel mehrerer Schriften über die Turnkunst, s. oben S. 340.

Turnfahrt. Spaziergang der Turnschüler mit ihrem Lehrer, bei welchen Turnspiele und andere hierher gehörende Belustigungen, im Geiste des Turnwesens vorgenommen werden, s. Turnkunst, S. 121.

Turnfeld, so viel als Turnplatz.

Turngeräth, siehe ebendort, S. 91.

Turngeschichte, s. Turnkunst, S. 73.

Turngesetze, s. Turnkunst, S. 110.

Turnlieder. Lieder, welche in den Erholungsstunden von den Turnern gesungen wurden. Man wählte bald nach Organisation des Turnwesens dazu fast alle diejenigen Gesänge, welche von deutscher Kraft und Tüchtigkeit handelten, Lieder von Arndt, Körner, Max von Schenkendorf und Andern, wie man sie noch jetzt in den Commercebüchern der Studierenden findet.

Turnlustig. Einer, der große Lust und Liebe zum Turnen hat.

Turnordnung, s. Turnkunst S. 124.

Turnose. In der Münzkunde ein französisches Geldstück von der Größe und dem Werth eines Groschen, das seinen Namen von der Stadt Tours in Frankreich erhalten hat. Es wurde daselbst zur Zeit des Königs Philipp des Schönen geschlagen. Damals galt 1 Mark 8 Unzen, 1 Unze 8 Groschen, 1 Groschen 3 Pfennige.

Turnowo. Eine Stadt in der europäischen Türkei und zwar in der Provinz oder Ejalet Rumelien und in deren Sandschak Larissa am Fluß Sarentaporos gelegen. Sie ist Sitz eines griechischen Bischofs und hat mehrere christliche Kirchen. Auch die Einwohner bekennen sich größtentheils zur grie-

chischen Religion und sind als Verfertiger seidener und baumwollener Waaren und als Baumwollenbauer ziemlich wohlhabend. Auch Färberei und Tabakfabrikation bildet einen nicht unbedeutenden Erwerbszweig.

Turnplan. Der Lehrplan, nach welchem die Turnübungen betrieben werden. S. oben S. 124.

Turnrast, s. Turnkunst, S. 122.

Turnregeln, s. Turngesetze.

Turnspiele, s. Turnkunst, S. 241.

Turnsprache. Zu dem was oben im Art. Turnkunst hierüber gesagt ist, fügen wir noch Jahns kurz zusammengefaßte Ansicht in der Vorrede zur deutschen Turnkunst, S. XIX u. f., hinzu:

Ueber die Turnsprache nur etwas Höchstwesentliches, da es hier an Raum fehlt, um für sie nach allen Gründen und Gegengründen gegen Jedermann in einem offenen Kampfe zu rechten und fechten. Es ist ein unbestrittenes Recht, eine deutsche Sache in deutscher Sprache, ein deutsches Werk mit deutschem Wort zu benennen. Warum auch bei fremden Sprachen betteln gehen, und im Auslande auf Leih und Borg nehmen, was man im Vaterlande reichlich und besser hat. Kein gründlicher Sprachkenner, kein echtdeutscher Volksmann hat auch je der Wortmengerei die Stange gehalten. Nur Sprachschwache und Afterdeutsche werfen so gern den Zweifel auf: Ob man im Deutschen sich auch deutsch ausdrücken könne? Ihre Sprachschwäche, Unwissenheit und Verkehrtheit dichten sie der edlen deutschen Heldensprache an, verlassen diese feldflüchtig, ergeben sich der Wälschsucht und meindeutschen.

Künstler und Wissenschafter sind in der Regel für reindeutsche Kunstwörter in allen andern Künsten und Wissenschaften. Von den ihrigen kommt es ihnen immer zu schwer vor, und darum lassen sie es auch ohne

Versuche bewenden. Auch ist selten unter ihnen solch geselliger Verkehr und gesellschaftlicher Verein, als die Sprachbildung erfordert. Soll eine Kunstsprache lebendig sein, so muß sie aus dem Leben hervorgehen. Ein Einzelner kann wohl die Sprache zu seinem Theil rein halten, nur nicht allein rein fegen.

Uebrigens entspringt alle Wortmengerei aus Unkunde, Sprachfaulheit und Vornehmthuerei. Leider können alle Klagen und Reden dagegen nichts helfen, so lange die deutschen Kinder in ihrer Kindheit geflissentlich um ihre Muttersprache betrogen werden; so lange man den Kindern die Sprachmutter raubt, und ihnen eine fremde Sprachamme gewaltsam aufdringt. Die Geschmacklosigkeit und die Unklarkeit neuer Schriftsteller entstehen aus meindeutscher Volksvergessenheit. Kolbe, ein wackerer Kämpfer, hat die urkundlichen Beweise geliefert, in seinen Schriften: Ueber Wortmengerei. 2te vermehrte Auflage. Leipzig, bei Reklam. 1812. (2 Thlr. 12 Gr.) — Abgerissene Bemerkungen über Sprache. Ein Nachtrag zu der Schrift: Ueber Wortmengerei. Leipzig, bei Fleischer. 1813. (20 Gr.) — Noch ein Wort über Sprachreinheit. Berlin. Realschulbuchhandlung. 1815. (12 Gr.) Die Vielspracherei ist der Sündenpfuhl, woraus aller Büchernebel dunstet. Was einer Sprache recht bleibt, ist der andern — und der eigenen zumal — auch wohl billig. Was eine lebendige Sprache um Leib und Leben bringt, sollte man ihr doch nicht zu Leide thun. Nimmermehr wird die deutsche Sprache eine Mangsprache werden. Noch immer behauptet sie im siegreichen Kriege ihr Urrecht als Ursprache. Ihr ist Wortmengerei — Armuth, Reinheit — Reichthum, und Reinigung — Bereicherung. Die Fremdsucht ist ihr Galle, Gift und Greuel, ein Irrleuchten im Dämmer und Nebel. Fremdwörter gehen als solche, und wenn sie hunderttausend Mal eingebürgert heißen,

wie in Gut und Blut über. Ein Fremdwort bleibt immer ein Blendling ohne Zeugungskraft; es müßte denn sein Wesen wandeln und selber als Urlaut und Urwort gelten können. Ohne ein Urwort zu werden lauft es als Aechter durch die Sprache. Wälschen ist Fälschen, Entmannen der Urkraft, Vergiften des Sprachquells, Hemmen der Weiterbildsamkeit und gänzliche Sprachsinnlosigkeit.

Die deutsche Sprache vereint reine Ursprünglichkeit mit Weiterbildsamkeit, und hohes Alter mit jugendlicher Frische. Sie ist ein Werk aus einem Guß und Fluß. Ihr großer Reichthum an Urwörtern giebt ihr ein entscheidendes Uebergewicht. Die Fülle, Schärfe und Feinheit der Worthülfen, so als Vorlinge, Inlinge und Endlinge gebraucht werden, und wie stehende Schriften der Wortbildung anzusehen sind, geben den Schlüssel zu dem unendlichen Sprachschatz. Dadurch wird im Deutschen das Mögliche auch wirklich. Darum bleibt jede Wortzählung eine verunglückte Mühe und jeder Wortstempel von veraltet und neugebildet ein ungewiß Ding. Unter sprachthümlichen Wörtern ist kein Wortrang von Erstlingen und Spätlingen. Wörter sind nicht Wein und Lagerbier, so mit der Zeit an Geistigkeit zunehmen. In der Bildsamkeit lebt die Verjüngung der Sprache. Sie ist der Born ihrer Unsterblichkeit. Die Wortquellen kann man im Deutschen nur ergründen, nicht erschöpfen. Nicht fertig werden die Wörter gegeben, wohl aber hat die Sprache die Zuthat und die Bildekraft in ihren Bildegesetzen. Da finden sich Musterwörter und Musterweisen. Darum bedürfen Wörter keiner Buchahnen, allein durch Sprachthümlichkeit sind sie sprachbürtig.

In der Theilbarkeit, Zersetzung, Versetzung und Zusammensetzung besitzt die deutsche Sprache eine Vielgestalt, die sich wendet, schwenket und kehrt, und

nach allen möglichen Richtungen fortschreitet. Als Ursprache hat sie eine Klarheit zur Mitgift, die jeder Aftersprache mangelt. Sie ist anschaulich gebildet, und im Anschauen. Sie senkt sich in die Tiefen des Gemüths, wenn sie mit Geistesfittigen aufschwingt. Sie hat kindliche Einfalt treu bewahrt, ist bündig in der Darstellung, erbaulich in der Rede, erwecklich im Liede und kernig und körnig im Spruch.

Die deutsche Sprache wird in Wissenschaft und Kunst niemals Kenner und Könner im Stich lassen. Nimmer werden die Stufenwörter fehlen, jede Folge und Folgerung wird auszudrücken sein. Die Sprache wird treu gepflegt mit dem Entwickelungsgange Schritt halten, für jede neue Gestaltung unsers Volks passen, für jede Lebensfülle zureichend sein, und mit dem Wachsthum des Volks an Bildsamkeit zunehmen. Aber vom Wißdünkel der Allerweltsbürgerei müssen wir abstehen. Mit dem Allerweltsleben hat keine einzelne Sprache zu schaffen, nur das eigene Volksleben ist ihre Seele.

Wer Ungemeines beginnen will, und zur That sich anschickt — braucht in seinem Gewissensrathe nie zu fragen: Hat schon irgend Jemand Aehnliches gewollt, Gleiches angefangen und Dasselbe vollführt? Aber wohl muß er das Recht wägen: Darf man so handeln und thun? Nicht anders mit dem Wortbildner. Nimmt der nur gehörig Rücksicht auf die Urgesetze der Sprache und ihr ganzes Sprachthum, so bleibt er frei von Tadel und Schuld. Kein Splitterrichter hat Fug zu fragen: Hat schon Jemand so gesagt? Man muß prüfen: Darf man so sagen? Ist es nicht besser auszudrücken? Denn jede lebendige Sprache bewegt sich in allgewaltiger Rege; aber Sprachlehren und Wörterbücher kommen dann auf dem gangbaren Pfade richternd hinterher.

Der Kunstsprachenbildner soll ein Dollmetscher des

ewigen Sprachgeistes sein, der in dem ganzen Sprachthum waltet. Darum muß er in die Urzeit der Sprache zurückdenken und ihren Bildungsgang auf rechter Bahn verfolgen. Kann er an der Quelle verschollene Urlaute erlauschen; so muß er diese zuerst vor allen Leuten lautbar machen. Im Erwecken scheintodter Urwörter liegt eine wahre Mehrung und Sprachstärkung. Kein Wort ist für ausgestorben zu achten, so lange die Sprache nicht todt ist; kein Wort für veraltet, so lange die Sprache noch in Jugendkraft lebt. Begrabene Wurzeln, die noch grün sind, und im vollen Wachsthum neue Stämme, Aeste und Zweige treiben können, bringen Segen und Gedeihen. Die Schossen und Sprossen alter Herzwurzeln verkünden einen neuen Frühling nach langer Winterstarre. Da befreit sich die Sprache von Flick- und Stückwerk, und geht wieder recht und strack. Ohne das Pflegen der Wurzelkeime wird die Sprache als Saumroß und Packthier beladen, und muß endlich unter der Last schwerfugiger Zusammensetzung erliegen. Jedes wieder in Gebrauch kommende Urwort ist eine reichhaltige Quelle, die den Fahrstrom speiset, den Thalweg austiefet, und allen Oberwohnern Vorfluth schafft. Turn mag als Beispiel dienen. Davon sind jetzt schon gebildet und bereits redebräuchlich: Turnen, mitturnen, vorturnen, einturnen, wettturnen; Turner, Mitturner, Vorturner, turnerisch; — turnlustig, turnfertig, turnmüde, turnfaul, turnreif, turnstark; — Turnkunst, Turnkünstler, Turnkünstlerisch; — Turnkunde, Turnlehre, Turngeschichte; — Turnanstalt, Turngesellschaft, Turngemeinde, Turngemeinschaft; — Turnplatz, Turnfeld, Turnplan, Turnhof, Turnstelle, Turnbahn; — Turnhaus, Turnsaal, Turnboboden; — Turnzeit, Turnstunde, Turntag, Turnsommer, Turnjahr, Turnschule, Turnkühre, Turnrast; — Turnlehrer, Turnmeister, Turnwart, Turnwartschaft,

Turnwalt; — Turnordnung, Turngesetz, Turnregel, Turnbrauch, Turnsitte, Turnziehm, Turnschick, Turnweise, Turnart; — Turnzeug, Turngeräth; — Turntracht ꝛc.; — Turnübung, Turnspiel, Turnfahrt, Turnfest; — Turnsprache, Turnwort, Turnspruch, Turnreim, Turnlied, Turnbuch. — ꝛc.

Turnwart, s. Turnkunst, S. 116.

Turnweise. Die Art und Weise, wie das Turnen betrieben wird, s. Turnkunst.

Turnwesen. Der Inbegriff alles dessen, was zum Turnen gehört, sowohl in Beziehung auf die Theorie als auf die Praxis.

Turnus. Ein aus dem Lateinischen stammendes Wort, welches aber wahrscheinlich nach der französischen Bildung la tournée, die Runde, in den Sprachgebrauch des deutschen Kirchenrechts aufgenommen worden ist. Es bedeutet nehmlich in demselben die der Reihe nach herumgehende Ordnung, in welcher die Glieder eines geistlichen Capitels gewisse Capitelrechte z. B. das Patronatsrecht, die Justiz ꝛc. ausüben dürfen. Wenn das Recht der Ausübung vom Alter abhängt, so daß entweder der Aelteste oder der Jüngste irgend eine Befugniß ausschließlich hat, so ist der Turnus stabil; zufällig ist derselbe aber, wenn das Recht nur auf eine bestimmte Zeit, auf einige Wochen, auf ein Semester, auf ein oder mehrere Jahre gilt. Wenn die Pfründen, auf welchen z. B. ein Ernennungsrecht liegt, Stiftspfründen sind, so ist der Turnus ein Turnus major; sind die Pfründen aber nur Pfarr- oder Frühmeßstellen ein Turnus minor. Turnarius nennt man denjenigen, dem die Ausübung eines Capitelrechts zukommt. Da der Wechsel aber meistens wöchentlich geschieht, so führt er auch den Namen Canonicus hebdomadarius.

Turnwort, heißt man jedes Wort, welches in der Turnsprache üblich ist.

Turnzeit, s. Turnkunst, S. 121.

Turnzeug, so viel wie Turngeräth.

Turocco, eine Taubenart, deren zoologischer Name Columba macroura ist. Sie zeichnet sich durch einen Schwanz aus, dessen Länge der Körperlänge gleich kommt, ihre Farbe ist zimmetbraun, am Bauche und unter den Flügeln geht sie ins Weißliche über, und auch das Schwanzende ist weiß. Die Heimath dieser Taube ist Ceylon. Vergleiche hierüber den Artikel Taube, Theil 180, Seite 505.

Turon, einer der besten Häfen Südasiens an der Küste der anamischen Provinz Süd-Anam. Die Stadt, welche an diesem Hafen liegt führt denselben Namen.

Turonen, ein altes gallisches Volk in der Provinz Gallia Lugdunensis. Die Römer hießen dieses Volk Turones oder Turonii, und ihre Hauptstadt Caesarodunum. Auch ein germanisches Volk, welches in der Nähe des Marvingischen Stammes seine Wohnsitze hatte, führt den Namen Turonen.

Turpane, eine andere Bezeichnung für Sammetente. Siehe Artikel Ente.

Turpeth, soviel wie Turpith.

Turpiditas humoris aquei oculi, heißt in der Medizin die Trübheit der wässerigen Feuchtigkeit des Auges.

Turpinia, eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Zusammengesetzten, nach dem Linnéschen System zur ersten Ordnung der Syngenesie desselben gehörig. Eine Art derselben ist die Turpinia laurifolia, ein amerikanischer Baum, welcher am Andes-Gebirge in Peru einheimisch ist, und zuerst durch Humbold und Bonpland bekannt wurde; der Beinamen laurifolia kommt von der Gestalt seiner Lorbeer ähnlichen Blätter her. Die Blumenrispen sind lang und gipfelständig. Der Blütenkelch ist fünfzähnig. Die Zähne kurz und abgestumpft. Calix

campanulatus, aequale 5-dentatus: dentibus brevibus obtusis. Vexillum emarginatum stamina omina connexa, legumen breve, articulatum compressum marginatum. Turpinia punctata heißt eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Hülsen-Pflanzen, Ordnung Lathyreen zur Diadelphiie Dekandrie des Linneschen Systems gehörige von andern Botanikern auch zu Glycine oder zu Poiretia gerechnet; sie gedeihet in jedem Gartenboden, verlangt aber zum Blühen einen warmen und sonnigen Standort.

Turpith. Es giebt zweierlei Arten von Producten, die unter dem Namen Turpith vorkommen, die eine ist mineralischer die andere vegetabilischer Natur. Erstere ist wiederum entweder künstlicher Turpith oder natürlicher; der künstliche ist nichts anderes als schwefelsaures Queckſilberoxyd, der natürliche aber Queckſilberhornerz, dessen nähere Beschreibung unter Queckſilber nachzusehen ist. Der vegetabilische Turpith ist die Wurzel Ipomoea Turpethum Trichterwinde die in früherer Zeit in den Apotheken eingeführt war, jetzt aber außer Gebrauch gekommen ist. Man hatte sie in fingerlangen rundlichen Stücken, die fest anzufühlen und von graubrauner Farbe waren. Sie schmeckt anfangs süßlich hinterher aber sehr scharf und ekelhaft und wurde als Purgirmittel gebraucht. Statt der Wurzel von Ipomoea Turpethum substituirte man sonst auch irrthümlich die von Thapsia garganica. Schon die Alten kannten ein Heilmittel unter diesem Namen, doch ist es nicht gewiß ob sie darunter ganz dasselbe meinten, was noch am Ende des vorigen Jahrhunderts bei uns officinell war. Ueber die Pflanze, deren Wurzel der Turpith ist, eine Art Trichterwinde (Ipdmoea Quamoclet. foliis pinnati

fidis linearibus, floribus subsolitaris Linn. spec. plant. Tom. I. p. 227) s. Th. 187. S. 700 unter Trichterwinde. Sie wächst in Ostindien, namentlich bei Cambai, Surate und Goa; die beste Art soll aber aus Ceylon stammen. Die Wurzel selbst ist von mittler Dicke und langschüssig. Man befreit dieselbe zuerst von allen holzigen Theilen, trocknet sie dann und schneidet sie in fingerdicke Stücke. Von außen sieht dieselbe braun ins Gräuliche spielend inwendig weißlich aus. Am besten sind die, welche etwas harzig und frisch sind und grau aussehen ohne Runzeln zu haben.

Turquoise, heißt in der Waarenkunde ein berkanartiges gegattertes oder gestreiftes Zeug, welches besonders in Frankreich verfertigt wird.

Turrach, war bei den Chaldäern der Gott des Krieges.

Turräa, Turraea Linn. eine Pflanzengattung aus der narürlichen Familie der Melieen, die nach dem Linnéschen System zur zehnten Klasse erste Ordnung gehört, sind folgende: Kennzeichen der Gattung sind: ein fünfzähniger Kelch eine fünfblättrige Krone, ein cylindrischer, zehnzähniger Nectarkranz, an dessen Zähnen die Antheren sitzen. Die Kapsel ist fünfknöpfig, jeder Knopf enthält zwei Saamen:

1) Turraea lanceolata. Cavan. diss. 7. pag. 361. T. 205. f. 1. Lanzettenblättrige Turräa. Mit lanzettförmigen, lederartigen, unbehaarten, wechselweise stehenden Blättern, winkelständigen oft zweiblümigen Blumenstielen, und langen lanzettförmigen Kelcheinschnitten. Sie wächst in Madagascar, und will also in der zweiten Abtheilung eines Treibhauses stehen.

2) Turraea maculata, Smith ic. ined 1. p. 11. t. 11. Gefleckte Turräa, T. glabra. Cavan.

diss. 7. t. 204. Mit ei-lanzettförmigen, gespitzten, unbehaarten Blättern, gefranzten Kelchen, und langen unbehaarten Kronenblättern. Vaterland und Kultur wie vorgehende Art.

3) Turraea pubescens. Hellen. Act. holm. 1788, p. 296, t. 10, S. 3. Behaarte Turräa. Mit eiförmigen ausgerandeten, auf der Unterfläche filzigen Blättern, doldenartig gesammelte Blumen, und weichhaarigen Kelchen. Diese Art, welche in Asien vornehmlich auf der Insel Haina, in der Chinesischen Provinz Quanytony wild wächst, scheint noch einer genauern und sorgfältigern Untersuchung und Bestimmung zu bedürfen.

4) Turraea sericaea, Smith ic. ined. 1, p. 12, t. 12. Seidenartige Turäa, T. tumentosa, Cavan. diss. 7, p. 361, 205, f. 2. Mit eiförmigen, etwas stumpfen, auf beiden Seiten filzigen Blättern und langen Kronenblättern die wie die Blumenstiele mit Seidenhaaren bekleidet sind. Vaterland und Kultur wie die erste Art.

5) Turraea virens L. Glänzende Turräa. Mit eliptischen lanzettförmigen, ganzrandigen Blättern, winkelständigen Blumen, und weichhaarigen Kelchen und Früchten. Dieser Baum wächst in Ostindien, und hat eine dunkelgrüne Farbe die Blätter stehen wechselsweise auf kurzen Stielen, sind elliptisch lanzettförmig, ganz randig, an der Spitze ausgerandet, durchaus glatt, oben glänzend, unten blasgrün; die Afterblätter fehlen. Die Blumen stehen seitwärts in Blattwinkeln, sind gelb und ährenförmig geordnet. Sie verlangt eine Stelle im Treibhause. Diejenigen Arten dieser Gattung, welche in Madagascar einheimisch sind, können den Sommer über an einer beschützten Stelle im Freien stehen; in der zweiten Hälfte August aber sobald die Nächte kalt werden, bringt man sie in

die zweite Abtheilung eines Treibhauses. Nr. 3 nimmt vielleicht mit Durchwinterung im Glashause vorlieb, doch geht man sicherer, wenn man sie in Ansehung des Standortes wie die vorhergehenden behandelt. Sie lieben Dammerde, die gehörig mit Sand und ein wenig lehmigen Erdreich gemischt ist. Den Saamen säet man ins Mistbeet, oder in Blumentöpfe, rings um am Rande in lockere Erde und stellt sie in ein Lohbeet ꝛc. Will man sie durch Stecklinge zu vermehren suchen, so müssen dieselbe in ein Mistbeet gesteckt und in der ersten Periode ihres Wachsthums im Schatten gehalten werden.

Turräa (behaarte), Turraea pubescens, s. oben S. 352.

— (gefleckte), Turrea maculata, s. daselbst.

— (glänzende), Turraea virens, s. das.

— (lanzettblättrige), Turraea lanceolata, s. das. S. 351.

— (seidenartige), Turrae sericaea, s. das.

Turrigera, auf Deutsch Thurmträgerin; diesen Beinamen erhielt nach der alten Mythologie die Göttin Ceres, oder bei den Römern die Rhea, weil sie nach dem Glauben der Römer die Schützerin der Städte war, und deshalb mit einer Mauerkrone auf dem Haupte abgebildet wurde.

Turriliten, ist die Benennung der gekammerten Thurmschnecken in der Petrefactenkunde. Es sind dies schraubenförmig gewundene, vielkammerige Schaalthiere mit hochgekrümmter Schaaldecke und nahe stehenden Windungen, die Näthe sind gefurcht, und die Röhre steht in der Mitte; sie gehören zum Geschlecht der Ammoniten, und man zählt davon 10 verschiedene Arten, von denen die Meisten nur fossil gefunden werden z. B. der Costatus obliquus, tuberculatus und andere.

Turris, lateinisch Thurm, s. Art. Thurm, Bd. 184, S. 620. In der Belagerungskunst der Alten. wurden die Thürme zur Eroberung der befestigten Städte gebraucht; ein solcher Thurm hatte mehrere Stockwerke über einander, und zwar so viel als nöthig waren, um den Thurm der Höhe der Mauer gleich zu machen. In der untern Etage befand sich der Mauerbrecher, und ganz oben standen die Bogenschützen oder Wurfspießschleuderer, man brachte den Thurm der auf Walzen oder Rädern ruhte, so daß er fortbewegt werden konnte, und deshalb den Namen Turris ambulatoria führte, auf den Wall welcher die Mauer umgab, und suchte ihn diesen allmählig näher zu rücken. War man nahe genug heran gekommen, so ließ man von der obersten Etage eine Fallbrücke (Sambuca) oder eine Schiebbrücke exostra nach der Mauer hinüber führen, und auf diese Weise die Einnahme der Stadt vollbringen. Die Belagerten vertheidigten sich gegen diesen Angriff meistentheils dadurch, daß sie den Thurm der nur von Holz war, in Brand zu stecken suchten, weshalb denn die Angreifenden die der Stadt zugekehrte Seite mit Ziegeln oder nassen Tüchern so gut als möglich schützten.

Turrisas auch Turri und Turrisus, ist nach den mythologischen Begriffen der Finnländer, derjenige Gott, welcher dem Kriege vorsteht und den Sieg verleiht, aus der etymologischen Aehnlichkeit der Stammsilbe Tur, mit dem Deutschen Thor, läßt sich vermuthen, daß der deutsche Gott Thor oder Teut, derselbe ist, und also die finnische Mythologie mit der germanischen, überhaupt nordischen denselben Ursprung hat. Er wurde längst den Küsten der Ostsee bis weit hinauf nach Schweden verehrt, und noch heut nennen die Einwohner in

Karelien einen Berg den Tyrian Wuvri d. h. den Berg des Turri. Eine Sage, welche ebenfalls an mehrere andern der nordischen Mythologie erinnert, erzählt, daß der Gott in diesem Berge seinen Wohnsitz habe, und darin so lange verweile und ausruhe bis ein Krieg bevorstehe, dann aber trete er aus dem Berge hinaus und stoße in eine Trompete, deren Schall weithin im Lande das Ereigniß vorher verkünde.

Turrita, eben so viel wie Turrigera s. oben.

Turritae, war der Name der Thurmschiffe. Dieses Fahrzeug war hinten und vorn oder auch in der Mitte mit hölzernen Thürmen versehen und diente dazu, von der Höhe derselben auf die feindlichenschiffe zu schleudern. Vgl. hierüber Artik. Thurmschiff im Theile 184. S. 674.

Turritela, die lateinische Benennung der Schrauben Schnecke siehe unter Schnecke.

Turriteliten, lateinisch Turritelites in der Petefacten Kunde versteinerte Schrauben Schnecken von denen man mehr als 40 Arten gefunden hat, wozu unter andern auch die Trommelschraube, Turritelitis terebra gehört.

Turritis, Linn. Thurmkraut. Nach dem Linnéschen System zur funfzehnten Klasse zweiter Ordnung gehörig. Kennzeichen der Gattung sind folgende: Die Schote ist sehr lang eckig, gerade, Kelch und Krone aufrecht, die Kelchblättchen sind gegen einander gebogen.

1) Turritis alpina L. Gebirgs Thurmkraut. Mit gezähnten hackigen Wurzelblättern und einen glatten Stengel, der mit halbumfassenden Blättern besetzt ist. Diese Art, welche in Oestreich ꝛc. wild wächst, gleicht in Ansehung ihrer Gestalt dem haarigen Thurmkraute (T. hirsuta) ist aber unterschieden durch einen glatten Stengel, durch unbehaarte

ganzrandige, ungestielte, halbumfassende Stengelblätter und durch größere Blumen, die Kelchblätter sind ein wenig zusammengedrückt aber aufrecht, die Kornblätter weiß, stumpf umgekehrt-eiförmig, doppelt länger als der Kelch.

2) Turritis ciliata. Schleicher cat. 59. Gefranztes Thurmkraut. Engl. Ciliated Tower Mustard. Mit unbehaarten Blättern, und festsitzenden an der Basis gezähnten Stengelblättern, welche sowohl an der Basis als an der Spitze mit Gabelhaaren gefranzt sind. Die ganze Pflanze ist glatt. Der Stengel sehr einfach. Die Wurzelblätter sind länglich, an der Bsias und an der Spitze mit gabelförmigen Haaren gefranzt, die Stengelblätter festsitzend, am Gurnde gezähmt. Es findet sich in der Schweiz.

3) Turritis glabra, L. Glattes Thurmkraut. Engl. Smooth Tower Mustard, Franz. Tourette glabre. T. perloliata, Neck. gallob. p. 283. Brastica sylvestris, Bauhin pinax 112. Arabia glabra. Bern, Fl. Erfurt p. 195. Mit gezähnten Wurzelblättern, die mit sehr kurzen steifen Haaren besetzt sind, und ganzrandigen glatten, gespitzten umfassenden Stengelblättern. Es wächst in verschiedenen Gegenden Deutschlands z. B. in Sachsen, Thüringen u. a. O. auf Aeckern. Blüht im Mai und Juni.

4) Turritis hirsuta, L. Haariges Thurmkraut. Engl. Haivy Tower Mustard. Franz. Taurette velue. Arabia hirsuta. Roth. germ. 1. pag. 285. Erysimo similis hirsuta. Bauhin pinax 101. prodr. t. 42. Der Stengel hat aufrecht, steife Zweige. Die Blätter sind alle behaart, die Stengelblätter umfassend in der Mitte gezähnt. Es wächst in Schweden, Deutschland und England

in Wäldern, auf Wiesen und an Mauern und blüht im Mai und Juni.

5) Turritis laevigata, Mühlenberg in litt. Amerikanisches Thurmkraut. Mit unbehaarten Blättern, davon die Wurzelblätter umgekehrt-eiförmig gesägt, die Stengelblätter linien-lanzettföemig und ganzrandig sind. Die ganze Pflanze ist glatt, der Stengel sehr einfach, 1 Fuß und darüber hoch, die Wurzelblätter sind umgekehrt-eiförmig, sägezähnig, gestielt, die Stengelblätter pfeilförmig, ungestielt, umfassend, die obere lanzett-, linienförmig, ganz randig, die Blumen wie beim glatten Thurmkraute (T. glabra) aber ein wenig kleiner. Sie wächst in Pensylvanien und kommt also in unseren Gärten im Freien fort.

6) Turritis patula Ehrh. Beitr. 7. S. 259. Ausgebreitetes Thurmkraut. Mit behaarten Blättern, umfassenden Stengelblättern, unbehaarten Kelchen, und ausgebreiteten Zweigen. Diese Art findet sich in Ungarn, auf sonnigen Hügeln. Sie gleicht dem haarigen Thurmkraute (T. hirsuta) unterscheidet sich aber durch eine jährige Wurzel, durch einen kleinern aber mehr kleinartig gebogenem Stengel, und durch ausgebreitete nicht aufrechte steife Zweige, die Blätter sind alle mit kurzen steifen Haaren besetzt.

7) Turritis pubescens, Desfont, flor. atl. 2. p. 92. t. 163. Filziges Thurmkraut. Der Stengel ist aufrecht, mehr oder weniger in abstehende Zweige getheilt. Die Blätter sind alle mit kurzen Haaren bekleidet, die Stengelblätter ungestielt, lanzettförmig an der Spitze gezähnt, die untern lanzett-spatelförmig, die Schoten filzig. Von dem haarigen Thurmkraute (T. hirsuta) unterscheidet sich diese Art am meisten durch ausgebreitete Zweige, und durch festsitzende, an der Basis verdünnte, nicht

herzförmige Stengelblätter. Sie wächst auf Bergen in Algier.

8) Turritis stricta, Allion auct. ped. p. 18. Steifes Thurmkraut. Mit behaarten, eiförmigen, fast gezähnten Wurzelblättern und lanzettförmigen, scharfgezähnten, festsitzenden Stengelblättern. Dieses Thurmkraut findet sich in Piemont auf Wiesen und an feuchten Orten. Der Stengel ist sehr einfach, aufrecht, ohngefähr 2 Fuß hoch. Die Wurzelblätter sind eiförmig, kaum gezähnt, die Stempelblätter lanzettförmig, glänzend, ungestielt, an der Basis schmal und entfernt scharf gezähnt, die Hülsen flach und am Rand verdünnt.

Die Thurmkrautarten haben in ästhetischer Hinsicht keinen sonderlichen Werth, deswegen werden sie nur in botanischen Gärten kultivirt, und aus Saamen gezogen, welcher an der bestimmten Stelle ins freie Land gesäet wird.

Turritis (alpina), Gebirgs Thurmkraut, s. oben S. 355.

— (ciliata), gefranztes Thurmkraut, s. daselbst S. 356.

— (glabra), glattes Thurmkraut, s. das. S. 356.

— (hirsuta), haariges Thurmkraut, s. das. S. 356.

— (laevigata), amerikanisches Thurmkraut s. das. S. 357.

— (patula), ausgebreitetes Thurmkraut, s. daselbst S. 357.

— (pubescens), filziges Thurmkraut, s. daselbst S. 357.

— (stricta), steifes Thurmkraut, s. das. S. 358.

Tursan, ist der Name einer sehr guten Sorte weißen Franzweines, der in der Gegend von Bayonne in Südfrankreich wächst.

Turteltaube, auch Rothbrust und Wegtaube, Stuben- oder Liebestäubchen, Columba Tur-

tus, Franz. la Tourterelle, Engl. Turte oder Turtle Dove die kleinste unter den bekannten Taubenarten, deren vollständige Beschreibung der Art. Taube, Th. 180, S. 556 ff. liefert. Nachträglich sei noch in historischer Hinsicht bemerkt, daß die Turteltaube bei den Juden als ein reiner Vogel galt. Man brachte ein Paar als Opfer dar, wenn man nicht Vermögen genug hatte, größere Thiere z. B. Lämmer zu opfern. Namentlich waren es Frauen, welche nach überstandener Niederkunft beim ersten Ausgang nach dem Tempel ein solches Paar am Opferaltar niederlegten. Auch Aussätzige brachten sie nach ihrer Heilung und Reinigung als Dankopfer. Außerdem waren dazu verpflichtet, Leute die unwissentlich unreine Thiere berührt hatten, die unbedachtsam geschworen oder etwas gelobt hatten, auch die Männer, welche am Saamenfluß und Weiber, die am Blutfluß litten, 8 Tage nach ihrer Herstellung. Vergleiche hierzu das Ausführlichere unter Taube, Theil 180, S. 470 ff.

Turteltaube, (Afrikanische) s. ebend. S. 563.
— (Amboinische), s. daselbst S. 569.
— (Amerikanische), s. das. S. 563.
— (gestreifte Chinesische), Turtur Sinensis, Columba sinica, s. das. S. 568.
— (gestreifte Indianische oder grau-geschuppte), Columba striata, Turtur Indicus, s. ebendaselbst.
— (graue), s. das. S. 569.
— (graue blutfleckige), s. das. S. 566.
— (grüne Amboinische), Turtur viridis Amboinensis seu Aenea, Columba Indica, Col. Javanensis, s. das. S. 564.
— (Kanadische — mit langem Schwanze, Schwanztaube), Columba Canadensis, Turtur Canad. s. das. S. 562.

— (kleinste gefleckte), (Sperlingstaube), Columba passerina, Columba minuta, Turtur parvus Americanus, s. das. S. 569.

Turteltaube, (Land-), s. unter Taube, Th. 180. S. 501.

— (mit gefleckтem Halse). s. das. S. 562.

— (Portugiesische) s. das. S. 501.

— (Senegalische mit und ohne Halsband), Turtur Senegalensis Turtur torquatus Senegal. Columda Afra, s. das. S. 567.

— (von Luçon), Tourtereille de l'Isle de Luçon, s. das. S. 562.

Turteltauben-Grau, im Französischen Tourtourel eine Farbe, welche Grau ins Röthliche spielend ist und welche hauptsächlich zur Wollenfärberei gebraucht wird um sie herzustellen wird Wismuth in Salpetergeist aufgelöst und die Auflösung durch Wasser verdünnt. Diese Flüssigkeit gießt man in ein Cochenillebad, wie es zum Scharlachfärben gebraucht wird, (s. Art. Scharlachfärberei Th. 148 S. 310) auf diese Weise erhält man das Turteltaubengrau, womit beim Färber der Wolle ebenso verfühven wird als beim Scharlach.

Turunda tumens, s. intumescens, der Quellmeissel, ist ein Verbandstück aus verschiedenen Stoffen bereitet, welches unter dem Einflusse der Wärme oder der Feuchtigkeit seinen Umfang vergrößert, und dadurch eine Ausdehnung hervorbringt. Der Quellmeissel hat die Gestalt einer Walze oder eines Kegels, und wird in natürliche oder krankhafte Oeffnungen, Höhlen oder Kanäle eingeführt, um deren Erweiterung zu bewirken. Der sanfte, allmählige, jedoch sichere Druck, den eine aufquellende Substanz ausübt, ist für die Ueberwindung der organischen Spannkraft, wie auch für das Verschwinden krankhaft abgelagerter Stoffe, vorzüglich angemessen, und deshalb

ist der Quellmeissel als ein zwar oftmals übertrieben und nutzlos gewähltes, aber dennoch sehr schätzenswerthes Werkzeug zu betrachten. Einen besonders großen Werth besitzen die Quellmeissel durch ihre Wirksamkeit, welche sie auf die Ausdehnung und Heilung der Stricturen ausüben; Stricturen der Harnröhre, der Scheide, des Mastdarmes, des Schlundes, der Thränenwege ꝛc. werden mit ihrer Hülfe vor Allem überwunden. Man verdankt ihnen ferner die Vergrößerung zu kleiner Oeffnungen an Wunden oder Geschwüren, deren Erweiterung mit dem Messer nicht geschehen darf; das Offenerhalten solcher Mündungen, die dem Heilzweck zuwider eine große Neigung zum Verwachsen haben; die Zertheilung von Härten und Geschwülsten, welche sich in der Umgebung der Höhlen oder Schläuche befinden ꝛc. Es verdient stets beachtet zu werden, daß das Einlegen eines Quellmeissels den Abfluß der abgesonderten Flüssigkeiten verhindert, und daß er daher Schaden stiftet, wo diese Verhaltung dem Heilplane nicht entspricht. In dieser Beziehung muß der häufige Mißbrauch der schwellenden Wieken gerügt werden.

Der Preßschwamm, Spongia cerata, ist das wichtigste Material zur Bereitung der Turunda tumens, und dieser Artikel möge verglichen werden. Ihm zunächst folgen die Darmsaiten, die für enge Röhren vorzüglich brauchbar sind. Ihnen schließen sich die Kerzen aus verschiedenen Stoffen an. Veraltet ist der Gebrauch des Hollundermarkes, des aufgerollten Pergaments, der getrockneten Feigen und Pomeranzen, der Gentiana- und Althäawurzel. Erbsen werden auch zu Fontanellen gebraucht. Vergleiche die Artikel Bougie und Spongia cerata, in denen die Bereitung und Anwendungsweise der einzelnen Arten der Quellmeissel angegeben worden ist.

Turunda, die Wieke, ist ein gemeiniglich keilför-

mig gestaltetes Verbandstück von Charpie, welches zur Einsenkung in natürliche oder krankhafte Höhlen und Kanäle gebraucht wird. Es dient theils als einfaches Deckungsmittel auf die wunden Seiten des Kanales, indem es zugleich die abgesonderte Feuchtigkeit in sich aufnimmt, theils als Reizmittel selbst oder als Träger wirksamer Arzneistoffe. Vorzüglich aber wird die Wieke gebraucht, um das Verwachsen oder das Kleinerwerden der Kanalsöffnung zu verhüten, bis daß vom Grunde der Höhle aus entweder deren Schließung erfolgt, oder daselbst liegende fremde Stoffe entfernt sind. Ist ein Kanal von ausdehnbarer Beschaffenheit, so kann die Wiek auch gleich einer nicht anschwellenden Kerze zur Erweiterung von Höhlen und Gängen benutzt werden. In jedem Falle muß beachtet werden, daß das längere Verweilen der Wieke in einem absondernden Kanale die ihm eigene Feuchtigkeit zurückhält, und wo deren verhinderter Abfluß Nachtheil bringen kann, muß der Gebrauch der Wieke vermieden werden. Dagegen leistet dieselbe wiederum gute Dienste, wo die Zurückhaltung der ausfließenden Feuchtigkeit dem Heilzwecke angehört, z. B. bei Blutungen, bei gewissen Abscessen.

Die Größe der Wieken ist sehr verschieden, und ihrer Bestimmung angemessen; ob sie nämlich für kleine Fisteln, für die Scheide, den Mastdarm, die Nasenlöcher ꝛc. benutzt werden. Eine Lage glatter Charpie wird an einem Ende mit einem Faden umwickelt, alsdann die langen Enden der Charpie über das umwickelte Ende zurückgeschlagen, und dann unterhalb des so gebildeten Zapfens mit einem Faden umgeschlungen. Die Wieke wird gewöhnlich mit Salbe bestrichen, und mittelst einer Sonde in den Kanal eingeführt. Der Gebrauch derselben ist von den älteren Chirurgen übertrieben worden, und es

gehört zu den Verbesserungen, deren die heutige Chirurgie sich erfreut, daß die Anwendung der Wieke sehr beschränkt worden ist.

Turzenelle, in der Waarenkunde eine Art Brillent-Toffet, welche zu den fassionirten Seidenzeugen gehört und seinen Namen von den brillantartigen Quadraten, woraus seine Figuren bestehen erhalten erhalten hat. S. Art. Taffet Th. 179 S. 376.

Tuscana, eine alte Stadt in Etrurien jetzt Toscanella.

Tuskanisch, auch Tuscisch als Eigenschaftswort und bei zusammengesetzten Worten eben so viel als toskanisch.

Tusch, nennt man die Fanfare, welche von Trompeten und Pauken beim Ausbringen einer Grsundheit, gespielt wird auch bei andern festlichen Gelegenheiten als gerade bei Gastmählern werden Tusche geblasen z. B. als Einleitung zu einer Rede, die auf dem Theater, in der Sitzung einer Gesellschaft ꝛc. an feierlichen Tagen, wie beim Geburtstage des Königs, am Jahrestage eines weltgeschichtlich wichtigen Ereignisses gehalten werden soll.

Tusch ist ein auf Universitäten in der Commentsprache der Studenten übliches Wort, welches so viel bedeutet als Beleidigung. Es kommt offenbar von dem Französischen toucher, berühren, anstoßenher, und bedeutet also zunächst, jemanden auf ungebührende Weise, ohne daß dies etwa durch ein Gedränge von Menschen entschuldigt wäre, stoßen so daß die Absichtlichkeit einer Beleidigung daraus hervorgeht. Nachher aber heißt Tusch auch jedes beleidigende Wort. Nicht alle Worte sind Tusch, einige aber wiederum vorzugsweise. Als der größte Tusch, bei den Studenten gilt der Ausdruck: dummer Junge! Eine Beleidigung, die nicht anders als durch ein Duell gesühnt werden kann, nach dem

auf der Universität geltenden Duellcomment hat derjenige, welcher durch einen Tusch beleidigt ward, das Recht zu fordern. Dies muß jedoch durch einen dritten, den Cartellträger, innerhalb 24 Stunden, nach andern innerhalb 3 Tagen geschehen, widrigenfalls angenommen wird, daß derselbe den Tusch, respektive „den dummen Jungen" auf sich sitzen, d. h. sich denselben gefallen läßt, ohne Satisfaction zu verlangen. Ein solches Sitzenlassen gilt als Beweis der Feigheit und des Mangels an Ehrgefühl und wird durch das „In Verruf"- (oder wie manche Studenten sagen Verschiß-) Erklären bestraft. Der Beleidiger hat dann das Recht, auf des Beleidigten Stube zu gehen (ihm auf die Bude zu rücken) und ihn mit Ohrfeigen oder der Hetzpeitche zu regaliren. Noch schlimmer ist es, wenn der Beleidiger sich auf die erfolgte Herausforderung zum Duell nicht stellt. Der Makel, welcher auf dem Einen oder Andern fällt, kann nur Herauspauken getilgt werden.

Dieses sogenannte Herauspauken besteht darin, daß der in Verruf gekommene sich mit 3 manchmal auch sechs seiner Commilitonen entweder von derselben Landsmannschaft, in welcher er steht, oder von einer andern, welcher derjenige angehörte, dem gegenüber er sich die Feigheit hatte zu Schulden kommen lassen, duelliren, d. h. gewöhnlich auf Hieber, geschliffene Rappiere oder krummen Säbel schlagen, („pauken," mit ihnen hintereinhnder „losgehen") muß. Es gab und giebt außer den größten obengenannten Tusch: dummer Junge! noch andere weniger gravirende; es war aber doch genug eine Herausforderung zu bewirken, wenn einer zum andern nur sagte: das ist dumm, lächerlich, sonderbar, ja es geht so weit, daß das bloße starre Ansehen mit den Augen, das Fixiren schon und das

muthwillige Anstoßen mit dem Arme (rempeln) als Tusch angesehen wird, namentlich wenn zwei Landsmannschaften unter einander oder mit der Burschenschaft, oder überhaupt die Studenten mit den Offizieren des Truppentheils, der in der Universitätsstadt garnisonirt, nicht im besten Vernehmen oder in offenbarer Feindseligkeit lebt. Studenten und Offiziere, auch die Candidaten und die eben erst angestellten Referendarien ꝛc. unterwerfen sich nach einem stillschweigenden Uebereinkommen noch einige Jahre, in denen sie mit ihren früheren, jüngern Studiengenossen in Umgang bleiben, dem studentischen Comment, d. h. sie sehen für Tusch an, was jene, und nehmen dafür auf dieselbe Weise, Satisfaction.

Man kann annehmen, daß das tuschiren in der Regel zwar mit Vorsatz aber nicht mit böser feindseliger Absicht, sondern nur geschieht, um eine Gelegenheit zu suchen, seine Herzhaftigkeit, seine Geschicklichkeit als Fechter zu zeigen. Es liegt also mehr jugendlicher Uebermuth zum Grunde als Malice und so unterscheidet sich der Tusch von der die Ehre kränkenden Beleidigung, für welche es nach den rohen, faustrechtlichen Ansichten des Mittelalters keine andere Sühne als Blut giebt. Die Duelle in Folge eines Tusches sind meistentheils ungefährlich, da Schießwaffen nicht gebraucht werden, sondern nur Hiebwaffen und die Duellanten selbst sich sorgfältig schützen, mit Leibbinde, Fechtmütze, und Fechthandschuhen so wappnen, daß kaum eine Hälfte des Gesichts zu sehen ist. Man macht in der Regel 7, manchmal 14 Gänge; einige Tropfen Blut, ein kleiner Riß sind hinreichend, einen Gang zu beenden. Nur in seltenen Fällen kommen einmal schwere Verletzungen vor, es wird daher auch, wenn ein solches Duell angezeigt oder sonst wie

verrathen ist, nur geringe Disciplinarstrafe, Carcer, darauf verfügt. Doch wäre es an der Zeit, daß auch dieser Mißbrauch jugendlicher Ungebundenheit und Unbesonnenheit abgeschafft würde, wenn auch auf der andern Seite ein frisches, kräftiges Leben, Muth und Unerschrockenheit dadurch offenbar gefördert werden.

Tusche. Unter dieser Bezeichnung versteht man im allgemeinen jede Farbe, welche gerieben, mit Gummi oder mit Leimwasser angemacht, und dann in kleine Täfelchen geformt wird, und zwar vorzüglich nur die Lack- und Wasserfarben. Insbesondere versteht man aber darunter die chinesischen Tusche (l'encre de Chine), welche die feinste aller Tuschfarben ist. — Sie hat ihren Namen chinesische Tinte daher, weil die Chinesen sich derselben zum Schreiben bedienen, indem sie dieselbe vorher in Wasser auflösen. Sie kommt zu uns in kleinen tafelförmigen Stücken von 2 Zoll Länge, 1 Zoll Breite und 2 — 4 Linien Dicke. Schon frühzeitig hat man dieselbe in Europa nachgemacht, die echte kennt man daran, daß sie vollkommen schwarz ist, und weder ins Bräunliche, noch ins Gräuliche spielt, sehr brüchig ist, auf dem Bruche aber glasglänzend, im Wasser sich sehr leicht zerreibt, und darin langsam untersinkt, streicht man die Auflösung langsam auf die Haut, und runzelt dieselbe, so darf sie sich nicht abblättern oder abspringen. Als Fabrikzeichen findet man auf den Täfelchen verschiedene Figuren, z. B. Blumen, Vögel, Drachen oder chinesische Schriftzeichen, die zuweilen auch vergoldet oder oder blau gefärbt sind. Durch Zusätze von Moschus oder Kampher erhält die Tusche einen eigenthümlichen Geruch. Wenn sie frisch bereitet ist, so ist sie bedeutend schwerer, als das Wasser, je mehr sie aber austrocknet, desto mehr

verliert sie an Gewicht. In Holland versuchte man zuerst die chinesischen Tusche nachzumachen, später geschah dieses auch in England und Frankreich, und jetzt wird der größte Theil der in Europa verbrauchten auch in Europa fabricirt. Es giebt eine große Menge Fabrications-Methoden, deren Produkte mehr oder weniger dem chinesischen gleichkommen. Das Journal Oeconomique vom Juli 1752 Pag. 85, gab zuerst in Frankreich eine Methode an, welche durch einen Portugiesen, der lange Zeit in Bengalen gelebt hat, und von dort zu wiederholten Malen China besuchte, als die richtige angegeben wurde. Savary theilt dieselbe in seinem Dictionaire universelle de commerce Tom II, pag. 310 u. ff. aus diesem Journal mit. Hiernach nimmt man die Apricosensteine, nachdem man den mandelartigen Kern daraus entfernt hat, und thut sie in einem wohlverschlossenen Tiegel, in einen heißen Ofen, der ungefähr zum Brodbacken heiß genug ist, und läßt darin die Aprikosenkörner verkohlen, ohne daß sie jedoch wirklich anbrennen dürfen. Wenn sie vollkommen erkaltet sind, nimmt man sie aus dem Tiegel heraus, stößt sie in einem Mörser, über den man zur Verhütung jeden Verlustes eine Lederdecke breitet, zu möglichst feinen Pulver, und reibt sie dann mit Gummiwasser ab, zu diesem Behufe löst man Gummi arabicum in hinreichender Quantität in Wasser auf, bis dasselbe etwas dicklig geworden, das Pulver wird auf einen glatten Marmorstein geschüttet, doch nur immer in geringen Quantitäten, und nur soviel von dem Gummiwasser darauf getröpfelt, daß eine teigartige Masse entsteht, welche man nun ganz auf dieselbe Weise, wie die Oelfarben, mit einem Reiber so lange bearbeitet, bis alle kleine Körperchen der Kohle vollständig zer-

rieben sind. Hierauf thut man die Masse in kleine Formen, die man aus Kartenblättern bereitet, und deren innere Wände mit weißem Wachs überstrichen werden, damit von der Farbe nichts an der Form hängen bleibt. In diesen Formen nun bleibt die Masse stehen, bis sie vollständig getrocknet ist. Den Moschusgeruch erhält man, wenn man in das Wasser, bevor es zur Auflösung des Gummi arabicum verwandt wird, ein wenig Moschus thut, man ersetzt ihn auch durch Ambra oder Kampher. Hauptsächlich hat man darauf zu sehen, daß man ganz frisches, geläutertes Wasser, und wenn man dieses nicht gleich haben kann, durch Kohlen filtrirtes, und eben so das reinste Gummi arabicum, das von allen fremden Bestandtheilen befreit ist, zum Abreiben nehme, weil sonst die Tusche schmierig wird. Die verschiedenen Figuren auf der Tusche werden in China mit Hülfe kupferner Platten eingedrückt, wenn die Tusche noch nicht völlig getrocknet ist, und dann die Vergoldung oder Färbung derselben bewirkt.

Diese früheste Methode der Tuschbereitung, welche jetzt von andern leichteren Proceduren verdrängt ist, hat auch der berühmte Naturforscher Makenzie als die richtigste empfohlen. Die gangbarste Verfahrungsweise ist folgende:

Nach neuern Notizen wird die Tusche größtentheils aus Ruß von verbranntem Kieferholze (Pinus silvestris), und bloß $\frac{1}{10}$ derselben aus Ruß von Oel, das in Lampen gebrannt wird, bereitet. Dies Oel ist theils Sesamöl (von Sesamum orientale), theils rührt es von Bignonia tomentosa her. Daß die chinesische Tusche aus der Sepiaflüssigkeit dargestellt werde, ist Fabel. Eben so ist nicht wahrscheinlich, daß sie aus dem Ruße von verbranntem Campher herrühre, was viel zu theuer sein würde, wiewohl

gewiß ist, daß dieser Ruß ein sehr vorzügliches Material zu Tusche ist. Die Kienbäume, welche zur Tuschbereitung dienen sollen, müssen nach den aus China erhaltenen Nachrichten erst von ihrem Harzgehalte möglichst befreit sein, ehe man sie fällt, widrigenfalls schmiert die Tusche im Pinsel. Man bewirkt diese Entharzung dadurch, daß man ein concaves Loch in den Fuß des Baumes macht und eine Lampe hineinstellt. Das Holz erhitzt sich allmählig, und bald fließt aller harziger Saft durch die Wunde aus. Die Kienstücke, welche man zur Rußgewinnung anwendet, müssen dünn und ungefähr 1 Fuß lang sein. Der Ort, der zum Auffangen des Rußes dient, ist ein langes Behältniß von geflochtenem Bambus, von ungefähr 100 Fuß Länge, inwendig und auswendig mit geleimten Papier bekleidet und mit mehreren Scheidewänden versehen, welche keine Löcher zum Durchgange für den Rauch haben. Der Boden wird mit Erde und Ziegelsteinen belegt. Man verbrennt nun im Eingange dieser Fahrt mehrere Tage lang Kienstücke, und sammelt nach Auslöschen des Feuers den abgesetzten Ruß. Der in den hintersten Abtheilungen abgesetzte ist der leichteste und feinste und dient zur Bereitung der besten Tusche aus Kienruß; der Ruß aus der mittlern Abtheilung ist sehr dick und wird nur zur Bereitung der gewöhnlichen Tusche gebraucht. Aus Ruß von der vordersten Abtheilung endlich macht man Druckerschwarz. Der Ruß vom, in Lampen verbrannten, Oele wird an Blechen aufgesammelt; welche über die Lampen gehalten werden. Je besser und reiner das Oel ist, desto feiner wird der Ruß, folglich auch die Tusche. Ob der aus dem Kienholze und Oele gewonnene Ruß noch einmal ausgeglüht wird, findet sich nicht angeführt, doch möchte dies nützlich sein, um fremdartige Beimengungen zu entfernen.

Mittelst eines thierischen Leims (aus Hausenblase, Hirschhorn, Rindsleder, Eselsleder od. dgl. gesotten) geschieht die Vereinigung der Rußtheilchen. Gewöhnlich wird, des Geruchs wegen, etwas Moschus und Campher zugesetzt. In hölzernen Formen bildet man die Tusche zu Täfelchen und trocknet sie allmählig. Die eingedrückten Zeichen in den Täfelchen sind bloß Handelszeichen der Fabricanten, die diese zuweilen mit Gold, Silber oder Farben bemerkbarer machen. Nach den chinesischen Nachrichten braucht man zur Beurtheilung der Güte der Tusche, welche aus Kienruß bereitet ist, dieselbe bloß einige Zeit in Wasser tauchen zu lassen: sie ist mittelmäßig, wenn sie aufschwimmt und um so besser, je tiefer sie im Wasser einsinkt. Nach Perrot ist eine Probe der Güte, daß man einen ganz reinen schwarzen Strich mit der eingeweichten Tusche zieht. Ist die Tusche gut, so muß, wenn der Strich trocken ist und man fährt über denselben mit einem in Wasser getauchten Pinsel, derselbe gleich bleiben und auf keine Weise breiter oder verwaschen werden; was bei unächter Tusche im Allgemeinen der Fall ist. Wenn man eine mit ächter Tusche gemachte Schrift vom Papier wieder wegbringen will, kann dies nur durch ein sehr anhaltendes Auswaschen geschehen, nach Berzelius wie folgt: man legt das Papier zusammen, wie ein Filter, so daß die Schrift auswärts kommt, setzt es in einen Trichter und schlägt Wasser darauf. Das Wasser saugt sich nach und nach durch das Papier durch und nimmt die Tusch-Theilchen mit fort. Auf diese Weise wird binnen 6 bis 8 Tagen die Schrift vernichtet. Geschwinder geht es, wenn man auf das ganz durchgeweichte Papier ein Läppchen Haut oder ein Stück Zinnfolie legt, jedes vorher mit einer Lösung von venetianischem Terpentin in Spiritus bestrichen, und so weit abgetrocknet, daß der Terpentin nur allein noch zurück ist. Die Tusche

befestigt sich dann an der klebrigen Masse und folgt ihr beim Abnehmen der Auflage, das Papier aber nicht; indeß gehn doch öfters bei dieser Operation auch Papierflocken mit fort. Soll sich die Tusche gar nicht mehr vom Papier wegbringen lassen, so muß man sie mit Wasser anrühren und ein wenig Salzsäure zusetzen. In Deutschland und in andern europäischen Ländern fabricirt man viel Tusche aus feinem Kienruß, den man mit etwas Traganthschleim oder Hausenblase zu einem Teige bildet. Oft wird sie für chinesische Tusche ausgegeben.

Noch andere Recepte zur Bereitung der chinesischen Tusche, die mehr oder weniger dem Fabrikat ähneln, giebt es in Menge, unter diesen zeichnet sich besonders das Verfahren von Nowotny aus, auf welches derselbe früher in Oestreich ein Patent erworben hatte; er gebraucht, je nachdem er feinere oder gröbere Sorten von Tusche erhalten will, verschiedene Arten Flammruß aus Harzen und Oelen oder aus thierischen Fetten, am besten soll dazu das Colofonium und der Terpentin zu empfehlen sein, und von den Oelarten besonders das Baum-, Rübsen- und Mandelöl. Um den Ruß zu sammeln, wird ein eigens dazu gebauter Ofen gebraucht, dieser hat mehrere gewölbte Räume übereinander, deren Verbindung durch Röhren bewerkstelligt ist. Nach Verbrennung der oben genannten Materialien wird der Ruß, welcher sich an den Gewölben angesetzt hat, sorgfältig gesammelt, und vor der weitern Verwendung in eine Lauge gethan, welche aus Pottasche und Kalk mit Zusatz von etwas Weingeist bereitet ist. Durch dieses Einlaugen wird die Absonderung aller Unreinigkeiten bewirkt. Ist dieselbe erfolgt, so wird der Ruß vollkommen ausgetrocknet, und dann vermittelst der

Pulverisir-Maschine mit eisernen Kugeln in Pulver verwandelt. Zur nähern Verständigung möge die kurze Beschreibung einer solchen Pulverisir-Maschine hier ihre Stelle finden. Sie hat im Aeußern ungefähr die Gestalt eines Mühlsteins von etwa 3 Fuß 7 Zoll Durchmesser und $6\frac{1}{2}$ Zoll Dicke, den man sich hohl denken muß, und der um seine auf einem hölzernen Gestelle ruhende Axe, vermittelst einer einfachen Handhabe gedreht wird. In diesen Behältern wird die zu pulvernde Substanz (ist es eine vegetabilische, zuvor gut getrocknet und gröblich, etwa wie Räucherspecies zerstoßen) hineingebracht, und ihre Pulverisirung geschieht während der Umdrehung des Rades durch eine Menge, etwa 1600 ganz kleiner eiserner Kugeln, die etwa den doppelten Durchmesser einer Erbse haben, und nicht aus gegossenem sondern aus geschmiedetem Eisen bestehen müssen. (Dergleichen Kugeln sind u. a. bei C. Lauchs und Comp. in Nürnberg, das preußische Pfund zu 45 Kreuzer Rhein. zu haben). Der Cylinder besteht aus starkem Eisenblech (allenfalls auch aus Holz) und ist am Umkreis (der Stirne) nicht glatt, sondern wellenförmig gewölbt (etwa in 10 Wölbungen, von denen jede nicht mehr als 1 Zoll Vertiefung haben darf). Diese Wölbungen bewirken, daß die Kugeln nicht so sehr herumrollen, sondern mehr hin- und herfallen. Zwei einander entgegengesetzte Wölbungen können abgenommen werden, und dienen als Deckel. (Bei manchen Maschinen ist bloß ein Deckel vorhanden). Wenn die Substanz pulverisirt ist, läßt man sie durch eine der Oeffnungen herausfallen, nachdem man diese zuvor nach unten gedreht hat, und trennt sie durch Sieben von den Kugeln, die man dann wieder in die Maschine zurückbringt. Die Reinigung der Maschine geht leicht dadurch von Statten,

daß man sie durch die Thüren erst mit einer trocknen Bürste möglichst sorgfältig auskehrt, dann Sägespähne oder besser groben Abfall von Süßholz (der mehrmals dazu dienen kann) hineinbringt, dieselbe schließt, noch kurze Zeit dreht (während sich auch die Kugeln darin befinden) wieder ausleeret, und abermals mit der Bürste reinigt. Eine Abbildung dieser Maschine siehe im pharmaceutischen Centralblatt 1833, S. 896, Taf. V, Fig. 2 a. Sie kostet bei den angegebenen Dimensionen sammt Kugeln ohne Gestelle 40 rhein. Gulden.

Eine andere Methode ist die von Boswell angegebene. Er nimmt starke Seifensiederlauge, kocht dieselbe und setzt so viel Hornspähne hinzu, als sich in der Quantität der Lauge auflösen lassen. Hierauf muß die Flüssigkeit noch so lange fortkochen, bis alles Wasser verdunstet ist. Die zurückbleibende Masse wird mit einem Stabe so lange umgerührt, bis sie in eine Art Schmelzung kommt und sich beim Umrühren so verhält wie dicker Kleister. Um sie bis zu diesem Zustande zu bringen ist eine starke Hitze erforderlich. Nun wirft man die geschmolzene Masse in eine doppelt so große Menge Wasser, als früher Lauge gebraucht worden war, rührt dieselbe um und seihet nach einigen Stunden das klar Aufgelöste ab. So lange noch immer ein Niederschlag erfolgt, setzt man fortwährend eine Alaunauflösung hinzu. Dieser Niederschlag hat eine schöne schwarze Farbe und wird als Tusche gebraucht, indem man ihn mit Gummiwasser abreibt. Doch hüte man sich zu viel Alaun zuzusetzen, er verschlechtert das Schwarz; manche schlagen deshalb vor statt des Alaun Schwefelsäure zur Füllung des Niederschlages anzuwenden.

Brousi nimmt Kienruß, behandelt diesen mit Pottasche und zerreibt ihn mit Leim. Hierdurch will

derselbe eine Tusche erzeugen, welche die chinesische an Schwärze und Dauerbarkeit noch übertreffen soll. Merimée kocht eine Auflösung von Pergamentleim recht lange in Wasser, bis er die Eigenschaft, eine gallertartige Substanz zu bilden, verliert. Vermittelst eines wässrigen Galläpfelaufgusses, welcher über die Masse geschüttet wird, schlägt man einen Theil nieder und löst den Niederschlag mit Ammoniak auf. Die noch nicht niedergeschlagene Leimauflösung wird nun hinzugesetzt und nun das Ganze, nachdem man gereinigten Lampenruß und Moschustinktur, von letztern nur wenige Tropfen hinzugesetzt hat, auf einem Reibstein mit Läufer vollständig unter einander gemischt und fein gerieben. Diese Masse formt man in Täfelchen und läßt diese trocknen und erhärten. So kommt die Tusche, als chinesische Tusche in den Handel.

Zu der oben nach Nowotny angeführten Methode ist noch zu bemerken, daß nachdem der Ruß pulverisirt ist, man demselben ein Klebmittel, d. h. entweder Leim aus Kälberfüßen oder Gummi arabicum u. dgl. (ersterer soll vorzuziehen sein) zusetzt und die daraus entstehende dicke Masse in eine Simpelpresse bringt, woselbst sie erharten und trocknen muß. Dasselbe kann man auch bei den andern Methoden thun, nur gewinnen nicht alle Tuschen eine snlche Consistenz, Härte und Dauerbarkeit.

Quesneville nimmt Kienruß, erhitzt diesen in einem Schmelztiegel, zugleich mit ebensoviel Kampeschholzkohlen, bis ersterer nicht mehr raucht, dann werden das Rußschwarz und die Kohlen, welche man mit einer Wasserauflösung anmacht, auf einem Porphyrsteine zerrieben und hierauf gut ausgewässert, sobald sie hell geworden ist, wird die Flüssigkeit abgeklärt. Die schwarze Masse wird mit Tragantschleim angerieben, und wenn die Mischung die

Consistenz einer festen Masse bekommen hat, diese in die übliche Form, welche man den chinesischen Tuschen zu geben pflegt, eingedrückt. Noch ein anderes Recept zu schwarzer Tusche ist folgendes. Man nimmt 6 Theile Hausenblase und kocht diese mit 12 Theilen Wasser ab, setzt dann einen Theil Süßholzsaft, nachdem man ihn vorher durgeseiht hat, hinzu, und reibt nun das Ganze mit einem Theil des feinsten Elfenbeinschwarzes sorgfältig ab; wenn man Elfenbeinschwarz nicht brauchen will, so nimmt man statt dessen Lampenruß, in diesem Falle aber muß man die Quantität des Süßholzsaftes verdoppeln. Diese Composition giebt eine kohlschwarze nicht ins Braune fallende Farbe, die sich sehr leicht mit dem Pinsel verwaschen läßt, und daher für Architectur-Zeichnungen sehr zu empfehlen ist. Auch gut geschlemmter Eisenmohr giebt eine schöne schwarze Tusche.

Der Ausdruck Tusche wird auch im Allgemeinen von Malerfarben, und zwar von Deck- und Wasserfarben, oder Lack- und Erdfarben gebraucht, wenn diese so zubereitet sind, daß sie mit Gummiwasser abgerieben, entweder in viereckig geformten Stücken zum Verkauf kommen, oder auch mittelst Gummiwasser in Muscheln oder Austerschaalen angemacht sind, so daß also der Maler, der sie gebrauchen will, keine weitere Zubereitung mehr nöthig hat. Die Hauptbedingung bei Zubereitung dieser Tuschfarben ist die, daß die Farben möglichst fein gerieben werden, weil sie nur durch diese feine Zertheilung mit dem Pinsel gehörig verarbeitet werden können und so, daß sie die zu bemalende Fläche rein und gleichförmig decken, auch kann nur durch dieses Feinreiben die gehörige und nothwendige Farben-Nuance erzielt werden. Wenn man die Farben nur in kleinen Quantitäten machen will,

so gebraucht man zum Zerreiben den sogenannten Reibstein, eine harte mit einer polirten Oberfläche versehene Steinplatte, gewöhnlich Marmor, Kalkstein oder Porphyr, und den Läufer einen kegelförmigen Stein aus eben solcher Masse mit einer breiten, glatten und harten Grundfläche. Anstatt eines gewöhnlichen Reibsteines und Läufers kann man sich auch einer reinen dicken Glastafel und des Fußes eines zerbrochenen Stengelglases bedienen. Die Arbeit wird erleichtert, wenn man dem Reibsteine eine etwas concave Fläche giebt, und die untere Fläche des Läufers nach demselben Halbmesser convex formt. Das Abreiben selbst muß mit großer Behutsamkeit und möglichster Reinlichkeit erfolgen. Man nimmt etwa eine Haselnuß groß von einer Farbe, und reibt diese erst trocken und gröblich ab. Dann nimmt man zu dieser gröblich geriebenen Masse so viel Wasser (reines, helles und weiches Flußwasser, noch besser Regenwasser, nicht aber hartes Wasser) oder Oel oder Oelfirniß, daß ein Teig oder dicker Brei entsteht, und reibt so lange, bis die hinreichende Feinheit erzielt ist. Während des Abreibens selbst schiebt man die ausgebreitete Farbe öfters mittelst eines Spatels von Horn oder Holz (ja nicht von Eisen) gegen die Mitte des Steins unter dem Läufer zusammen. Man darf den Arm bei der Arbeit nicht schonen, muß vielmehr mit dem Läufer so geschwind als möglich auf dem Reibsteine herumfahren, indem das geschwinde Abreiben bei den meisten Farben das Leben nicht nur erhält, sondern auch erhöht. Um zu prüfen, ob die Farbe fein genug ist, tupfe man einen Pinsel hinein, und überfahre den Fingernagel damit, wodurch sich leicht zu erkennen geben wird, ob sie noch körnig oder grisig ist. Wird im Abreiben die Farbe auf der Seite ein wenig zu trocken,

so feuchtet man sie ein wenig mit Wasser an, doch so, daß sie nicht zu dünn werde. Hat man es mit einer Wasserfarbe zu thun, so hebt man sie, wenn sie mit Wasser fertig gerieben ist, mit einem hölzernen Spatel von dem Reibsteine ab, legt sie auf einen reinen Bogen Papier, und läßt sie an einem staubfreien Orte trocknen, worauf man sie in Muscheln mit Gummiwasser anmacht, und zum Gebrauche aufhebt. Will man sie in Stücke für Tuschkästchen formen, so reibt man sie zuerst trocken ganz fein, dann mit Gummimasser zur gehörigen Consistenz. Sollen gleich größere Quantitäten gerieben werden, so würde der Gebrauch der Reibsteine zu wenig fördernd sein. Die Farben werden daher auf Mühlen gemahlen, deren nähere Beschreibung in dem Artikel Mühle nachzusehen ist. Das Gummiwasser, welches man zum Anmachen braucht, und welches aus einer Auflösung von reinem Senegal-Gummi in ebenfalls reinem oder abgeklärtem Fluß- oder Regenwasser besteht, ist bei weitem der Ochsen- oder Aalgalle vorzuziehen, welche in manchen Fabriken zu gleichen Zwecken verwendet werden, weil sie wohlfeiler sind, aber den Nachtheil haben, daß durch ihre Anwendung die Farben schmierig werden, und nicht den frischen Glanz erhalten, den ihnen das Gummiwasser giebt; es ist jedoch gewöhnlich, daß die Tuschen etwas spröde werden, und wenn damit gemalt wird, die Farben leicht abspringen, wenn nichts als Gummiwasser dazu genommen wird, man thut daher wohl etwas Zucker dazu zu mischen, und zwar in dem Verhältniß von drei Theilen arabischen Gummi und zwei Theilen weißen Zuckerkant. Nachdem die Farben vollständig gerieben sind, werden sie entweder in zinnernen Formen, die man vorher zur Verhütung des Anhängens mit Mandelöl inwendig ausstreicht,

zu kleinen viereckigen Täfelchen geformt, oder in Muscheln und Austerschaalen, auch wohl in Porzellan- und Glasnäpfchen angemacht, man kann sich hierzu auch bloßer Glasscheiben bedienen, die natürlich weit wohlfeiler herzustellen sind, und ganz dieselben Dienste leisten. Auch Näpfchen von Elfenbein und Knochen sind von praktischer Verwendbarkeit. Will man Muscheln oder Austerschaalen dazu gebrauchen, so muß man dieselben, um sie von dem daran haftenden Schleim zu befreien, einige Tage in lauwarmes Wasser thun, une dann rein auswaschen. Nicht alle Farben lassen sich zu Tuschfarben mit Vortheil fabriziren, am besten sind dazu folgende: Zum Blau Berliner Blau, Bergblau, Kobaltblau, und zuweilen auch Indigo. Das Berliner Blau muß fein gerieben, und etliche Mal in reinem Wasser aufgekocht werden, indem man dazu etliche Tropfen Salzsäure thut, und es mit Leim und Gummi anmacht; auch darf man nicht mehr abreiben, als man zu gebrauchen denkt, weil die Tusche sonst, wenn sie lange stehen soll, schmierig wird. Den Indigo muß man statt mit Wasser mit Urin abreiben. Zum Roth nimmt man feinen Carmin oder Lack aus Brasilienholz, auch Florentiner Lack, Kugel-Lack, rothen Ocher oder Zinnober und Mennige, je nach den verschiedenen Schattirungen vom Hellroth zum Dunkelroth. Der Zinnober wird mit Branntwein oder noch vortheilhafter mit Urin abgerieben. Zum Rothbraun nimmt man englische Erde, die man sehr fein gerieben und geschlemmt hat, und zu welcher man Frankfurter Schwarz und Ruß hinzusetzt. Zum Braun gebraucht man Köllnische Erde, braunen Ocher und Umbra. Den braunen Ocher, so wie alle übrige Arten von Ocher glüht man auf Kohlen aus, die Farbe wird dadurch etwas dunkler, aber dafür auch durchscheinender. Wendet man dies Verfahren auch mit Umbra

an, so erhält man eine beinahe kastanienbraune Farbe. Zur hellbraunen Tusche verwendet man geschlemmten Ocher, mit einem starken Kaffee-Aufguß. Zum Brauntuschen kann man auch Sepia nehmen. Zum Gelb wird Neapelgelb, Operment, gelber Ocher, Schüttgelb, Gummi guttä und Auripigment genommen, letzteres liefert das schönste Gelb, muß aber nicht mit Wasser, sondern mit gefaulten Urin, welcher lange gestanden hat, abgerieben werden, während man zum Abreiben des Operments Branntwein verwendet. Zum Grün nimmt man Berggrün, grüne Erde, Grünspan oder eine Mischung von Blau und Gummi guttä. Das Saftgrün wird nur in Wasser eingeweicht, der Grünspan aber, wenn er stehen bleiben soll, mit Weinessig und ein wenig Weingeist abgerieben und wie gewöhnlich mit Gummiwasser angemacht. Zur weißen Tusche gebraucht man Kremnitzerweiß, Spanischweiß, Schieferweiß, Bleiweiß oder Zinnkalk. Außer den oben beschriebenen Nachahmungen der chinesischen Tusche, erhält man eine schwarze Tusche auch aus Beinschwarz, wozu etwas weniges fein geriebenes Berlinerblau auch Pariserblau hinzugesetzt wird.

Außer den hier genannten Hauptfarben werden auch die übrigen zur Malerei nöthigen Zwischen-, Uebergangs- und Mischfarben durch verschiedene Compositionen erzeugt und diese entweder sogleich zu Tuschfarben geformt, oder erst beim Malen auf einer Glasplatte oder in einem Näpfchen zusammengerieben, z. B. Blau und Gelb zu den verschiedenen Abstufungen des Grün, Roth und Gelb zu Orange; Schwarz und Weiß zu Grau ꝛc.

In den Handel kommen die Tuschfarben entweder aus den Fabriken selbst en gros, oder in kleinen Kästchen von 8, 12, 18, 24 Stück Tuschen, die je nach der Feinheit des Materials im Preise fallen oder steigen. Die englischen und französischen Fabriken lie-

fern die schönsten Tuschen, früher war auch Holland deshalb berühmt, namentlich lieferte es zuerst schwarze Tusche, die der chinesischen ziemlich gleichkam, weil die holländischen Besitzungen in Ostindien einen bequemeren Verkehr mit China zu ließen und manche Geheimnisse des Handels und Gewerbfleißes von aufmerksamen Beobachtern diesem vorsichtigen und mißtrauischen Volke abgelauscht wurde.

Tuschen heißt in der Maler- und Zeichenkunst einem Bilde, einer Figur durch mehrmals darüber geführte schwarze, braune oder andere Farbe Licht und Schatten geben. Das Tuschen mit schwarzen und braunen Farben ist die gewöhnlichste Art. Es handelt sich beim Tuschen nur um die Vertheilung von Licht und Schatten, von dem Uebergange des einen in das andere, der je nach der Form des zu tuschenden Bildes oder der Zeichnung bald weich, rund in allmähliger Abstufung verfließen muß, bald scharf und tief sein wird. Man sieht hieraus, daß die Tuschmanier ein Mittelglied zwischen Zeichnen und Malen ist. Beim Tuschen kommt es vorzüglich und meistentheils darauf an, die Farbe, sobald sie an einer Stelle der Zeichnung aufgetragen ist, und ehe sie noch trocknet zu verwaschen. Ein Beispiel wird dies am deutlichsten machen. Wir nehmen an, es sei ein ein einfaches Quadrat vorgezeichnet und dieses solle so getuscht werden, daß die eine Seite desselben tiefen Schatten erhält, der nun nach der entgegengesetzten Seite hin allmählig verläuft, also vom tiefen Schatten in Halbschatten, Halblicht und Licht, aber ganz allmählig übergehen soll. Zunächst wird man also das ganze Quadrat mit einer ganz schwachen Tinte (Färbung) ganz gleichmäßig überdecken, indem man mit dem Pinsel rasch und vorsichtig darüber hinweggeht und sich hütet auf einer Stelle mehr Farbe als auf der andern stehen zu lassen. Der Pinsel darf nicht zu

voll genommen, sondern nur mit so vieler Farbe getränkt werden, daß sie gerade zur Bedeckung der Fläche hinreicht. Das gleichmäßige Vertheilen kann nun so lange geschehen als die Farbe noch naß ist; denn nur die schlechtesten Tuschen lassen sich mit Hülfe eines bloß naß gemachten Pinsels, nachdem sie einmal trocken geworden sind, wieder aufweichen und verwaschen. Wer also mit echter chinesischer Tusche arbeitet muß rasch und sicher in der Pinselführung sein; ist einmal auf einer Stelle mehr Farbe stehen geblieben als auf der andern, so wird seine Mühe, den dadurch hervorgebrachten dunkleren Fleck später fortzubringen vergeblich sein, und wenn er später das zweite oder dritte Mal mit einer neuen Deckung darüber geht, wird dieser Fleck immer tiefer schattirt bleiben. Es gehört viel Uebung und manche verdorbene Zeichnung dazu, ehe man die nöthige Sicherheit, Geschwindigkeit und Festigkeit sich erwirbt, eine Fläche ganz gleichmäßig zu übertuschen. Am gefährkichsten sind die Winkel und Seitenlinien, weil dort in der Regel Farbe stehen bleibt, wenn der Pinsel nicht rasch genug, sobald er die Grenze der Zeichnung berührt hat, zurückgeführt wird.

Um nun nach der vorgedachten Art die Schattirung zu bewirken, setzt man mit dem Pinsel an der Seite, welche den tiefsten Schatten haben soll, eine gleichmäßige neue Lage von Schwarz an, nimmt dann, ehe die Farbe noch trocken wird, einen andern reinen Pinsel, den man bloß in Wasser taucht, und verwäscht damit nach der Lichtseite hin die Farbe so, daß kein abgesetzter schroffer Strich zu sehen bleibt, sondern sich die Farbe nach und nach verläuft. Mit diesem neuen Aufsetzen der Farbe und dem Verwaschen fährt man so lange fort, bis die Schattenseite hinreichend dunkel ist. Je kleiner die Fläche, welche auf diese Weise getuscht werden soll, desto schwieriger das Ver-

waschen. Es kommt darauf an, daß man weder zu viel Tusche, noch zu viel Wasser beim Verwaschen nimmt. Das allmählige Abtonen vom Schatten zum Licht kann man am besten mit dem Decrescendo in der Musik vergleichen. Die auch für Maler wichtige Lehre von Licht und Schatten ist besonders bei der Tuschmanier gründlich zu studieren, und demnächst noch die Handfertigkeit zu erlangen. Licht und Schatten sind es, welche einem Gegenstande erst Haltung und Form geben, welche seine Rundung oder Vertiefung, seine Ecken, Kanten, Vorsprünge dem Auge sichtbar machen. Man kann dreierlei Grade von Schatten und zwei Grade von Licht unterscheiden. Es giebt halbe Schatten, ganze Schatten, oder höchste Schatten, die man auch Force oder Nachdruck nennt, außerdem unterscheidet man noch den fremden Schatten, der von einem fremden Gegenstande auf einen Körper geworfen wird, und den man Schlagschatten uennt.

Im Grunde genommen ist jeder Schatten ein Schlagschatten, denn es ist gleich viel, ob er von einem Theil des Körpers, welcher hervorragt, auf den daneben liegenden tiefern geworfen wird, oder was dasselbe ist, ob er verhindert, daß an diesen tiefern Theil das Licht dringe, oder ob ein fremder Körper das Licht auffängt. Denken wir uns z. B. ein Gesicht, welches von einer Seite beleuchtet ist, so wird die Nase nach der entgegengesetzten Seite auf die Wange hin einen Schatten werfen. Der Halbschatten entsteht an denjenigen Theilen eines Körpers, der des Lichts nicht ganz beraubt ist, wenn wir das Licht z. B. Tag und den Schatten Nacht nennen, so ist der Halbschatten so viel als Dämmerung. An einer Kugel kann man sich das deutlichste Bild von dem Uebergehen des Schattens zum Licht machen. Streng genommen müßte, wenn das Licht nicht flectirt würde, genau die Hälfte der Kugel erleuchtet sein, wenn man sich

das Licht als von einem Punkte ausgehend denkt, in der Wirklichkeit ist aber dieses niemals der Fall, und die Grenze zwischen Schatten und Licht nie eine einzige Linie, das Licht nimmt vielmehr auf einer gewissen Fläche immer mehr ab, bis es endlich zu einem vollkommenen Schatten wird. Ein anderes Experiment kann man auch mit einer Fläche anstellen. Wenn dieselbe so gegen die Sonne geneigt ist, daß die Strahlen derselben senkrecht darauf fallen, so wird sie weit heller erleuchtet sein, als wenn die Strahlen in einem spitzen oder stumpfen Winkel darauf fallen. Nach dieser Theorie vertheilt sich Licht, Halbschatten und Schatten auch auf einer mehrere grad- oder krummlienigte Flächen darbietenden Figur, bei welchen nach dem Verhältniß der Neigung zum Licht die Beleuchtung abgestuft ist. Den zum Licht sich verlierenden Halbschatten nennt man verlorenen Schatten. Der tiefste Schatten ist immer der Schlagschatten oder wie ihn ältere Theoretiker nennen der causirende Schatten, am stärksten ist er an der Linie oder dem Punkte, wo er ausgeht, er verliert sich aber, je mehr je weiter er geworfen wird, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil nun auf die Fläche, die verfinstert wird, auch von anderen Punkten und Gegenständen Licht hinfällt. Durch Zeichnungen kann man sich dies sehr leicht verdeutlichen; man denkt sich das Licht als einen Punkt und den beleuchteten Körper als eine Linie, und zieht nun von dem beleuchteten Punkte nach den beiden äußersten Enden des Körpers zwei gerade Linien, welche also das auf dem Körper fallende Licht einschließen; verlängert man dieselben über den Körper hinaus nach der andern Seite, so begrenzen sie zugleich den Schatten, den der Körper werfen wird. — Da nun dies- und jenseits dieser Grenze noch andere Lichtstrahlen auf die zunächst lie-

genden Körper fallen und von diesen zum Theil reflectirt werden, so wird der Schlagschatten nach seinem Ende zu von diesem reflectirten Licht wieder erleuchtet. Ein aufmerksamer Beobachter hat an hundert Gegenständen täglich Gelegenheit sich hiervon zu überzeugen. Derjenige Punkt eines Körpers, auf den das Licht gerade senkrecht fällt, heißt bei einem Bilde oder an einer Figur, der Blick, und sein Gegentheil, also die Stelle, welche vom Licht direct abgewandt ist, die Force. Das reflektirte Licht heißt man auch den Wieder- und Gegenschein, dieser ist eigentlich nur im Freien und am Tage möglich, weil die Gegenstände, vorausgesetzt, daß nicht wirklicher Sonnenschein auf sie fällt, von allen Seiten beleuchtet sind, scheint aber die Sonne, so ist natürlich der Unterschied zwischen Licht und Schatten sogleich wieder hergestellt.

Die näheren Einzelnheiten der Lehre vom Licht und Schatten, welche für den Tuschenden von größter Wichtigkeit ist, lese man in dem Artikel Malerei (Mahlerei), Th. 82, S. 558 u. f. dieser Encyklopädie nach. Ueber die Technik der Behandlung der Tuschfarben s. unter Wassermalerei in W.

Tuschkasten, ein flacher etwa 1 Zoll hoher Kasten, in welchem die Farbentäfelchen (s. Tusche) jedes in einem besonderen Fache liegen. Der Länge nach ist ein Fach zum Aufbewahren der Pinsel angebracht und das Ganze gewöhnlich durch einen Schiebdeckel verschlossen. Die Preise sind natürlich sehr verschieden und steigen von wenigen Groschen bis zu fünf und sechs Thaler für feinste englische Fabrikate. Die wohlfeilen werden gewöhnlich zum Spielwerk für Kinder gebraucht, die sich mit diesen Tuschen üben, lithographirte Bilderbogen auszutuschen, zu coloriren.

Tuschpinsel, feiner Pinsel aus Hasenhaaren, den man zum Austuschen benutzt.

Tusculan, Tusculum, Tusculanum, bei den alten Römern das vornehmste Landhaus des Cicero, welches von Tusculum, einer kleinen Stadt Latiums, die auf einem waldigen Berge, ungefähr zwölf Miglien von Rom lag, an dessen Abhange Frascati liegt, den Namen führt, weil es nicht fern von dieser Stadt gebauet worden. Nach Clüver soll es da gestanden haben, wo jetzt Grotta Ferrata steht, eine Abtey Griechischer mit der Römischen Kirche vereinigter Ordensgeistlichen, welche nach den Regeln des heiligen Basilius leben. Sie flüchteten im zehnten Jahrhunderte aus Kalabrien, unter Anführung des heiligen Nileus, dorthin. Die meisten Neuern halten aber den Ort, wo zwischen den Trümmern von Tusculum und Frascati ein Kapuziner-Kloster steht, für das Tusculum des Cicero, welches Landhaus vor ihm der Diktator Sylla besessen hatte. Die schöne Lage dieses Landhauses war ganz geeignet, dem großen Staatsmanne zur Erholung zu dienen; auch fand er sie daselbst in einem solchen Grade, nach seinen Briefen an Attikus, daß er eine seiner unsterblichen Schriften darnach benannt hat. In dem ersten Briefe (5ten in der Ausgabe des Grävius) an Attikus, den er im Jahre Roms 685 schrieb, sagt er: „dieses ist der einzige Ort, wo ich meine Sorgen vergesse, und mich von meinen Arbeiten erhole." Er bittet ferner in diesem Briefe den Attikus, sich doch seines neuen Landhauses anzunehmen, und, nach seiner Bequemlichkeit, möchte er ihm diejenigen Sachen zu verschaffen suchen, die geeignet wären, dasselbe zu schmükken, besonders aber Gegenstände, die sich auf einen Ort bezögen, der dem Studium gewidmet sey: marmorne Bildsäulen, auch mit bronzenen Köpfen, so wie andere Seltenheiten, welche einen Portikus oder eine Gallerie und eine Bibliothek zieren könnten. — In einem andern der genannten Briefe liegt Cicero sei-

nem Freunde Attikus sehr an, seine Wünsche in Betreff der aufgetragenen Gegenstände ja zu erfüllen, und ihm Alles, was er gekauft, und für ihn mit seiner großen Kennerschaft bestimmt habe, mit dem ersten Schiffe zu schicken. Auch erinnere er ihn an das Versprechen, ihm eine Bibliothek zusammen zu stellen, indem er, Cicero, auf seine freundschaftlichen Bemühungen, sein Tusculanum zu verschönern, die Hoffnung gründe, eines Tages, wenn er sich von den verwickelten Staatsgeschäften zurückgezogen haben werde, die Annehmlichkeiten zu genießen, die ein solcher Aufenthalt gewähren könne. Er mache ihn auch darauf aufmerksam, seiner Börse nicht zu schonen, wo es darauf ankomme, sein Tusculanum zu schmücken. Er ersuche ihn zugleich, mit Niemanden wegen seiner zu veräußernden Bibliothek zu unterhandeln, welchen Preis man auch dafür zu bieten geneigt sey, da er alle seine kleinen Ersparnisse zu dem Ankaufe derselben verwende, indem sie ihm im Alter eine große Hülfsquelle gewähren würde. — Es soll nun hier, nach einigen Auslegern, nicht die Rede von der eigentlichen Bibliothek des Attikus seyn, die derselbe als Schriftsteller und Gelehrter nicht zu veräußern beabsichtiget habe, wohl aber von den von seinen Sklaven besorgten Abschriften seiner Bücher, um sie nachher zu verkaufen, da Niemand so gut Gewinn aus dergleichen Sachen zu ziehen verstanden habe, als Attikus, der auch dadurch seine Geldmittel, überhaupt sein Vermögen, außerordentlich vergrößert haben soll. — Die angenehme Lage dieses Landhauses, indem man von demselben eine ganz freie Aussicht auf Rom, die weitläuftige Ebene umher, die Toskanischen Gebirge und das Mittelländische Meer hatte, stimmte ganz zu den Erholungen eines Staatsmannes, der solche in den Betrachtungen der Natur und in seiner Bibliothek und seinen Kunstschätzen findet, um hier-

durch gestärkt, sich wieder von Neuem den Staatsgeschäften zu widmen. Nur Schade, daß von diesem Landhause uns keine Trümmer geblieben sind. Daß es sehr bequem eingerichtet und geschmackvoll verziert gewesen seyn muß, geht aus den Briefen an seinen Freund Attikus hervor, ihm Alles von Kunstwerken zu kaufen, was zur Verschönerung eines solchen Hauses dienen, und daß es der einzige Ort sey, wo er so ganz mit sich selbst zufrieden seyn könne. Der Plafond des Vorhauses war mit Arbeiten in Stuck, vorzüglich mit Figuren, das Studierzimmer oder die Bibliothek mit Bildsäulen und Büsten der Minerva, der Portikus mit Bildsäulen und Büsten des Herkules, des Merkur ꝛc., verziert; kurz alle Gemächer dieses Landhauses waren mit Bildsäulen und Büsten geschmückt. Die Büsten des Hermes waren überall in diesem Hause aufgestellt; auch für Bäder, Brunnen zur Kühlung, mit Deckeln in erhabener Arbeit verziert, war gesorgt. Um sich einen Begriff von einem solchen Römischen Landhause zu machen, lese man dasjenige darüber nach, was unter Landgut, Th. 59, S. 464 u. f., von den Römischen Landgütern geschrieben worden; besonders über das Landhaus des Plinius, S. 481 u. f.

Das Tusculum oder Tusculanum Cicero's hat auch bei den neuern Völkern Europas, bei der steigenden Kultur, dem Drange nach Künsten und Wissenschaften, dem sich Erheben der Literatur, die Liebe zu solchen Erholungs- oder Ruhesitzen erweckt, um, abgeschieden von der großen Welt, den Musen zu huldigen. Sowohl in Italien und Frankreich, als auch in England, Deutschland, den Niederlanden, in Dänemark, Schweden ꝛc. ꝛc. fingen Große und Vornehme an, sich reizende Landhäuser errichten, und geschmackvolle Gartenanlagen anlegen zu lassen (s. unter Landhaus und Lustschloß, Th. 60, S. 1 u. f.).

In Deutschland war es besonders Friedrich der Große, der schon als Kronprinz in dem ihm von seinem Vater angewiesenen Städtchen Rheinsberg auf dem Schlosse daselbst und in dessen Park den Musen huldigte. Schon die Worte über dem großen Portale: „Friderico tranquillitatem colenti" zeigen dieses an. Hier lebte Friedrich mit seiner Gemahlin ganz sich und seinen Freunden; hier kultivirte er die Wissenschaften und Künste. Auch die Gegend um Rheinsberg ladet schon freundlich zum Genusse der Natur ein. Nicht bloß der Rhynfluß, sondern auch Landseen tränken hier Felder und Wiesen, und erfrischen die üppige Vegetation. Zwischen dem starren Nadelholze zeigt sich die Birke, und auch mit der duftenden Linde wechselt das rauschende Buchenlaub; Rinder, Pferde, Schafe beleben die Gegend, und der dunkle Buchenwald ladet den Wanderer zur Ruhe ein. Diese Freigebigkeit der Natur wird nun noch durch die Kunst verschönert; denn ein Blütenschnee bedeckt die Obstpflanzungen, und außer den edleren Gartenfrüchten wurden selbst Mandelbäume und der Weinstock an Spalieren gezogen, und an den Nordischen Himmel gewöhnt. Besonders anziehend sind aber die hohen Buchengänge in dem Parke. Friedrich schreibt als Kronprinz über seinen Musensitz in Rheinsberg an den Königlich Polnischen Gesandten am Berliner Hofe, Herrn von Suhm, am 15ten August 1736: „Ich kehre nun in meine Einsamkeit zurück, wo ich mich ganz dem Studium überlassen werde. — Wolf, wie Sie leicht denken können, nimmt eine Stelle auf meinem Schreibtische ein; dann kommt auch die Reihe an Sieur Rollin, die übrige Zeit weihe ich den Göttern der Ruhe und den Musen. Gresset, ein Dichter, von dem Sie Manches gehört, vielleicht gelesen haben, wird zu mir kommen, mit ihm der Abbé Jordan, Kaiserling, Fouqué und der

Major Still. — Was für ein Schicksal trennt uns, geliebter Diaphan (ein Name, den Suhm in der Gelehrten-Gesellschaft in Rheinsberg von Friedrich erhielt), und warum können wir nicht in Rheinsberg unsere Tage neben einander im Schooße der Wahrheit und Unschuld verleben?

Dort unter dicht belaubten Buchen
Lehrt Wolf im milden Frühlingsschein
Den irren Geist die Wahrheit suchen,
Und mögen auch die Pfaffen schrein
Und unserm freien Streben fluchen. —
Die Charis und die Scherze wohnen
Auf diesem anmuthreichen Land,
Doch sind, wo jene Holden thronen,
Die andern Götter nicht verbannt.
Minerva wird und Mars gegrüßt
Mit unsrer Lyra Feierklange,
Bacchus mit festlichem Gesange,
Wenn seine Schale überfließt,
Und schweigsam opfern wir in stillen Nächten
Cythere! deinen Zaubermächten!

Das ist die Beichte, die ich Ihnen über das Leben ablege, das wir in jenem glücklichen Aufenthalte führen, wo uns der Himmel noch lange Herberge geben möge." — Ueber die Art der Beschäftigung giebt er dem genannten Freunde in einem folgenden Briefe (23sten October 1736) Bericht: „Ich glaube, Sie werden es nicht ungern sehen, wenn ich Ihnen ein Paar Worte von unsern ländlichen Zeitvertreiben schreibe; denn mit denen, die uns theuer sind, spricht man gern recht ausführlich, und wenn's auch nur Kleinigkeiten sind. Wir haben unsere Beschäftigungen in zwei Klassen getheilt, die erste umfaßt die nützlichen, die andere die angenehmen in sich. Zu den nützlichen zähle ich: das Studium der Philosophie, der Geschichte und der Sprachen; zu den angenehmen: die Musik, die Trauerspiele, Lustspiele, die wir aufführen,

die Redouten und Feste, die wir geben. Immer aber gewinnen die ersteren Beschäftigungen den Vorrang vor den Uebrigen, und ich darf schon sagen, daß wir die Vergnügungen sinnig in das Leben streuen, um dem Geiste Erholung zu geben, und das mürrische Wesen und den Ernst der Philosophie durch die Grazien aufzuheitern." — In Rheinsberg schrieb Friedrich viele historische und philosophische Abhandlungen, unter denen sich die Betrachtungen über das Europäische Staatensystem, und die Prüfung des Principe von Machiavell besonders auszeichnen; auch sind aus jener Zeit noch Gedichte und eine Menge Briefe von ihm vorhanden; an Voltaire allein neun und sechzig von Rheinsberg oder Remusberg, wie er es gewöhnlich scherzhaft zu nennen pflegte, geschrieben, der auch mit dem glücklichen Aufenthalte Friedrichs bekannt gemacht wird. Hier war es auch, wo dieser große Mann, als Kronprinz, oft Konzerte von eigener Komposition gab, und ein Solo auf der Flöte, seinem Lieblingsinstrumente, vortrug. (Friedrichs des Großen Jugendjahre, Bildung und Geist ꝛc., von Fr. Förster. Berlin, 1823. S. 152 u. f.) Das Schloß selbst hat eine sehr angenehme Lage, indem ein großer See nahe dabei liegt, und sich jenseit desselben ein schöner Wald von Eichen und Buchen amphitheatralisch hinzieht. Das alte Lustschloß erfuhr nur einen Umbau, der späterhin unter Knobelsdorffs Aufsicht geschah, der Hauptmann, Architekt und Maler zugleich war, und auch zu dem Freundschaftsbunde Friedrich's in Rheinsberg gehörte. Das Hauptgebäude hatte nur einen Flügel, an dessen Ende sich ein alter Thurm befand. Dieses Hauptgebäude wurde ausgebessert und durch Bogenfenster, Bildsäulen und allerhand Verzierungen verschönert. Man bauete nun von der andern Seite auch einen Flügel mit einem Thurme, und vereinigte beide Flügel

durch eine doppelte Säulenreihe, mit Gruppen und Vasen geschmückt. Durch diesen Umbau gewann das Ganze die Gestalt eines Vierecks. Am Eingange ist eine mit Bildsäulen, die als Laternenträger dienen, besetzte Brücke, und über dem schönen Portale, durch welches man in den Hof gelangt, stehen die schon oben, S. 388, angeführten Worte, welche diesen Erholungssitz bezeichnen. Das Innere des Schlosses entsprach, nach dem Freiherrn von Bielfeld, der in dem letzten Jahre auch unter die Zahl der Rheinsberger Freunde aufgenommen wurde (in seinen Briefen, in welchen er ein lebhaftes Bild von diesem Erholungssitze Friedrich's giebt) dem Aeußeren; überall schöne Bildhauerarbeit, jedoch ohne Ueberladung. Das Plafondgemälde in dem großen mit Marmor, Spiegeln und Goldbronze dekorirten Saale, war von Pesne, und stellt den Aufgang der Sonne mythologisch dar. Die Farben der Vorhänge und die Ueberzüge der Möbel waren geschmackvoll gewählt, nicht brillant, sondern einfach und sanft, wie hellviolett, himmelblau, hellgrün und fleischfarben, mit Silber eingefaßt. Auch die Gartenparthieen waren geschmackvoll angelegt. Baumgruppen, Lauben und schattige Sitze ladeten überall den Waller im Parke zur Erholung ein. Die Bibliothek war, nach dem genannten Schriftsteller, in einem der oben erwähnten Thürme aufgestellt, mit der Aussicht auf den See und Garten; sie enthielt eine nicht zahlreiche, aber gut gewählte Sammlung von Büchern der besten Französischen Schriftsteller in mit Gold und Schnitzwerk verzierten Glasschränken. Voltaires lebensgroßes Bild war, als Liebling des Kronprinzen, in der Bibliothek aufgehängt, der überhaupt alle guten Französischen Dichter und Prosaiker hoch hielt, und dadurch zur Erhebung der Deutschen Literatur in dem Gesammt-Vaterlande, Deutschland, Veranlassung gab. — Nach dem

zweiten Schlesischen Kriege, die Friedrich beide, als König und Sieger, beendigte, wurde zum Ersatze von Rheinsberg, welches der König seinem jüngeren Bruder, dem Prinzen Heinrich, geschenkt hatte, im Jahre 1745 das Lustschloß Sanssouci bei Potsdam zu bauen angefangen. Auch hier suchte der König Erholung nach den mühevollen Staatsgeschäften in den Wissenschaften und Künsten, nur mit dem Unterschiede, daß diese jetzt einen andern, einen erstern Charakter angenommen, indem die Regierungspflichten, die Sorgen für das Wohl der Unterthanen, den größten Theil der früheren Erholungen in Rheinsberg fortnahmen, diese größtentheils auf eine erheiternde Unterhaltung bei der etwas länger dauernden Mittagstafel beschränkten; obgleich Voltaire, der sich persönlich beim Könige auf dessen Einladung eingefunden hatte, die Freuden der Tafel durch seinen stechenden Witz auf einige Zeit würzte. — Die reizende und durch die Kunst verschönerte Lage dieses Königlichen Lustschlosses, die angenehme Stimmung des darauf residirenden Monarchen, die Produkte seines Geistes, die auf diesem Musensitze geschaffen wurden, die Auswahl der zu seiner Tafel und zu seinen Erholungen gezogenen geistreichen Gäste, kurz Alles, was von Sanssouci ausging, verbreitete sich schnell in Deutschland und darüber hinaus, so daß dieser Musensitz, dieses Tusculanum, überall von den Großen nachgeahmt wurde, wenn gleich nicht immer in Auffassung des Zweckes eines solchen Sitzes des hier Erholung Suchenden. Auch des Königs Mutter, die Königin Sophia Dorothea, nannte ihr Lustschloß in Berlin, in der Spandauer Vorstadt, Monbijou, welches späterhin die Gemahlin Friedrich Wilhelms des Zweiten, die Königin Friederike Louise bewohnte, die es noch mehr verschönern ließ und hier auch den Musen huldigte, wie ihre Vorgängerin. — Französische Sprache,

Bildung und Sitten hatten hier auch Einfluß auf diese Erholungssitze; der Geschmack in Groß- und Klein-Trianon in Versailles fand Nachahmung in den Deutschen Lustschlössern, und so erhielten auch viele Französische Namen, als, außer den schon genannten: Solitude, Monbrillant, Monrepos, Eremitage, Sanspareil, Bellevue, Belvedere, Favorite ꝛc. ꝛc.; aber auch Deutsche Namen zierten und zieren diese Ruhesitze, wie Philippsruhe, Amalienruhe, Ludwigslust, Wilhelmshöhe, Marienlust, Rosenau, Friedrichsthal, Wilhelmsthal, Antoinettenruhe, Augustinenruhe, Amalienberg, Wilhelminensruhe ꝛc., wo sowohl Fürsten, als Fürstinnen ihre Erholungsstunden im Genusse der freien Natur mit den Musen verlebten. Die Namen dieser Lustschlösser beweisen, daß sie zu einer Zeit in Deutschland entstanden, als die Französische Literatur sich schon an den Höfen Geltung verschafft hatte, und die Deutsche im Aufblühen war, welches die romantischen, zum Theil sentimentalen, Namen beweisen, und besonders in den protestantischen Ländern Deutschlands, in welchen die Aufklärung sich schnell verbreitete, da sich die Französischen Bücher, ohne hemmende Aufsicht, verbreiten konnten, und keine strenge Censur, namentlich in den Preußischen Staaten, den Deutschen Schriftsteller hinderte, sich freimüthig über alle Gegenstände des Zeitgeistes zu äußern. — Diese Liebe für Landhäuser blieb nun nicht den Großen und Vornehmen allein eigen, sondern theilte sich auch den übrigen Gebildeten, Reichen und Bemittelten anderer Stände mit, und wer der Gelehrsamkeit, besonders aber den schönen Wissenschaften huldigte, ja diese Huldigung auch nur affektirte, und die Mittel, ein Landhaus zu besitzen, hatte, bewohnte ein solches. Ja es war gleichsam Ton geworden, ein Landhaus zu besitzen, sey es auch nur

bloß in Pacht oder zur Miethe, besonders seitdem J. J. Rousseau durch sein kleines Landhaus: Eremitage, in dem Thale Montmorency, in dem jetzigen Departement der Seine und Oise, in Frankreich, und dann durch seinen letzten Aufenthalt im Lustschlosse Ermenonville, im Departement der Oise durch seine Schriften die Aufmerksamkeit auf sich zog; so auch Voltaire durch seinen Aufenthalt auf dem Schlosse zu Fernay, im Departement Ain. Man hielt sich nun für überzeugt, daß man den Musen nur in der Zurückgezogenheit von der großen Welt, auf dem Lande, huldigen könne; nur hier die Hippokrene und den Kastalischen Quell finde, um die Begeisterung anzufachen, sowohl für die Dichtkunst, als Musik, kurz für Werke der Unsterblichkeit; mithin ist auch die Manie, ein Landhaus zu bewohnen, bis auf die neueste Zeit geblieben; und hauptsächlich da Paris eine Menge von schönen Landhäusern an der Seine besitzt, die den Musen zu huldigen einladen, und so besitzen sie auch die großen Städte Deutschlands in ihren Umgebungen, die den Erholungen auf dem Lande, den ländlichen Vergnügungen gewidmet sind, und jetzt auch mehrentheils der Gesundheit wegen bezogen werden.

Tusculanum, s. den vorhergehenden Artikel.

Tusculum, s. daselbst.

Tusebe, eine Benennung des schwarzen Marmors von den Steinhauern.

Tussilago, s. Huflattich, Th. 25, S. 566 u. f.

Tutanego, s. Tutteneg.

Tutanus, bei den Römern, ein kleiner oder Privatgott, ein Beschützer in weitläuftigen Geschäften.

Tutator, der Beschützer, eine Benennung des Jupiters. Er führt diesen Namen auf vielen Inschriften.

Tute, Tüte, Düte, Dütchen, Teute, Deute, Tiete, Diete, s. Düte, Th. 9, S. 731 u. f. Im Han-

del ist die Tute ein in Gestalt eines spitzigen Kegels zusammengedrehetes Papier, welches unten, an der Spitze, mit dem Nagel eingebogen oder mit dem Daumen und Zeigefinger recht enge zusammengedrehet und umgebogen wird, damit die Tute zusammenhält, sich nicht wieder aufdrehet. Dergleichen Tuten oder Tüten kommen in den Materialwaaren- und Droguerihandlungen, und in den Apotheken vor, um Gewürze, Kaffee, Thee, Sämereyen ꝛc. ꝛc. beim Verkaufe hineinzuschütten. Eine solche Tute wird dann, wenn sie angefüllt ist, oben, durch Einbiegung des Papiers auf die eingeschüttete Waare, geschlossen, welches mit dem Daumen und Zeigefinger beider Hände geschieht, und eine gewisse Uebung erfordert, sowohl um die Tute zu drehen, als sie zu schließen. Auch die von Papier geklebten und in eine Spitze auslaufenden Waarenbehälter führen den Namen Tute oder Tüte, dagegen heißen die viereckig geklebten: Beutel. Um eine Tute zu drehen werden Papier-Quart- oder auch Octavblätter, je nachdem die Papiertute groß seyn soll, schräge mit der Scheere zugeschnitten, so daß der Schnitt in eine Spitze ausläuft, damit sie im Drehen mit der rechten Hand, indem die linke hilft, und die sich im Drehen bildende Form festhält, in eine Spitze ausläuft, die unten, wie schon oben bemerkt worden, umgebogen und fest angedrückt wird, damit sie Festigkeit erhält; wird die Spitze gedrehet, daß die Tute einen stumpfen Kegel am untern Ende bildet, so wird die Oeffnung dieses Endes mit dem Daumen eingebogen. Die mit einem guten Kleister aus Stärke und etwas Leimwasser geklebten Tuten sind zu bekannt, wie auch die vorhergehenden gedreheten, daß man eine nähere Beschreibung des Zuschneidens und Klebens hier übergehen kann, nur so viel verdient hier noch angeführt zu werden, daß man zum Kleben derselben ein 4 bis 4½ Fuß langes höl-

zernes Brett gebraucht, worauf das zugeschnittene Papier in kleinen Päckchen gelegt wird, von denen man dann die einzelnen Blätter mit dem Nagel des Daumens der rechten Hand so weit herabschiebt, als es nöthig ist, um den hervorstehenden Rand eines jeden Blattes zum Umlegen zu nutzen, welcher Rand dann vor dem Umlegen mit Kleister bestrichen wird. Das heißt, die ganze Prozedur besteht darin, daß man das auf das Brett gelegte Päckchen Papier mit den Fingern der linken Hand in der Mitte so berührt, daß es nicht ausweichen kann, wenn der Nagel des Daumens der rechten Hand es herabschiebt. Sobald nun alle Blätter eines Päckchens oder Haufens auf dem Brette so weit herabgeschoben sind, daß sie treppenartig in einer Entfernung von ungefähr $\frac{3}{4}$ bis 1 Zoll von einander liegen, so werden sie vermittelst eines Borstenpinsels mit Kleister bestrichen, und dann durch das Umlegen eines jeden Blattes Papier bis zu dem mit Kleister bestrichenen Rande, der dann übergeschlagen wird, die Tute gebildet, wie bei jeder geklebten Tute zu sehen ist. Die Pfeffertute, Gewürztute, Kaffeetute, Zuckertute, eine dergleichen gedrehete Tute, worein die genannten Waaren, sowohl ganz, als auch zerstoßen, geschüttet und verkauft werden. Der Tutenkrämer, Tütchenkrämer, ein Materialwaarenhändler, der nur im Kleinen (en detail) verkauft, gewöhnlich ein Spitzname, weil er seine Waaren in solchen Tuten verkauft; ein Kleinhändler, Krämer. — In den Glashütten wird der aus einer großen geblasenen Glasblase verwandelte Cylinder, woraus hernach das Tafelglas gemacht wird, Tute oder Dute genannt; s. unter Glas, Th. 18, S. 619 u. f. — Im Hüttenwerke führt eine Art Probierscherben den Namen Tute. Er ist bauchig, hat eine enge Mündung, und einen Fuß, darin die Proben mit Fluß angesotten, so wie überhaupt die

Kupfer-, Eisen- und Bleyproben gemacht zu werden pflegen; daher sie auch gemeiniglich Kupfertuten genannt werden; s. auch Probiertuten, Th. 117, S. 681. — Im Schwedischen heißt Tut, der Schnabel, und Tutkanna, Holl. Tuytkan, Nieders. Teute, eine hölzerne Kanne, mit einem langen Schnabel. Auch eine Art Wasservogel führt von seinem Geschrei: Güt! Güt! den Namen Gütvogel und Tüte. — In der Botanik ist die Tute, Ochrea, ein röhriger scheibenförmiger Theil, welcher in dem Winkel eines Blattes sitzt, auch oft dem Blattstiele angewachsen ist, und den Stengel oder Hauptast, sammt der Knospe des Blattwinkels, umschließt, z. B. bei Polygonumarten; namentlich bei Polyg. Persicaria, Polyg. lapathifolium, Polyg. Hydropiper, Polyg. Bistorta, und Polyg. orientale; bei Rumex Rheum und bei Platanus. Im Blütenstande tritt die Tute oft als nackte oder blattlose Scheide auf; sie gehört immer der Nebenblattbildung an. — Betutet, ochreatus, mit einer Tute versehen. — Nach Adelung soll das Wort Tute oder Tüte von Horn herkommen, weil die Tute Aehnlichkeit mit einem Horne hat, und auch Teute, Tuyte, Tote, im Niederdeutschen Horn bedeutet, und dieses ist wohl richtig, da die gedrehete Tute Aehnlichkeit mit einem Horne hat: aber auch die Nachahmung des Tons, der auf einem Nachtwächterhorn hervorgebracht wird, kann Veranlassung zur Benennung Tute gegeben haben, weil der Ton so klingt, wenn man drauf bläset. Im Oberdeutschen wird eine Tute auch ein Scharmützel, imgleichen Rogl, das ist, Rolle genannt.

Tute, in der Botanik, s. oben.

— (Gewürz-), eine gedrehete Papiertüte, worein nicht bloß Englisches Gewürz oder Piment geschüttet und verkauft wird, sondern auch andere Gewürze,

wie Gewürznelken, Macisblumen, Zimmetblüte, Kardamom ꝛc. ꝛc.; s. auch oben, S. 396.

Tute, in der Glashütte, s. oben, S. 396.

—, im Handel, s. daselbst, S. 394 u. f.

—, im Hüttenwerke, s. das., S. 396.

— (Kaffee-), s. das., S. 396; eine gedrehete Papiertute, worein gebrannter Kaffee, sowohl ganze Bohnen, als auch gemahlene, geschüttet und verkauft wird, wozu man sich nach der Quantität sowohl der gedreheten, als geklebten Tuten bedient.

— (Kannen-), Kannenschnabel, s. oben, S. 397.

— (Kupfer-), s. daselbst.

— (Papier-), s. das., S. 394 u. f.

— (Pfeffer-), s. das., S. 399; eine dünn gedrehete Papiertute.

— (Probier-), s. das., S. 396.

—, eine Schnecke, s. Tutenschnecke, weiter unten.

— ein Wasservogel, s. oben, S. 397.

— (Zucker-), s. daselbst, S. 396; eine Papiertute, worein Kochzucker oder Farin, auch gestoßener weißer Zucker geschüttet und verkauft wird.

Tutel, Tutela, in den Rechten, eine Vormundschaft über einen Unmündigen, worüber ein Vormund gesetzt worden. Die gewaltfreien Menschen (homines sui juris), worunter die Römer diejenigen verstanden, welche weder der väterlichen, noch der herrschaftlichen Gewalt unterworfen waren, stehen entweder unter der Tutel, oder der Curatel, oder sie sind sich selbst überlassen. Personen der ersten Art werden Unmündige oder Pupillen genannt; die von der zweiten Art heißen Minderjährige, und die dritte Klasse von Menschen haben den Namen Volljährige erhalten. S. auch den Art. Majorenn, Th. 83, S. 28 u. f., und Vormundschaft, unter V., worunter Alles vorkommen wird, was sich hierauf bezieht.

Tutela, s. Tutel. — In der Mythologie, war Tutela ein Gott, dem ein Schiff besonders anvertrauet war, oder dessen Schutz es sich erfreuete; daher fand man auch das Bildniß eines solchen Schutzgottes bei den Römern am Hintertheile des Schiffes angebracht, sowohl gemalt, als auch aus Stein gehauen; im letztern Falle stand es auf dem Schiffe. Man rief diese Schutzgötter in der Noth an, und machte vor ihnen Bündnisse, weil diese gleichsam dadurch Festigkeit erhielten. Auch suchte man sie wieder zu versöhnen, wenn etwas im Schiffe vorgefallen war, wodurch sie erzürnt worden. Wenn nun gleich diese Schutzgötter mit den Schiffszeichen oder Wappen nicht vermengt werden dürfen, die jedes Schiff führte, und die in Thier- und andern Bildern bestanden; so war doch manchmal auch der Gott, oder die Göttin, welcher das Schiff beschützen sollte, auch zugleich des Schiffes Wappen.

Tutelar, vormundschaftlich.

Tutelaris, der Schützende, eine Benennung des Jupiter, seine Altäre wurden in umzäunten Oertern errichtet. — Dann führt auch Jupiters Sohn Genius von der Cybele diesen Namen, gleichsam als Hüter des menschlichen Geistes.

Tutelina, in der Mythologie, eine Feldgöttin der Römer, unter deren Schutze auch das Getreide stand.

Tutelsachen, vormundschaftliche Angelegenheiten; s. unter Vormundschaft, in V.

Tuten, duten, ein regelmäßiges Zeitwort der Mittelgattung, mit dem Hülfsworte haben, auf einem Horne blasen. So tuten die Hirten auf dem Lande und die Nachtwächter in den Städten, wo nämlich das Abrufen der Stunden mit dem Horne noch bei den Letztern eingeführt ist, da man jetzt,

wie auch in Berlin, die Pfeife zum Abrufen der Stunden gebraucht, und das Horn nur um eine Feuersbrunst in der Nacht anzuzeigen, Feuerlärm, weil dieses kräftiger durch das Tuten auf die Schläfer wirkt, weil man an dieses Tuten nicht so, wie an die Pfeife, gewöhnt ist, die man alle Nächte von Stunde zu Stunde hört. Woher das Wort Tuten gekommen oder dieses Tuten abgeleitet worden; s. oben, unter Tute.

Tutenag, s. Tutteng.

Tutenkrämer, Tütenkrämer, Tütchenkrämer, s. oben, S. 396.

Tutenmalve, Achania, eine Pflanzengattung, welche in die fünfte Ordnung der sechzehnten Klasse (Monadelphia Polyandria) des Linnéischen Pflanzensystems, und zur Familie der Malvaceen gehört. Sie hat folgenden Gattungscharakter: der Kelch ist doppelt, der äußere viel- (oft acht-) blättrig, der innere einblättrig und fünfspaltig. Die Korolle hat fünf zusammengewickelte Blätter, welche das Staubfädensäulchen und den Griffel umschließen; zehn Narben, und eine fünffächerige, fünfsamige Beere. Folgende Arten sind bekannt und werden in botanischen und andern Gärten und Treibhäusern gezogen.

1) Die baumartige Tutenmalve, die scharlachrothe Schampappel, Achania Malvaviscus; Malvacis arboreus. Cavan. diss. 3, p. 131, t. 48, f. 1. Hibiscus Malvaviscus, Linn. Spec. plant. pag. 978. Malvaviscus Dill. Aelth. 210, t. 170, f. 201. Engl. Scarlet Achania; s. Mexikanische Ketmie, Th. 37, S. 91, Nr. 7. Nach einer neueren genauen Beschreibung dieser Tutenmalve ist der Stamm grau-bräunlich, unten nackt, oben ästig; die Blätter stehen wechselsweise, sind gestielt, herzförmig, meist dreilappig, gekerbt, gezähnt;

der mittlere Lappen ist größer, als die Seitenlappen oder eckig, und langgespitzt. Die Ecken an der Basis genähert, fast an- oder übereinanderliegend, auf beiden Seiten etwas scharf, unbehaart. die untern 4 bis 6 Zoll lang, 3 bis 5 Zoll breit. Die Blattstiele sind fast so lang, als die Blätter, filzig, abwärts gebogen. Die Blumen stehen einzeln an den Enden der Aeste auf kurzen Stielen. Der äußere Kelch besteht gewöhnlich aus acht linienförmigen, aufrechten, anliegenden Blättchen, die so lang, oder ein wenig länger, als der innere fünfspaltige Kelch sind. Die Korolle hat fünf scharlachrothe, keilförmige, zusammengewikkelte Blätter, welche das aufrechte, scharlachrothe, fast doppelt längere Staubfädensäulchen umschließen. Die Antheren sind violett, die Narben purpurroth und filzig. Das Vaterland ist Jamaika und Mexiko, wo man sie an Bergen und steinigen Orten wildwachsend findet. Die Blütezeit ist der größte Theil des Jahres. Von dieser Tutenmalve hat Dietrich im botanischen Garten zu Eisenach zwei Exemplare gezogen, wovon er das eine im Treibhause in einem großen Blumentopfe, und zwar an der hintern Wand des Hauses, an welcher der Gärtner die langen schlanken Aeste fächerförmig ausgebreitet und angeheftet hat. Diese Pflanze hat eine Höhe von 16 bis 20 Fuß, und die Aeste derselben schmücken sich den ganzen Sommer hindurch, zuweilen auch im Winter, mit lieblichen Blumen. Der zweite Stamm steht in der zweiten Abtheilung des Treibhauses (von 6 bis 10 Grad Reaum.) in einem Erdbeete, ist ungefähr 16 Fuß hoch, und seine schlanken Aeste breiten sich nach allen Seiten aus.

2) Die weiche Tutenmalve, Achania mollis Ait. Kew. ed 1 et 2, v. IV, p. 233. Mit filzigen Stammblättern und äußeren ausgebreiteten Kelch-

blättchen. Das Vaterland ist Amerika, und die Blütezeit der August und September.

3) Die haarige Tutenmalve, Achania pilosa Aiton; Engl. Hairy Achania, mit behaarten, stumpfen, auch gespitzten Stammblättern. Das Vaterland ist Jamaika. Sie blüht im botanischen Garten zu Kew im November. — Die erste Art nimmt mit jedem lockern und kräftigen Boden vorlieb; am besten gedeihet sie in gewöhnlicher Mistbeeterde, die gehörig mit Flußsand vermischt ist. In dem Großherzoglichen Garten zu Eisenach hat sie noch keinen reifen Samen geliefert; sie vermehrt sich aber sehr gut durch Stecklinge, die ins Mistbeet oder in Blumentöpfe gesteckt, und mit den Letztern in ein Lohbeet gestellt werden. Die Stecklinge müssen in der ersten Periode ihres Wachsthums beschattet werden. Von der Fortpflanzung der andern beiden Arten, die in dem botanischen Garten zu Kew in Surryshire in England gezogen werden, kann nichts Gewisses gesagt werden. (Dietrichs vollständiges Lexicon der Gärtnerei und Botanik, Th. 1, zweite Aufl. Berlin, 1820, S. 40 u. f.)

Tutenmalve, (baumartige), Achania Malvaviscus, s. oben, S. 400.

— (haarige), Achania pilosa, s. oben.

— (weiche), Achania mollis, s. daselbst, S. 401.

Tutenmärgel, Tutenmergel, Nagelkalk, eine Abänderung des dichten Kalksteins. Er zeigt eine eigenthümliche stänglige oder kegelförmige Absonderung, wobei die breitern Ecken der kegelförmigen Absonderungsstücke, wie runde Nagelköpfe auf der Oberfläche der plattförmigen Stücke hervorragen. Er ist gelblich oder rauchgrau, ins Braune übergehend, und zeigt eine Annäherung zum faserigen Gefüge, weshalb ihn Einige zum Faserkalk zählen wollen; auch ist er et-

was mit Thon gemengt. Man findet ihn in Würtenberg bei Stuttgart, und auf den Feldern, am Harze bei Quedlinburg, im Hildesheimischen und in England.

Tutenschnecke, Conus, eine Conchyliengattung, welche man bei den neuern Naturforschern mit dem Namen Kegelschnecke belegt findet. Es giebt davon mehrere Abtheilungen. S. unter Schnecke, Th. 147, S. 250 u. f.

Tuthorn, das Horn der Kuhhirten und der Nachtwächter. Das Horn eines Rindes, welches zum Blasen eingerichtet worden, jedoch wird in dieses Horn nur gestoßen, nur der einfache Ton, nachdem es benannt worden, hervorgebracht. S. auch unter Nachtwächter, Th. 100, S. 327, und Kuhhorn, Th. 54, S. 685 u. f.

Tutia, Ofenbruch, Ofencadmia, Tutia s. Tutia Alexandrina, Cadmia, Nihil griseum, ein Produkt des Zinkerzes. Wenn nämlich die Zinkerze im offenen Feuer behandelt werden, so legt sich ein Theil Zink, der sich oxidirt hat, und als Rauch aufsteigt, an den Ecken der Oefen an, und läßt eine Kruste, einen Ueberzug, welche mehr oder weniger rein ist; derjenige Zinkkalk der sich sehr hoch oben angesetzt hat, ist weiß und mehlig, und wird Zinkmehl oder Zinkweiß, auch weißes Nichts oder weißer Galmey (Nihil album) genannt, der aber häufig beim Verkaufe mit weißer Thonerde oder Kalkerde verfälscht wird. Was sich nun tiefer unten angesetzt hat, besitzt eine graue Farbe, und wird nun Tutia oder Ofenbruch genannt. Man erhält sie auch in der Gestalt einer schwarzgrauen gebogenen Rinde, die im Bruche eine gelbliche Farbe hat, aus dem Ofen der Rothgießer beim Messingschmelzen, wo sie sich an die Walzen anhängt, welche deshalb in dem Ofen aufgestellt worden, damit der Dampf sich anlegen kann. Man

brachte sie ehemals aus Alexandrien; auch soll sie oftmals ein künstliches Gemisch seyn. S. auch die Artikel Nihil griseum, Th. 102, S. 610, und Ofenbruch, Th. 104, S. 376. — Die Tutia kommt in den Apotheken vor, und wird zu Salben; dann auch gegen die Würmer ꝛc. benutzt.

Tutor, in den Rechten, ein Vormund, der über unmündige Kinder, vaterlose und vater- und mutterlose Kinder (Waisen) gesetzt ist; s. unter Vormund in V. — Tutor dativus, derjenige Vormund, welcher von der Obrigkeit verordnet worden. — Tutor honorarius, eine vornehme Person, welche den Titel eines Vormundes nur darum führt, damit der Mündel mehr Furcht, Ehrerbietung und Gehorsam bezeigen soll; wenn nämlich derselbe aus einem angesehenen Hause ist, Hang zur Unordnung zeigt, und dem gesetzlich verordneten Vormunde nicht gehorchen will. Dieser sich also zur Unterstützung an den Erstern wenden kann. — Tutor testamentarius, derjenige Vormund, welcher einem unmündigen Kinde von dessen Vater im Testamente verordnet worden.

Tutorio nomine, von Vormundschaftswegen.

Tutorium, in den Rechten, ein Zeugniß oder Beweisschreiben, daß Jemand zum Vormunde von der Obrigkeit bestätiget worden; dann auch die vormundschaftliche Verwaltung; s. unter Vormundschaft, in V.

Tutteneg, Tutenag, Tutanego, Tutenago, Tintenague, weißes Kupfer, Packfong, s. diesen Artikel (Packfong), Th. 106, S. 141, und unter Legiren, Metallmischung oder Versetzung, Th. 69, Anmerk. 30, S. 27 u. f. Diese Metallmischung hält man für das Orichalcum der Alten. Wenn sie mehr Nickel enthält, sieht sie weiß, sonst gelblich aus; sie ist geschmeidig und eben so schön, dabei aber wegen ihrer Härte ungleich dauer-

haster als Silber. Die weiße Mischung wird in China für kostbar gehalten; sie durfte ehemals nicht ausgeführt werden. Man soll dieses Metall auch sehr gut durch Zink, mit Englischem Zinn versetzt, machen können, und es zu Münzabdrücken gebrauchen. S. auch Malakkisches Zinn, unter Zinn, in Z. — In Holland hat man im Jahre 1779 ein Miner von sogenanntem weißen Kupfer, Tutteneg oder Tintenaque, entdeckt, wodurch man die Ueberzeugung erlangt haben wollte, daß das aus Indien und China zu uns gekommene Tutteneg kein gemischtes Metall, sondern ein natürliches gewesen ist.

Tutti, Totus oder Capella, ein Terminus in der Musik, welcher gemeiniglich unter den Generalbaß gesetzt wird, daß alle Stimmen zugleich singen sollen. — Im L'Hombre- und Quadrille-Spiel heißt Tutti machen, wenn der Spieler alle Stiche (Levées) bekommt, und sich das Tout von den Gegenspielern besonders bezahlen läßt.

Tutulus, bei den alten Römern, ein Frauenzimmerputz im Ordnen der Haare, indem sie nämlich die Haare gleich einem Kegel in die Höhe thürmten. Die Flaminicae trugen sie mit Purpur durchflochten, als eine Auszeichnung. Die Priester unter dem Namen Flamines und die Pontifices hatten ähnliche Hüte von Fellen, welche mit Bändern unter dem Halse gebunden wurden, damit sie beim Gottesdienste nicht herabfallen konnten, weil sonst die Priesterwürde verloren ging. Ein solcher Tutulus ward auch Pallium genannt, welcher Name Alles in sich faßt, weil der Kopf bedeckt und die Haare zusammengehalten wurden.

Twalch, eine Benennung des ausdauernden Lolchs (Lolium perenne), auch des betäubenden Lolchs (Lolium temulentum), s. unter Lolch, Th. 80, S. 264 u. 270.

Twäsen, in der Weberey, bei den Leinendamastmachern, die langen und kurzen Querlatten an den alten Stühlen, womit die Schäfte an einem solchen Stuhle vermittelst der Fußtritte in Bewegung gesetzt und hinauf und hinabgezogen werden. Die Verbindung mit den Schäften hat folgende Einrichtung: Jeder Stuhl hat so viele lange und kurze Twäsen, als Schäfte vorhanden sind. Gemeiniglich sind fünf Schäfte in dem Stuhle, und jeder Schaft hängt durch zwei Bindfäden mit einem Hebel oder einer Obertwäse zusammen. Die Obertwäsen der fünf Schäfte stecken an einer Spitze derselben auf einem Bolzen, so daß ihr anderes Ende frei schwebt, mit welchem Ende sie sowohl an die Klopper, als auch Winke, vermittelst zweier Bindfäden vereiniget sind. Eine jede Schnur vereiniget die Winke mit einer untern langen Twäse, welche unmittelbar unter ihrem Schafte an einem Bolzen schwebt. Eine Schnur vereiniget abermals diese Twäsen mit einem Stäbchen, das unter dem Schafte deshalb angebunden ist, damit derselbe von der kurzen Twäse gleichmäßig hinabgezogen werde. Eine zweite Schnur vereiniget ferner die lange Twäse mit einem Fußschemel. Wird nun ein Fußschemel getreten, so geht nicht nur seine lange Twäse hinab, sondern auch seine Winke an ihrer Spitze, und die zweite Spitze derselben geht in die Höhe, und hebt vermittelst ihrer Obertwäse den Schaft in die Höhe. Damit der Schaft nun auch wieder hinabgezogen werde, ist die zweite oder kurze Twäse angebracht. Diese Twäse hängt vermittelst einer Schnur mit dem vordersten Schafte zusammen, und vermittelst einer zweiten mit dem zweiten Fußtritte. Wenn nun bei dem ersten Fußtritte der erste oder vorderste Schaft, wie erwähnt, in die Höhe vermittelst der langen Twäse gehoben, der Einschuß geschehen ist, und der zweite Fußtritt getreten wird, so zieht dieser vermittelst der an ihm be-

sindlichen Schnur der kurzen Twäse, ihn wieder herunter an seine Stelle. Auf diese Weise zieht stets der benachbarte Fußtritt den Schaft des vorhergehenden Fußtrittes hinab. Jeder Schaft hat also die gedachten verbundenen Theile, und daher werden auch alle auf eine und dieselbe Art bewegt.

Twiel, in der Schifffahrt, ein Theerwisch von Hanf oder auseinander gezupften Tauen, welcher an einen hölzernen Stiel befestiget worden. Man gebraucht sie beim Kalfatern der Schiffe.

Twieselbeere und Twieselbeerbaum, eine Benennung der Holzkirsche (Prunus avium) und des Holzkirschbaums; s. unter Kirsche, Th. 39, S. 31 u. f., Nr. III.

Twine, ein Ueberrock oder Ueberzieher von Tuch für Männer, der bis oben geschlossen werden kann, mit zwei Reihen Knöpfen von Drehseide in ovaler Form; s. auch den Art. Ueberrock.

Two, eine fette, schwarze Erde, welche brennt; sie wird daher ausgestochen und als Torf benutzt. Man findet sie in Holland und im südlichen Deutschland.

Tyburn, in London der Gerichtsplatz oder das Hochgericht, wo die Verbrecher mit dem Strange hingerichtet werden; s. unter London, Th. 80, S. 419. Verschieden von diesem Platze ist der Towerhill, eine Anhöhe außerhalb des Towers, wo die Uebelthäter enthauptet werden, welches ehemals innerhalb des Towers geschah; s. den oben angeführten Theil, S. 337 u. f.

Tyger, s. Tieger, Th. 185, S. 1 u. f.; so auch die damit zusammengesetzten Wörter.

Tylophore, Tylophora R. Brown, eine Pflanzengattung, welche in die zweite Ordnung der fünften Klasse (Pentandria Digynia) des Linnéischen Pflanzensystems und zur Familie der Contorten gehört, und folgenden Charakter hat: die wahre Korolle ist fünf-

theilig, die Nektarkrone einfach, die Pollenmasse aufrecht, an der Basis angeheftet, die Narbe ohne Warzen oder blasenartige Erhöhungen, und also unbewehrt. Die Fruchtbälge (Balgkapseln) sind glatt; die Samen mit Haarschöpfchen gekrönt. Das Vaterland ist Neuholland. Man hat davon mehrere Arten. Sie haben, nach Dietrich, krautartige Stengel, oder es sind Halbsträucher, deren Stengel und Aeste sich winden. Die Blätter stehen gegenüber, sind häutig, flach herzförmig; die Blumen meist klein, in seitenständigen Dolden gesammelt. Dietrich führt in seinem „Nachtrage zum vollständigen Lexicon der Gärtnerei und Botanik," Band 9. (Berlin, 1823), vier Arten an: 1) die bärtige Tylophore (Tylophora barbata); 2) die gebogene Tylophore (Tylophora flexuosa); 3) die großblumige Tylophore (Tylophora grandiflora), und 4) die rispenartige Tylophore (Tylophora paniculata). Diese Arten findet man in der Port-Jacksonsbay auf der Ostküste in Neuholland; sie verlangen bei uns eine Ueberwinterung in den Gewächshäusern.

Tympana, eine Benennung derjenigen Tafeln oder Tabellen auf den Planisphärien, auf welchen die Polhöhe und andere Gegenstände verzeichnet stehen.

Tympanica, die Pauken- oder Trommelarterie im Ohre, welche theils ans Fett dieser Gegend, theils durch die Spalte zum äußern Hammermuskel geht.

Tympanismus, eine Art der Tortur bei den Römern, überhaupt bei den alten Völkern, die darin bestand, daß man denjenigen, der sie ausstehen mußte, gleichsam wie ein Trommelfell an den beiden Füßen und Händen ausspannte, und ihn dann mit Riemen oder Röhrchen so lange schlug, bis er sein Vergehen bekannte. Man nannte denjenigen, der dieses Geständnißmittel oftmals ausgehalten hatte, scherzweise Tym-

panotriba. Es war aber auch eine Todesstrafe, indem man so lange die Hiebe fortsetzen ließ, bis der Uebelthäter darunter starb.

Tympanites, die Windsucht, Windwassersucht oder Trommelsucht; s. Windsucht und Windwassersucht, unter W.

Tympanum, ein musikalisches Instrument der Alten, welches Aehnlichkeit mit dem jetzigen Tambourin hatte, und auch wohl dasselbe ist; s. dieses Instrument, Th. 179, S. 592 u. f. Bei den Römern wurde dieses Instrument besonders bei dem Gottesdienste der Cybele gebraucht, und wenn es gleich beim Bacchusdienste auch nicht fehlte, so findet man doch auch die keusche, bei den Römern so hoch verehrte, Göttin Vesta mit diesem Instrumente vorgestellt. — Auch die Heerpauke, Kesselpauke, welche zur Kavalleriemusik, den Trompeten ꝛc., gehört, und die Trommel bei der Infanterie, führen den Namen Tympanum; s. unter Trommel, Th. 188, S. 605; so auch die Pauke oder Trommelhöhle im Ohr; s. unter Ohr, Th. 104, S. 767. — Auch der Giebel, das Fronton, führt den Namen Tympanum; dann auch das Getriebe oder das Triebrad.

Tympf, Timpf, Dympf, s. Th. 185, S. 43. Die ehemaligen Polnischen Gulden unter diesem Namen sollen unter der Regierung Johann Casimirs geprägt worden seyn, und nur ungefähr die Hälfte des Werthes gehabt haben, den man ihnen in der damaligen unglücklichen Zeit beilegte. Den Namen haben sie vom damaligen Münzpachter Andreas Tympf.

Tyndar, Tyndareus, nach der Götterlehre der Alten, ein Sohn des Oebalus, Königs von Lacedämon, aus einem Zweige vom alten Stamme des Inachus entsprossen; er folgte seinem Vater in der Regierung, und vermählte sich mit der Leda, einer Tochter des Thestius. Die Schönheit der Leda verursachte, daß

Jupiter den Olymp verließ und sich in der Gestalt eines Schwans an den Ufern des Eurotas zu ihr herniederließ oder sich gleichsam in ihren Schooß flüchtete, indem die Venus in der Gestalt eines Adlers ihn verfolgte. Die vom Jupiter und vom Tindareus geschwängerte Leda gebahr zwei Eyer, wovon das eine den Kastor und Pollux, und das andere die Klytemnestra und Helena erzeugte. S. auch den Art. Pollux, Th. 114, S. 593 u. f.

Tyndareus, s. den vorhergehenden Artikel.

Tyndariden, Tyndarides, die oben, unter Tyndar, erwähnten beiden Söhne desselben: Kastor und Pollux, von denen Pollux, als vom Jupiter abstammend, unsterblich, Kastor, vom Tyndareus erzeugt, aber sterblich war.

Typen, die Buchstaben, welche von dem Schriftgießer gegossen, und von den Buchdruckern oder vielmehr in den Buchdruckereyen von den Setzern gebraucht werden, indem sie solche aus den Fächern des Schriftkastens, worin sie nach dem Alphabete geordnet liegen, zu Wörtern nach dem auf dem Tenakel steckenden Manuscripte zusammensetzen, und sie in dem messingenen oder eisernen Winkelhaken zu Zeilen ordnen; s. unter Buchdrucker, Th. 7, S. 174, unter Schrift, Th. 148, S. 419 u. f. und S. 450 u. f., und unter Schriftgießerey, daselbst, S. 520 u. f. — — Mit Stereotypen oder feststehenden Typen (s. Th. 173, S. 321, und Stereotypie, daselbst, S. 321 u. f.) haben schon, vor Firmain Didot, der Holländer van der Mey, und nach diesem der Schotte Ged nicht ohne Erfolg Versuche gemacht. Didots Hauptaugenmerk war hierbei vorzüglich darauf gerichtet, den Text eines zu druckenden Buches völlig rein, das heißt, druckfehlerfrei herzustellen; er ließ daher die aus beweglichen Lettern zusammengesetzten und auf's Genaueste korrigirten Seiten auf

ganze Tafeln abgießen, und die etwa noch rückständigen Fehler nach und nach verbessern. Das Stereotypiren hat aber noch einen andern großen Vortheil, indem man Bücher, von welchen eine noch so starke Auflage für den Bedarf nicht ausreichen will, durch dieses Mittel in endloser Anzahl liefern kann, ohne, wie bei den beweglichen Typen, die man nach dem Abdrucke einer bestimmten Anzahl Exemplare eines Werkes wieder auseinander nimmt und zu andern Schriften oder Werken verwendet, nachdem die Auflage vergriffen ist, das Werk von Neuem setzen zu lassen oder eine neue Auflage veranstalten zu müssen. Bei den Stereotypen fallen dagegen die Kosten für eine zweite, dritte ꝛc. Auflage fort, weil der Satz erspart wird, und also der Verleger ein stereotypirtes Buch weit billiger verkaufen kann. Das Stereotypiren ist daher vortheilhaft, wenn nach einem Buche bedeutende Nachfrage herrscht, wie nach der Bibel, nach Taschenwörterbüchern, Schulschriften ꝛc. So z. B. werden von dem Hellermagazine wohl an 30,000 Exemplare abgesetzt. Hier setzt nun das Stereotypiren den Verleger in den Stand, diese bedeutende, ja eine doppelte, drei- und vierfach so große Anzahl nicht nur in kurzer Zeit, sondern auch zu dem bekannt billigen Preise, der bei einem geringen Absatze die beträchtlichen Unkosten nicht decken würde, zu liefern. Die Stereotypenplatten erhält man auf zweierlei Weise; nach der ersten und gewöhnlichen Weise wird von einem aus beweglichen Typen bestehenden Satze eine Form in Gyps abgenommen, und nachher die Stereotypenplatte abgeklatscht; nach der zweiten, wie es in Frankreich geschehen ist, setzt man mit beweglichen kupfernen Matrizen, von denen jede die Größe einer Druckletter hat, nur daß sie den Buchstaben in ihre Oberfläche eingesenkt und nicht erhaben enthält. Von dem Matrizensatz kann nun die Stereotypenplatte unmittelbar abge-

klatscht werden. Diesem Verfahren ist nichts, als die Kostspieligkeit eines großen Vorraths von Matrizen entgegen. — Die Verfertigung der Stereotypen geschieht nun wie folgt. Jede mit beweglichen Lettern abgesetzte Seite (Columne) wird in einen besonderen eisernen Rahmen eingekeilt, sorgfältig abgetrocknet, und von jedem etwa anhängenden Stäubchen oder Schmutzklümpchen, welches irgend eine Unebenheit der obern Typenfläche bewirken könnte, vollkommen gereiniget. Hierauf setzt man die Seite oder Columne auf den untern Theil eines Formrahmens, dessen oberer Theil etwas weiter ist, als die Columne, und der so gebildete Formrand bestimmt die Dicke der Platte. Nachdem man hierauf die Typen mit Provenzeröl abgerieben hat, wird die ganze Oberfläche gleichmäßig mit Gyps übergossen, welche Masse bekanntermaßen sehr bald fest wird. Geschicklichkeit und Vorsicht sind erforderlich, nicht bloß zur Bildung der Form oder Matrize, sondern auch zu deren Abnahme von den Typen; bleibt ein Theil davon an diesen hängen, so ist die Form unbrauchbar, und die Arbeit muß vom Neuem begonnen werden; ist sie glücklich abgenommen und tüchtig befunden, so stumpft man die Seiten derselben mit einem scharfen Messer etwas ab, und schneidet zugleich einige Kerben in den erhabenen Rand, damit das Metall gehörig hineinlaufen kann. Hat man die Form auf diese Weise behandelt, so muß sie in einem Ofen gehörig trocknen, wozu eine regelmäßige Temperatur erforderlich ist, damit sie sich nicht wirft. Die nun völlig harte und trockne Form wird in die Pfanne gebracht, auf deren Boden sich eine bewegliche, vollkommen ebene Platte von Gußeisen befindet, und auf diese die Matrize mit dem Gesichte nach unten gelegt. Auf dem Rücken der Form ruht der Deckel der Pfanne, dessen nach Innen sehende Seite ebenfalls völlig glatt und eben seyn muß. Der Deckel wird durch eine mit

zwei Bügeln versehene Schraube auf der Form festgehalten; dann durch zwei Klammern, die mit dem zur Einsenkung der Pfanne in die Metallfluth dienenden Apparate in Verbindung stehen. Dieser Apparat, der an einen Krahn befestiget wird, ist so eingerichtet, daß er vollkommen horizontal schwebt; ist nun die Pfanne mit der darin enthaltenen Matrize auf die erwähnte Weise über der Metallfluth aufgehängt, so läßt man sie allmählig in die geschmolzene Masse herab, und erhält sie darin vermittelst eines Hebels und Gewichts. Der Deckel der Pfanne muß an seinen vier Ecken aufgeschnitten werden, damit das Metall eindringen kann, welches in jede Höhlung einfließt. Beim Einsenken der Pfanne in das Metall wird ein sprudelndes Geräusch hörbar, welches durch das Austreiben der in ihr enthaltenen Luft erzeugt wird. Nachdem sie ungefähr zehn Minuten versenkt geblieben, hebt man sie vermittelst des Krahns langsam und wagerecht aus dem Kessel und dreht sie nach dem Kühlfasse, worin ihre untere Fläche dem Wasser ausgesetzt wird. Ist die Abkühlung geschehen, so nimmt man die Matrize aus der Pfanne. Die Gypsform, die gegossenen Stereotypenplatten, die beweglichen Platten hängen alle fest zusammen. Das Metall hat sich, vermöge seiner specifischen Schwere, unter die bewegliche Platte gedrängt, und diese folglich fest in die erhabenen Ränder (Leisten) der Matrize gedrückt; eben so ist die Matrize fest nach oben an den Deckel der Pfanne gedrängt worden. Die Kerben in den Rändern der Matrize haben zu gleicher Zeit das Metall in die kleinsten, durch die Typen in der Form bewirkten Eindrücke fließen lassen. Der Stereotypengießer entfernt hierauf das überflüssige Metall und die Ränder der Matrize vermittelst eines hölzernen Hammers. Die Form wird also zerstört, und ist eine zweite Platte erforderlich, so muß eine zweite Form von den Typen

genommen werden. Nach Entfernung des überflüssigen Metalls und des Gypses kommt dann die Stereotypenplatte glänzend und gut geformt zum Vorschein. Sie ist aber noch nicht vollendet; denn ihre richtige Stärke läßt sich nicht bloß durch die Matrize bestimmen, sie muß noch auf einer Drechselbank, worauf sie sich gegen ein schneidendes Werkzeug bewegt, von den überflüssigen Theilen befreiet, und ist dieses geschehen, von einem Ausstecher genau durchgegangen, und wo es nöthig ist, verbessert werden. — Der Französische Buchdrucker Genoux hat vor ungefähr funfzehn Jahren in Wien die Probe eines neuen Verfahrens beim Drucke mit stehenden Schriften oder Stereotypen, dessen Erfinder er ist, abgelegt. Er machte nämlich in einem nach seiner Erfindung bereiteten Stoffe (Flan von dem Erfinder genannt), von der Gestalt und Dicke eines Pappdeckels, den Abdruck eines mit Lettern aus der Karl Geroldschen Druckerey komponirten Satzes, und bildete solchergestalt daraus eine Matrize. Hierauf goß er in dieses, dem Anscheine nach so schwache Modell, eine Metallplatte von der Dicke eines Zweiguldenstücks, welche den in den Flan abgedruckten Satz in größter Reinheit und Genauigkeit en relief darstellte. Dieses einfache, mit so geringem Zeit- und Kostenaufwande verbundene Verfahren soll der Buchdruckerey bedeutende Vortheile darbieten, indem man dadurch mit einer bedeutenden Zahl von beweglichen Lettern so viele Matrizen und Platten, als man will, zum Drucke eines jeden Werkes, wie fein und schwierig auch die typographische Ausführung desselben seyn mag, zu erzeugen im Stande ist. — (Enthülltes Geheimniß der englischen Stereotypen-Verfertigung, wichtig für die Schriftgießer und Buchdrucker, die sich auf diese Art die Stereotypenplatten selbst gießen können. Mit vielen Holzschnitten. Leipzig. Industrie-Comptoir.)

Typha, Kolbe, Narrenkolbe, Rohrkolbe, s. Kolbe, Th. 43, S. 284 u. f., und Narrenkolbe, Th. 101, S. 271. Man hat noch mehrere Arten Rohrkolben entdeckt oder aufgefunden, besonders in Amerika, welche im Supplement, so weit, als es nöthig ist, nachgeliefert werden sollen.

Typhline, Typle, eine Benennung der Meernadel, Syngnathus Typhle; s. unter Nadelfisch, Th. 100, S. 548 u. f.

Typhode, ein hitziges, fortdauerndes Fieber, mit heftigem Schweiße.

Typhöeus, Scarabaeus Typhöeus, eine Art Mistkäfer von schwarzer Farbe. Das Männchen hat auf der Vorderbrust drei nach vorn gerichtete Hörner; beim Weibchen ist in der Mitte eine Querleiste; beiderseits haben sie einen spitzen Höcker. Die Länge beträgt über 8 Linien. Man findet ihn auf Schaftriften.

Typhomanie, ein hitziges Fieber, verbunden mit tiefem Schlummer und Phantasiren, oder mit einer Betäubung der Sinne und Delirium. Bei dem Kranken erheben sich gleichsam, mit Verlust oder Abnahme der äußeren Sinne, die Eindrücke, die in das Sensorium von innen kommen. Daher kommt es, daß diese Kranken in einem leichten Schlummer träumen, daß sie halb schlafend in verschiedenen Geberden darüber ausarten, und mit besonderer Unachtsamkeit auf äußere Gegenstände, unter steter Beschäftigung mit inneren Eindrücken oder mit Verwirrung beider untereinander, irre reden. Oft quält und ängstiget eine fixe Idee die Kranken die ganze Zeit des Fiebers hindurch unabläßig. So hatte ein Kranker beinahe die ganze Krankheit hindurch die fixe Idee, daß er nicht nur für sich, sondern auch für die übrigen klinischen Zuhörer zugleich krank seyn müsse. Dieses ist nun der wahre Zustand der Typhomanie im hitzigen Fieber des Typhus. Da nun die Typhomanie die dritte Periode, die

nervöse, des Typhus ist, so muß hier auf Typhus verwiesen werden.

Typhon, Typhaon, nach der Götterlehre, ein heulender Sturmwind, der mit der Echidna, einer Tochter des Chrysaor und der Kallirrhoe, die halb Nymphe mit schwarzen Augen und blühenden Wangen, und halb ein ungeheurer Drache war, den dreiköpfigen Hund Cerberus, den zweiköpfigen Hund Orthros, die Lernäische Schlange, die feuerspeiende Chimäre, und sein Sohn Orthros mit der Mutter den Nemäischen Löwen und die räthselhafte Sphinx erzeugte. Der Name Typhon ist auch noch zur Bezeichnung eines heftigen Sturm- und Wirbelwindes, der besonders im Indischen Ocean in den Sommermonaten herrscht, beibehalten worden. Schon die Alten gebrauchten das Wort Typhon von fürchterlichen Erscheinungen auf dem Meere, und verstanden unter diesen Erscheinungen wohl nur die wirbelnden Sturmwolken, nach Art unserer Wasserhosen. Von ihrer Beschaffenheit und der Gefahr, welche sie den Schiffen drohen, redet Plinius (Hist. nat. 2, 48) und Gellius (1, 19). So haben Reisende diese Art der Orkane auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung beobachtet. Es bildet sich eine Wolke, die anfangs als ein runder Flecken aussieht, den die Schiffer Ochsenauge nennen. Diese Wolke zieht sich langsam und ohne besondere Bewegung zusammen; dann öffnet sie sich in mehrere kleine Theilchen, welche durch die Ostwinde an die östlichen Berge des Kaps getrieben, und durch die hohen Gebirge aufgehalten werden, sich häufen, immer sichtbarer werden, und kleine Wolken bilden, welche der Wind von den Spitzen der Berge erhebt. Diese werden nun fortgedrängt und senken sich zwischen den vor ihnen liegenden Hügeln nieder, wo sie gleichsam cylinderförmig zusammengedrückt oder gepreßt werden;

denn von unten auf drängt sie der Wind, und zur linken und rechten Seite hält sie das Gebirge zusammen. Bald aber zogen neue Wolken, welche hinterher kamen, sie mit vielem Ungestüme auf die höchsten Gebirge des Kaps, auf den Tafelberg. Auf diesem herrscht nun ein Gegenwind, wodurch ein entsetzlicher Wirbel entsteht; denn diese Wolken werden von hinten vorwärts, und von vorn zurück getrieben, so daß dadurch der Wirbelwind, sowohl auf dem Tafelberge, als in dessen Thal entsteht, in welches die Wolken sich hinabzustürzen suchen, bis zuletzt das Ungewitter mit einem Sturmwinde losbricht, der alle Schiffe, besonders bei aufgespannten Segeln, in den Meeresgrund hinabstürzt. Auch in Westindien sind dergleichen Orkane, die schon oft schreckliche Verwüstungen angerichtet haben, wie z. B. auf Jamaika, Barbados ꝛc. (s. auch unter Orkan, Th. 105). So gehörte der schreckliche Wirbelwind, der am 4ten März 1761 in Süd-Karolina wüthete, zu den Typhonen. Er kam den Fluß Aschley herunter, und fiel mit unglaublicher Wuth auf die in der Rebellionrhede liegenden Schiffe. Dieser entsetzliche Sturm wühlte den genannten Fluß bis zum Grunde auf, und machte den Kanal trocken. Das Geräusch, welches er machte, war dem Donner ähnlich. Man schätzte den Durchmesser auf ungefähr 300 Klafter, und die Höhe auf 35 Grade. So wie er einem andern Stoßwinde begegnete, wurde die ungestüme Bewegung der Luft stärker, wobei Schaum und Dampf bis auf 40 Grad sich zu erheben schien, während welcher Zeit die von allen Seiten herzudringenden Wolken herniederstürzten, und sich zugleich mit einer unglaublichen Schnelligkeit in einem Wirbel dreheten. Auf der Rhede lagen 45 Segel, wovon 5 zu Grunde gingen, und das Englische Kriegsschiff, der Delphin, mit 11 andern die Masten verloren. Man schätzte den Schaden auf

20,000 Pfund Sterl. (120,000 Rthlr. Pr. Cour.) Der starke Windstoß, welcher ihm begegnete, hemmte seinen Fortgang, weil er sonst die Stadt Charlestown wie Spreu weggefegt haben würde. Diese entsetzliche Säule sah man zuerst oberhalb Charlestown im Westen zum Süden, und sie vertilgte in ihrem Laufe Häuser, Pflanzungen, Menschen und Vieh. An verschiedenen Orten wurden alle Bäume und Gebüsche aus der Erde gerissen, und man gewahrte eine große Anzahl Aeste und Stücke zersplitterter Bäume mit Heftigkeit herumfliegen, und in dem Wirbel, wo er vorbei kam, hin und her geschmissen. Um vier Uhr war der Himmel wieder so klar und heiter, daß man es sich kaum vorstellen sollte, daß kurz vorher ein so entsetzlicher Auftritt hätte Statt finden können. S. auch die Art. Sturm, Th. 177, S. 441 u. f., und Wind, in W.

Typhos, s. Typhus.

Typhöus, auch Typhon, in der Götterlehre, nach Einigen ein Sohn Titans und der Erde, nach Andern ein Sohn der Letzteren und des Tartarus. Ein gewaltiger Riese mit hundert Drachenköpfen, feuerspeiend mit blitzenden Augen; sein Leib war mit Federn bewachsen, hatte Flügel, und statt der Haare Schlangen. Er gab bald verständliche Laute von sich, und bald brüllte und heulte er mit hundert verschiedenen Stimmen der Thiere des Waldes, so daß die Berge davon wiederhallten. Er jagte die Götter in die Flucht, die, um sich zu retten, sich in verschiedene Gestalten verwandelten. So Neptun in einen Delphin, Mars in einen Fisch, Diana in einen Hirsch, Bacchus in einen Bock, Vulkan in einen Ochsen, Juno in einen Pfau, Venus in eine Taube ꝛc. Nur Jupiter und Minerva blieben allein zurück. Typhöus bemächtigte sich auch des Jupiters, schnitt ihm die Sehnen ab, packte ihn auf den Rücken,

und wanderte mit ihm nach Cilicien. Hier befreiete ihn Merkur mit List, und heilte ihn. Die Götter fanden sich zwar nach und nach wieder ein, doch hielt Jupiter den Sieg über den Typhöus für unmöglich. Es wurde ein Götterrath gehalten und der Herkules als Beistand berufen. Die Schlacht fing nun aufs Neue an, und der Sieg erklärte sich für die Götter, wozu Herkules am meisten beitrug. Auch Bacchus, Apoll und Minerva stritten heldenmüthig, und Jupiter schleuderte seinen Blitz unaufhörlich auf das Ungeheuer herab, und traf es auch, so daß es an zu brennen fing und sich, um das Feuer zu löschen, ins Meer stürzte. Jupiter schleuderte hier noch die Insel Sicilien, nach dem Ovid, auf ihn. Erde und Himmel standen bei diesem Kampfe in Flammen und der Weltbau ward so erschüttert, daß Pluto, der König des Schattenreichs, und die Titanen im Tartarus über das unaufhörliche Getöse erbebten, das über ihren Häuptern rollte. Typhöus war so groß, daß ihm die höchsten Berge kaum an die Schienbeine reichten, und sein Haupt war in den Wolken verborgen. Auch ihm wird die Echidna, nach einigen Schriftstellern, zum Weibe gegeben, mit der er den Aeos, Cerberus und die Sphinx erzeugt haben soll. Juno schickte diese nach Theben, um die Thebaner wegen der Schläfrigkeit im Gottesdienste zu bestrafen.

Typhus, Typhus, Typhos, Τύφος, Τυφλός, ein nervöses, ansteckendes Fieber, mit einem eigenthümlichen Miasma, Typhusmiasma. Da nun dieser ansteckende Stoff, ohne die verschiedenen zufälligen Modifikationen und Varietäten zu berücksichtigen, welche in seinem Wirken auf den menschlichen und thierischen Körper beobachtet worden, nicht nur von verschiedener Bösartigkeit ist, sondern auch mancherlei wesentliche Eigenthümlichkeiten in demselben obwalten, so könnte

man, nach dem Herren von Hildenbrand, den Typhus, in Berücksichtigung der verschiedenen Intensionen und Modifikationen des ansteckenden Stoffes und seiner nachtheiligen Einwirkungen, füglich in den bösartigen und gemeinen eintheilen. Zum Ersteren gehört der Pestilentialtyphus, sowohl der morgenländische (die gewöhnliche Pest in dem östlichen Europa und Asien), als auch der abendländische (das Amerikanische oder gelbe Fieber auf dem Kontinente von Nordamerika und auf den Westindischen Inseln). Die Bösartigkeit ist in beiden größer, und das Klima scheint ihre Ansteckungsstoffe so zu modifiziren, daß einige Zufälle derselben, besonders das Exanthem, welches in den typhösen Fiebern überhaupt am wandelbarsten ist, von jenen des gemeinen oder Europäischen Typhus abweichen. Die Typhomanie und das Leiden der Leber bleiben aber immer die beständigen Symptome. Der gemeine oder Europäische Typhus äußer sich im gewöhnlichen Gange mit weniger Bösartigkeit, sein Verlauf ist nicht so akut und gefahrvoll, und seine Symptome sind überhaupt gelinder. Man kann zu ihm rechnen, jedoch nur als bloße Varietäten, den Spital- oder Lazarethtyphus, den Kerkertyphus, den Feldlagertyphus, den Typhus auf Schiffen und in belagerten Städten, und denjenigen, der zwar ursprünglich in einzelnen Gemeinschaften entsteht, aber auf mehrere Menschen übertragen wird, daß er entweder endemisch, wie die Ungarischen Fieber, oder epidemisch, wie die bösartigen, Faul-, Fleck-ꝛc. Fieber, die, wenn sie sich durch Ansteckung verbreiten, nur der gemeine Typhus sind, und den Namen von Epidemie mit allem Rechte davon ablegen, indem sie Kontagionen werden. Die Lösedörre oder die eigentliche Viehpest beim Rindvieh kann der einen

oder der andern von den benannten Arten mit vollem Rechte beigezählt werden; sie ist nichts anders, als ein Typhus des Rindviehes, welcher sich durch Ansteckung und unter besondern dieser Thiergattung eigenen Modifikationen verbreitet. — Uebrigens will man die genetischen Unterschiede der Pest, des gelben Fiebers, des ruhrartigen Faulfiebers, der Spanischen Kolik (Entrepado genannt) und anderer ansteckenden Nervenfieber, die mit dem Namen Typhus belegt werden, (wohin auch wohl die Cholera und die Influenz oder Grippe gerechnet werden können) nur für durchaus klimatisch halten und daher behalte auch nachher ein solches klimatisch ausgebildetes Uebel in anderen Ländern seinen eigenen Charakter bei; indessen sollen doch gewisse Völker unter einem andern Himmelsstriche die Neigung zur Ausbildung heimischer Krankheiten beibehalten; auch sollen dergleichen Kontagionen beim Uebergange auf andere Nationen in andern Klimaten ihren Charakter hie und da nach und nach umändern, und daher soll es auch kommen, daß die ersten Kranken in den meisten Epidemien die gefährlichsten sind, und daß bei der nachherigen Verbreitung des Uebels es meist so viel an Intension verliert, als es an Extension gewonnen hat. — Was das Alter und die Geschichte des Typhus betrifft, so ist so viel gewiß, daß diese Krankheit schon den ältesten Griechischen Aerzten bekannt war. Beim Hippokrates *) kommen fünf Fieberarten vor, welche mit dem Namen Typhus belegt worden, von denen die erste Art ein reines Gallenfieber; die zweite ein schleimichtes Nervenfieber, die dritte ein Ruhrfieber, die vierte ein Gelenkgichtfieber, und die fünfte ein hectisches Fieber gewesen zu seyn scheint. Obgleich hieraus der eigentliche Typhus, wie wir ihn kennen,

*) De internis affectionibus Sect. III.

nicht hervorgeht, so wird doch unter seinen beschriebenen Volkskrankheiten *) einer Krankheit erwähnt, die deutlich zeigt, daß unser ansteckende Typhus mit seinen Symptomen und seiner Verlaufsart damit gemeint sey; er also in jenen Zeiten schon beobachtet worden; und berücksichtiget man die Ursachen, welche diesen Typhus hervorbringen, die auch in den alten Zeiten wohl die nämlichen im gesellschaftlichen Verkehr mit allen seinen Trübsalen, Ausschweifungen ꝛc. gewesen seyn müßten, so gewahrt man daraus auch das hohe Alter desselben. Auch die Art der Ansteckung war gewiß nicht von der jetzigen verschieden, obgleich über die ansteckende Natur dieser Krankheit von den ältesten Aerzten ein tiefes Stillschweigen beobachtet wurde, welches aber wohl darin lag, daß ihnen selbst nicht bewußt war, ja daß viele Jahrhunderte hindurch, ja noch selbst in den letzten Zeiten, die Ursachen derselben, selbst bei der Orientalischen Pest, während schon Infektionsanstalten mit dem besten Erfolge wirkten, noch in der Luft gesucht wurden, wenn gleich zugegeben werden muß, daß ein heißes Klima viel zur Verbreitung der Ansteckung beiträgt. So trieb nun der ansteckende Typhus mehrere Jahrhunderte hindurch sein Wesen, bald als sporadische, bald als endemische, bald als epidemische Krankheit unter verschiedenen Modifikationen und dem Zeitalter, wie den Krankheitsbegriffen angemessenen Benennungen. Viele menschenverheerende Seuchen, die unter dem Namen der Pest in der Geschichte vorkommen, äußerten weder die Eigenthümlichkeit des Orientalischen Pestfiebers, noch auch jene einer epidemischen Volkskrankheit, und waren daher nichts anders, als ein verbreiteter gemeiner ansteckender Typhus. So war die sogenannte Pest, welche im Jahre 1528 durch ganz Ita-

*) De morbis populor. Lib. II et III.

lien wüthete, und allein unter den Französischen Truppen in dem Kriege Franz des Ersten mit dem Deutschen Kaiser Karl dem Fünften, 21,000 Mann hinraffte, aller Beschreibung nach ein Lagertyphus. Dieses gilt auch von der Pest, welche unter dem Kriegsheere Kaiser Karls des Fünften im Jahre 1552 bei der Belagerung von Metz herrschte. Eben so die Pest in Ungarn, welche sich unter dem Namen Febris hungarica et pannonica durch einen großen Theil von Europa verbreitete; die Pest in Meissen im Jahre 1574; die Pest in Dänemark 1613 und 1652; die Pest in Leyden 1669, und mehrere andere waren nichts anderes, als durch Ansteckung verbreitete gemeine Typhi. Auch viele Epidemien, unter verschiedenen Modifikationen beobachtet, und nach hervorstechenden Symptomen verschieden benannt, bald mit dem Namen Faulfieber, bösartiges Fieber, Ruhr ꝛc. belegt, waren der nämliche Typhus. Die Faulfieber-Epidemie, welche im Jahre 1757 bis 1759 in und um Wien herrschte, und von J. G. Hasenoehrl beschrieben wurde, war ein ansteckender Typhus. Das epidemische Faulfieber, welches im Jahre 1771 und 1772 durch ganz Deutschland, und auch in Wien eine große Sterblichkeit verursachte, und von vielen Aerzten beschrieben worden, war der nämliche ansteckende Typhus. In dem Rheinfeldzuge 1793 und 1794 wüthete eine Seuche, die sich durch ganz Deutschland verbreitete, und von den zurückkehrenden Soldaten aus dieser Campagne fortgepflanzt wurde; auch in den Jahren 1796 und 1797. Nach 1805 durchstreifte eine verheerende ansteckende Seuche ganz Galizien, Mähren, Böhmen, Ungarn, Oesterreich, und drang bis nach Deutschland, so wie von der andern Seite bis nach Rußland. Eine ähnliche erschien im Jahre 1807 in den Gegenden von Warschau, und in einem großen Theile von Preu-

ßen ꝛc., und soll im Norden, nach A. Fr. Hecker, größere Verheerungen angerichtet haben, als die Pesten in der Levante und in Westindien. In den Sommermonaten des Jahres 1809 zeigte sich schon anfangs des Krieges der Oesterreicher mit den Franzosen eine ähnliche Seuche, und im Winter des Jahres 1812 und 1813 brachten die Franzosen den Typhus auf ihrem Rückzuge von Rußland mit nach Deutschland, der viele Menschen wegraffte; denn in Torgau starben unter den Händen französischer Aerzte 1813 32000 Soldaten am Typhus und ein Viertel der Einwohner. In Berlin starben daran mehrere Aerzte und viele selbst der angesehensten Einwohner, die sich mit der Pflege der vom Typhus ergriffenen Soldaten in den Spitälern abgaben; in Breslau allein sechzehn Aerzte. Dieser sogenannte Lagertyphus oder die Kriegspest, wie Hufeland sie nennt, hat wahrscheinlich schon von Alters her, während und gleich nach den Kriegen geherrscht; denn man findet schon von Diodorus, dem Geschichtschreiber, aufgezeichnet, daß ein solcher Typhus unter den Karthaginensern bei der Belagerung von Syrakus gewüthet hat. Aber nicht bloß im Kriege, sondern auch außer demselben kann sich eine solche Seuche erzeugen, und eine bedeutende Sterblichkeit unter den Menschen verursachen. — Um nun eine ungefähre Uebersicht zu erhalten, wie der Typhus von den ältesten Aerzten bis auf die jüngste Zeit betrachtet worden ist, und welche Meinungen dabei geherrscht haben, dazu werden folgende kurze Andeutungen dienen. Was den Hippokrates betrifft, so ist darüber schon oben das Nöthige gesagt worden. Galen, welchem eine bloß empirische Anschauung der Krankheiten nicht genügte, gab der Galle und der Leber, so auch dem Schleime einen wichtigen Einfluß auf die typhösen Fieber. Bei ihm ist Febris typhodes ein anhaltendes und hitzi-

ges Fieber. Diese wesentlichsten Symptome des Typhus, die wahnsinige Betäubung (Stupida insania Hipp.), wird aber dabei auch berücksichtiget, und erhielt von ihm die Benennung Typhomania. Durch diesen theoretischen Eingriff des Galen ging aber das Empirische dieser Krankheit so verloren, daß in der Folge selbst das charakteristisch hervorstechende Symptom der Betäubung beinahe keiner vorzüglichen Aufmerksamkeit mehr gewürdiget wurde, sondern nur Leber und Galle die Hauptansicht bei den typhösen Fiebern darboten. Die Araber und Arabisten hielten es strenge mit Galens Lehrsätzen, daher gewann die Lehre von diesen Fiebern nicht nur keine Ausbildung, sondern wurde ganz vernachlässiget. Nur Avicenna erwähnt noch der charakteristischen Typhomanie unter dem Namen Sahara Subeth, ohne jedoch von Galen im Geringsten abzuweichen. Selbst die übrigens vortrefflichen Beobachter des Sechzehnten Jahrhunderts, die das tausendjährige Joch des Galens, wie sich Herr von Hildenbrand ausdrückt, so muthig abschüttelten, gaben dem Typhus noch immer dieselbe, sogar manchmal eine noch mehr einseitige Bedeutung. Peter Forest (Observ. medic. Libr. II Observ. 37) erzählt die Geschichte einer gewöhnlichen Leberentzündung, die in Eiterung überging, unter dem Namen eines typhösen Fiebers; auch hält er alle Rothlauffieber für typhös, da doch Galen und nach ihm Aëtius die hitzigen Fieber, mit Erysipel oder Rothlauf des Magens Lipyrias, mit Rothlauf der Lungen Crimodes, und nur jene mit Rothlauf der Leber Typhodes genannt haben. Der Ausdruck Erysipel giebt jedoch eine hinreichende Anzeige, daß im Sinne dieser Lehre ein typhöses Fieber niemals rein inflammatorisch, und die begleitende Entzündung selbst, niemals rein phlegmonös war. Das charakteristische Symptom der Betäubung

blieb aber gänzlich unbeachtet. Prosper Alpinus giebt einen willkührlichen Begriff von den typhösen Fiebern, indem er sagt: Febres exterius mites intus conturbantes Graeci typhodes appellant. — Die Humoralärzte der letzten beiden Jahrhunderte gebrauchten diese Benennungsart gar nicht mehr, sie nannten die typhösen Fieber nur nach einem vorschlagenden kranken Säftezustande, und setzten sie unter die gallichten, Faul- und Fleckfieber, und nach ihrem Ursprunge wurden sie in Spital-, Kerker-, Lager- ꝛc. Fieber, gleichsam nur als Varietäten berücksichtiget, wobei aber die Ansicht ihres eigenen selbstständigen Charakters immer mehr und mehr verloren ging. Nur der gelehrte Franz von Sauvages, welcher im Jahre 1761 eine Typhusepidemie an der Spanischen Grenze mit Aufmerksamkeit beobachtet zu haben scheint, hat wohl zuerst das Wesentlichste des Typhuscharakters, ohne theoretische Rücksicht, genau wieder aufgefaßt und mitgetheilt; denn bei ihm heißt Typhus eine Fieberkrankheit, welche einen Verlauf von zwei bis drei Wochen hat, in den ersten Tagen vom Synochus wenig zu unterscheiden ist; dann aber mit großem Absprunge, wenig erhöheter Wärme, fast natürlichem Pulse und Urin, und einer im Hinterhalte steckenden Tücke sich auszeichnet, wobei sich leicht Betäubung der Sinne, Delirien, fleckigte Exantheme, Ohrdrüsengeschwülste, Zuckungen ꝛc. entwickeln. Hiernach war nun die selbstständige Natur des Typhus wieder hervorgezogen; auch soll nach ihm der erste und dritte Typhus des Hippokrates, so wie dessen Febris cacöethes diese nämliche Fieberart seyn. — Die Solidisten, und zwar die Nervenpathologen, setzten den eigentlichen Typhus zu ihren Nervenfiebern, und verfielen, bei ihren übrigens entgegengesetzten Ansichten der Fieber überhaupt, in die nämlichen Fehler der Humoralisten, nämlich in die vernach-

lässigte Berücksichtigung des eigenthümlichen Wesens des Typhus. Die von J. Huxham so meisterhaft beschriebene Febris lenta nervosa, war nur ein Typhus, welcher gemeiniglich einen Verlauf von vierzehn Tagen beobachtet. William Cullen, dieser große Nosologe, sagt nichts Bestimmtes über den Typhus, und giebt davon nur eine generelle Ansicht. Nach ihm ist der Typhus eine Gattung von Krankheiten, die wieder mehrere Arten hat, die aber durch Beobachtungen noch nicht näher bestimmt sind; auch gewahre man deutlich, daß viele einzelne Krankheitsfälle dieser Gattung, die man als ganz verschiedene Arten ansehen könnte, nicht wesentlich von einander verschieden seyen, sondern im Grunde bloße Abänderungen wären, die von verschiedenen Umständen in Klima und Jahreszeit, in welcher sich die Krankheit ereignet, oder von den verschiedenen Lebensbeschaffenheiten der Kranken ihren Ursprung nehmen. Gestützt auf den Ausspruch dieses großen Arztes nahmen die meisten Aerzte der neueren Zeit wieder die alte Benennung Typhus in Anspruch, sie verbanden aber damit so ausgedehnte Begriffe, daß sie nur jene Fieber im Allgemeinen damit belegten, und dann oftmals nur jenen Zeitraum der Fieber, wo nervöser oder Schwächecharakter hervorstach, wodurch der Sinn der alten Benennung, und auch der mit dem Worte Typhus verbundene Begriff verfehlt wurde, folglich auch das eigentliche Wesen des Typhus. Auch trat der logische Fehler ein, daß anstatt den Typhus als Species, zu den Nervenfiebern als Genus zu reduciren, umgekehrt alle Nervenfieber unter dem generischen Namen Typhus vorkommen. Peter Frank war der Einzige, der diesen Fehler vermied, und den Sinn der Aelteren (wenigstens des Galens) mit der Stimme der Neueren vereinigte*).

*) Non aliter, sagt er, cum Typhode etc. veterum

— W. G. Plouquet nimmt auch das Wort Typhus in einem allgemeinen Sinne, und die Nerven- und bösartigen Fieber als Synonymen des Typhus, obgleich er einige Typhusarten wohl zu würdigen scheint. — J. Chr. Reil nennt diejenigen Fieber Typhus, bei welchen das Wirkungsvermögen der fieberienden Organe geschwächt, aber ihre Reizbarkeit erhöhet ist, die aber meistens von einer entfernten bösartigen Ursache herrühren. Er setzt also willkührlich den mit einem Typhus verbundenen Begriff von Stupidität, jenem einer erhöheten Reizbarkeit entgegen, gesteht aber selbst, daß er sich genöthiget gesehen, daß Gebiet des Typhus über die Grenzen zu erweitern, die ihm, dem Sprachgebrauche nach, gesteckt sind. — Die Erregungspathologen zählen endlich den Typhus unter die asthenischen Fieberarten, oder belegen jedes Fieber aus geschwächter Erregung mit dem Namen Typhus. Auch Chr. W. Hufeland versteht unter Typhus nur ein Fieber mit verminderter Lebensstärke, und Chr. Fr. Harles setzt das Wesen des Typhus in ein geschwächtes Wirkungsvermögen entweder des ganzen Organismus, oder auch nur einzelner Systeme. Curt Sprengel vermeidet die Benennung Typhus gänzlich; das nämliche thut Ph. Pinel, welcher ihn seinen mit vielem Scharfsinne benannten atactischen Fiebern beizählt. — Nach dieser Uebersicht der gesammten Lehren und Meinungen erhellt nun nach dem Herren von Hildenbrand *), dem ich größtentheils in der Beschreibung dieser ansteckenden Krankheit, so wie dem Dr. Ackermann,

---

rem se habere observantes quae vix non semper ad nervosam aut malignam febrem pertinet, cum abdominalium viscerum in flammatione non nunquam conjunctam (Epitome de curand. hom. morb. T, §. 90).

*) Ueber den ansteckenden Typhus ꝛc. (Wien, 1810).

gefolgt bin, daß 1) zwar alle Aerzte darin übereinkommen, der Schwächecharakter bestimme in Fieberkrankheiten das Wesentliche und Allgemeine des Typhus; daß 2) von den früheren Aerzten vorletzten Zeitalters die Gallen-, Nerven-, bösartigen, Faul-, Fleck-, Spital-, Gefängniß-, Lager- ꝛc. Fieber mit dem Typhus beinahe ohne allen Unterschied unter einander geworfen werden, von den neueren Aerzten diese Fiebergattungen wieder unter die asthenischen Fieber eingeschoben wurden; ja sogar das Wort Typhus, welches eine Species anzeigt, hat man zum Genus unrechtmäßig erhoben, und zwar alles dieses zum größten Nachtheile der reinen Diagnostik und Therapie; daß also 3) der Typhus nicht als eine selbstständige und specielle Krankheit, und als ein Schwächefieber eigener Art, und mit dem hervorstechenden Symptome einer betäubenden Stumpfheit, oder mit einer afficirten Leber ist betrachtet worden; folglich auch der ursprüngliche Sinn dieser Benennung nicht von Allen ist gewürdiget, ja einigermaßen nach Willkühr geändert worden. — Man kann nicht jedes Nerven- oder Schwächefieber mit dem Namen Typhus belegen, ohne den Sinn der ältesten ursprünglichen Benennungen, und daher auch dem eigentlichen Sprachgebrauche zu nahe zu treten; als 1) viele Fieber bei den neueren Aerzten unter dem Namen Nerven- und Schwächefieber vorkommen, bei welchen nicht die geringsten Nervenzufälle erscheinen, und selbst die Merkmale der wahren Schwäche vermißt werden. — 2) Wenngleich die wahre Lebensschwäche für sich den sogenannten Status nervosus und die Asthenie ausmachen, welche zur Benennung Febris nervosa et asthenica berechtigen können, so ist doch keine Berechtigung dazu da, eine solche Fieberart mit dem Namen Typhus zu belegen, dessen wesentlicher Charakter, nach der ältesten und ursprünglichen Benennung Stupor at-

tonitus und Typhomania ist. — 3) Sind die Begriffe von Schwächefiebern noch nicht gehörig festgesetzt; indem die Schwäche, die geschwächte Erregung oder Lebensthätigkeit bei Weitem nicht immer, vielleicht sogar niemals, die Ursache, sondern immer nur die Wirkung eines Fiebers ist, und man durch keine Art von Schwächung ein künstliches Fieber hervorbringen kann, wie man es im Gegentheile durch Reizungen jeden Augenblick hervorzubringen im Stande ist; indem also, wie W. G. Plouquet schon bemerkt, kein dergleichen Fieber aus Schwäche der Kraft oder der Erregung, sondern nur mit Schwäche kommt, da selbst den bösartigen Schwächefiebern, und wenn gleich nur eine sehr kurze Zeit, doch immer ein anderer Fiebercharakter, aber nur immer sekundär, und ein Symptom und nicht das Fieber selbst ist. — 4) Der Typhus ist nach dem wahren Sinne des Wortes eine selbstständige und meistens primäre Krankheit, welcher vom Anfange bis zum Ende dieser Name mit Recht beigelegt werden kann, dagegen verdient ein bloß symptomatischer Schwächecharakter, der sich jeder Fieberart zugesellen, ja nur zu oft durch schlechte Behandlung bloß erzwungen wird, nicht den Namen Typhus. — Bei der einmal willkührlich angenommenen generischen Benennung Typhus, und bei den damit verbundenen sehr verworrenen Begriffen, läßt sich auch die Ursache des immerwährenden Streites leicht einsehen, warum einige Aerzte den Typhus für ansteckend, andere wieder für nicht ansteckend halten, und mehrere Aerzte diese ihre entgegengesetzte Meinungen mit der größten Hitze behaupteten, jede Parthey sich auf ihre Erfahrungen berief, und jede auch Recht haben konnte, indem die Benennung schwankend, und die Krankheitsfälle nicht genug von einander unterschieden waren; denn die Worte Typhus, asthenisches Fieber, Nervenfieber,

Faulfieber, Gallenfieber, Schleimfieber, Zehrfieber ꝛc. wurden oft so durcheinander geworfen, und die damit verbundenen Begriffe so wenig getrennt, daß viele Aerzte nicht zu wissen schienen, welches Wesen von Krankheit sie dadurch ausdrücken wollten. Der eigentliche Typhus ward oft für ein anderes Fieber, und manches andere Fieber für einen Typhus irrig gehalten, und beide wurden untereinander auf das Verworrenste verwechselt.

Wesen des Typhus. Der Typhus ist, was auch schon oben am Anfange bemerkt worden, eine ansteckende Krankheit, die in dem menschlichen Körper ihr eignes Miasma, durch welches sie sich weiter verbreitet, entwickelt. Dieser Typhus ist nach dem Herren von Hildenbrand überall und immer der nämliche und in seinem Wesen sich vollkommen gleich, weil er aus einem selbstständigen und immer gleichen Miasma entspringt, und seinen Namen vollkommen verdient, weil er den eigenen, in diesem Worte ausgedrückten Charakter besitzt. Es ist eine selbstständige Fieberkrankheit, in deren wesentlichen Grundzügen eine beständige Gleichförmigkeit herrscht, eine Fieberkrankheit eigener Art, wie z. B. die Pokkenkrankheit. Es ist eine Fieberkrankheit, die gerade, weil sie ansteckend ist, mittelst eines eigenen während desselben entwickelten Stoffes in gesunden und dazu geeigneten Menschen sich wieder erzeugt; die wegen eines bestimmten Hautausschlages zu der Familie der exanthematischen Fieber gehört; die ihren eigenen bestimmten Verlauf in ihren angemessenen Stadien, doch aber in diesen verschiedenen Stadien einen bestimmten wandelbaren Charakter hat; deren einzig bestimmtes Symptom in allen Zeiträumen Betäubung mit Delirium oder Typhomanie ist; ja deren ganzes Wesen, um auch dem scharfsinnigen Galen Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, auf mehr oder

weniger bemerkbares Leiden der Leber hindeutet; eine Fieberkrankheit, die lediglich in sich und eigentlich weder ein Entzündungs-, noch ein Nerven-, noch ein Faulfieber ist, und doch alle diese Charaktere manchmal annehmen kann. Dieser Typhus unterscheidet sich von dem bösartigen Fieber, weil die Bösartigkeit, wenn sie auf einem jähen, kaum erklärbaren Dahinsinken der Lebenskräfte beruhet, nicht gerade ansteckend, und überhaupt ein bloß symptomatischer Fiebercharakter ist, welcher sich zu Fiebern jeder Art und selbst zum ansteckenden Typhus, aber nur im anomalen Verlaufe, hinzugesellen kann. Er unterscheidet sich von dem reinen Nervenfieber oder dem eigentlichen asthenischen Fieber, welches, es mag akut oder schleichend seyn, zwar mit wahrer Lebensschwäche und den damit gewöhnlichen Nervenzufällen eintritt, doch aber weder ansteckend ist, noch jene, dieser Ansteckungkrankheit nur allein eigne Zufälle eines eingenommenen Nervensystems äußert, wie z. B. die Betäubung und mehrere andere. Auch giebt das Exanthem selbst vielleicht einigen Unterschied, so wie auch die periodischen Exacerbationen, welche Letztere dem reinen Nervenfieber am meisten eigen sind. Es unterscheidet sich von dem Faulfieber, weil der Faulfiebercharakter bloß symptomatisch ist, welcher sich allen Fieberarten im Verlaufe anschmiegen, und im anomalen Zustande selbst dem ansteckenden Typhus beigesellen kann; so lange er übrigens aber nicht typhös ist, gar keine Ansteckung äußert, und in jeder Rücksicht nichts anderes, als ein akuter Skorbut zu seyn scheint. Er unterscheidet sich von den hitzigen Gallenfiebern, welche, so lange sie rein und einfach sind, nicht nur gar keine Ansteckung verrathen, sondern auch durch ihre eigenen charakteristischen Zufälle, so wie durch den Abgang nervöser Symptome sich vorzüglich auszeichnen, auch überhaupt mehr auf unterdrückte, als wahrhaft ge-

schwächte Kraftäußerungen hindeuten. Er unterscheidet sich ferner von allen obigen Fieberkrankheiten und von jeder andern, die nur einige Aehnlichkeit mit ihm haben könnte, durch gewisse hervorstechende wesentliche Symptome und einen eigenen bestimmten Verlauf. — Entstehung des Typhus. Der Typhus entsteht entweder ursprünglich, oder er wird durch Ansteckung mitgetheilt. Der Erstere ist derjenige, welcher sich aus irgend einer andern Fieberkrankheit unter den dazu erforderlichen Umständen von selbst entwickelt, also von keiner Ansteckung entsteht, wohl aber auf Andere durch fernere Ansteckung sich dann verbreiten kann. Dieser an sich ursprüngliche Typhus ist daher immer eine sekundäre Krankheit, die nur während eines andern Fiebers, niemals aber in einem gesunden Menschen sich entwickeln kann. Es muß jedoch von diesem ursprünglichen Typhus jeder andere symptomatische Status nervosus und Schwächecharakter auf das Genaueste unterschieden und wesentlich getrennt werden, bei dem die Gefahr der Ansteckung ein eben solches Trugbild ist, als sie beim Typhus selbst eine unumstößliche Wahrheit ist. Wenn schon die Aerzte über die Ansteckung und Nichtansteckung des Typhus in ihren Meinungen sehr getheilt waren, so waren sie es noch weit mehr über die Ursache und die eigentliche Entstehungsart dieser Krankheit, wenn sie nämlich primär erscheint, das heißt, ohne vorhergegangene Ansteckung. Als allgemeine Ursachen typhöser Fieber haben viele Aerzte die Fleischnahrung ohne Gemüse, Brod und Wein, unausgeblutetes Fleisch der Thiere, Genuß des Fleisches von Aesern und krankem Viehe, von stinkenden und abgestandenen Fischen oder Eyern, schlechtes Brod von schimmlichtem Getreide, mannigfaltig verdorbene vegetabilische Nahrung, Mangel an frischem und reinem Trinkwasser ꝛc. angenommen; allein die tägliche Erfahrung lehrt, daß alle diese

Nahrungsmittel der Gesundheit gar nicht nachtheilig sind, und wenn sie eine Krankheit erzeugen, doch keinen ansteckenden Typhus. Die Erregungspathologen wollen ihn von schwächenden Potenzen entstehen lassen, nämlich vom Abgange an Fleisch und Wein, von Hunger oder unzureichender Nahrung, Kälte, Säfteverlust, niederbeugenden Gemüthsaffecten ꝛc. Man kann durch alle diese angeführten Entziehungen und Leiden wohl eine Schwäche, aber keinen künstlichen Typhus erzeugen; auch ist es ein großer Irrthum, zu glauben, daß Schwäche und Typhus einerlei sind; denn sonst müßte Stumpfheit der Nerven, wie man sie beim Typhus wahrnimmt, und Schwäche derselben einerlei krankhafte Beschaffenheit haben. Die Alten kamen hierin der Wahrheit weit näher; denn sie suchten die schädlichen Ursachen, welche diese Krankheit ursprünglich erzeugen, mehr in der Luft, und ihre ersten krankhaften Wirkungen mehr in der Haut, als im Darmkanal; nur das Leiden der Nerven berücksichtigten sie in dieser Krankheit zu wenig. Sumpfluft, Ausdünstung stehender Wasser, Ueberschwemmungen, Dämpfe von faulen thierischen und vegetabilischen Substanzen, von unbegrabenen Leichen und Aesern, von faulem Blute, von Unrath, von Gassenkoth, und von jeder Unsauberkeit überhaupt, wurden vorzüglich als Ursachen dieser Krankheit anerkannt, wobei aber wieder unberücksichtiget blieb, daß der Mensch, nach seinen verschiedenen Gewohnheiten, in jeder Art stinkender Luft gesund leben kann, wie wir dieses oft in Städten in engen Straßen durch das Ausdünsten der Rinnsteine gewahren, die in heißen Sommertagen oft einen pestilenzialischen Geruch verbreiten und die Luft damit schwängern, ohne daß die Bewohner davon afficirt würden, weil sie daran gewöhnt sind, und wenn Krankheiten aus dergleichen Uebel entstehen, so doch kein ansteckender Typhus; auch stehen Gestank und

Typhusmiasma in gar keinem Bezuge mit einander. Indessen scheint doch die Sumpfluft, so wie überhaupt die Ausdünstung stehender Wasser und Moräste unter allen übrigen unreinen Ausdünstungen am verdächtigsten zu seyn, und geeignet, zur Bildung eines ursprünglichen Typhus beizutragen. In einigen Ländern, z. B. in Holland, Ungarn, in der Provinz Mantua des Lombardischen Gouvernements der Oesterreichisch-Italienischen Staaten, entstehen zwar aus dieser Ursache größtentheils Fieber, unter der Form von Wechselfiebern; allein diese werden bald bösartig und erreichen dann eine dem Typhus ganz ähnliche, selbst kontagiöse Eigenschaft. Wir verdanken die Beobachtungen, daß das Typhusmiasma hauptsächlich in der Luft stecke, den Feldärzten, z. B. einem R. Minderer, Dan. Monro, J. v. Pringle ꝛc.; sie machten auf die Schädlichkeiten der überhäuften menschlichen Ausdünstungen aufmerksam, und wollten darin den Quell des Typhusstoffes und aller weitern Typhusansteckung gefunden haben. Schon die Ausdünstungen gesunder, in einem engen Raume zusammenwohnender Menschen, wenn nämlich dieser Raum von Menschen angefüllt ist, bestätigen dieses durch mancherlei Krankheiten, besonders bei Kindern Augenübel, Drüsengeschwülste ꝛc., so auch andere Krankheiten bei Erwachsenen. Auch bringt dieselben Nachtheile die Luft in den Gefängnissen, Zuchthäusern, in engen Gemächern auf Schiffen, und in allen jenen Räumen, wo mehrere, auch übrigens gesunde, Menschen in unverhältnißmäßiger Menge zusammenwohnen. Besonders nachtheilig sind die Ausdünstungen in den Spitälern, Feldlazarethen ꝛc., wo mehrere Fieberkranke sich in einem engen Raume befinden, und besonders bei anhaltenden hitzigen Fiebern; ja selbst bei Fiebern blessirter Soldaten, sobald sie in großer Anzahl in enge Räume gebracht werden, wie es in Feldlazare-

then nur zu oft der Fall ist. Man hat selbst Versuche angestellt, um die Mischungsverhältnisse der Luft in den Spitälern zu untersuchen; allein hierin giebt uns die Chemie wenig Aufschluß; denn alle Versuche, welche angestellt wurden, ließen keine vorzüglich auffallende Merkmale der Bösartigkeit derselben entdekken. Uebrigens ist so viel gewiß, daß jedes Fieber, ohne Unterschied, einen eigenen, ja eigenthümlichen Krankheitscharakter hat, dessen Verhältniß sich zwischen Haut und Luft ergiebt; dann wird bei mehreren fiebernden Kranken, der Luftatmosphäre, die sie umgiebt, ungleich mehr von der nöthigen Luftnahrung entzogen, und weit mehr von der schädlichen Menschenausdünstung mitgetheilt, als es bei Gesunden der Fall ist, weil die kranke Natur stärker ausdünstet; mithin ist der primäre Typhus doch ohne allen Zweifel in dieser veränderten Stubenatmosphäre zu suchen; auch haben zuverlässige Beobachtungen erwiesen, daß man unter den oben angeführten Umständen ein künstliches Typhusmiasma zu jeder Zeit hervorzubringen im Stande ist, so wie im Gegentheile man auch eben so die Entwickelung desselben zu verhindern im Stande ist. Nach dem Herren von Hildenbrand hängt der auf was immer für eine Art sich ursprünglich gebildete Typhusstoff nicht nur in der Luft, welche die gehäuften Fieberkranken in Feldspitälern umgiebt, sondern er legt sich auch gern an Körper, mit welchen er Verwandtschaft hat, und die seine Leiter sind; dadurch wirkt er theils auf Gesunde, theils auch auf Kranke, besonders aber auf Fieberkranke, von welcher Beschaffenheit auch das Fieber ist; denn von diesen wird er mit einer vorzüglichen Empfänglichkeit aufgenommen, und bildet dann eine zweifache Krankheit, indem zu dem früher vorhandenen Fieber noch der Typhus hinzukommt, unter welcher Complikation selten ein reiner Verlauf, sondern immer Anomalien eintreffen.

— Nach J. F. Ackermann*) ist der Typhus rheumatischen Ursprungs, und entsteht aus dem zurückgehaltenen Ausdünstungsstoffe, wozu sich noch gastrische Zufälle mischen. Hiernach ist also die epidemische Krankheit, welche in ihrem letzten Stadium als Typhus auftritt, in ihrem Beginnen nichts anders, als ein rheumatisches gastrisches Fieber (Febris rheumatico-gastrica), welches sich in eine Epidemie verwandelt, woraus sich das Kontagium entwickelt, das eine zerrüttete Nerventhätigkeit anzeigt. Durch das Fieber wird also das Kontagium gebildet, welches der in den Hautgeflechten zurückgehaltene Kohlenwasserstoff ist, der, weil er nicht oxidirt wurde, nicht athembar war, der aber nun, durch die gewaltsame Anstrengung des Nervensystems in diesem Fieber, dadurch athembar gemacht wird, daß er selbst, mit dem Nervenäther umhüllt, verflüchtiget wird. Hierdurch wird der Krankheitsstoff gleichsam beseelt, und erhält eine Verwandtschaft sich mit andern ähnlichen Organismen zu verbinden, in dieselben einzudringen, und das Leben zu zerstören. — Der Medizinalrath und Direktor Marcus hält den ansteckenden Typhus für eine Hirnentzündung, und sucht dieses durch viele nicht unwichtige Gründe zu beweisen. — Uebrigens entsteht und bildet sich der ansteckende Typhus vorzüglich in Feldlagern aus, besonders durch das Ungewohnte des Klimas, worein fremde Armeen schnell versetzt werden, hauptsächlich im Herbste, welches die schlimmste der Jahreszeiten für bivouakirende Truppen ist, und theilt sich dann bei den Truppenmärschen durch die Städte und Dörfer den Bürgern und Landleuten mit. Er entsteht hier, wenn die Truppen bei schlechter Witterung harten Anstrengungen ausgesetzt sind,

*) Von der Natur des ansteckenden Typhus ꝛc. Heidelberg, 1814.

besonders den Eindrücken einer kalten oder kalten und nassen Atmosphäre; wenn es denselben an der nöthigen Bekleidung des Körpers fehlt; sie besonders mit der Wäsche nicht oft wechseln können, und daher die Körperausdünstung unterdrückt wird, die im Felde durch Reinlichkeit immer rege erhalten werden sollte. Wenn sie nach starken Körperbewegungen und Erhitzungen sich plötzlich wieder erkälten; wenn sie in heißen Herbsttagen, nach überstandener Hitze des Tages, nun wieder der Kälte der Nacht sich aussetzen; wenn sie bei nächtlichen Bivouaken am Feuer halb verbrennen und halb erfrieren; wenn endlich diese Truppen an den nöthigsten Lebensmitteln Mangel leiden, oft lange hungern, oder mit schlechter unverdaulicher Kost sich nähren und Sumpfwasser trinken müssen; wenn es ihnen hauptsächlich an Wein und Branntwein fehlt, die den Soldaten auf ihren Märschen, und besonders im Bivouak, so nöthig sind, da sie das nach außen wirkende Agens sind, welches allen jenen auf die Soldaten wirkenden Schädlichkeiten, vorzüglich der nassen, kalten Atmosphäre, am kräftigsten entgegenwirkt, und die einzige Würze für die harte, schwer verdauliche Kost des Landmannes ist, welche der Krieger genießt. Hierzu gesellen sich nun oft noch traurige Gemüthsstimmungen, die den Soldaten niederbeugen, besonders bei schleunigen Rückzügen, oft mitten durch feindliche Heere, ohne Kleider, Nahrung ꝛc., und dann in steter Furcht zum Krüppel geschossen zu werden, oder sein Leben zu verlieren, woran der Soldat beim Vorwärtsrücken und Siegen nicht denkt, wohl aber bei Rückzügen, und wenn er im Nachtheile kämpft. Hierzu kommen nun noch andere Ansteckungen, wie die Siphilis ꝛc., von denen der Körper noch nicht befreiet worden, und die schon darin eine gewisse Zerstörung auf den Organismus bewirkt haben. Alles dieses entwickelt nun den

Krankheitsstoff bei einem schon rheumatischen Körperleiden, und steigert ihn zu einem hohen Grade der Aetzbarkeit, wie wir dieses bei den Französischen Soldaten gesehen haben, welche aus Rußland 1812—13 zurückkehrten, und den Typhus überall, wo sie durchzogen, verbreiteten, und in einer solchen Aetzbarkeit, daß sich das Fleisch von den kranken Körpern ablöfete. — Nach Heinemann, Krüger-Hansen und andern neueren Aerzten bildet sich der Abdominaltyphus nur bei Armen aus, nicht bei Begüterten; denn jene müssen bei schlechteren Nahrungsmitteln oft über ihre Kräfte sich anstrengen, sich des Schlafes entziehen oder ihn doch abknappen, sich Erkältungen aussetzen, während der Begüterte sich dieser depotenzirenden Einflüsse zu entziehen weiß, auch wohl zur Zeit einer solchen Epidemie mehr Wein trinkt, um sich zu schützen. Wenn nun Ueberanstrengungen und Entbehrungen der Reizmittel den Körper geneigt machen, von dergleichen Krankheiten ergriffen zu werden, so ist es auch natürlich, daß schlechte Luft, Mangel guter Nahrungsmittel, übermäßige Anstrengungen, Verzagtheit, nicht hinreichende Bekleidung, zu Epidemien führen müssen, in so weit sie nicht schon ihren Grund in der Luft und in der Witterung haben. — Der mitgetheilte Typhus ist derjenige, welcher einen früher ganz gesunden Menschen befällt, oder auch bei einer andern etwa vorhergehenden Krankheit weder aus derselben hervorgeht, noch in irgend einer Verbindung mit derselben steht, sondern bloß durch die erhaltene Mittheilung eines eigenen und selbstständigen Ansteckungsstoffes entspringt; aber sich durch das nämliche im menschlichen Körper während des Fiebers regenerirte Miasma auf Andere weiter verbreiten kann. In dieser Hinsicht kann also dieser mitgetheilte Typhus zwar mit einer andern Krankheit zufällig verbunden, aber nicht aus derselben wesentlich entspringend erscheinen

und betrachtet werden. Er kann also rein oder complicirt, aber in Rücksicht seines Ursprunges in diesem Falle nur immer primär, nur immer durch Ansteckung erhalten worden seyn. Der Typhus wird aber nicht bloß von dem unmittelbar kranken Körper auf den gesunden fortgepflanzt, sondern auch durch mancherlei Stoffe, welche den Ansteckungsstoff anziehen, oder welchem derselbe durch Verwandtschaft äußerlich anhängt, wie z. B. durch Wolle, Pelzwerk, Haare ꝛc.; denn diesen hängt das Kontagium so hartnäckig an, daß Beispiele in unsern Tagen gezeigt habe, daß das gelbe Fieber und die Pest durch diese Stoffe nach langen Seereisen in fremde Länder sind übertragen worden. Auch durch Geld, wenn solches durch einen Angesteckten berührt, hauptsächlich lange in der Hand gehalten worden, kann sich der Ansteckungsstoff mittheilen. Durch die Erfahrung ist übrigens bewiesen, daß nicht alle Organismen, wenn sie mit einem Kontagium in Berührung kommen, davon angesteckt werden. Die Ursache davon ist eine zweifache, die erste ist ein vollkommner Gesundheitszustand, welcher sogar das Eindringen jedes fremdartigen Stoffes in den Körper hindert, ja denselben, wenn er sich seinem Dunstkreise nähern sollte, durch seinen eigenen Wirkungskreis verscheucht und reflektirt, wenn gerade das Wesen der vollkommenen Gesundheit besteht, daß der Körper sich strenge als Individualität behauptet, und alle Einwirkung zurückweiset, die diese Individualität zu zerstören und das organische Leben in die Außenwelt hineinzuziehen trachtet. Daher wirken thierisch-magnetische Ausflüsse nicht auf starke und gesunde Körper, welche schwächliche Naturen gleich in ihren Dunstkreis hineinziehen. Eben so werden auch die dünstartigen Ausdünstungsstoffe der Nerven, ob sie gleich eine Atmosphäre haben, dennoch zurückgewiesen, weil diese Nervenatmosphäre die eines Andern und

nicht die eigene ist. Ganz anders verhält es sich mit Personen, welche empfindlich und aufnehmend sind; denn diese nehmen das Kontagium leichter auf, es dringt in ihre für jeden Einfluß empfängliche Körper, und erzeugt darin die Anfänge des Typhus. Die zweite Ursache, warum oft Menschen in dem Dunstkreise des typhösen Kontagium sich aufhalten, und dennoch hier von der Krankheit verschont bleiben, liegt darin, daß sie eine gute Beschaffenheit der reinigenden Organe besitzen. Sie nehmen das Kontagium auf, theilen es Andern mit, werden aber selbst nicht von der Krankheit befallen. So hat Ackermann mehrere Beispiele erlebt, daß rüstige Krankenwärter, ohne selbst von einer Krankheit befallen zu werden, den zerstörenden Krankheitsstoff in ihre Häuser übertrugen, und ihre Familien damit angesteckt haben. Zugegeben, daß diese Leute das Kontagium in ihren Kleidern fortgetragen haben, so ist doch von der andern Seite gewiß, daß diese Leute fast den ganzen Tag in den Krankensälen zubringen, das Kontagium in ihre Lunge einziehen, auch daß es die Oberfläche der Haut aufnehmen kann; wenn es daher ihnen unschädlich wird, so muß dieses allein der Energie der nach außen wirkenden Organe, welche die negativen Pole der Lebenssysteme darstellen, zugeschrieben werden. Diese reinigenden Organe sind im Luftsysteme die ausdünstenden Gefäßgeflechte der Haut und der Lunge, im Verdauungssysteme die Leber und die ihr untergeordnete Milze und im Gefäßsystem, die Nieren. Wenn sich daher Jemand der Ansteckung aussetzt, so kann er dennoch von der Krankheit frei bleiben, wenn auch der Krankheitsstoff sich in seinen Körper eingeschlichen hat, wenn nur derselbe sogleich wieder oxidirt wird, das heißt, durch das Haut- und Lungenorgan als kohlensaures Gas und Wasserdunst, oder durch die Leber, als Gallenstoff, oder aber durch die

Nieren als Harnsäure ausgeschieden wird. Man hat sogar bei Personen, welche sich der Ansteckung ausgesetzt hatten, ohne daß die Krankheit zum Ausbruche gekommen ist, doch die Anfänge derselben deutlich beobachtet. Oft hat Ackermann bei denselben Schauder, Ziehen und Reißen in den Gliedern, auch heftige Kopfschmerzen bemerkt, die aber nach einem Schweiße, oder nach einer Diarrhoe, oder nach einem in dem Harne befindlichen ziegelrothen Bodensatze wieder verschwanden. Hier ist sichtbar der Ansteckungsstoff in den Körper aufgenommen worden; allein derselbe ist dem Organismus dadurch unschädlich geworden, daß derselbe, noch ehe er sich dem Thierstoffe hat assimiliren können, schon wieder durch die reinigenden Organe aus dem Körper weggeschafft worden ist. Wo nun aber diese günstigen Umstände nicht Statt finden, wo der Körper auch schon eine Anlage zu einer Krankheit in sich trägt, oder schon durch andere Ansteckungen gelitten hat, kurz geschwächt ist, auch Ekel, Furcht vor einer Ansteckung hat, da wird auch ein solches Individuum den Ansteckungsstoff in den Körper aufnehmen, und zur völligen Krankheit ausbilden, wie sie sich in dem Körper eines Andern erzeugte, der jetzt der Ansteckende wird. — Am wahrscheinlichsten geschieht die Mittheilung des Ansteckungsstoffes auf folgende Weise nach dem eben angeführten Schriftsteller. Sobald das Kontagium sich dem Hautgeflechte nähert, dringt es eben so, wie alle anderen Stoffe des Dunstkreises, welche mit dem Thierstoffe verwandt sind, in die Blutmasse durch das eben genannte Geflecht ein, und gelangt durch seine Freiheit von da aus an den organischen Nerven; und durch die Leitung dieses an die thierischen Systeme, nämlich an das encephalische und das Rückenmarks- oder Bewegungssystem, daher entsteht erst die Erscheinung des rheumatischen Fiebers gerade so, als ob sich die

Krankheit durch die epidemische Konstitution der Luft gebildet hätte, und dann erst die Erscheinungen des angegriffenen Nervensystems. Es geht aber Alles weit schneller, und der Typhus ist schon da, ehe das Fieber in dem Organismus sich schon ausgebildet hat. Deshalb ist es auch richtig, wenn man sagt: das Kontagium erzeuge den Typhus, und jeder Typhus bilde wieder ein Kontagium. Denn wenn gleich ein jedes Fieber eine Reaktion des Nervensystems ist, welches die Lebebensorgane wieder zur Identität ihrer Lebensdifferenz zurückzuführen trachtet, so geschieht dennoch, so lange das einfache Fieber besteht, diese Nervenwirkung bloß durch das organische Nervensystem, und dieses hat keinen Einfluß auf das Nervensystem der höheren thierischen Vermögen; deshalb bleiben diese bei den einfachen Fiebern unverletzt. Von dieser Regel macht jedoch, wie oben gezeigt worden, das Hautsystem eine wichtige Ausnahme, weil hier der mit den Enden der Geflechte verbundene Nerv der Gefühlnerv ist, welcher mit dem Hirn- und Rückenmark analog, und mit demselben Nervenäther angefüllt ist. Deshalb wirkt auch das encephalische System auf das Hautgeflecht, und erzeugt dadurch, dasjenige Kontagium, woraus der Typhus entsteht. Nachdem der freie Ansteckungsstoff in den Körper ist aufgenommen worden, so wird derselbe mit dem Nervenäther angefüllt, in die feinsten Gefäße der Nervenhaut geführt, und wirkt hier als ein fremder Reiz, bewirkt dann als solcher die Reaction des Hirn- und Nervensystems, wodurch ein vermehrter Lebensprozeß in den Hirnhäuten, und somit eine unächte Entzündung entsteht, welche nach dem Grade der epidemischen Konstitution und der Lebenskraft des Individuums sich sehr verschieden zeigt; allein diese Hirnentzündung ist sehr verschieden von der wahren und idiopatischen (encephalitis vera), wenn sie gleich

manchmal mit Heftigkeit und den einer wahren Hirnentzündung ähnlichen Symptomen auftritt, so zeigt sie sich doch größtentheils mit den Zufällen der Kongestion gegen das Gehirn in dumpfer Betäubung und Kopfschmerz, und dieses sind die Symptome der Hirnleiden im Typhus. — Man theilt nun noch den ansteckenden Typhus in den regelmäßigen und unregelmäßigen. Da der aus vorangegangener Ansteckung mitgetheilte Typhus eine selbstständige Krankheit ist, die aus einem beständigen und sich immer gleichbleibenden Miasma entsteht, so hat er auch, wenn nicht Nebenursachen ihn aus seinem von der Natur vorgeschriebenen Geleise ableiten, eine eigene und bestimmte Gleichförmigkeit in seinem Verlaufe, seinen Stadien und Symptomen, wie z. B. das Pokkenfieber, und alle selbstständigen exanthematischen Ansteckungsfieber, die durch Ansteckung ihres Gleichen wieder hervorzubringen im Stande sind. In diesem ordnungsmäßigen Verlaufe heißt er nun ein regelmäßiger Typhus. — Wenn aber Nebenursachen einwirken, welche die Krankheitszufälle des Typhus oder seinen ganzen übrigen Verlauf verwirren, dann weicht er, wie andere exanthematische Ansteckungsfieber, von seinem gewöhnlichen von der Natur festgesetztem Pfade ab, und wird unregelmäßig oder anomal.

Krankheitszustand und Zufälle. Da die Krankheit, welche sich zum Typhus ausbildet, nicht bei allen damit befallenen Individuen gleich ist, noch denselben Gang hat, so muß man auch die schon oben angeführten zwei Ursprünge unterscheiden, nämlich, daß die Krankheit entweder durch die epidemische Konstitution der Luft entstanden ist, oder durch einen regellosen Ansteckungsstoff (Kontagium, Miasma), und von diesem hängen doch größtentheils die Unterschiede der Erscheinungen und Zufälle ab, welche diese

Krankheit darbietet. Wenn nun gleich beide Krankheitsformen in ihren ersten Erscheinungen etwas von einander abweichen, so werden sich dieselben doch in ihrem Verlaufe immer ähnlicher, und in der letzten Periode wird es schwer, ja unmöglich seyn, beide Formen von einander zu unterscheiden. Die erste von dem Genius der Epidemie erzeugte Krankheitsform ist nicht so heftig in ihren Symptomen, und langsamer in ihrem Verlaufe; der Letzte fängt mit Heftigkeit an und geht schnell in den Typhus über. Die Krankheit macht ihren Verlauf in drei Zeiträumen. Der Erste zeigt die Vorläufer des Fiebers (Symptomata febris prodroma), der Andere die Erscheinungen des komplicirten Fiebers, und der Dritte die Zufälle des Typhus. — Vorläufer-Periode des Fiebers. Der Keim der epidemischen Krankheit hält sich in dem einzelnen Individuum lange als solcher auf, ohne daß er zum Fieber ausbricht. Der zu dieser Krankheit sich Neigende, spürt zuerst eine Mattigkeit in den Gliedern und einen ungewöhnlichen Hang zum Schlafe, welches oft einen Zeitraum von drei bis fünf Tage einnimmt; dann folgen kleine Schauer und Ueberläufe, welche wieder aufhören, aber in unbestimmten Zeiträumen wiederkommen. Einige spüren eine Beklommenheit auf der Brust und einen Druck in den Präkordien, der immer verschwindet und wiederkommt. Bei Einigen erscheint die Magengegend aufgetrieben, und eine ungemeine Empfindlichkeit am Unterleibe vorzuwalten, bei Andern findet diese Erscheinung nicht Statt. Der schon in dieser Zeit orange gefärbte Urin, der manchmal beim Lassen einiges Brennen in der Harnröhre verursacht, ist schon ein richtiges Zeichen des einbrechenden Uebels. Den fünften und sechsten Tag in dieser Periode spürt der Kranke ein Ziehen und Reißen durch die Glieder, vorzüglich im Genicke. Das Hinterhaupt wird ihm

schwer; er fühlt eine Kälte in der Gegend des Rückgrates oder des Kreuzes; auch empfinden sie wohl Rückenschmerzen uud eine Beklemmung in der Herzgrube. Andere, die dieses nicht in dem Maaße empfinden, leiden an Blähungen, verstopftem Leibe, oder haben auch Durchfälle, die für den Augenblick zu erleichtern scheinen. Gewöhnlich ist die Eßlust, wo nicht verschwunden, doch sehr gemindert. Schwindet die Eßlust, so stellt sich auch Ekel gegen die Speisen ein, und der Kranke hat eine mit einem weißen klebrigen Schleime belegte Zunge und meistens einen bittern Geschmack. Zu diesen Zufällen gesellt sich auch üble Laune oder Gleichgültigkeit des Gemüths, nach dem Temperamente des Kranken. Diese Zufälle dauern gewöhnlich bis zum siebenten Tage; dann treten die Zufälle des Fiebers ein. — Fieberperiode. Jetzt vermehren sich die Ueberläufe und werden anhaltend; oft tritt auch ein bedeutender Frost ein, welchem eine heftige Hitze folgt, die zwar in der Nacht und gegen Morgen nachläßt, aber nie gänzlich freie Zwischenräume zeigt. Zu gleicher Zeit stellt sich bei den Meisten ein reißender Kopfschmerz ein, der meistens vom Hinterhaupte beginnt, und sich über den ganzen Kopf verbreitet, auch den Kranken am meisten plagt. Der Puls ist dabei voll und hart, und schlägt geschwind, bei Andern ist er weniger voll, aber dann schnell und mehr hart. Bei Einigen stellt sich bei jedem wiederkehrenden Schauer, ein starkes Reißen in den Gliedern ein, oft auch ein heftiger Druck auf der Brust, und eine starke Beklommenheit im Athemholen, welche zuweilen in Lungenstiche ausartet Bei Andern sind die Zufälle des Unterleibes mehr hervorstechend. Die Zunge wird trokken oder mit vielem Schleime belegt, und klebt an dem mit vielem Schleime überzogenen Gaumen. Der Kranke hat Ekel und Neigung zum Erbrechen,

bricht auch zuweilen und leert meistens einen bitterschmeckenden oft galligten Schleim aus. Der Unterleib wird hauptsächlich am Oberschmerbauche etwas ausgeleert; es erfolgen oft mehrere breiige, stinkende Stuhlgänge, welche gegen das Ende dieser Periode galligt und wässericht werden; dabei hat der Kranke einen brennenden Durst, den keine Flüssigkeit, die man ihm zum Trinken reicht, zu stillen vermag; der Urin ist sparsam und sehr roth gefärbt. Diese Zufälle werden alle bedeutender, wenn der Arzt am Anfange des Fiebers ein leichtes Abführungsmittel gegeben hat, welches zwar eine Ergießung in den Darmkanal hervorgebracht, aber diese ergossene Flüssigkeit nicht ausgeleert hat. Dieses ist auch der Fall, wenn Durchfälle, in der ersten Periode der Krankheit entstanden, in die zweite sich fortsetzen. Beim Beginnen des Fiebers werden zwar die Ausleerungen aufgehalten, aber nicht die Ergießung der Gallenstoffe in die Höhle des Darmkanals; in der Fieberhitze erlangen nur diese einen hohen Grad der Zersetzung, entwickeln Gase, und dehnen den geschwächten Darmkanal über seinen gewöhnlichen Durchmesser aus. Von der Aufnahme dieses zersetzten Stoffes wird auch die Blutmasse dünnflüssig und aufgelöset, woher die Flecken auf der Haut entstehen, welche sich nicht selten auch im ersten Zeitraume schon zeigen, und dem Arzte ein richtiges Zeichen sind, daß die Krankheit einer solchen Person sich mehr gegen den gastrischen Pol neige. Auch dieser Zeitraum der Krankheit erstreckt sich im Durchschnitt auf sieben Tage. Auch in dieser Periode kann sich die Krankheit durch eine Krise entscheiden, die oft die Natur, oft auch die ärztliche Kunst herbeiführen. Ist dieses der Fall, so vermindert sich das Fieber gegen den dritten Tag; der Kopfschmerz nimmt ab, und die inneren Sinne werden freier; es treten erleichternde Schweiße ein,

ein, die sich über den ganzen Körper verbreiten, säuerlich riechen, oder klebricht sind, der noch immer dunkelrothe Urin schlägt einen Bodensatz nieder, der anfangs weiß, aus phosphorsaurer Kalkerde, dann aber roth, aus harnsaurem Ammoniak zu bestehen scheint; wenn diese krisischen Ausleerungen erscheinen, vermindert sich das Kopfweh und die Fieberhitze, das Gefühl des Wohlbehagens folgt jenem der Unruhe, und um den siebenten oder neunten Tag der Krankheit tritt völlige Genesung ein. Hier erscheint nun die Krankheit gehoben, ohne die Typhushöhe erreicht zu haben, welches meistens nur geschieht, wenn sie sich ursprünglich gebildet hat, und nicht durch Ansteckung ist, übergeben worden. Wenn nun dieses Alles nicht geschieht, sondern das Gegentheil, die Zufälle des Fiebers sich vermehren, so tritt der dritte Zeitraum der Krankheit ein, der sich nicht bloß durch Nervenzufälle auszeichnet, sondern auch, wenn die Krankheit durch Ansteckung entstand, durch schnelles Durchlaufen der zwei ersten Zeiträume, und dann durch eine gewaltsame Erschütterung des Nervensystems in dem dritten und letzten Zeitraume, also hier zum Typhus wird. — Typusperiode. Bei der Entwickelung des Typhus aus dem Fieber macht sich folgender Gang der Erscheinungen bemerkbar. Am siebenten Tage keine Krise, oft nur partielle Schweiße am Kopfe und Halse; der Urin wird zurückgehalten und oft nur sparsam gelassen; er wird bald trübe, ohne einen bestimmten Bodensatz niederzuschlagen; wässerige Stuhlgänge werden seltener; der Stuhl und Harn fließen unwillkührlich ab; der Unterleib fängt an nateorisch zu schwellen; der Kopfschmerz steigt bis zum höchsten Grade, so daß er in den meisten Typhuskranken bald in ein Gefühl von Dumpfheit und Schwindel, ohne hervorstechenden Schmerz, übergeht, und der Kranke eine übrigens nicht wünschenswerthe Erleichterung

spürt. Die Sinne werden bald getäuscht, die Einbildungskraft verwirrt, und es treten zuerst in einem unruhigen unterbrochenen Schlafe Phantasien und Irreden ein, die aber beim Erwachen wieder verschwinden, so daß der Kranke sich der Träume erinnert. Dieser Zeitpunkt der Krankheit, wo die Erscheinungen sich dem Charakter nach sehr verschieden zeigen, ist der merkwürdigste für den Arzt. Bei Einigen steigt jetzt das Irreden auf den höchsten Grad; wilde Phantasien bemächtigen sich des Kranken; er wird unruhig, wirft sich im Bette umher, wähnt sich gesund, schreiet, raset, will mit Gewalt aus dem Bette aufstehen, entläuft auch oft den Wärtern. Dabei ist das Gesicht roth und aufgelaufen, der Kopf überhaupt sehr erhitzt, die Augen sind hervorgequollen, und die Gefäße der Konjunktiva mit rothem Blute gefüllt; dabei schlägt der Puls hart, voll und geschwind. Bei Andern stellen sich keine wilde Phantasien ein, sondern man bemerkt nur ein stilles Hinbrüten und Irreden; auch ist das Gesicht nicht so roth, die Gesichtsmuskeln sind in einer Art von Abspannung, die Augen trübe, aber die Gefäße der Konjunktiva mit rothem Blute gefüllt; der Puls ist hier nicht voll, aber hart und geschwind. Die Begleiterin dieses Zustandes ist eine fast anhaltende, im erstern Falle stärkere, im andern schwächere Fieberhitze. Die Zunge wird trocken und mit einer braunen Kruste überzogen, auch aufgerissen; auch besetzen nicht selten Schwämmchen die Zunge, den Gaumsegel und den Schlund. Der in der Fieberhitze unauslöschliche Durst wird an dem Kranken nicht mehr verspürt, und das Getränk, welches dem Kranken auf Befehl des Arztes gereicht wird, wird von denen, deren Verdauungssystem vorzüglich leidet, mit Mühe verschlungen, und läuft mit einigem Kollern durch den Schlund in den durch Gas ausgedehn-

ten Magen. Uebrigens mag der Kranke viel oder wenig trinken, so läßt derselbe doch nur sehr wenig Urin, und solchen meistens unwillkührlich. Er ist sehr roth, schlägt aber im Gefäße keinen bestimmten Bodensatz nieder. Bei Vielen tritt auch eine völlige Harnverhaltung ein; die Stühle sind unwillkührlich, wässerig und sehr übelriechend. Bei diesen Zufällen hat der typhöse Zustand seine Höhe erreicht. — Wenn nun durch das allmählige Schweigen der Nervenzufälle die Krankheit nicht in das Fieber zurückkehrt, und in diesem durch wohlthätige Krisen die Lebensthätigkeit wieder hergestellt wird, so sinkt die Maschine, durch die erschöpfte Kraft, zusammen. Der Ausgang der Krankheit zum Tode geschieht auf folgende Weise. Die heftigen Bewegungen im Zentralorgane des Nervensystems erschöpfen die Lebenskraft im ganzen Organismus; der Puls fängt an kleiner und geschwinder zu werden, und wird bald so schwach, daß er sich leicht mit dem Finger zusammendrücken läßt. Der stets heftig phantasirende Kranke, wird auf einmal ruhiger, und schläft meistens mit halb offenen Augen. Aus diesem Schlafe wird er zwar in der ersten Zeit noch leicht aufgeweckt, auch selbst das geringste Geräusch erweckt ihn auf einen Augenblick; allein er fällt bald wieder in den Schlaf zurück, aus dem er dann um so schwerer wieder zurückgerufen wird, je länger derselbe anhält. Es stellt sich dann (bei Vielen auch schon früher) ein Sehnenhüpfen ein, welches beim Greifen des Pulses an der Handwurzel deutlich bemerkt wird. Dieses Sehnenhüpfen geht in ein Zittern der in einem gewissen Krampfe liegenden Beuger der Finger aus, und der Kranke fährt mit den Händen über die Bettdecke und zupft an derselben, oder hebt sie zitternd empor, indem er die Finger unwillkührlich öffnet, und schließt: das Flockenlesen. Bei den Kranken, bei welchen Verdauungsbeschwerden oder Leiden hervor-

stechen, bemerkt man oft ein Knirschen der Zähne, Verziehen der Gesichtsmuskeln, wie beim Sardonischen Lachen (Spasmus cynicus, risus Sardonius). Bei diesen steigt auch jetzt mehr und geschwinder die Höhe des Bauches, und derselbe wird trommelartig gespannt; unwillkührliche stinkende Stuhlgänge werden ausgeleert, ohne die Ausdehnung des Unterleibes merklich zu vermindern, dagegen findet man nichts von alledem bei jenen, bei welchen der rheumatische Charakter der Krankheit sich mehr hervorstechend zeigt. Bei Allen aber nimmt zugleich mit dem Pulse das Athemholen ab; es wird kleiner und schneller, und endlich auch beschwerlich und keuchend. Jetzt wird der Kranke im Gesicht mit einem partiellen kalten Schweiße übergossen, das Gesicht und die Lippen werden bleyfarbig und bläulich (lividus color), die Nase spitzt sich, die Augen fallen ein, Zunge und Zähne sind mit einem schmutzigen braunen Kleber verunreiniget; der Kranke kann nichts mehr hinunterbringen; der Puls ist kaum mehr zu fühlen, und weicht von der Handwurzel zurück; die Extremitäten werden kalt, das Athemholen unterbrochen, und allmählig mit demselben hört Herzschlag und Leben auf. — Man läßt auch diese Krankheit acht Stadien durchlaufen; nämlich 1) das Stadium der Ansteckung, welches wahrscheinlich nur eine Dauer von wenigen Augenblicken hat, in welchem das Ansteckungsgift auf den gesunden menschlichen Körper so übertragen wird, daß es gleichsam Wurzel faßt, um früher oder später zu keimen. Merkmale dieser Aufnahme des Giftes sollen sich in dem Augenblicke, wo es geschieht, nicht zeigen. — 2) Das Vorläufer-Stadium, zwischen der Ansteckung und dem eigentlichen Ausbruche des Fiebers. Es zeigen sich dabei, die schon oben, S. 445, angeführten Zufälle. Die Dauer läßt sich

nicht bestimmen, da man die Zeit der Ansteckung nicht weiß. — 3) Das Stadium des Fieberanfalles; es tritt mit den oben, S. 446, angeführten Zufällen ein, besonders das schmerzhafte Ziehen und Frösteln über den Kopf und in den Wirbelhäuten, und der erschütternde Fieberschauer mit zwischenlaufender Hitze, so daß man das Bett suchen muß, um Ruhe und Wärme zu finden. Die Krise ist hier selten kürzer, als sechs, selten länger als — zwölf Stunden. — 4) Das inflammatorische oder entzündliche Stadium, welches sieben Tage dauert. Der Typhus behauptet in diesem Stadium den Charakter eines Irritationsfiebers mit catarrhösen und exenthematischen Zufällen. Uebrigens hat der inflammatorische Charakter in diesem Zeitraume nirgends das Gepräge eines vollkommnen rein und ächt entzündlichen Fiebers, sondern es ist theils mit catarrhösen, theils mit gastrischen Zufällen so vermengt, daß dadurch die Diagnose dem Ungeübten sehr erschwert wird, und daher ist dieser Umstand um so genauer zu berücksichtigen, als er in der Praxis dieser Fieberkrankheiten schon so vielen Anlaß zu unzähligen Irrungen gegeben hat. Die catarrhösen Zufälle in diesem Zeitraume des Typhus äußern sich deutlich in der Röthe, in der leichten Entzündung (oculi pulverulenti), in dem Thränen der Augen, und den mit zähem Schleime verstopften Nasenöffnungen; in ähnlichen Erscheinungen im Munde, im Rachen, in den rückwärtigen Nasenlöchern, selbst in der Kehle und Luftröhre, womit ein Husten und eine Beklemmung der Brust, also eine gelinde Lungenentzündung verbunden ist. Oefteres, nicht starkes, Nasenbluten, und oberflächliche leichte Rachenentzündungen zeigen deutlich an, wie sehr in diesem Zeitraume die Schleimorgane dieser Gegend eingenommen zu seyn pflegen. Diese Zufälle sind eine unmittelbare Wirkung des typhösen Ansteckungs-

stoffes bei Menschen und selbst beim Hornvieh. Bei Ersteren kommen noch die gewöhnlichen catarrhösen Beläſtigungen hinzu, welche in einem ziehenden Schmerze eigener Art in den Gliedmaßen bestehen. Die gastrischen Zufälle sind bei diesem Typhus (eine von ungefähr entstandene gastrische Complikation ausgenommen) immer nur effectiv, niemals ursächlich, mit den catarrhösen immer in einigem Zusammenhange, und wahrscheinlich nichts anderes, als eine ähnliche, aus verletzter Sekretion und Absorption entstandene schleimigte Ansammlung in den ersten Wegen, die dann Magenbeschwerden, Eckel, Erbrechen, weiße belegte Zunge, verdorbenen Geschmack, gestörte Darmexkretion ꝛc. hervorbringt. Auch der gereizte Zustand der Leber und dann die krankhaft abgeschiedene Galle selbst, tragen noch das Ihrige zur Vermehrung dieser gastrischen Zufälle bei. In diesem Zeitraume, wo der Typhus einen hervorstechenden Entzündungscharakter überhaupt verräth, beobachtet er auch einen, die nächtlichen Verschleimungen abgerechnet, einigermaßen continenten Verlauf. Wenn aber manchmal auffallende Verschleimungen und darauf folgende Nachläſſe wahrgenommen werden, so geschieht solches immer mehr zufällig und aus hierzu gegebener Gelegenheit. Jedoch treffen die kritischen Exacerbationen am Ende des dritten und am Ende des siebenten, so wie später am Ende des zehnten und am Ende des vierzehnten Tages genau und pünktlich ein, und sind von auffallenden mehrstündigen Verschleimungsfällen begleitet, auf welche wieder bedeutende Nachläſſe folgen. — 5) Das nervöse Stadium, welches den zweiten siebentägigen Cyklus des Typhus bestimmt, und in der Regel und im ordentlichen Verlaufe bis zum vierzehnten Tage dauert. Es bildet sich in diesem Stadium, ohne vorausgegangenen neuen Schauder, eine neue oder erhöhete Fieberhitze, bei welcher

der vorhin inflammatorische Charakter, so wie die exantematischen Zufälle gänzlich verschwinden; dagegen treffen alle Zufälle eines Nervenfiebers oder des nervösen Charakters in Fiebern hier ein. Das Nervensystem leidet jetzt vorzüglich, und es treten die schon oben, S. 448, beschriebenen Zufälle der Typhusperiode ein. — 6) Das Stadium der Krise, in welchem die Krankheit eine Wendung nimmt. Am Ende des dreizehnten Tages nimmt das Fieber merkbar zu, die Hitze wird glühender, die Arterien hüpfen stärker, das Gehirn scheint mehr zu leiden, und es tritt ein vorzüglich soporöser Zustand ein; dann aber gemeiniglich nach zwölf Stunden, und am vierzehnten Tage der Krankheit, neigt sich die frühere trockene Haut zur Ausdünstung, und alle oberflächlichen Ausgangsmündungen des Körpers scheinen sich zu öffnen, und vom schnürenden Krampfe befreit zu werden, und jetzt tritt der entscheidende Zeitpunkt ein. Bei Einigen erscheint wiederum ein Nasenbluten, welches den Kopfzufällen große Erleichterung bringt. Entsteht kein Nasenbluten, wie es doch gewöhnlich der Fall ist, so wird wenigstens die früher trockene Nase feucht, und die Unreinigkeiten darin flüssig, welches nnter öfterem Niesen geschieht, wodurch bei dem unteren Volke die Bemerkung gekommen ist, daß das Niesen ein Merkmal der Genesung sey. Auch die Zunge wird jetzt feucht, reiner und röther, besonders an der Spitze, und so der Fälle mehr. In allen Fällen dieser Kraukheit wird aber die gesammte äußere Haut von einer wohlthätigen Ausdünstung befeuchtet, aus welcher bald ein allgemeiner Schweiß entsteht, der sich besonders an der Stirn und in der Halsgrube in hellen Tropfen sammelt. Sein Geruch hat etwas Specifisches, was sich mit Worten nicht ausdrücken, auch mit andern Gerüchen nicht vergleichen läßt, doch ist der Geruch gerade nicht un-

angenehm. Auch der Urin wird jetzt wieder in größerer Menge und mit einiger Behaglichkeit gelassen; dann bringen auch, und vorzüglich, die Stuhlgänge jetzt eine Erleichterung, die entweder durchfallartig oder breiartig sich zeigen oder abgehen. Diese entscheidenden Krisen treffen beim ansteckenden Typhus, wenn er einen leichten und regelmäßigen Lauf beobachtet, gemeiniglich am vierzehnten Tage ein. Auch sind sie an diesem Tage überhaupt so beschaffen, daß sie einen jähen Abfall der Krankheit, sey es in Gesundheit oder in Tod, hervorbringen. In selteneren Fällen geschieht die Krise in die Gesundheit am siebzehnten Tage; sie ist dann aber niemals so jähe entscheidend, sondern es geht am vierzehnten Tage immer schon eine bedeutende Erleichterung voran; denn der Typhus behauptet in seinem ungehinderten Laufe einen Zeitraum von zweimal sieben Tagen. — 7) Das Stadium der Abnahme. Bei einer entscheidenden Krise, folgt bald nach derselben, gewöhnlich schon nach zwölf Stunden, der Zeitraum der Abnahme. Diese geschieht nur nach und nach, und ist von der Convalescenz selbst wesentlich unterschieden; denn in der Abnahme sind noch immer einige wesentliche Zufälle des speciellen Charakters der vorangegangenen Fieberkrankheiten, obgleich weit weniger an der Zahl, und weit geringer an der Stärke vorhanden. In der Convalescenz selbst verschieden, aber dieselben, und es bleiben nur die allgemeinen Zufälle eines Uebelbefindens zurück. Auch wird vermuthet, daß in dem Zeitraume immer noch kleine, jedoch sehr merkliche Nachkrisen eintreten, welche den Rest der Krankheit nach und nach heben, und die Genesung erst nach mehreren Zeitstufen allmählig zurückbringen, obgleich eine, dem Anscheine nach augenblickliche, entscheidende Krise voranging. Diese allmählige Abnahme soll noch volle sieben Tage dauern. Indessen

ist die entscheidende Krise immer die wichtigste; denn von derselben hängt die Entscheidung des Geschickes des Kranken ab. Das Erste, was hier am auffallendsten umschlägt, ist das Irreseyn; denn der Kranke erwacht nun aus einem Traume oder aus einer Trunkenheit, der eingenommene Kopf wird freier, und Manche erlangen augenblicklich ihr volles Bewußtseyn wieder. Die äußeren Gegenstände fangen an ihn zu interessiren, und er nimmt auffallenden Antheil an Allem, was ihn umgiebt. Alle edlen Empfindungen erwachen jetzt, und scheinen dem Gemüthe eine Erleichterung. Der Puls wird wieder ruhig, gleichförmig, frei, nur ist er noch schwächer, als im gesunden Zustande. Das Athemholen und die Wärme des Körpers werden gleichförmig und mäßig, und der Durst verschwindet gänzlich; auch die Eßlust stellt sich, so wie der natürliche Schlaf, wieder ein, nur ist er noch nicht so erquickend, wie beim Gesunden. — Krankhafte Erscheinungen sind noch ein Gefühl von Mattigkeit und Kraftlosigkeit, eine Abgeschlagenheit des ganzen Körpers, besonders der Gliedmaßen; schnelle Ermüdung nach jeder Bewegung und Anstrengung; Bläße und Eingefallenheit des Gesichts, Schwindel und Schwere des Kopfes, und ein eignes unbehagliches Gefühl in demselben, das zwar lästig, aber nicht schmerzhaft ist, und durch anhaltende Schwerhörigkeit und Ohrensausen erhöhet wird ꝛc. ꝛc. Dieser Zustand dauert beinahe noch sieben Tage nach der Krise, wobei sich mit jedem Tage einige Zufälle bessern und die Kranken sich der Genesung nähern. Die Kräfte nehmen so zu, daß sie nach und nach den ganzen Tag außer dem Bette seyn können; täglich mehrt sich nun die Stärke des Körpers und des Geistes, und es tritt nun — 8) das Stadium der Convalescenz oder der Wiedergenesung ein, in welcher die früheren Krankheiten gänzlich ver-

schwunden sind. Zu dieser Periode gehören noch die Unrichtigkeiten der Excretionen, ein hartnäckig verstopfter Stuhlgang und die noch nicht regelmäßige Menstruation bei Frauen; denn der thierische Haushalt braucht jetzt zu viel Säfte zur Wiederernährung. Sobald sich die Excretionen alle wieder freiwillig einfinden, kann erst der Mensch wieder vollkommen genesen heißen, wozu manchmal ein Zeitraum von mehreren Wochen erforderlich ist, da die Convalescenz nicht so schnell nach dieser Fieberkrankheit vor sich geht, als nach andern. Der Mensch wird aber dann auch so gesund, als er es vor der Krankheit kaum war; seine Gesundheit bleibt dauerhaft, und er ist oft nicht nur vor den Anfällen der nämlichen, sondern auch anderer Fieberkrankheiten lange gesichert. Ja man hat Beispiele, daß frühere hartnäckige chronische Uebel, durch diese Krankheit vollständig gehoben wurden. Zwei erfahrene Französische Militairärzte, Dr. Baidy und Dr. Roux, sahen Ersterer eine Brustwassersucht und Letzterer eine veraltete Gicht nach einem überstandenen Typhus gänzlich verschwinden. — Hier muß beim Typhus nun noch aufmerksam gemacht werden, daß so wie die Pocken, Masern, der Scharlach, das Pestfieber und alle ansteckenden Fieberarten, nicht immer, ja am seltensten, einen regelmäßigen und der eigentlichen Natur der Krankheit anpassenden Verlauf beobachten, sondern aus mancherlei Ursachen auch vielen Abweichungen in ihrem Verlaufe unterliegen, obgleich der Ansteckungsstoff für sich nur immer die nämliche Fieberkrankheit und den nämlichen Verlauf verursachen dürfte, eben so gilt dieses auch von dem gemeinen ansteckenden Typhus. Die Ursachen sind mannigfaltig, warum derselbe Ansteckungsstoff in verschiedenen Individuen verschiedene Krankheitserscheinungen hervorbringt, und warum also verschiedene Abweichungen vom gewöhnlichen Verlaufe oder ver-

schiedene Anomalien entstehen. Die bekanntesten sind folgende: 1) Die vorläufige Beschaffenheit des Subjekts oder dessen Körperdisposition vor der Ansteckung. Je nachdem nämlich das Subjekt alt oder jung, blutleer oder vollsaftig, schwach oder stark, schlaff oder straff, mehr oder weniger reizbar und stoffempfänglich in einzelnen Organen oder zu verschiedenen Lokalleiden übel disponirt, mit verschiedenen anderen Krankheitsanlagen oder wirklichen Krankheiten bereits behaftet, durch verschiedene Lebensarten verschieden gestimmt ist ꝛc., bekommt auch die aus dem sich immer gleichförmigen typhösen Ansteckungsstoffe entstandene Krankheit, verschiedene Modifikationen, Formen und Abweichungen von jener Richtung, welche ihr die eigentliche Krankheitsursache übrigens zu geben pflegte. — 2) Die herrschende Constitution, von welcher jede Krankheit, besonders aber jede Fieberart, jene Wendung erhält, welche die Gewalt der verschiedenen dominirenden Hauptcharaktere nach so vielen Erfahrungen ertheilt. Die ansteckenden Fieber unterliegen dieser Botmäßigkeit noch weit mehr, als die sporadischen. Je nachdem nun diese herrschende Constitution inflammatorisch, galligt oder zu intermittirenden Fiebern geneigt ist, wird auch der eigentliche Charakter des Typhus, besonders in einzelnen Zeiträumen, von derselben hingerissen, und entweder so übewältiget, oder so exaltirt, daß das natürliche Bild dieser Krankheit durch Verlöschung, oder im Gegentheile durch Grellheit entstellt wird, und daß nun auch die Hülfsmittel aus tieferen oder ganz aus anderen Quellen zu holen sind. Jede herrschende Epidemie, sie mag aus der Jahreszeit, Witterung oder welch einer anderen Ursache entstehen, äußert diese auffallende Superiorität, so wie über andere Nebenkrankheiten, so auch hier über den ansteckenden Typhus. Daher ist derselbe meistens einfach und

leicht, wenn gar kein vorzüglicher epidemischer Charakter herrscht. 3) Die nebenbei einwirkenden häuslichen schädlichen Einflüsse, die sowohl von Seiten der Lebensart und des diätetischen Verhaltens, als auch von Seiten zufälliger Einwirkungen entstehen; aus verschiedenen schädlichen Nebenursachen, auch verschiedenen Nebenwirkungen, welche den Charakter des durch Ansteckung bereits entwickelten Typhus verschieden umändern und modificiren. Hierzu kann nun selbst ein unschickliches oder gar verkehrt angewandtes Heilverfahren gerechnet werden, wodurch die eigentliche Richtung der vorzüglichen Krankheitsursache verloren geht. Wenn nun diese Momente, entweder einzeln, oder, welches mehrentheils der Fall ist, mehrere zusammen auf eine der eigentlichen Krankheitsursachen, welches hier die Ansteckung ist, einwirken, so entstehen eben so viele Diagonalrichtungen des Krankheitsverlaufes, als verschiedene wirkende Ursachen mit ihren mancherlei Eindrücken vorgegangen sind. Diese Anomalien muß nun der Arzt besonders beim Typhus berücksichtigen, um darnach sein Heilverfahren einzurichten. Hier eine speciellere Uebersicht von diesen Anomalien zu geben, ist nicht der Ort; die meisten Anomalien verschlimmern den Typhus, man beobachtet aber auch nicht selten entgegengesetzte Abnormitäten dieser Krankheit, welche in einzelnen Fällen, wozu die Disposition des Kranken wohl das Meiste beitragen mag, manchmal so leicht mit gelinden Zufällen (Typhus levissimus) erscheinen, daß sich die Kranken oft gar nicht zu Bette legen, und daß die ganze Krankheit mit einer vierzehntägigen leichten Betäubung und unbedeutenden Schmerzen im Unterleibe abgemacht ist, welches manchmal selbst beim Pesttyphus der Fall ist, wie es der Herr von Hildenbrand an der Türkischen Grenze mit eigenen Augen nicht nur gesehen, sondern auch von anderen Aerzten bestätigen hörte, welche die Pest in Konstantinopel,

Smyrna und Cairo zu beobachten Gelegenheit hatten. Ein solcher leichter Typhus wird dann von mehreren Aerzten für ein katarrhöses, oder schleimigtes oder höchstens schleichendes Nervenfieber gehalten, und als solches behandelt.

Sicherung gegen den ansteckenden Typhus. Da es leichter ist sich gegen diese Krankheit durch kluges Verhalten und dazu geeignete Mittel zu sichern, als wenn solche ausgebrochen ist, sie zu heilen; so ist es auch nöthig, durch zweckmäßige Polizeyanstalten in dem Staate, wo diese pestartige Krankheit ausgebrochen, oder durch Truppendurchzüge verpflanzt worden ist, deren Verbreiten zu verhindern, so wie es auch Pflicht eines jeden Einzelnen ist, der mit den am Typhus leidenden Kranken in Berührung kommt, sich vor Ansteckung zu sichern. Da der Typhus eine ansteckende Krankheit ist, die sich hauptsächlich in Feldlagern erzeugt, und von den Soldaten verbreitet wird, so ist es auch nöthig, daß die medizinisch-polizeylichen Maaßregeln von den Soldaten beginnen. Die erste Krankheit, welche in den Soldaten zum Typhus übergeht, ist, wie schon bemerkt worden, ein rheumatisches Fieber; denn der Ausdünstungsstoff wird zurückgehalten, da doch durch die Strapatzen der Thierstoff in eine stärkere Zersetzung geräth. Es muß also die vorzüglichste Sorge der oberen Officiere und Korps-Kommandirenden seyn, auf eine sorgfältige Reinigung und Pflege der Haut ein besonderes Augenmerk zu haben, und in ersterer Hinsicht das Wechseln der Hemden vorzüglich anzuempfehlen, ja zu gebieten; denn da der gebleichte Faden des Flachses und Hanfes das Sauerstoffgas aus der Luft anzieht, so sind diese Hemden für das Hautorgan erregend. Da aber im Gegentheil schwarze Wäsche von dem öligen Schweiße und den Absonderungen der Talgdrüsen der Haut durchzogen ist, so ist sie dadurch eine große Ursache der zurückgehaltenen Ausdünstung. Das Baden der Soldaten in

Flüssen, wohin sie Kompagnieweise geführt werden sollen, ist ein großes Vorbeugungsmittel dieser Krankheit, besonders da die zersetzten Thierstoffe in dem Körper des ermüdeten Kriegers sich in der heißen Jahreszeit häufiger erzeugen, als in der kalten, und das Flußwasser den Lebensluftstoff in einem kondensirten Zustande erhält, welcher, von der Haut aufgenommen, die Ausdünstung befördert. Die nach Strapatzen und forcirten Märschen oft plötzlich eintretende Ruhe erzeugt am meisten den Stoff zum Typhus; denn da durch heftige Körperbewegung der Lebensprozeß in allen Organen mit weit mehr Kräften geführt wird, so wird zu einer solchen Zeit auch eine Menge Thierstoff zersetzt. So lange nun die Bewegung gleichmäßig fortdauert, werden diese zersetzten Stoffe immer wieder in gleichem Maaße durch die Haut und stärker bewegte Lunge ausgeschieden; tritt nun aber nach einem forcirten Marsche auf einmal eine plötzliche Ruhe ein, so stocken, da der Antrieb von Seiten des Nervensystems fehlt, auf einmal die während der heftigen Bewegung zersetzten Stoffe, und bleiben in den Gefäßen der Haut, als ein das rheumatische Fieber erzeugender Reiz zurück, der den Keim zur Seuche giebt. Daher sollte kein Soldat erhitzt, und vom Schweiße triefend, sich plötzlich der Ruhe überlassen dürfen; eben so ist auch ein kalter Trunk äußerst schädlich, wenn nach demselben plötzlich Ruhe eintritt; denn da die Kälte den Lebensprozeß auf einmal hemmt, so stockt der durch die Erhitzung zerfallene Stoff in den Gefäßen, der Ausdünstungsstoff wird vermehrt, aber wegen mangelnder Bewegung zurückgehalten. Ueberhaupt ist jede schnelle Veränderung der Temperatur den Soldaten schädlich, und sollte, so viel, als möglich, verhindert werden. Die heftigsten und kontagiösesten Lagerkrankheiten entstehen daher auch gewöhnlich am Ende des Sommers

und im Herbste, wenn der Körper bei einer brennenden Sonnenhitze, durch Märsche und Strapatzen erhitzt, dann in kühlen, oft kalten, Nächten den Nord- und Nordostwinden ausgesetzt wird, besonders in Bivouaken, wo er an einem Feldfeuer vorn bratet, und hinten fast erfriert; er sich auf die kalte, nasse Erde hinlegt, um auszuruhen, und vor Sonnenaufgang von dem kalten Thaue benetzt wird. Ehemals, als die Kriege weniger mörderisch geführt wurden, waren die Soldaten in ihren Lagern und Zelten, hielten Winterquartiere, und waren so vor dem Einflusse einer ihnen nachtheiligen Witterung geschützt; allein jetzt sind sie allen diesen Unbilden um so mehr ausgesetzt, als sie ohne Ruhe und Rast, gleichsam aus einem Kampfe in den andern geführt werden. Wie sehr der Winter auf den Soldaten einwirkt und seine Gesundheit zerstört, besonders wenn er sich von Allem entblößt sieht und dabei von Feinden umringt ist und verfolgt wird, hat der Rückzug Napoleons von Moskau bis Deutschland bewiesen; denn die Franzosen brachten, wie schon erwähnt, den Typhus mit in ihrem Gefolge, der entsetzlich unter ihnen wüthete, und, wo sie durchzogen und einquartirt wurden, den Bürger und Landmann damit ansteckten, ganze Spitäler inficirten ꝛc. Eine vorzügliche Maaßregel gegen den schnellen Wechsel der Temperatur besteht in der angemessenen Kleidung; denn der Soldat muß im Sommer leichte leinene Pantalons, eben solche Kamaschen und gute Schuhe haben; aber auch mit tuchenen Ueberhosen und Mänteln oder Ueberröcken versehen seyn, um sich des Nachts gegen die Kälte zu schützen. Ein ganz vorzügliches Mittel, die rheumatischen Schädlichkeiten von einem Heere zu entfernen, die den Typhus zu erzeugen dienen, sind bei dem Soldaten eine gesunde Kost, das heißt, eine derbe Fleischkost, Hülsenfrüchte, Gemüse, Kartoffeln, Bier, Wein und Branntwein, Letzterer

an Orten, wo kein Wein, noch gutes Bier zu haben ist. Ueberhaupt ist da, wo die epidemische Konstitution die Erzeugung des rheumatischen Stoffes beim Soldaten begünstiget, wenn die Luft neblicht, kalt und naß ist, oder wenn der Soldat durch kalten Regen durchnäßt wird, ein guter Fruchtbranntwein sehr zu empfehlen, und dieser muß dem Soldaten dreimal des Tages zu ¼ Schoppen ausgetheilt werden, welche Austheilung man unterlassen oder beschränken kann, wenn die Luft warm und heiter, oder kalt und rein ist, und für sich selbst schon die Ausdünstung mehr befördert. Dann muß der Soldat nicht die nasse Kleidung auf dem Leibe behalten, wenn er auf dem Marsche vom Regen durchnäßt worden; er muß sie am Abend ausziehen und die Nacht über trocknen lassen; auch das Hemd wechseln, und die Haut durch Reiben und Bürsten wieder in eine größere Thätigkeit zu bringen suchen, welches leicht von einem Kameraden auf den Andern geschieht, besonders wenn es von dem Befehlshaber eines Korps befohlen wird; denn dieses ist immer mehr Sache des die Gesundheit des Soldaten berücksichtigenden Feldherren, als des Arztes, weil jener, solche Vorkehrungen zu treffen, zu befehlen hat, und sie ausgeführt werden müssen. Ein gutes Mittel, um den Krankheitsstoff im Keime zu ersticken, ist der Essig, mit Wasser vermischt, als Getränk. Man gebe daher dem Soldaten im Sommer, wenn er ausgeruhet hat, vor der Ruhe einen Schoppen Wasser, mit ¼ Schoppen Weinessig oder guten Fruchtessig gemischt; im Winter aber lasse man ihm eine schleimige Suppe, aus Reiß, Graupen, Hafergrütze ꝛc. bestehend, reichen, welche mit etwas Essig gesäuert ist. Man kann zu einer solchen Suppe auch Pfeffer oder Ingber (Ingwer) in der gehörigen Menge zusetzen, da manche schwache Magen den Essig nicht gut vertragen können, aber ihn so eher vertragen.

Gute Vorbeugungsmittel gegen den Typhus und alle ansteckenden Krankheiten beim Soldaten im Felde, auf Märschen, im Lager und Bivouak ꝛc., sind:

1) Daß die Montur nirgends drückt und die freie Bewegung hemmt; besonders muß die Halsbinde lose sitzen, die Beinkleider keine Sprung- oder Steigrieme haben, damit der Soldat beim Marschiren nicht gehindert wird, sondern einen freien Gebrauch von seinen Beinen machen kann; auch darf die Brust nicht eingeengt werden, damit eine ungehinderte Respiration Statt finden kann. — 2) Vor dem Ausmarschiren muß der Soldat jederzeit etwas zu sich nehmen; ein Stück Brod und ein Schluck Branntwein reichen schon hin; von Letzterem aber mehr beim Ausmarsche zu nehmen, ist nicht zu gestatten, weil schon der Marsch erhitzt, selbst im Winter, und daher der Körper keine durch Branntwein erzeugte Erhitzung nöthig hat; denn statt, daß der Branntwein mehr, als nöthig ist, genossen, Stärke und Munterkeit verleihet, macht er müde, unlustig und schläfrig, verursacht Kopfschmerzen, die sich mit jedem Schritte vermehren; auch wird der brennende Durst, wenn es heiß ist, dadurch nicht gestillt, ja er kann selbst auf dem Marsche, in Unmaaß genossen, den Schlagfluß erzeugen. — 3) Ein aufgeheitertes Gemüth (das Scherzen, Lachen und Singen) erhält den Körper frisch und kräftig, und schützt mehr die Gesundheit, als alles Andere; daher ist das Trommelschlagen, das Blasen auf Blechinstrumenten, wornach marschirt wird, auch der Gesang eines Sängerchors, ein Aufheiterungsmittel der Krieger auf Märschen, und im Lager, im Bivouak ꝛc.; denn eine trübe, dumpfe Stimmung, eine immerwährende Sehnsucht nach der Heimath, nach den dort Gelassenen, hemmt die Ausdünstung, erzeugt mit andern Uebeln, z. B. mit Witterungswechsel, schlechten Nahrungsmitteln und Getränken in Verbindung gebracht, rheumatische Beschwerden und macht den Körper zur Ansteckung empfänglich. Auch das Durchziehen durch Dörfer, Städte, fremde Länder beschäftiget die Aufmerksamkeit und er-

hält dadurch den Körper rege, daß Traurigkeit und Niedergeschlagenheit davon fern bleiben. — 4) Den Durst auf Märschen im Sommer mit Brunnen- oder Quellwasser schnell gelöscht, ist schädlich; ein unschädliches Mittel ist dagegen ein Gemisch, welches aus einem Theile Essig, zwei Theilen Branntwein, und zwölf Theilen Wasser besteht. Mit diesem wird die Feldflasche gefüllt. Der Geschmack desselben ist säuerlich, kühlend, und doch stärkend, wie seine Wirkung. Man muß davon erst einige Male etwas in den Mund nehmen, und es darin kurze Zeit halten, ehe man es niederschluckt; denn dadurch wird der Mund benetzt und der Durst schon sehr vermindert, auch wohl gelöscht. Man kann hernach ordentlich davon trinken, aber es nicht hastig hinuntergießen, sondern dann und wann absetzen. Dieses erfrischt und löscht den brennenden Durst, ohne Leibschmerzen oder Durchfall zu machen, wie das frisch geschöpfte kalte Wasser, hastig getrunken, oft thut, und der Körper bleibt bei Kräften.. Im Winter ist es anders, der Durst plagt dann weniger, und man kann eher kalt trinken; aber auch hier thut Branntwein mit Wasser vermischt, oder ein Glas reiner Branntwein zur Löschung des Durstes gute Dienste. — 5) Wenn der Soldat auf starken Märschen oder beim Manöver recht heiß geworden ist, und er hat stark geschwitzt, so darf er es nicht versäumen, das nasse Hemd im Quartier, Lager oder Bivouak auszuziehen und mit dem trocknen, welches im Tornister steckt, zu vertauschen; und kann er das durchschwitzte, schmutzige Hemd auch nicht gleich waschen, so kann er es doch trocknen lassen. Besonders zuträglich für die Gesundheit ist auch das fleißige Waschen und Reinigen des Körpers; nur ist das kalte Waschen bei einem erhitzten Körper nachtheilig; der Soldat muß sich erst abkühlen, ehe er zum Baden oder zum Waschen mit kaltem Wasser schreitet; es ist hier eben so nachtheilig, als schnelles kaltes Trinken bei Erhitzung. — 6) Am nachtheiligsten und geschicktesten rheumatische Beschwerden und Nervenfieber zu erzeugen, ist die Nässe, welche bei feuchter Witterung durch Regen, oder auch beim Durchsetzen durch Flüsse in

die Kleidung zieht und bis auf die Haut dringt. Der Soldat muß sich freilich gegen so etwas abhärten, da es ihm alle Tage begegnen kann, indessen ist es sehr gut, ja nothwendig, daß er trotz dieser Abhärtung und besonders wenn er noch nicht abgehärtet genug ist, darauf denkt, jedem Nachtheil für seine Gesundheit zuvorzukommen. Widrige Witterung, schlimmer, kothiger und oft fast bodenloser Weg darf die Geduld und Munterkeit des Soldaten nicht stören; denn jeder Unmuth darüber macht Alles ärger; der Regen kommt Einem dann heftiger und unausstehlicher vor; der schlimme Weg scheint mit jedem Schritte noch schlimmer zu werden, wenn er auch schon besser wird; so wirkt eine schlimme Vorstellung auf den Körper; dagegen wird dem Soldaten Alles leichter vorkommen, wenn er sich aus dergleichen Widerwärtigkeiten nichts macht, sondern dabei heiter und vergnügt ist. Viele von den Französischen Soldaten der alten Garde, welche mit Napoleon 1812 nach Rußland zogen, kehrten auf dem Rückzuge von Moskwa, im Winter 1812—13, gesund wieder nach Deutschland zurück, während der größte Theil ihrer Kameraden von der Linie, theils von Kälte und Hunger, theils vom Typhus ergriffen auf dem Marsche und in den Hospitälern erlag. Die Französische Garde bestand damals größtentheils aus Soldaten, welche die Feldzüge in Aegypten, in Italien und in Deutschland mitgemacht hatten, und an alle Strapazen gewöhnt waren. Sie äußerten bei ihrer Rückkehr, daß sie nur Salz auf Brod genossen und dazu etwas Branntwein getrunken hätten. Dieses, verbunden mit einer gegenseitigen Erheiterung durch Gesang ꝛc., habe sie aufrecht erhalten. — Es ist daher gut, wenn der Krieger selbst auf kleine Unpäßlichkeiten nicht achtet, sondern seine Schritte munter vorwärts setzt, und sich selbst darüber freut, daß er etwas ertragen kann. Bei nasser, feuchter Witterung ist es gut, wenn der Soldat öfter, das heißt, von Zeit zu Zeit, ein Gläschen Branntwein trinkt, damit er hübsch warm bleibt, und auf diese Weise dem Wasser das Feuer entgegensetzt. Beim Gehen durch Wasser und Moräste muß es der Sol-

dat eben so machen, als es schon oben angezeigt worden, er muß das Hemd wechseln und die durchnäßte Montur ꝛc. so schnell, als möglich, am Feuer trocknen; auch sich wo möglich den ganzen Körper trocken reiben. — 7) Bei windigem Wetter und besonders beim Marschiren gegen den Wind, muß man in langen Absätzen recht tief zu athmen suchen; besser noch ist es, wenn der Soldat ein Tuch hat, und solches ganz lose um Mund und Nase bindet, so daß Raum genug zur Luft und zum Athmen bleibt. Der Luftstrom kann dann nicht so schnell vom Munde weggeführt, und das Athmen nicht so sehr, als es sonst geschehen würde, erschwert werden. Hierdurch schützt man sich vor Brustübeln und mancherlei andern Krankheiten. — 8) Das Essen muß beim Soldaten immer mäßig geschehen, wenn er auch gleich einmal eine tüchtige Mahlzeit thun kann, weil sich ihm die Gelegenheit dazu darbietet; denn nur zu oft ist er genöthiget, eine schmale Kost zu thun, ja sich bloß auf sein Kommißbrod zu beschränken. Die grobe Kost, die er oft zu genießen gezwungen ist, ist seinem Körper am zuträglichsten. Bei warmem Wetter kann man eher trockne kalte Speisen zu sich nehmen, als beim kalten, nassen Wetter; hier muß man suchen etwas Warmes in den Leib zu bekommen, und wenn es auch nur warmes Wasser, mit Branntwein vermischt, worein man Kommißbrod brockt, seyn sollte. Vor allen Dingen hüte man sich aber, wenn man hungrig ist, und lange Mangel an Speisen gelitten hat, schnell dieselben hinunter zu schlingen, ja so viel, als man nur kann, so daß der Magen ganz vollgestopft ist und der Leib anschwillt; dieses thut Schaden, verursacht leicht Bauchgrimmen, und kann zu verschiedenen Zufällen Veranlassung geben, wodurch die Gesundheit zerstört wird. Im Herbste kann bei kalter, feuchter Witterung und dem Genusse von vielem Obste leicht die Ruhr eintreten und rheumatische Uebel, die zu Nervenfiebern und zum Typhus führen, und daher muß der Soldat zu dieser Zeit doppelt aufmerksam auf sich und auf seine Nahrungsmittel seyn, besonders aber auf das Obst im unreifen Zustande; er darf nur reifes Obst

und auch nur sehr mäßig genießen, hauptsächlich wenn er an den Genuß desselben nicht gewöhnt seyn sollte. Am besten ist es, wenn man Obst, aus Mangel anderer Nahrung, genießen muß, daß man dabei ein- oder zweimal am Tage dreißig Pfefferkörner, schwarze oder weiße, verschluckt. Es ist daher nöthig, daß jeder Soldat im Felde immer ein Beutelchen voll Pfefferkörner bei sich führe. Hierdurch kann man Vieles, was durch Essen schlecht gemacht wird, wieder gut machen. Wenn man Fleisch gegessen hat, und Knochen davon übrig bleiben, so wickle man solche in ein Stückchen Papier oder in einen Lappen, und stecke sie in den Ranzen oder Tornister; wenn man nun irgend wo hinkommt, so kann man die Knochen zerhauen und mit Wasser auskochen, so giebt solches eine nahrhafte und kräftige Brühe; man kann nun darin Brod brokken, oder auch Mehl, Eyer ꝛc. hineinrühren, und man hat ein nahrhaftes Gericht, welches den Hunger stillt und zugleich stärkt. Wenn man schon zu Pulver geriebene Knochen mit sich führt, so ist es um so besser wegen des leichteren Transportes. So kommt es auch nicht selten vor, daß altes, oft schon verdorbenes Fleisch erhalten werden kann. Um nun dieses, ja selbst wenn es schon stinkend wäre, noch genießbar und unschädlich zu machen, bediene man sich folgenden einfachen Mittels. Man bestreue dasselbe roh stark mit gepülverter Kohle, auch wenn es schon gekocht worden, und lasse es so einige Stunden stehen; begieße es aber dabei oftmals mit frischem Wasser, wasche es ab, und bestreue es von Neuem mit Kohlenpulver, welches man überall haben kann, wo es Kohlen giebt. — 9) Starke und große Märsche ermüden zuletzt; Viele sind aber auch das Marschiren nicht gewohnt und werden auch schon bei kleinen Märschen müde und marode, oder gehen sich die Füße wund, oder werden zwischen den Schenkeln wund. Hierbei ist nichts Besseres zu thun, als sich fleißig mit Branntwein die Füße und Gelenke zu waschen, wenn diese wehe thun, und zwischen den Schenkeln reibe man die wunden Stellen mit Hirschtalg, auch nur mit gewöhnlichem Lichttalge ein. Wenn die Wunden stark seyn sollten, das heißt,

die Haut schon durchgerieben ist, so mache man davon dem Kompagnie-Chirurgus Anzeige, der dann ein dazu passendes Mittel giebt. Beim Müdewerden denke man nicht daran, daß solches möglich seyn könne, sondern schreite munter vorwärts; der feste Wille thut Alles; denn der Geist wirkt auf den Körper. Und so wie er hier wirkt, so wirkt er auch bei ansteckenden Krankheiten, indem man keine Scheu vor denselben hat, wenn sie sich im Lager eingefunden haben sollten, sondern dasjenige Verhalten in Allem beobachtet und befolgt, was hier vorgeschrieben worden, um sich gesund zu erhalten. — 10) Am Ausruheorte angekommen, sey es im Quartiere, oder im Freien im Lager oder im Bivouak, so thue man zuerst Alles, was schon bei 5) und 6) angezeigt worden. Bei Erkältungen, die beim nassen Wetter jedesmal zu befürchten sind, nehme man vierzig bis funfzig Wachholderbeeren zu sich, die man, wie die Pfefferkörner, immer bei sich führen muß, und dazu trinke man warmes Wasser mit Branntwein vermischt, wozu man ein Stück Kommißbrod verzehren kann. Wenn man bei der schlechtesten Kost des Tages über Pfefferkörner mit oder ohne Branntwein, und des Abends bei Näße und Kälte Wachholderbeeren einnimmt, oder auch, wenn man ihn wo haben kann, Wachholderbranntwein trinkt, so leidet man gewiß weniger an Leibgrimmen, Durchfall, Ruhr, als es sonst geschehen wäre, und dem bösen Nervenfieber wird vorgebeugt. Dieses Alles ist auch doppelt nöthig, wenn der Soldat seine nasse Montur nicht ausziehen und trocknen kann, wie es im Quartiere der Fall ist, sondern sie auf dem Marsche anbehalten und auf der Haut trocken werden lassen muß. Vor allen Dingen müssen nur die Füße trocken und warm erhalten werden; denn dieses hat einen bedeutenden Einfluß auf den Körper, und die Näße der Kleidung wird dann bei den übrigen Vorsichtsmaaßregeln nicht so leicht schaden. Im Quartiere oder Lager kann man sich schon Alles bequemer machen, sich trockner und wärmer halten; auch kann man sich, was besonders zuträglich bei Erkältung ist, Hohlunderblüten mit kochendem Wasser anbrühen, und es mit etwas Branntwein

am Abende trinken; man schwitzt darauf und fühlt sich am andern Morgen wieder munter und gesund. — 11) Beim Einziehen in die Städte und Dörfer, um daselbst Quartier zu machen, hüte man sich vor Liederlichkeit und Ausschweifungen mit dem andern Geschlechte; denn nichts ist dem Soldaten gefährlicher, als dieses; denn außerdem, daß es seinen Körper entnervt und geneigter zur Hinfälligkeit und zu jeder Krankheit macht, setzt er sich auch noch der Gefahr der Ansteckung aus, und diejenigen, welche mit venerischen Uebeln angesteckt worden, müssen nicht bloß die Schmerzen des Uebels erdulden, sondern müssen auch noch in einem solchen Zustande von jedem üblen Einflusse der Witterung die verderblichsten Folgen befürchten; auch vermehrt oder verschlimmert jede Anstrengung das Uebel; denn ehe der Angesteckte erst weiß, was es ist, oder sich dem Feldarzte entdeckt hat, verschlimmert sich schon das Uebel durch Märsche, Manövers ꝛc.; kommt nun noch hinzu, nasse feuchte Witterung, und die Unterlassung der Reinigung des Körpers, so stellen sich rheumatische Uebel ein, die dann leicht, vereint mit dem venerischen Uebel, bösartige ansteckende Fieber erzeugen, also den Typhus, der nur durch Reinlichkeit des Körpers in jeder Beziehung, überhaupt durch das oben angeführte Verfahren, davon abgehalten werden kann.

Wenn aber bei aller Vorsorge und allen Vorsichtsmaaßregeln Soldaten dennoch erkranken, und von einem rheumatischen Fieber ergriffen werden, so müssen diese Individuen sogleich von den Gesunden getrennt, und in das Hospital gebracht, auch in einen besonderen Saal aufgenommen, und von der Gemeinschaft vielleicht schon mit dem Typhus angesteckter Soldaten sorgfältig getrennt werden; denn hier geschieht die Behandlung nur als ein einfaches Fieber, und kann als solches noch leicht geheilt werden, ehe es in den Typhus übergeht, geschieht dieses aber, so muß er aus dieser Fieberstation sogleich entfernt,

und in die Typhusstation gebracht werden. Auch ist es nöthig, daß jeder dieser Säle seine eigenen Krankenwärter und Aerzte habe; und wenn dieses bei den Letztern nicht möglich seyn sollte, so müssen diese, ehe sie zu dem Saale der bloß Fieberkranken hinübergehen, sich erst gehörig durchräuchern lassen, damit der ihren Kleidern vielleicht anhängende Ansteckungsstoff entfernt werde. Eine vorzügliche Aufmerksamkeit, sowohl des Armeekommandos, als auch des militärischen Heilpersonals, verdient die innere Einrichtung der Lazarethe, und hier besonders das Einströmen einer reinen atmospärischen Luft, welche dem Kontagium entgegen ist. Daher müssen die Säle mit zweckmäßig angebrachten Einhängern und Aushängern versehen seyn, damit die Luft nirgends stocke, sondern den Saal durchstreiche, und das der Luft beigemischte Kontagium stets hinaustreibe; auch die reine Luft die Oberfläche des kranken Körpers berühre, auch mit der Lunge in Berührung komme. Dann sind mineralsaure Räucherungen in den Krankensälen nothwendig, sowohl für den Kranken selbst, als auch für das gesunde ärztliche und dienende Personal; denn diese Säuren werden in Dunstgestalt der Luft beigemischt, zersetzen in derselben das beigemischte Kontagium, und reinigen so dieselbe von einem Gifte, welches alle in diesem Dunstkreise Befindlichen wieder einathmen müssen; auch wo ein solcher Dunst den kranken Körper trifft, verbindet er sich mit der Ausdünstung, oxidirt sie, und befördert dadurch eine unschädliche Ausdünstung. Guyton Morveau hat das Verdienst, zuerst in seinem: Traité des moyens de désinfecter l'air, de prevenir la Contagion, et d'en arreter les progrès. (Paris, 1801.) auf diese wichtigen Gegenmittel: der Ansteckung vorzubeugen, aufmerksam gemacht zu haben. Man bedient sich vorzüglich der Dämpfe der Salpetersäure, der gemeinen concentrirten Salz-

säure oder der übersauren Kochsalzsäure. Man entwickelt diese Dämpfe am leichtesten, wenn man in eine gläserne oder eine nicht glasurte irdene Schale zwei Loth Salpeter oder Kochsalz thut, und nach und nach auf diese Mischung dreißig Tropfen der concentrirten Schwefelsäure (Vitriolöl) aufgießt, und mit einem hölzernen Stäbchen oder Span, oder einem gläsernen Rohre die Mischung umrührt. Weit vorzuziehen ist in den Krankensälen aber die Entwickelung der oxigenirten Salzsäure oder des Chlors, oder der übersauren Kochsalzsäure, welche man am besten und wohlfeilsten in den Krankensälen auf irdenen unglasurten Schalen aus einem Loth Kochsalz und einem Quentchen Braunstein entwickelt, indem man darauf nach und nach dreißig bis vierzig Tropfen Schwefelsäure so lange unter Umrühren der Mischung zu gießt, bis keine Dämpfe mehr entbunden werden. Alle Stunden, oder nach Umständen alle zwei Stunden, werden immer wieder neue Dosen von concentrirter Schwefelsäure zugeschüttet, so daß auf diese Weise eine beständige Entwicklung der salzsauren Dämpfe fortdauert.*) In den Krankensälen der Typhuskranken sollen nun dergleichen Räucherungsschalen, und zwar zwischen jedes dritte und vierte Bett eine, gesetzt werden; und die Krankenwärter sollen gehalten seyn, alle halbe Stunden durch breite hölzerne Fächer, die mit dem Chlor geschwängerte Luft über die Betten der Kranken und durch die Säle zu verbreiten. Diese Chlorräucherungen sollen allen andern Räucherungen weit vorzuziehen seyn, weil diese Säure viel mehr Flüchtigkeit und Ausdehnbarkeit hat, als die Salpe-

*) Man bereitet den Chlor aus gepulvertem Braunstein und Salzsäure; oder aus Kochsalz, Braunstein und Schwefelsäure; oder aus Braunstein, Salz- und Schwefelsäure.

tersäure oder die gewöhnliche Kochsalzsäure; und dann auch weil sie das Sauerstoffgas, welches mit der Säure in einem etwas verdichteten Zustande gebunden ist, leicht fahren läßt, so daß dieses sich sogleich mit dem Substrat des Ansteckungsstoffes verbindet und denselben für die Kranken und Umstehenden unschädlich machen muß. — Nach Einigen soll die oxigenirte Kochsalzsäure, den salpetersauren Räucherungen nachstehen, weil diese weniger die Brust beschweren, jene aber sogar Gefahr bringen, daß Entzündungen in den Lungen und Luftwegen hervorgebracht werden. Allein diese Vorwürfe sind widerlegt und Morveaus l'Anticontagieux par excellance, wie er diese Salzsäure nennt, ist gerettet worden; denn die oxigenirt-kochsalzsauren Dämpfe besitzen weit mehr Expansionskraft, als die salpetersauren Dämpfe, und daher verbreiten sie sich eben so geschwind in der Luft, als sie in die Lungen eindringen, woraus hervorgeht, das der Ansteckungsstoff durch solche am geschwindesten ergriffen und zerstört werden muß. Daß diese Chlordämpfe aber Lungen-Entzündungen erzeugen sollen, ist in Bezug auf die Typhus-Kranken um so weniger zu fürchten, als jede Entzündung, welche bei denselben in irgend einem schwachen Organe Statt finden kann, von dem Kontagium entsteht; wirken also diese Dämpfe zur Tilgung des Kontagiums, so muß dieses wirksame Gegenmittel, weit entfernt eine Lungenentzündung hervorzubringen, solche vielmehr verhüten, ja selbst eine wirklich vorhandene heilen. Was das ärztliche und dienende Personal anbetrifft, so werden diese gewiß immer die nahe Gefahr der Ansteckung, die durch diese Räucherungen abgewendet wird, höher anschlagen, als die entfernte Gefahr einer möglichen Entzündung; und dann wird auch diese dadurch sehr gemindert, daß diese Dämpfe nicht an einem Orte, und nicht aus einem Gefäße für

den ganzen Saal auf einmal, sondern in mehreren Gefäßen und nach und nach entwickelt werden. — Das Kontagium, welches den Typhus erzeugt, stellt sich in unsern Geruchswerkzeugen sehr sinnlich dar, und ist durch einen eigenen faden, modrigen Geruch kennbar, welches besonders in Lazarethen, und an allen den Orten bemerkbar ist, wo mehrere solche Kranke beisammen liegen, ja wo auch nur ein Einziger in einen engen Raume eingeschlossen liegt. Ackermann hat diese Mephitis contagiosa oft selbst auf offener Straße wahrgenommen, wenn diese Kranken aus Hospitälern auf Wagen sind transportirt worden. Auch Essigdämpfe sind zu empfehlen, wenn man nämlich den Essig auf heiß gemachte Steine oder glühendes Eisen in den Krankenzimmern gießt. S. unter Essig, Th. 11, S. 644. — Man hat schon bei den Alten, um diese Mephitis aus den Krankensälen zu verscheuchen, allerhand Vegetabilien darin aufgestellt, z. B. grüne Zweige von Reben, Myrthen, Eichen in mit Wasser gefüllten Gefäßen ꝛc.; auch hat man späterhin allerhand Räucherungen von balsamischen und harzigen Substanzen vorgeschlagen z. B. die Räucherungen, mit Wachholderbeeren und Wachholderholz, mit Mastix, Weihrauch, Benzoe, Storax ꝛc.; allein alle diese Species hüllen wohl diese Mephitis ein, maskiren sie gleichsam, so daß sie auf eine Zeitlang, und so lange der Rauch das Zimmer erfüllt, unserm Geruchssinn verborgen bleiben; allein diese wohlriechenden Rauchwerke können diesen Stoff nicht unschädlich machen, ja sie dienen vielmehr als Leiter desselben, wodurch also dieser Stoff leichter in den Körper der Umstehenden eindringt, und was bei diesen Räucherungen das Schlimmste ist, daß sie selbst der Atmosphäre das Oxigengas entziehen, indem sie mit demselben verbrennen, dadurch die Luft vertreiben, und die Ausdünstung des Kranken zurückhalten; auch er-

scheint der mephitische Geruch bald wieder, sobald die harzigen Dämpfe sich niedergeschlagen haben. Die Mineralsäuren zerstören aber merklich die mephitischen Ausdünstungen, und deshalb sind sie hier besonders zu empfehlen. Auch in den Sälen der Reconvalescenten müssen die Räucherungen mit Mineralsäure fortgesetzt werden, da, wie die Erfahrung lehrt, sich auch dann noch aus dem Körper der Wiedergenesenden sich der Ansteckungsstoff entwickelt. Die wollenen Bettdecken müssen öfters gewechselt, und von der Mephitis durch Schwefelräucherungen befreit werden; indem man nämlich auf einem Hofe zerstoßenen Schwefel in einem besonders zu diesem Zwecke verfertigten Weidenkorbe anzündet, und darüber die wollenen Decken ausbreitet und durchräuchern läßt, wodurch der darin befindliche Ansteckungsstoff zerstört wird. Ferner ist noch eine besondere Sorgfalt darauf zu verwenden, daß die in den Hospitälern krank gewesenen Soldaten aus denselben nicht entlassen werden, ohne daß nicht sowohl ihr Körper, als auch die Kleidungsstücke, welche man ihnen beim Abzuge zurückgiebt, von dem Ansteckungsstoffe auf das Genaueste gereiniget werden, und durch Reconvalescenten der ansteckende Typhus den Bürgern und Landleuten nicht mitgetheilt werden kann. — Bei dem Bürger und Landmann findet ein ähnliches Verhältniß Statt, sich gegen den Typhus zu schützen; auch sie müssen auf ihren Körper in der Bekleidung, mit Berücksichtigung der Jahreszeit, bedacht nehmen, um rheumatischen Uebeln zu begegnen; auch sie müssen sich vor grober schwer verdaulicher Kost und schlechten Getränken hüten, besonders in Zeiten, wo epidemische Krankheiten grassiren, welches besonders bei feuchtem, kaltem Wetter, und bei einem steten Wechsel der Witterung Statt findet. Man muß sich daher so wenig als möglich einer kalten nassen

Luft und einer schnellen Abwechselung verschiedener Temperatur aussetzen. Im ersten Falle bleibt die Ausdünstungsmaterie zurück, und giebt Anlaß zum rheumatischen Fieber; im andern Falle muß sich die Bekleidung des Körpers nach dem Wechsel der Temperatur richten, und wenn eine leichte Kleidung am Tage den Körper zuträglich ist, so muß doch eine wollene oder Tuchbekleidung vor der kühlen Abendluft schützen. Jede heftige Anstrengung und Bewegung in der Hitze muß vermieden werden, und die Mahlzeiten müssen nahrhaft, aber mäßig seyn; meistens in Vegetabilien, und in sauer süßen Früchten bestehen. Der Genuß des Weins, oder eines gut gegorenen Bieres ist hier zu empfehlen. Jeder kalte Trunk, wenn der Körper erhitzt ist, ist schädlich, kalte Flußbäder dagegen nützlich, wenn der Körper gehörig abgekühlt ist. Die Haut kann dann mit einem wollenen Tuche oder einer Bürste sanft gerieben werden. Auf diese Weise wirkt man am besten dem epidemischen Einflusse entgegen, und verwahrt sich gegen rheumatische und gallichte Fieber, und also um so leichter gegen den ansteckenden Typhus. Thut nun die Regierung das Ihrige dazu, sorgt sie dafür, daß keine angesteckten Soldaten eher aus den Lazarethen entlassen werden, als bis eine völlige Heilung erfolgt ist, oder bis überhaupt mit ihnen die oben S. 475 vorgenommene Räucherung vor ihrer Entlassung Statt gefunden hat, so wird der Typhus nicht die Wohnungen des Bürgers und Landmannes berühren. Werden Soldaten bei ihnen einquartirt, so müssen jedesmal die Zimmer, worin sie gelegen haben, beim Abzuge derselben gereiniget, und mit Chlor durchräuchert werden, oder auch beim Landmanne mit angebranntem nassen, frischen und saftigen Holze, oder auch mit Essig auf heiße Steine gegossen, und diesen Rauch oder diese Dämpfe so lange im verschlossenen Zim-

mer zu lassen, bis sie sich an die Wände angelegt und die Effekten darin durchzogen haben, darauf werden die Fenster geöffnet, damit sie hinausziehen können. Auch der scharfe Holzrauch enthält eine Säure, die brenzliche Holzsäure (acide pyroligneux), welche Fourcroy, Adet und Chaptal für wahre Essigsäure erkannt haben. Ackermann hält die Holzsäure für eines der wirksamsten Mittel sich gegen die Ansteckung des Typhus zu sichern, welches selbst den mineralsauren Räucherungen an die Stelle gesetzt werden kann. Da nun dieses Mittel in den Händen aller Klassen, auch der ärmsten Menschenklasse ist, so ist hierdurch dieser Klasse ein Mittel an die Hand gegeben worden, welches sie so gut als die mineralsauren Räucherungen vor dem Ansteckungsstoffe schützt. Der brenzliche scharfe Geruch entzündet zwar etwas die Augen; allein dieser Nachtheil ist gegen den Vortheil nicht aufzuwiegen, den er durch Verhütung der Gefahr einer schrecklichen Krankheit hervorbringt. Das Lagerstroh soll man verbrennen lassen, oder wenn es vom holzsauren Rauche durchdrungen worden, so kann es auch noch zum Düngen gebraucht werden. -- Knoblauch, in Menge genossen, soll vor der Ansteckung des Typhus schützen; die Griechen und Juden wandten schon Knoblauch, Zwiebeln, Weinessig und besonders Branntwein als Schutzmittel gegen die Pest an; auch den Athem durch ein mit Essig gefeuchtetes Schnupftuch gezogen. — Große Reinlichkeit und das Einreiben des Körpers mit Baum- oder Olivenöl, soll als Vorbauungsmittel zweckmäßig seyn. Auch das Kauen von etwas Aromatischen soll beim Besuchen ansteckender Kranken von Nutzen seyn, z. B. das Kauen von Nelken, Cubeben, Kardamom, Kalmus, überzogenen Citronen- oder Pomeranzenschalen ꝛc. ꝛc. — Auch der Arzt, der die Anordnungen zur Verhinderung der Verbreitung des Typhus trifft,

dem die Heilung des Kranken nach seiner Einsicht obliegt, ist der Ansteckung ausgesetzt, und mehrere Aerzte haben diesen Beruf zur Zeit des herrschenden Typhus $18\frac{1}{1}\frac{2}{3}$ mit dem Leben bezahlt. Ackermann sagt von dem Arzte bei dieser Epidemie*): „Das edle und kluge Betragen des Arztes in diesen Zeiten der Noth liegt, wie alle Tugend, in der Mittelstraße. Eitle Furcht vor der Ansteckung muß von ihm so entfernt seyn, als unkluge unvorsichtige Dreistigkeit. Er muß wissen und überzeugt seyn, daß er an jedem Krankenbette den Ansteckungsstoff aufnehmen kann, aber er muß auch von der Wahrheit durchdrungen seyn, daß in seiner Kunst die geeigneten Mittel liegen, wodurch er sogleich diesen gefährlichen Dunst zersetzen, ja auch selbst dann noch, wenn er sich in seinen Körper eingeschlichen hat, unschädlich machen kann. Wenn der Arzt daher gestärkt durch das Vertrauen auf Gott in der Heiligkeit seines Berufs, durchdrungen von der hohen Würde seines Amtes und der Macht seiner Kunst, sich dem Krankenbette mit Zuversicht nähert, so wird derselbe dadurch schon selbst der Gefahr der Ansteckung entgehen, und er kann mit ruhigem Gemüth alle diejenigen Erscheinungen und Symptome auffassen, welche zur Konstruktion des wahren Zustandes der Krankheit und zum Entwurfe eines richtigen Heilverfahrens erforderlich sind. Aber gerade, damit sein Gemüth eine vernünftige Stütze habe, auf welche sich sein Vertrauen gründet, muß er sich mit den wirksamsten Mitteln waffnen, welche ihm seine Wissenschaft vorschreibt, und dieselbe kunstmäßig anzuwenden verstehen. Er soll seine Krankenbesuche nie nüchtern vornehmen, sondern vorher sein gewöhnliches Frühstück nehmen, es bestehe nun in

*) Siehe das oben angeführte Werk von ihm, S. 213 u. folg.

Kaffee oder in Chokolade mit Weisbrod, oder in einer Suppe. Ist das Wetter kalt und naß, oder die Atmosphäre mit Nebel und Dünsten erfüllt, so ist der Gebrauch eines geistigen Getränkes, z. B. eines warmen Weins mit Zucker und Gewürzen, oder auch eines Liqueurs von großem Nutzen; denn diese flüssigen, etwas reizenden Stoffe befördern die Ausdünstung, wirken zugleich den epidemischen Einflüssen entgegen, und reflektiren dadurch aus dem Dunstkreise und von der Oberfläche des Körpers alle schädlichen und ansteckenden Dünste, welche sich demselben nähern. Hat der Arzt ein Civilhospital oder ein Militairlazareth zu besuchen, so muß den dienenden Personen aufgegeben werden, daß unmittelbar vor der zur täglichen Krankenvisite bestimmten Stunde der Saal von allen übelriechenden Dünsten gereiniget und mit Chlor durchräuchert werde (wie schon oben, S. 171, angeführt worden). Vor und um das ärztliche, die Betten der Kranken nach und nach besuchende, Personal muß gleichfalls ein Krankenwärter mit einer Räucherungsschale gehen, welche aber auf einer Kohlenpfanne stehen soll, und wo vier Loth Kochsalz und ein halbes Loth Braunsteinoxid, dreiviertel Schoppen Wasser und ein Quentchen Schwefelsäure beigemischt ist. Die Wärme erhebt geschwinder und schneller die mit Wasserdämpfen gemischten oxigenirten sauren Dämpfe, und stellt so gleichsam eine Schutzwache gegen die Ansteckung dar, in welcher die Aerzte gesichert die Betten der Kranken umgehen, und mit Zuversicht die Körpertheile derselben untersuchen können." — Die Vorsichtsmaaßregeln, welche der Arzt, der typhöse Kranke in der Stadt und auf dem Lande besucht, nöthig hat, bestehen in Folgendem. Nach eingenommenen Frühstücke, und ehe der Arzt seinen Krankenbesuch antritt, muß er seinen Mund mit aromatischem Essig (Pestessig, vinaigre contre la peste) ausspülen, und da-

von auch etwas Weniges (ungefähr einen halben Eßlöffel voll) hinunterschlingen, damit Mund, Rachen und Schlund davon befeuchtet werden; dann muß er sich mit einer Räucherungsbüchse von Dümontier versehen, welche Büchsen jetzt auch schon lange in Deutschland von Mechanikern verfertiget werden. Diese aus dickem Glase bestehende Büchse wird mit ½ Loth des obigen aus dekrepitirtem Kochsalze und Braunsteinoxid bestehenden Pulvers gefüllt, und darauf dreißig bis vierzig Tropfen konzentrirter Schwefelsäure gegossen; dann der Deckel darauf vermittelst des Schraubengewindes fest zugedreht, so daß nicht der geringste Dunst aus derselben aufsteigen kann. — So verschlossen steckt der ausgehende Arzt die Büchse in seine Tasche. So oft derselbe nun in ein Krankenzimmer tritt, in welchem ein am Typhus Leidender sich aufhält, so darf er nur einige Windungen des Deckels aufdrehen, so entwickelt sich sogleich durch die im Deckel befindlichen Rauchlöcher ein unsichtbarer oxigenirter salzsaurer Dampf, welcher sich in die Kleider des Arztes und in seine ganze Atmosphäre verbreitet, und ihn vor jeder Art von Ansteckung auf das Kräftigste bewahrt. Verläßt der Arzt den Kranken, so kann er den Deckel der Rauchbüchse wieder fest zudrehen, und dadurch die Rauchentwicklung sogleich aufheben. Wenn sich der Arzt dieser Räucherungen bedient, wenn er in den Zimmern der am Typhus Leidenden sich aufhält, so ist er dadurch hinlänglich vor der Ansteckung geschützt. — Ein ganz vortreffliches, ja das sicherste Mittel gegen den ansteckenden Typhus und auch gegen jede Art von kontagiöser Krankheit, das gelbe Fieber und die Pest nicht ausgeschlossen, ist der sogenannte Radikalessig (acide acetique). Diese sehr flüchtige und wohlriechende Flüssigkeit scheint in Hinsicht auf die Essigsäure dasjenige zu seyn, was die übersaure Kochsalzsäure ge-

gen die gemeine Salzsäure ist. Der Arzt bedient sich nun dieses Gegenmittels auf die bequemste Art gegen das Kontagium, indem er entweder einige Tropfen davon auf das Taschentuch tröpfelt und solches vor die Nase hält, oder indem er eine kleine damit gefüllte Phiole, die er bei sich führt, öffnet, und so den essigsauren Dunst durch einen Athemzug einzieht. Ackermann hat sich zu diesem Gebrauche ein zwei Quentchen enthaltendes Gläschen mit einem Korkstöpsel in ein hölzernes Futteral einschließen lassen, und es soll hinreichend seyn, wenn die Flasche mit dem Radikalessig gefüllt ist, nur den Deckel des Futterals zu öffnen, um schon so viel von den sauren Essigdünsten einzuziehen und aufzunehmen, als nöthig ist, um die Nasenhöhlen und die Luftwege damit zu versehen. Diese oben angeführten drei Mittel: der Pestessig, die Räucherungsbüchse von Dumoutier und der Radikalessig sind nun bei dem herrschenden Typhus die sichersten Gegenmittel gegen die Ansteckung für die in Lazarethen und Civilkrankenhäusern zu thun habenden Aerzte, Officiere, Direktoren und das dienende Personal, wenn man sie, wie angeführt worden, anwendet. Sobald der Arzt die Krankenbesuche geendiget hat, so ist es nützlich, wenn er den Mund mit aromatischem Essig wieder ausspült, und, wie beim Anfange der Besuche, etwas davon verschlingt; dann wäscht er sich, und, besonders wenn er Hospitalarzt ist, entkleidet er sich von seinem Ueberrocke, und läßt diesen in einem von seiner Familie abgesonderten Zimmer von einem Rauche der schwefelichten Säure durchdringen. Die Mittagsmahlzeit des Arztes muß ernährend und etwas reizend seyn, auch darf der Rheinwein nicht vergessen werden. Durch ein solches diätetisches Verhalten wird die Ausdünstung getrieben, und dadurch dem Ursprunge der

herrschenden Krankheit entgegengewirkt. Vor den Abendbesuchen ist, besonders bei neblichtem Wetter, eine Tasse warmen Thees mit Wein oder Rum, oder auch Punsch, zu empfehlen. Die Abendmahlzeit soll nur mäßig seyn, sie soll aus einer schleimigen Kernsuppe, mit Reis, Gerstengraupe, Hafergrütze ꝛc. mit gutem Weinessig gesäuert, und durch Muskatblüte oder Nuß gewürzt bestehen; dann aus etwas trockenem Fleische, frischem Salate und einem Glase guten Rheinwein. Dieses sind die Verhaltungsregeln, welche Aerzte und andere Personen, deren Pflicht es erfordert, daß sie mit typhösen Kranken in Berührung kommen, halten müssen, um sich, so viel an ihnen ist, vor der Ansteckung sicher zu stellen

Das Heilungsverfahren im ansteckenden Typhus. Der Herr von Hildenbrand sagt im Allgemeinen hierüber:

Wenn man alle hypothetischen Heilarten des Typhus mit kaltem Gemüthe überblickt; so bemerkt man leicht, wie kurz und hinfällig ihre Dauer, wie eitel also ihr Werth, wie unzulänglich ihre Anwendung in der Praxis ist. Schlagen wir aber dagegen den Weg der Beobachtungen und der glücklichen analogischen Erfahrungen, also den Weg einer durch Vernunft geleiteten Empirie ein; dann entstehen unter einem freien und unbefangenen Blicke ganz neue und andere bessere Ansichten, als welche ein durch Hypothesen firirtes Auge gewährt. — Wir finden zuerst, was sowohl die uralte, als auch die tägliche Erfahrung uns lehrte: der ansteckende Typhus wird gleich andern Ansteckungsfiebern sehr oft ohne alle Hülfe der Kunst und der Heilmittel durch bloße Thätigkeit der Lebenskräfte selbst geheilt. Ja er wird als einfache Krankheit immer auf diese Art überwunden, und es wäre für die armen Menschen traurig,, wenn diese Wahrheit nicht richtig wäre. Diese vitalen Kraftäußerungen scheinen daher in diesem einfachen Falle größtentheils nur unterdrückt und nicht wahrhaft geschwächt zu seyn, sonst würde

die Natur die wohlthätig kritischen Explosionen allerdings nicht bewerkstelligen können. Unter unzähligen andern Fällen, die ich theils aus dem Gange der typhösen Epidemie, und aus der Praxis anderer Aerzte, theils aus selbsteigener Beobachtung entnommen, und als Beispiel in diesen Fällen anführen könnte, ist keiner in dieser Hinsicht für mich entscheidender, als die Geschichte meines eigenen Typhus, den ich im Jahre 1795 erlitt. War es Delirium oder Hartnäckigkeit, oder Mißtrauen gegen die Kunst, kurz ich nahm die ganze Krankheit hindurch (außer einem Brechmittel im Anfange, welches ich mir nach einem vorangeschickten Aderlaß selbst verordnete) nichts zu mir, als Limonade und Gerstenschleim, und mein Bedienter war folgsam genug,, alle Arzeneyen, die mir verordnet und aus der Apotheke gebracht wurden, auf meinen Befehl wegzuschütten, so daß mich kein Arzt mehr besuchen wollte; dessenungeachtet überstand ich die Krankheit glücklich, und nach einer günstigen Krise am vierzehnten Tage genaß ich vollkommen. Nicht einmal dem wohlthätigen Reiz eines diätetischen Mittels, nämlich des Weines, habe ich meine Genesung zu verdanken. Auch habe ich mehrere Male solchen Kranken, die einen gewöhnlichen, jedoch nur einfachen, Typhus hatten, geflissentlich keine andern Arzeneyen, als saure Getränke gegeben, und hierbei eine leichte und vollständige Genesung gesehen. Ich stütze mich desfalls auf das Ansehen eines großes Arztes, des Freiherren von Störk, welcher dergleichen Fieber einzig mit dem Sero lactis vinoso (sauren Molken) sehr glücklich behandelte. — Ja noch mehr: die Lebenskräfte sind manchmal auch nach heftigen Krankheitszufällen und Komplikationen, noch mehrere und stärkere Feinde im Typhus zu überwinden im Stande. Unzählige Fälle sind mir auch hierin bekannt, wo Typhuskranke bei Ueberladung des Magens mit schweren Gerichten während dieses Fiebers, bei den niederbeugenden Gemüthskränkungen, bei überflüssig angestellten Aderlässen, bei selbst entstandenen, schwächenden Ausleerungen ꝛc., ohne allen Arzneygebrauch dennoch glücklich genesen sind. Ja, wie oft muß eine wohlmeinende Natur die Fehler nicht

nur einer ungereimten Diät, sondern selbst eines ungeschickten Arztes, und die schädliche Wirkung unpassender Arzneymittel in den Fieberkrankheiten überhaupt, und besonders in den ansteckenden exanthematischen wieder gut machen! — Die vernachlässigte Beherzigung dieser uralten Wahrheit ist Schuld, daß so viele Systeme und so viele sich einander entgegengesetzte Heilarten in der Kunst auf einige Zeit ihr Glück machten, weil in den kritischen Fiebern die wohlthätigen Naturkräfte stärker waren, als die nachtheiligen Wirkungen einer unpassenden Arzney. Alles Gute, was der Arzt im kritischen Fieber leisten kann, geschieht nur auf eine indirekte Art. Ehre dem Ehre gebührt. — Nebst dieser unumstößlichen Wahrheit: daß die Naturkräfte in einem mäßigen und einfachen Typhus immer hinreichend sind, die vollkommenste Genesung einzig für sich allein zu bewerkstelligen, ist noch eine Bemerkung zu machen, daß diese Genesung nicht anders, als in einer bestimmten Zeit, und also nur nach bestimmten und bestimmt andauernden Veränderungen im Organismus geschehe; und daß bisher keine Heilart im Typhus bekannt sey, welche seinen vierzehntägigen Verlauf als Typhus abzukürzen vermögend wäre; ja daß hier, wie bei den Pocken und andern exanthematisch-contagiösen Fiebern, die vollkommene Genesung bei Abkürzung dieses Typhus gar nicht bestehen, sondern nur der Tod denselben abkürzen oder der abgekürzte Typus den Tod herbeiführen können. Da nun die ungestörte Natur den ansteckenden Typhus für sich selbst glücklich zu heilen vermag; daß diese Krankheit ihren so bestimmten Gang hat, welche keine Kunst mit glücklichem Erfolge abzukürzen im Stande ist; daß die Theorie der Kunst keine sichere Heilung aufzufinden vermag, und daß die verschiedenen Hypothesen keine zuverlässigen Stützen gewähren, bleibt also dem praktischen Arzte in der Heilung derselben nichts anders übrig, als diejenigen Operationen der Natur, mit welchen sie beim Heilungsgeschäfte dieser Krankheit zu Werke geht, abzulauern, und so lange dieses unmöglich ist, wenigstens ihre Operationen zu unterstützen, und alle ihnen nachtheiligen Hin-

dernisse so aus dem Wege zu räumen, daß die Naturkräfte frei und ungehindert ihre wohlthätigen Wirkungen zu äußern im Stande sind, bis der Typhus dieser Krankheit überstanden und der contagiöse Prozeß vollkommen beendiget ist. Dieser wird nun die indirekte Heilart genannt, welche keinesweges auf die Krankheitsursache selbst eindringt, die hier unbekannt oder wenigstens in ihrer Wirkungsart unerklärbar ist; sie überläßt den Kampf gegen diese unerkannte Ursache den vitalen Actionen, von welchen bekannt ist, daß sie dieselben zu bezwingen verstehen; sie leitet daher nur die Kraft und die Freiheit dieser Actionen, nnd handelt daher bloß indirekt. Im Typhus besteht nun diese indirekte Heilart darin, daß die Lebenskräfte in einen freien und anhaltend mäßig starken Zustand versetzt, daß alle hier etwa eintretenden Hindernisse entfernt, alle Nebenkomplikationen gehoben, alle lästigen und gefährlichen einzelnen Krankheitszufälle beseitiget und gelindert, und daß zu einer wohlthätigen Krise alle möglichen Vorbereitungen getroffen werden; daß also mit einem Worte so viel, als möglich, dieses Fieber in einen einfachen und mäßigen Zustand versetzt werden, in welchem es durch eine freie vitale Thätigkeit die Genesung erreichen kann.

Die Ordnung, welche in dem Heilungsverfahren des Typhus befolgt werden muß, richtet sich hier vorzüglich nach den oben, S. 445, angeführten drei Zeiträumen, wobei ich der Heilmethode des Dr. Ackermann größtentheils folge. Im Zeitraume der Vorläufer, wo der Patient erst rheumatische, dann gastrische Zufälle verspürt, also ehe das Fieber wirklich ausbricht, erst diese Zufälle, wie sie oben, S. 445, angeführt worden, eintreten, so sind hier oft leichte Mittel, welche auf die Ausdünstung wirken, hinreichend, das ganze Uebel zu heben. Zwei Beispiele bei den bloß rheumatischen Zufällen wird eine mehr erregende Lebensordnung, eine mäßige Bewegung, ein Glas guten alten Rheinweins,

das Reiben der Haut mit einem Flanell oder einer Bürste, Abends ein leichter Chamillenaufguß mit Wein und Zucker, oder auch ein Punschthee, mit Rum und Citronensaft, in so weit hinreichen die Ausdünstung zu befördern, und so der epidemischen Konstitution der Luft und ihren schädlichen Einflüssen entgegen zu wirken. — Wenn aber ein Ansteckungsstoff die Quelle dieses Uebels ist, und der Kranke nebst dem Gliederreißen zugleich Stiche durch den Kopf oder einen heftigen Kopfschmerz verspürt, auch eine Mattigkeit und Abgeschlagenheit in den Gliedern, und der Arzt aus dem angestellten Examen mit dem Kranken erfährt, daß derselbe mit Typhuskranken zusammengekommen ist, also sie berührt hat, so muß hier auf den Ansteckungsstoff gewirkt werden, welches durch Säuren geschieht, und hier sind es vorzüglich die Pflanzensäuren, welche beim inneren Gebrauche den Vorzug verdienen. Die große Kraft der Säuren auf die Zerstörung des Kontagiums ist darin zu suchen, daß sie dasselbe oxidiren, entweder dadurch, daß sie den Sauerstoff ihm zum Theil abgeben, oder daß sich die Säure selbst an die kalische Basis bindet; und aus diesem Grunde will man es herleiten, daß die Pflanzensäuren eine ganz vorzügliche Kraft haben, das Kontagium zu zerstören, wenn sie nämlich als tropfbarflüssige Stoffe zum innern Heilgebrauch verordnet werden. Nicht jede Pflanzensäure hat im Arzneygebrauche bei dieser kontagiösen Krankheit gleiche Vorzüge, ob sie gleich alle den Kohlenwasserstoff zur Basis haben; allein dieser ist nicht in allen Pflanzensäuren in gleichem Verhältnisse zu den Säuren vorhanden, und davon hängt ihre Verschiedenheit ab, welche sie sowohl gegen den Geschmacks- und Geruchssinn, als auch in der Eigenschaft als Heilmittel äußern. Unter allen Pflanzensäuren ist die Essigsäure die vorzüglichste, besonders der wahre Weinessig, daher sollte dieser, wenn

ansteckende Krankheiten grassiren, in keiner Haushaltung fehlen. Sobald nun der Arzt sich überzeugt hat, daß die Ansteckung des Kranken typhös ist, so tritt der Gebrauch von Pflanzensäuren ein. Der Patient muß sich immer des Tages einigemal den ganzen Körper mit erwärmtem Weinessig waschen, und damit die Haut noch mehr gereiniget werde, mit Senfmehl und Essig dieselbe waschen und reiben lassen. Es ist zu diesem Zwecke hinreichend, wenn ¼ Pfund Senfmehl, mit ½ Maaß Weinessig übergossen, und bei gelinder Wärme eine Stunde darin mazerirt wird. Dieses Waschen des Körpers mit diesem Essig kann nach Umständen des Morgens und des Abends geschehen, wobei der Kranke einige Stunden im Bette zubringen muß, um dadurch die Ausdünstung zu befördern. Auch kann dieses noch geschehen durch einen mit leichtem Riechstoffe begabten Thee, als Hohlunderblüte, Chamillenblüte, Lindenblüte ꝛc., wenigstens kann mit diesen Aufgüssen die Ausdünstung vermehrt und unterhalten werden. Die Diät soll säuerlich seyn und meistens aus Pflanzenkost bestehen; auch können hier die Suppen, welche aus Reis, Gerste, Hafergrütze ꝛc. bestehen, mit etwas Weinessig versetzt werden. Auch ein Zusatz von bittern, gewürzhaften Mitteln, auch wenn es die Umstände erfordern, von reizenden, ist hier zu empfehlen. Auf diese Zusätze gründen sich die Bereitungen der verschiedenen zur Pestzeit so bewährten aromatischen Essige, wie des Pesteſſigs (acetum prophylactium aromaticum), des Kampfereſſigs (acetum camphoratum), und des Theriakeſſigs (acetum theriacale). — Die Heilmethode in dem zweiten Zeitraume, dem Zeitraume des Fiebers, nach den oben, S. 446, angeführten Symptomen. Wenn das Fieber bloß einfach rheumatisch ist, der Kranke, außer einem gelinden Kopfschmerz, sonst über nichts klagt, so ist hier nur das einfachste Verfahren einzu-

schlagen, und außer denjenigen leichten diaphoretischen Mitteln, welche, ohne das Nervensystem zu reitzen, durch ein schwaches flüchtiges Prinzip die Ausdünstung treiben, nichts zu gebrauchen. Vor allen sind hier die feinen ätherischen Riechstoffe wirksam, welche Börhaave die Spiritus rectores nennt, und die ein leichtes, flüchtiges Prinzip durch einen bloßen Aufguß oder Destillation an das Wasser abgeben. Auf der ersten Stufe stehen die Lindenblüten (Flores tilliae), die Hohlunderblüten (Flores Sambuci) ꝛc.; auf der zweiten die mehr kamphorirten Pflanzentheile, z. B. die Krause- oder Pfeffermünze, die Baldrianwurzel, das Chenopodium Ambrosioides ꝛc. Man kann hier nach der individuellen Konstitution des Kranken folgende Formeln wählen:

℞ Aq. Sambuc. v. flor. Tiliae Unc. IV.
Liquor. Ammonii acetici Unc. II.
Syrup. capillor. Unc I.
M. D. S. Stündlich einen Löffel voll zu nehmen.

oder:

℞ Rad. Valerianae. Unc. III.
F. infus. aquos. fervid.
Stet. in digest. p. ½ hor.
Colat. Unc. VI.
Adde
Vin. stibiat. Dr. III.
Syrup. opiat. Unc. I.
M. D. S. Alle Stunden einen Löffel voll.

oder:

℞ Aq. menth. Unc. IV.
Spirit. nitrico ether. Scr. I.
Syrup. cort. aur. Unc. I.
M. D. S. Alle Stunden einen Löffel voll.

Dabei läßt man den Kranken von Zeit zu Zeit eine leicht aufgegossene Tasse Thee aus diesen mit flüchtigen Riechstoffen versehenen Pflanzentheilen trinken. — Hat man Ursache zu vermuthen, daß das Fieber von der Ansteckung entstanden sey, so muß, außer diesen Mitteln, der Gebrauch des Weinessigs nicht unterlassen werden. Der Kranke muß nicht allein mit Essenessig über den ganzen Körper mehrere Male gewaschen werden, sondern er soll auch, statt des im einfachen, rheumatischen Fieber verordneten Thees, sich zum gewöhnlichen Trank eines schleimigen Reis- oder Gerstenwassers bedienen, welches durch guten Weinessig hinlänglich gesäuert worden ist. Wenn Kranke diesen säuerlichen Trank nicht lieben, so kann er mit Zucker oder Syrub versüßt werden. Dieses ist das einfache Verfahren, welches am Anfange der Fieberperiode gehalten werden muß; auch selbst dann, wenn man mit Gewißheit bestimmen kann, daß die Krankheit von einem aufgenommenen Ansteckungsstoff entstanden sey. Treten beim Fieber gastrische Zufälle ein, nämlich ein Wühlen in der Herzgrube, einem Mangel an Appetit, ja zuweilen eine gänzliche Abneigung gegen alle Speisen; wenn der Unterleib aufgetrieben oder wenig erschlafft und träge ist; oder eine gänzliche Verstopfung eintritt, oder es zeigt sich ein galligter Durchfall, so ist es nöthig, den galligten Stoff aus der Leber zu entfernen; auch den in den Geflechten der Haut stockenden Ausdünstungsstoff an die Atmosphäre überzutreiben. Diese doppelte Anzeige erfüllt ein Brechmittel, aber ein solches, das nicht leicht Durchfälle erzeugt, wozu die Ipekakuanhawurzel, davon 3 bis 4 Gran zur Gabe, mit etwas weißem Zucker abgerieben, am geschwindesten den Gallenstoff ausleeren, und auch aus dem Magen sogleich auswerfen. Nach Ackermanns Erfahrungen haben Abführungsmittel, wenn sie nicht durch die Wegschaffung

eines Lokalreizes plötzlich und auf einmal das Fieber heben, allemal, in den Zeiträumen des Fiebers gegeben, sehr nachtheilige Wirkungen auf das Ganze hervorgebracht, und vorzüglich zuerst in dem Darmkanal selbst durch die Verminderung der Lebenskraft in seinen Häuten, und durch meteorische Aufreibungen des Darmkanals sich bei dem Verlaufe der Krankheit zu erkennen gegeben. Will man aber in dieser Krankheit (und dieses gilt von jedem Fieber) Abführungsmittel geben, so kann solches nur unter der doppelten Vorsicht geschehen: 1) daß nur die im Darmkanale befindlichen Stoffe, und 2) daß sie schnell ausgeleert werden; denn das Fieber erzeugt unordentliche Bewegungen und Krämpfe im Darmkanal, und hält dabei die abgesonderten, durch das Fieber selbst abnorm gewordenen Säfte im Darmkanale zurück, wo, wegen der häufigen Auffaugung, für den Organismus gefährliche Folgen entstehen müssen. Hat sich nun das Fieber bis hierher entwickelt, und in seinem komplicirten Zustande dargestellt, so verläuft dasselbe nun, nach der Körperbeschaffenheit des Individuums, der epidemischen Konstitution, und dem klimatischen Einflusse, nach einer doppelten Richtung, entweder neigt sich das splanchnisch-rheumatische Fieber mehr gegen die rheumatische, oder gegen die splanchnische Seite, welches der Arzt gleich am Anfange des Fiebers zu erkennen suchen muß, damit er hiernach seinen Heilplan einrichten kann. Die rheumatische Seite trifft mehr im Winter ein, die splanchnische mehr im heißen Sommer und Herbste. Die Zeichen, daß das Fieber mehr die rheumatische Seite enthüllt, sind: 1) die bei den Fieberbewegungen stets vorhandenen Gliederreißen; 2) das Gefühl der Kälte am Hinterhaupte und in dem Rückgrate oder dem Kreuze; 3) die sich leicht dazu gesellenden katarrhalischen und peripneumatischen Zufälle, als Husten, Brustbeschwerden, Seitenstechen ꝛc. —

Die Zeichen, daß die Krankheit mehr im splanchnischen Systeme vorwalte, sind: 1) belegte Zunge und ein bitterer Geschmack; 2) Abneigung gegen alle Speisen und Neigung zum Erbrechen; 3) ein völlig unthätiger Unterleib, oder sich einstellende Bauchflüsse, welche meistens Gallenstoff ausleeren. Nach diesem Vorwalten der Krankheitssymptome muß sich nun der Arzt richten, und wo sich nun Zufälle des rheumatischen Fiebers vorzüglich zeigen, diejenigen Mittel wählen, welche die Ausdünstung durch Haut und Lunge wieder herstellen. Man wählt sie aus der Klasse der leichten, entzündungswidrigen, diaphoretischen Mittel, keinesweges aber der geistigen, schweißtreibenden oder sogenannten remediorum alexipharmacorum, und gerade dann am wenigsten, wenn die Krankheit a contagio entstanden ist; denn da hier das Gefäßsystem schon durch den reizenden Ansteckungsstoff, besonders in den Hirn- und Nervenhäuten, mit gekohltem Blute überfüllt ist, so darf kein neuer Reiz, wenn er auch sonst die Ursache der Krankheit entfernt, die hier erregten Kongestionen in den wichtigen Lebensorganen noch vermehren. Die besten Vorschriften bleiben daher die oben angegebenen Aufgüsse, die einen feinen durchdringenden Riechstoff aus dem Pflanzenreiche enthalten, der mit Essigsalmiak oder Spießglanzwein in der gehörigen Gabe gemischt und durch einen Syrub versüßt ist. Das Merkmal, welches den guten Stand der Krankheit anzeigt, ist, wenn die Haut des Kranken während des Fieberverlaufs stets feucht, und mit einem klaren Schweiße bedeckt ist. Wenn aber die Haut immer trocken bleibt, der Kranke sich dabei unruhig hin und her wirft, die Zunge trocken, die Hitze bedeutend werden, und die Pulse hart und geschwind einander folgen, so ist der Gebrauch des Mohnsaftes zu empfehlen. Man giebt ihn am schicklichsten vor der Exacerbation des Fiebers, nämlich gewöhnlich gegen

drei bis vier Uhr des Abends, entweder in Form der Doverschen Pulver, oder auch in Zusatz mit einem andern diaphoretischen Mittel, ungefähr nach folgenden Formeln:

℞ Kali sulphurici Scr. I.
Opii pur.
Rad. Ipecac. an. Gr. I.
F. pul. D. t. dos. Nro. II.

S. Zwei Stunden nach einander ein Pulver zu nehmen, wonach ein Fliederthee getrunken wird.

Oder:

℞ Aq. Samb. Unc. I.
Vin. stibiat. Dr. II.
Opii pur. Gr. II.
Syrup. capill. Dr. II.

S. Auf zweimal zu nehmen.

Wenn nun auf diese Mittel Ruhe, Schlaf und ein mäßiger Schweiß eintreten, so muß man nicht mit den leichten, die Ausdünstung befördernden Mitteln fortfahren. Dieses ist aber selten der Fall, wenn das Fieber aus einem Ansteckungsstoff entstanden ist; denn dieser ätherisirte Gallenstoff verändert zuerst die gehörige Mischung des Blutes, tritt dann in die Nervenhäute und zerrüttet das animalische Leben, wodurch das organische Leben, welches besonders im Menschen so sehr vom Nenervsysteme abhängt, gleichfalls gestört, und jede Art von Krise unterbrochen, ja gänzlich verhindert wird. Den Ansteckungsstoff geben am deutlichsten zu erkennen die meistens am dritten oder vierten Tage des Fiebers erscheinenden Petechien; oft kommen dieselben schon früher vor dem Fieber, oft treten sie später und erst mit dem Typhus ein. Oft erscheinen sie auch nicht in reizbaren Subjekten, wenn stets reichliche Schweiße diese Stoffe durch die Haut

treiben; oft erscheinen sie nicht bei empfindlichen und schwachen Personen, wenn die Fieberbewegungen nicht hinreichen, um diese Austretungen eines aufgelöseten Blutes unter der Oberhaut zu bilden. Wenn es nun nach allen Zeichen erwiesen ist, daß das Fieber von einer Ansteckung herrührt, so muß mit gelinden und die Hautausdünstung ohne Reizung des Nervensystems befördernden Mitteln die Kur vollendet, aber auch ganz vorzüglich der Essigsäure ein ausgedehnter Gebrauch gestattet werden. Der Kranke muß öfters des Tages mit warmem Senfessig oder Kampfereſſig gewaschen werden; derselbe muß einen schleimigten Gerstentrank, mit gutem Weineſſig versetzt, trinken, und selbst in der oben angezeigten Arzney muß durch den Beisatz einer Unze destillirten Essigs dieser Säure das Uebergewicht gegeben werden. Ist der Leib träge, und erfolgen die Stühle nicht täglich, so kann während des Fiebers auch ein Klystier aus acht Unzen Chamillenaufguß und drei Unzen Sauerhonig gegeben werden. — Es muß schon in dieser Periode der Krankheit die vorzüglichste Sorge des Arztes seyn, das Nervensystem, und vor allen Theilen desselben das Gehirn von allem Reize und jeder Art von Druck zu befreien, weil er weiß, daß in dieser Krankheit alle Bösartigkeit ganz allein von der aufgehobenen und unregelmäßigen Wirkung des Nervensystems auf die Organe des Lebens herkommt. Es muß daher der Andrang des Blutes nach den Hirngefäßen vermindert werden, welches auf folgende Weise geschieht: Wenn der Puls des Kranken voll und hart und der Kranke von starker Körperbeschaffenheit ist, das Gesicht roth, und die Augen glänzend und vorgetrieben erscheinen, der Kranke unruhig und dabei seine Phantasie sehr exaltirt ist, so muß am Halse eine Ader (die Vena jugularis externa) geöffnet werden. Sind aber alle diese Symptome nicht in einem sehr hohen Grade

vorhanden, ist der Kranke mehr mit einem dehnenden Kopfschmerz und Betäubung befallen, ist die Konjunktiva des Auges mit rothen Gefäßen durchzogen, so muß, weil mehr Stockung als Antrieb hier zugegen ist, örtlich aus dem Kapillarsystem der Kopfschwarte das Blut ausgeleert werden, welches am besten an denjenigen Stellen geschieht, wo innere Venen des Hirns und der Blutbehälter mit den äußeren Blutadern des Schädels in Verbindung stehen. Zur Blutausziehung wählt man Blutegel und Schröpfköpfe, und setzt solche am schicklichsten in die Gegend über der Augenhöhle, wo die Vena frontalis herausgeht, oder in dem Winkel zwischen dem Auge und der Nase, an die Vena ophthalmica facialis, an die Nasenscheidewand, Venae nasales externae, an die Schläfe, die Vena facialis externae, und hinter den Ohren in die Gegend der Nath, wo die aus den Seitenblutleitern des Gehirns herausdringende Blutader mit den Venen der Kopfschwarte in Verbindung steht. An diesen Ort hat Ackermann auf beiden Seiten einen Schröpfkopf ansetzen lassen. Sobald die Blutentleerung geschehen ist, so ist die nächste Heilanzeige, die durch den Andrang und die Kongestion des Blutes geschwächten Hirngefäße zusammenzuziehen, damit sie das Blut in den Kreislauf zurücktreiben, und so das Gehirn von dem tödlichen Drucke befreien. Hierzu dient die Kälte; kalte Ueberschläge von Essig und Wasser, oder eine auf den Kopf gesetzte mit Wasser und zerstoßenem Eise, mit Kochsalz vermischt, gefüllte Blase, in welche im Sommer eine gehörige Menge Salmiak und Salpeter geworfen wird, damit stets eine künstliche Kälte erzeugt werde. Mit diesen kalten Umschlägen fährt man so lange fort, bis der Kopf des Kranken völlig frei ist, und derselbe wieder einen reichlichen Schweiß über den ganzen Körper und eine gleichförmige Wärme verspürt, wo dann mit leichten

diaphoretischen Mitteln bis zum Eintritt der Krise fortgefahren werden muß. — Wenn in dem Fieber die splanchnischen Symptome vorherrschen, deren Zeichen vorher angegeben worden; so muß hier der Arzt, wenn der Gallenstoff durch ein Brechmittel ausgeleert worden ist, seinen die Ausdünstung gelinde befördernden Mitteln Bitterstoffe beimischen. Dergleichen stärkende Mittel, welche den Ton des Darmkanals erhalten, sind die rein bittern, bittergewürzhaften und leicht zusammenziehenden Arzneymittel, leichte Abkochungen der Chinarinde, die Nelkenwurz (radix gei urbani), die Roßkastanienrinde, die Columbawurzel ꝛc., auch die bitteren Extrakte, besonders der Chinaextrakt, der Pomeranzenextrakt, zu einem oder zwei Quentchen, mit leichten diaphoretischen Mitteln versetzt, sind hier vortheilhaft. Sollte der Unterleib ein oder mehrere Tage verstopft seyn, so hüte man sich vor abführenden Mitteln, besonders wenn der Unterleib noch nicht gespannt oder aufgetrieben ist; man gebe lieber, wenn es nöthig seyn sollte, ein eröffnendes Klystier aus Chamillenabsud und Sauerhonig. Sollten Durchfälle vorhanden seyn, welche sich leicht als Zufälle der Krankheit dem Fieber beigesellen, so dürfen diese Ausleerungen nicht unterdrückt werden, wohl aber kann man sie, wenn sie zu häufig sind und die Lebenskraft schwächen sollten, vermindern. Bei Reitzungen und Krämpfen im Darmkanale hebt ein Zusatz von Mohnsaft zu einem aromatischen Essig, welcher den Gallenstoff oxidirt, gewöhnlich die Krämpfe, und stellt die freie peristaltische Bewegung des Darmkanals wieder her.

℞ Rad. alth. Dr. III.
F decoct. aquos.
Colat. Unc. IV.
Adde

Acet. aromatici (Bezoardici Ph. W.) Unc. II.
Opii pur. Gr. II.
Syrup. de althea Unc. I.

M. D. S. Alle Stunden einen Löffel voll zu nehmen.

Sollte darauf keine gehörige Oeffnung erfolgen, so kann man durch obige Klystire, welchen man einen Skrupel mit arabischem Gummischleim zerriebenen Kampfer beisetzen kann, und durch Einreibung des Unterleibes mit der flüchtigen Kampfersalbe solche zu befördern suchen. Im Fieber selbst darf kein Abführungsmittel gegeben werden. Auch Würmer pflegen zuweilen mit abzugehen. Oft geht bei den Bauchflüssen auch Blut ab, oder sie sind blutig gefärbt, welches bei dem rheumatischen Typhus selten, meistens aber bei dem im Sommer und Herbste grassirenden mehr splanchnischen Typhus der Fall ist. Von diesem Symptome hat die Krankheit auch den Namen der ansteckenden Ruhr erhalten. Hierbei bleiben dieselben oben angeführten Mittel z. B. die Säuren, der Chamillenaufguß ꝛc. Wenn eine solche dysentrische Diarrhoe mit heftigen Krämpfen und Schmerzen im Unterleibe verbunden ist, so muß das Opium nach obiger Vorschrift zugemischt, aber bei allen diesen Arzneimitteln der Gebrauch des Essigs, sowohl innerlich, als äußerlich, nicht aus den Augen gesetzt werden, da es ausgemacht ist, daß alle diese Zufälle unächte Entzündungen zur Ursache haben. Begünstiget die epidemische Konstitution der Luft die Entzündungen, so treten oft an manchen Theilen des Körpers unächte Entzündungen auf, z. B. im Gesicht, und an andern äußeren Theilen des Körpers, wo von einer alten Verletzung eine Schwäche zurückgeblieben ist, erysipelatöse Anschwellungen, welche mit Wassergeschwülsten verbunden sind ꝛc. Neben dem innern Gebrauche der gegen das Fieber mitgetheilten Mittel,

können auch äußerliche Mittel hier zweckmäßig seyn, welche die Perspiration des geschwächten Hautorgans an dieser Stelle vermehren. Die zerriebnen aromatischen Kräuter der Münze, der Chamillen, der Hohlunderblüte, des Lavendels, und vor allen ein Pulver aus Kampfer und Bleyweiß oder weißer Kreide sind hier zu empfehlen. — Viel mehr Gefahr bringend für einen Kranken ist das Erscheinen solcher Entzündungen in den innern Werkzeugen des pneumatischen oder splanchnischen Systems. Im ersten Falle erscheinen bei vermehrtem Fieber härtlicher Puls, Seitenstechen oder nur ein mit Beengung des Athems verbundener Druck in den Lungen und den Werkzeugen der Respiration; dabei gesellt sich Husten, Heiserkeit, ja oft Stimmlosigkeit; oft steigt die Entzündung bis in den Hals, und der Kehlkopf, der hängende Gaumsegel, die Mandeln ꝛc. schwellen an, und der Kranke ist im Athem und Schlingen gehindert. Hier muß man sich hüten, die Erscheinungen für bloße Folgen einer rheumatischen oder gar wahren Entzündung zu halten; man bemerke nur den Zustand des Fiebers und den Ursprung desselben, und indem man darauf seinen ganzen Heilplan richtet, vergesse man nicht, auch das örtliche Leiden dieser Organe durch solche mit jener allgemeinen Kuranzeige in Verbindung stehende Mittel zu entfernen. Bei kräftigen sthenischen Naturen muß, wenn der Puls hart und voll ist, ein reichlicher Aderlaß vorgenommen werden, bei schwächeren Körpern thun oft örtliche Blutausleerungen, auch selbst wenn der Puls härtlich und minder voll ist, z. B. Schröpfköpfe und Blutegel an die Brust gesetzt gute Dienste. — Bei Halsentzündungen können Blutegel an den Hals gesetzt und Gurgelwasser aus Salbeyaufguß mit Sauerhonig öfter angewendet werden. Sollte die Entzündung fortdauern, so ist es rathsam Senfteig um den Hals oder auch Zugpflaster an die Brust zu legen.

Auch hier darf der innere Gebrauch des Weineſſigs nicht außer Acht gelaſſen werden. — In diätetiſcher Hinſicht muß der Kranke die gute Weineſſigſäure in einer ſchleimigen Gerſten- oder Hafergrützſuppe, mit Muskatenblüte oder Nuß gewürzt, genießen. Der Kampfereſſig muß in 2 Unzen in einem Aufguſſe von 8 Unzen Chamillenwaſſer in einem Klyſtiere genommen werden, und innerlich, nach Maaßgabe der Entzündung oder einer vorhandenen Unempfindlichkeit oder Trägheit der Verdauungsorgane, entweder im erſten Falle ein bloßes Altheedekokt mit dem aromatiſchen Eſſig, oder im andern Falle eine Infuſion der Valeriana mit einem Pomeranzen-Peruanerrinden-ꝛc. Extrakt, und dem Aceto aromatico camphorato ꝛc. So ſoll auch der ganze Unterleib mit Servietten belegt werden, welche in kalten Kampfereſſig von Zeit zu Zeit eingetaucht worden. — Zu dieſem zweiten Zeitraume ſind noch folgende Anmerkungen von dem Herren v. Hildenbrand hinzuzufügen. Die toniſchen und reizenden Mittel ſind im entzündlichen Zeitraume des Typhus faſt immer ſchädlich, und zwar um ſo ſchädlicher, je heftiger ſie ſind. Vernunft und Erfahrung ſprechen gegen dieſelbe, ſo lange im gelinden Verlaufe dieſer Krankheit keine Spur einer wahren Lebensſchwäche zu entdecken iſt. Die reine Erfahrung beſtätiget hinreichend, daß in dieſem Zeitraume, ſo lange keine dringende Schwäche eintritt, jede Art Reizmittel eine künſtliche Anomalie herbeiführt, und daß eine unbehutſame Stürmung mit flüchtigen erhitzenden Mitteln in den erſten Tagen der Krankheit, unausbleiblichen Nachtheil in den letzten nach ſich zieht. Ueberdies werden die nachtheiligen Kriſen durch kein Heilverfahren mehr geſtört, als durch dieſes, welches gewöhnlich alle Ausführungsgänge aus dem Körper hartnäckig verſchließt, und auf den dynamiſchen Zuſtand, wie bereits erwähnt wor-

den, ungestüm einwirkt. Indessen hat man diesen Weg doch oft befolgt, man hat den ganzen Verlauf des Typhus hindurch einzig Reizmittel verordnet, und mit denselben ihn allein zu heilen getrachtet oder ihn gar damit abzukürzen geglaubt. D. Osthoff und P. Hartmann haben diesen Mißbrauch meisterhaft gerügt, ja es muß jedem beobachtenden Praktiker nicht entgangen seyn, daß die größte Sterblichkeit im Typhus gerade durch diese reizende Methode verursacht wurde. Nur unzählich viele, besonders junge, saftvolle Menschen sind durch diese schädliche Heilart im Typhus geopfert worden. — Die Heilungsmethode im dritten Zeitraume, im Zeitraume des Typhus, wo das Fieber in den Typhus übergeht, und sich die oben, S. 448 angeführten Zufälle zeigen. Hier ist die Befreiung des Nervensystems eine der wichtigsten Operationen des Arztes; denn hiervon hängen die Delirien, die Rasereyen, die Täuschungen der Sinne, die Zuckungen und Krämpfe in den Beregungsorganen ab. So lange diese zerrütteten Funktionen des Gehirns, und unregelmäßigen Bewegungen im Nervensysteme dauern, ist das ganze organische Leben des Nerveneinflusses, welcher vorzüglich im Menschen so bedeutend ist, beraubt; ja es wird sogar durch die verkehrte Reaktion, welche von der Peripherie des Organismus gegen die graue Substanz in der Gefäßhaut des Gehirns gerichtet ist, den automatischen Organen des Lebens ihre Lebenskraft entzogen; daher ist der Puls klein, oft nicht zu fühlen, und die Respiration ängstlich und beschwerlich, je mehr das Nervensystem leidet und unterdrückt ist. Es giebt vorzüglich zwei Methoden, welche die Aerzte bisher hier mit Vortheil angewendet haben, um die naturgemäße Leitung des Nervenäthers wieder hervorzubringen. Die eine ist den in den Gefäßhäuten des Nervensystems, und vorzüglich in der Membrana vascu-

losa des Gehirns vorhandenen, ätherisirten Gallenstoff zu entfernen; die andere Methode besteht aber darin, an die Peripherie der Organe einen solchen Gegenreiz vorzubringen, daß dadurch die Nerventhätigkeit zu ihrer naturgemäßen Richtung bestimmt wird. Was das erste Verfahren anbetrifft, so ist dasselbe durch zwei Akte bestimmt: der erste ist allgemeine oder örtliche Entleerung des Blutes aus den Hirngefäßen; der andere besteht in der Hervorbringung einer kräftigen Zusammenziehung in den Gefäßen der Hirnhäute. Bei der Blutentleerung muß der Arzt vorzüglich die Körperbeschaffenheit des Patienten, den Zustand des Pulses im Fieber, und den epidemischen Genius im Auge haben, um nach diesen Momenten seine Handlungsweise in diesem kritischen Augenblicke zu bestimmen. Bei starken vigoröfen Patienten, wo ein schneller und härtlicher Puls, und heftig wüthende Delirien vorhanden sind, ist ein Aderlaß, vorzüglich aus den Venen des Kopfes, angezeigt; ist aber der hohe Grad einer Entzündung nicht sichtbar, so darf man durch die angezeigten örtlichen Blutausleerungen am Kopfe, dem Kranken eine sichere Hülfe zu verschaffen hoffen. Gleich nach der Blutausleerung muß man zum zweiten Akte schreiten, um bei dem nunmehr verminderten Antriebe des Blutes in die Hirngefäße, das fast stockende Blut in denselben auszutreiben. Hierzu dient die Kälte, das Uebergießen des Kopfes mit eiskaltem Wasser, wozu man oft ganze Gießkannen voll gebraucht, um den Patienten aus seinem Irreden oder Todesschlafähnlichen Zustande wieder zurückzuführen. Man kann sich auch der kalten Umschläge bedienen; allein diese werden mit jedem Augenblicke wärmer, und verlieren an ihrer Kraft, ja selbst wenn man zerstoßenes Eis anwendet. Beim Begießen mit einer Gießkanne muß erst der Strom gegen die Schläfe, auf den Scheitel und zu-

letzt gegen die Stirne geleitet werden, und diese kalten Begießungen müssen so lange fortgesetzt werden, bis der Kranke aus seinem irren und betäubenden Zustande zur Besinnung zurückkehrt. Oft gelingt dieses nicht beim ersten Begießen, oft sind mehrere Versuche dazu nöthig. Ackermann will jedoch nicht, daß das Begießen ohne Unterbrechung stets fortgesetzt werde; er verlangt kleine Zwischenräume von einer halben, auch wohl ganzen Stunde zwischen einer und der andern Begießung; denn wenn auch der im heftigen Typhus liegende Kranke ohne Bewußtseyn begossen wird, jetzt wieder zu sich kommt, und seiner bewußt wird, so dauert es vielleicht zehn bis funfzehn Minuten, und der Kranke sinkt wieder in den vorigen Zustand der Sinnlosigkeit, der Verworrenheit, und der Betäubnng zurück; es läßt sich deutlich wahrnehmen, daß, je öfter in gehörigen Wiederholungen die Kopfbegießungen vorgenommen werden, um so länger dauern die hellen Zwischenräume, in welche die Kranken versetzt werden, so daß am Ende die Täuschungen und irrigen Vorstellungen immer seltener, und zuletzt nur noch bei der wiederkehrenden Exacerbation des Fiebers zurückkehren. Was aber die hohe Wirksamkeit dieses Mittels vor allen andern beweiset, ist die nach jeder Begießung sogleich eintretende Krise durch einen über die ganze Oberfläche der Haut ergossenen, klebrigen Schweiß; wenn nämlich vor der Kopfbegießung der Kranke in wilden Phantasien raſete, oder in dumpfer Betäubung dahin starret, dabei aber einen kleinen, fast nicht zu fühlenden Puls und eine trockne heiße Haut zeigt; wenn dabei Starrkrämpfe und Sehnenhüpfen, sardonisches Lächeln und Flockenlesen den schlimmsten Zustand darstellen, und eine baldige Auflösung befürchten lassen, so wird nach jeder Begießung meistens Alles anders, die Delirien lassen nach, es kehrt auf kürzere oder längere Zeit das Be-

wußtseyn zurück, die Nervenzufälle in den Bewegungsorganen hören auf, und es tritt nun über den ganzen Körper ein kritischer Schweiß ein, der Puls erhebt sich, und wird kräftiger und regelmäßiger, die Secretionen durch den Urin werden häufiger und bilden einen weißen und ziegelrothähnlichen Bodensatz, und dieses Alles erfolgt noch während des Begießens und dauert bald eine kürzere, bald eine längere Zeit fort. Der Arzt muß also hieraus schließen, daß er einen großen Theil der Kur vollendet habe, wenn er das Nervensystem befreiet, und dadurch den für das Leben der organischen Systeme so nöthigen Einfluß wieder hergestellt hat. — Die andere Methode besteht nun darin, das Nervensystem an der Peripherie durch starke und durchdringende Reizmittel zu erregen, um die verkehrte Richtung der Nerventhätigkeit nach außen zu leiten, und dadurch das Gehirn zu befreien. Nach Ackermann kann diese Methode nur dann angewendet werden, wenn alle Zufälle, die von einiger Energie des arteriellen Systems, die bei dieser unächten Entzündung der Hirn- und Nervenhaut oft in einem hohen Grade Statt hat, völlig gehoben und die ganze Unterdrückung des Nervensystems mehr von einer Stockung und Kongestion abhängt. Deswegen ist die Anwendung reizender und durchdringender Mittel im Anfange dieser Krankheit sehr gefahrvoll; deswegen ist der Irrthum der Aerzte: die Natur der Krankheit sey in jedem Subjekte, in jedem Zeitraume, bei jeder epidemischen Konstitution die nämliche, und muß auf die nämliche Art behandelt werden, so nachtheilig für die Kranken und in Wahrheit zerstörender, als die Epidemie selbst. Nach dem oben erwähnten Schriftsteller soll man sich wenig von der Wirkung dieser Mittel zu versprechen haben, besonders wenn dieselben, wie man bisher gewohnt war, allein, ohne die Kopfbegießungen, angewendet werden; denn wenn

sie im ersten Zeitraume, jenem der unächten Entzündung, das Blut vielmehr in die Hirngefäße eintreiben, und dadurch das Uebel offenbar vermehren, so sind sie im letzten Stadium, wo die Lebenskraft mangelt, um das stockende Blut aus den Hirngefäßen auszutreiben, selten hinreichend, diese Wirkung hervorzubringen. Man kann diese Reizmittel, welche an die peripherischen Nervenden angewendet werden, um das Sensorium zu befreien, in äußere Mittel, welche auf die Hautoberfläche, und in innere Mittel, welche auf die innere Darmhaut angebracht werden, eintheilen. Diese Mittel reizen nicht bloß die Nervenenden, sondern werden auch durch das Saugadersystem in die Gefäße des Körpers eingeführt; daher kann auch der Arzt noch den chemischen Zweck damit verbinden, nämlich den Ansteckungsstoff zu zersetzen, und sein Substrat zu oxidiren. Auch hier ist der äußere Gebrauch des Essigs in den mancherlei Zusammensetzungen sehr zweckmäßig. Der Körper des am Typhus Darniederliegenden soll öfters mit Kampfereſſig, Senfessig oder aromatischem Essig gewaschen werden, so daß die ganze Oberfläche der Haut dadurch roth wird. — Auch sollen an die Extremitäten, auf die Brust oder die Bauchdecken abwechselnd Sinapismen aufgelegt werden, damit dadurch so lange der Kranke sinnlos und seiner unbewußt ist, ein steter Reiz an den peripherischen Nervenenden unterhalten werden. — Will man nun diesen Reiz permanenter machen, und zugleich nach außen eine Absonderung bewirken, so darf man nur einen scharfen Senfteig länger liegen lassen, und hiernach die Haut vom Oberhäutchen entblößen, und mit Digestivsalbe verbinden. Der Herr von Hildenbrand will aber hier keinen Senfteig angewendet wissen, sondern die Canthariden als Vesikatoren, weil ihre Wirkungen größer seyn sollen. Der richtige Zeit-

punkt zur Anlegung ist am siebenten oder achten Tage des Typhus, mit dem Einbruche des nervösen Charakters. Der größte Nutzen der Vesikatoren liegt in dem erregten Geschwüre und in der mäßigen Eiterung desselben. Um die Eiterung zu unterhalten, soll man am ersten Tage die Oberhaut der gezogenen Blase so viel, als möglich, schonen, die Digestivsalbe in den ersten Tagen der Eiterung mit etwas schwarzer Seife mischen, und späterhin, wo die Nerven sich auch leicht an diesen Reiz gewöhnen, die Geschwüre bloß mit dem Emplastro Diachylo composito verbinden, welches weder eine zu schmerzhafte Eiterung, noch eine zu frühe Heilung gestattet. Nach dem oben angeführten Schriftsteller soll man die Vesikatoren mit Erfolg in dieser Krankheit an die Waden und in das Genick legen. — Auch auf die Peripherie des Riechnervens soll es, nach Ackermann, sehr zweckmäßig seyn, solche Reizmittel anzubringen, welche durch ihre durchdringende Flüchtigkeit das große Gehirn erregen. Hierzu soll der Radikalessig dienen, wenn er dem Kranken von dem Wärter von Zeit zu Zeit in einem geöffneten Fläschchen unter die Nase gehalten wird, und auch einige Tropfen auf den Umschlag des Betttuchs gesprützt werden, damit der Geruch das Riechorgan des Kranken treffe. Auch Servietten, mit Radikalessig bespritzt, und sogleich auf Brust und Unterleib gelegt, auch den ganzen Körper in Leinentücher einzuschlagen, welche mit diesem Radikalessig befeuchtet worden, sind in einem verzweifelten Zustande der Krankheit anempfohlene Mittel. — Was nun die innern Reizmittel betrifft, die in den Darmkanal gebracht werden, so verordnet Ackermann, statt aller andern Reizmittel, folgende:

℞ Rad. Angelicae concis. Dr. III
F. infus. aquos. fervid.
Stet. in digest. p. ¼ hor.

Colat. Unc. VI
Adde:
Acet. aromat. Unc. II.
Acet. radic. Dr. I
Syrup. acetici*) Unc. I.
M. D. S. Alle Stunden einen Löffel voll zu nehmen.

Oder:
℞ Rad. Valerian. Dr. III
F. infus. aquos. stet. in digest.
Colat. Unc. VI
Adde:
Etheris aceti
Aceti radical. aa Dr. I
Syrup. capillor. Unc. I.

Wenn der Typhus aus einem Fieber hervorgegangen ist, in welchem die splanchnischen Symptome die Oberhand hatten, so wird man auch in demselben den Verlauf der lebendigen Thätigkeit vorzüglich in den Verdauungsorganen vermissen, wodurch meteorische Ausdehnungen des Unterleibes, Aufstoßen, Poltern im Darmkanale, Durchfälle, und unwillkührliche Ausleerungen, ja äußerst stinkende ruhrartige Abgänge bewirkt werden. Hier muß nun den flüchtigen Essigpräparaten, nach Verhältniß der Umstände, China, Kampfer und Opium beigesetzt werden. Im Falle meteorischer Auftreibungen des Bauches, soll der Kampfer oder die aromatischen Kopfspecies, in Essig und Wein gebähet, über den Unterleib gelegt werden, und da die zersetzten Gallenfeuchtigkeiten sich ungleich in dem dicken Darmkanale häufen, so muß auch aus Kampfer und Sauerhonig alle zwei bis drei Stun-

*) Der Weinessigsyrub wird aus 4 Pfd. geläutertem Zucker und 2 Pfd. gutem Weinessig bereitet, welches man zur Konsistenz eines Syrubs einkocht.

den ein Klystier gegeben werden, um den Gallenstoff, welcher bei seiner Auffaugung in die Blutmasse die Lebenskräfte des Ganzen zernichtet, zu zersetzen und unschädlich zu machen.

℞ Decoct. hordei Unc. VI
Camphor. g. a. trit. Dr. I
Oxym. simpl. Unc. I
M. D. S. Zum Klystier.

Der Kampfer wird in dieser Periode vorzüglich empfohlen, besonders von S. Cera (vom Lazarethfieber), H. Callisen (Acta Societ. hayn. Vol I), von Hildenbrand und Andern. Im gewöhnlichen und mäßigen Verlaufe des Typhus sollen 10 bis 12 Gran am Tage eine passende Dosis seyn, auf jede zwei Stunden nämlich 1 Gran gerechnet; bei sehr abgestumpften Nerven kann die Gabe auch höher seyn, welches auf die Beurtheilung des Arztes ankommt. Als besondere Heilmittel sind hier noch zu empfehlen die Blüten der Arnica, welche im Typhus manchmal augenscheinlich die Betäubung, den Schwindel, die Delirien lindern; auch wirken sie vortheilhaft auf die gestörte Hautverrichtung. Ihre Anwendung ist erst dann sicher und heilsam, wenn jeder Entzündungscharakter vollständig erloschen ist. Die gewöhnliche Gabe ist zwischen 2 und 4 Drachmen in einem Tage, nach Maßgabe der Reizbarkeit oder des Stupors der Kranken. Diese Blüten erfordern eine beinahe halbstündige Infusion, um einen wirksamen Aufguß oder vielmehr Absud zu erhalten. Für die Wirkung dieses Mittels sprechen H. Collin, M. Stoll, D'Althof und von Hildenbrand. Auch flüchtig reizende Heilmittel, die rasch und feurig auf die Nerven wirken, sind zu empfehlen. Hierher sind zu rechnen die Wurzel der Angelika, der Imperatoria, der Valeriana, des Levisticum, des Kalmus aromati-

kus, und die Blüten und das Kraut unser gemeinen Chamille. Die beste Form dieser Heilmittel ist in einer concentrirten Infusion. Auch die Contrajerva und die Serpentaria können hier gebraucht werden, allein es sind auswärtige kostspielige Produkte, oft verlegene Waare, die nicht so wirkt, wie unsere einheimischen kräftigen Wurzeln. Hildenbrand hat mit der Angelikawurzel Hunderte von Typhuskranken in diesem nervösen Zeitraume der Krankheit auf das Glücklichste behandelt. Der eben genannte Arzt hat in der strengen Typhusepidemie des Jahres 1806 in Galizien und dann 1809 in den Französischen Militairhospitälern zu Wien eine große Anzahl Typhuskranke zu besorgen gehabt, und sich dabei nachstehendes Heilverfahren zum Plane gemacht, wobei er so glücklich war, nicht einmal den zehnten Menschen bei seiner Behandlung zu verlieren. Den ersten Tag des Typhus wurde ein Brechmittel gegeben, darauf gelinde auflösende, etwas schweißtreibende Dekokte aus Queckenwurzel, Duplikatsalz und Hohlundermus. Um den siebenten Tag, wenn der nervöse Zeitraum einfiel, und die Typhomanie sammt der Schwäche beträchtlich zunahm; wenn die Haut und Zunge trocken, und der Bauch aufgeblähet wurde, wurden Vesicantien an die Waden gelegt, Kampferpulver gereicht, und täglich acht Unzen einer Infusion von zwei Drachmen Arnikablumen und eben so viel Angelikawurzel mit etwas Liquor anodynus gegeben, von welcher Hildenbrand wechselsweise mit den Kampferpulvern alle zwei Stunden ein Paar Eßlöffel voll nehmen ließ. Mit dieser einfachen Heilart hat derselbe beinahe jeden Typhus in seinem gewöhnlichen nicht anomalen Verlaufe zu glücklichen Krisen gebracht, und selbst mehrere aus Vernachlässigung oder andern unpassenden Heilarten dieser Krankheit entsprungenen Anomalien glücklich überwunden.

Nach Kausch (Hufel. Journ. B. 39.) muß der Typhus beim Beginnen durch Brech- und Schweißmittel gleich in der Geburt erstickt werden, geschieht dies nicht, so muß er seinen vollständigen Verlauf von drei Wochen machen. Wer daher bis zum 21sten Tage, sey es durch Nichtsthun, oder nach Umständen durch schwächende oder stärkende Mittel, ihn zu verschleppen versteht, der ist bei dieser Krankheit der glücklichste Arzt. Nur wenn Kälte, schwacher Puls, trockne Haut da war, wandte der genannte Arzt schon im ersten Stadium gelinde Reizmittel an; und er verlor nach dieser Behandlung nur den zwanzigsten Typhuskranken. — Gleich einfach verfuhr ein Ungenannter nach Bd. 6. desselben Journals. Beim Kriegstyphus rühmt er als ein einfaches ihm nie fehlgeschlagenes Verfahren das Geben von Spir. mur. aeth. in Zimmetwasser, bei höher nervösem Zustande mit Tr. mosch. comp. in Verbindung; während der Kopf fleißig mit Hofmannsliqueur berieben ward. Bei Anwendung jenes Mittels entschied sich der Typhus, indem es schnell warme Schweiße erregte, oft schon am zweiten und dritten Tage. Krüger Hansen (Prüfungen einiger neueren Curmethoden des Typhus ꝛc. Güstrow, 1838, S. 72) hat den Salzäther nicht von so rascher und specifiker Wirkung gefunden. Er hat beim beginnenden Typhus im Allgemeinen, wenn er nicht schon komplicirt war, nur das essigsaure Ammonium angewandt; zu 30 bis 40 Tropfen zwei- bis dreistündlich, mit vielem frischen Wasser. Blieb dabei die Haut trocken und kam sie nicht zum behaglichen Duften, so ließ derselbe bis dahin jeder Gabe einen Tropfen Mohnsafttinktur zufügen, weil sie in der Verbindung dem Zwecke trefflich genügt. Derselbe Arzt hat mehrere Male so stark gefährdete Typhuskranke gefunden, so daß er Rettung kaum mehr ahnen konnte; er gab unter solchen Umständen nur Königstinktur zu 15 Tropfen ein- bis zweistündlich, und hatte das Vergnügen, sie durch dieses einfache Mittel genesen zu sehen. Auch nach einem reichlichen Genusse geistiger Dinge schwand die Gefahr. Mehrere Male bewirkte der Doppelkümmel dasselbe, was ein anderer Arzt dem

Kreosot folgen sah. Bei Cholerakranken hat man häufig gleiche Erfahrungen gemacht, daß bereits von Aerzten für rettungslos erklärte Kranke, durch große Quantitäten Wein berauscht wurden und genasen. — Hufeland hat verschiedene Methoden zur Heilung des Typhus angewendet. In Jena behandelte derselbe ein typhöses Nervenfieber (Journ. Bd. 7) durch reine Luft, mäßige Wärme, Waschen des Körpers mit warmem Wasser, dem Weingeist und Kampferspiritus zugemischt waren. Beim Typhus mit erhöheter Reizbarkeit wurden die sanftesten Reizmittel, bei dem mit verminderter die kräftigsten und flüchtigsten angewendet. Die in dem Preußischen Kriege von 1806 bis 1807 häufig vorkommenden Nervenfieber behandelte Hufeland nach der excitirend stärkenden Methode, er wandte sie im Anfange in gelindem, in der Höhe der Krankheit im höchsten Grade an. Säuren durften wegen des Durchfalls wenig gegeben werden, dagegen that Opium die vortrefflichste Wirkung. Die heftigsten Delirien, Sopor, Frequenz des Pulses verminderten sich durch Wein mit Opium und anderen Excitantien auf der Stelle. In der Epidemie 1813 fand Hufeland, daß der Typhus bei einem kühleren Verfahren leichter verlief, als bei einem warmen; deshalb mußte frische Luft, Luftzug, Wassertrinken, Waschen mit Wasser, sogar Uebergießen damit, Statt finden. Bei jungen vollblütigen Personen waren Blutentziehungen nicht selten heilsam und nothwendig; allein sie waren kein allgemein passendes Mittel. Es starben Kranke, bei denen man Blut und reichlich gelassen hatte, dagegen kamen viele durch, ohne alle Blutentziehungen, und es kamen Kranke genug vor, wo das Aderlassen offenbar höchst nachtheilig war. Hier räth er nun als zuträglich: Salmiak, Brechwein, Minders Geist, Weinessig und die Salzsäure und ihre Präparate an. Nach dem Reizstadium bis zum siebenten Tage werden kleine Gaben Kampfer, Salmiak, Nitrum, Valeriana gereicht. Die Delirien schwanden beim Gebrauch des Kampfers, und geschah dieses nicht, sanken Pulse und Kräfte noch mehr; dann wurde Opium gereicht, wodurch sich in vier und zwanzig Stunden

das Ganze änderte. Dazu bedurfte es aber keiner starken Gaben; denn zwei bis drei Tropfen Laudanum dreistündlich ein Paar Tage lang, waren hinreichend; dann schien die Arnicawurzel am zuträglichsten unter allen Roborantien. Beim Trockenbleiben der Haut zeigte der Moschus seine Kraft. Krüger Hansen tadelte Hufelands Ueberspringen von einer Methode zur andern, ohne das festzuhalten, was er früher als wirklich gut im Typhus aus der Erfahrung hatte kennen lernen. Lesser in Berlin suchte im Kalomel sein Heil. Hansen tadelt dieses, indem er anführt: daß kein Mittel geeigneter sey, Darmgeschwüre, wo sie noch fehlen, zu erzeugen. — Auch Wolff in Berlin pries nach seiner Behandlung der Berliner Abdominaltyphusepidemie die Anwendung einer strengen Antiphlogose im ersten Stadium, große Gaben Kalomel im zweiten bis zum Eintritte der Besserung oder des gänzlichen Verfalls der Kräfte; im letzten Falle Kampferzusätze mit Gummischleim, zuletzt Serpentaria an. Hansen tadelt auch hier die großen Gaben Kalomel oder Queckſilber; denn wenn sie auch den Darmkanal nicht geschwürig corrodirten, weil sich dieser dieses Mittels bald entledigen würde, so werde doch die örtliche Vermehrung des Reizes den schädlichen Durchfall steigern und auf's Schnellste zum Collapsus hinführen. — Nach Ebermaier in Düsseldorf ist die Erweichung und Geschwürbildung des Dünndarms beim Abdominaltyphus nicht Folge, sondern Ursache des Fiebers. Nach ihm sind alle Reizmittel hier positiv schädlich; auch die Anwendung des Kalomels war ihm von geringem Nutzen, doch gefahrloser, als die der Reizmittel. Nach ihm soll man kein Mittel besitzen, welches direkt der Erweichung Grenzen setzt oder die Geschwüre zur Heilung bringt. Hansen macht hierbei die Anmerkung, daß er ihm hierin nicht beipflichte. Er habe zwar die Darmgeschwüre nie gesehen, auch das Suchen darnach stets überflüssig gefunden; allein er habe doch bei Anwendung von Schleimen mit Bley, Opium, Ammonium, Alaun, Cascarille (je nach der Skale des Fiebers oder der Afterdefluxionen erwählt), alle die Erschei-

nungen in der Regel glücklich verlaufen sehen, welchen die Schriftsteller den Namen Abdominaltyphus, oder C. G. Neumann dem Intestinalfieber beilegen; nur in einzelnen Fällen fand er es nöthig, Einreibungen von grauer Salbe hinzuzufügen. Im Herbste 1834 gewann diese Krankheit zu Roggow und Krossow, im Mecklenburg-Schweriniſchen, eine epidemiſche Ausbreitung; es erkrankten daran binnen zwei Monaten vierzig Menschen des verschiedensten Alters, indessen genasen Alle bei angemessenen Reizmitteln, was der Fall nicht gewesen wäre, wenn antiphlogistische Mittel angewendet worden wären. Ebermaier reichte seinen Kranken die Salzsäure zu drei bis zehn Tropfen mit vielem Haferschleime, und solches nur nach der Induktion, weil seine Kranken meistens Verlangen nach Säuren trugen, und es ging ihm damit glücklich, weil er, voraussetzend, daß die Krankheit nie auf Entzündung, sondern auf Erweichung beruhe, niemals, selbst bei jungen vollblütigen Subjekten, Blutentziehungen anzuwenden versuchte, weil diese nur Sinken der Lebenskraft befördern. Stannius, im Jahre 1834 Assistenzarzt in dem Stadtkrankenhause zu Berlin, und seit dem Jahre 1837 Professor in Rostock, reichte auch seinen Kranken in dem besagten Hospitale die angeführte Säure, da er aber die Krankheit für eine Entzündung hielt, und schrankenlose Blutentziehungen unternahm, durch kalte Uebergießungen die Lebenswärme entzog, und dann auch noch mitunter den Darmkanal mit Laxirmittel peinigte, so war er in dieser Behandlungsart nicht so glücklich, als Ebermaier bei den seinigen, indem ihm die Kranken starben. Becker in Mühlhausen hat beim Abdominaltyphus Aderlässe, Blutegel, Brechmittel, große Dosen Kalomel, salpetersaures Natrum ohne Nutzen angewendet, und die Anwendung von Reizmitteln: Arnika, Serpentaria, Kampfer, Wein aber offenbar schädlich gefunden; auch das kohlensaure Kali, mit einer Infusion von Ipekakuanha täuschte. Als nun Blutentziehungen, kalte Umschläge, die Ipekakuanha keine Besserung bewirkten, so wurde beschlossen ganz einfach antiphlogistisch zu verfahren, und bloß Molken anzuwenden.

Eine starke Vermehrung des Durchfalls (zwölfmal in einer Nacht) verbesserte den Zustand, und bei bloßen Molken erfolgte Genesung, jedoch nicht bei allen andern Kranken, die er eben so behandelte, welches vielleicht die andern dabei gebrauchten Mittel verursachten, besonders Brechmittel. Nach Jansen ist das einfachste Antiphlogistikum frisches Wasser; dieses regt die verderblichen Stuhlgänge nicht auf, fördert sie nicht, wie die Molken. — Seidlitz in Petersburg wandte, nach Ebermaier, die Salzsäure, bei dem oben erwähnten Uebel im Seehospitale mit Erfolg an; aber noch weit überraschendere Resultate erlangte er durch eine consequente Behandlung des fraglichen Uebels mit einer Oelemulsion, welche Eibischschleim oder Arnikathee zur Basis hatte. Oft, wenn beim Gebrauch von Salzsäure, Salmiak, Salpeter das Fieber noch sehr bedeutend blieb, schwand diese Aufregung nach zwölfstündigem Gebrauche der Emulsion; nach sechs- bis zehntägiger Anwendung kehrte Eßlust zurück. Bei nervösen Erscheinungen setzte er einige Gran Kampfer oder fünf bis zehn Tropfen versüßten Salpetergeist hinzu. Im Beginn des Fiebers, bei brennender Haut, beschleunigten Pulsen, machte Seidlitz einen Blutlaß, setzte Blutegel, belegte den empfindlichen Bauch mit Oel. Der Durchfall wurde durch Gaben von 1 bis 2 Loth Ricinusöl gemäßiget, so wie auch die träge Leibesöffnung nur durch dieses Mittel oder durch Klystiere angeregt werden darf; und diese Methode rühmt Seidlitz als vorzüglich. Hansen, der dieses in seinem Werke anführt, macht hierzu die Bemerkung: daß hiernach das Ricinusöl eine doppelte Wirkung äußere, nämlich die Stühle zu mäßigen und die träge Leibesöffnung anzuregen; es sey also ein treffliches Janusmittel, da es doch eigentlich nach der angeführten Gabe nur purgirend wirken könne! Wenn die Oelemulsion so wohlthätig sey, welches Hansen nicht bestimmen wolle, warum wendete er sie nicht allein und vom Anfange an? Er machte hier gewiß gleiche Erfahrungen, wie bei seiner Pestkur in Varna, wo ein gleiches Verfahren drei Viertel Theile der Behandelten heimführte, und er endlich,

als er erfuhr, daß ganz Unbehandelte von den höchsten Graden der Pest genasen, nun alle innerliche Behandlung einstellte, und bei simplen Deleinreibungen die Pestkranken haufenweise genesen sah. — C. G. Neumann sagt in seinem Werke: „Von den Krankheiten des Menschen" Bd. I, S. 253 u. f. Im erethischen Fieberstadium ist alles aufzubieten, um den Uebergang ins zweite Stadium zu verhüten. Das Mittel dazu ist aber nicht direkte Einwirkung aufs Gefäßsystem, sondern Verminderung der Thätigkeit des Magens und Darmkanals. Dies wird oft verkannt und ein doppelter Fehler begangen. Der erste ist, daß man glaubt, wenn das Fieber stark ist, antiphlogistisch verfahren zu müssen; dann ist in der Regel der Tod die Folge, nicht gleich, aber nach etwa zehn Tagen. Ein zweiter Fehler ist, wenn der Kranke sogleich mit reizenden Mitteln behandelt wird, mit Baldrian, Aether, Wein, wodurch sich das topische Leiden der Schleimhaut des Dauungskanals steigert. Die torpide Schleimhaut ist jetzt im erethischen Zustande, sie secernirt krankhaft, und es gilt, sie zur zweckmäßigen heilsamen Sekretion zurückzuführen. Dazu dienen a) Brechmittel (gleichviel Brechweinstein oder Brechwurzel;) b) drastische Laxirmittel (Jalape mit Kalomel); c) Brechweinstein in kleinen Gaben; d) Salmiak; e) die Essigsäure; f) die muriatische Säure. Die Indikation zu dieser Säure stützt sich auf die Entdeckung von Tiedemann und Gmelin, daß der Magensaft diese Säure enthält. Wenn man den Augenblick des zweiten Stadiums wahrnimmt, so kann es noch gelingen die Pustelbildung in den Eingeweiden zu verhüten, wenn man 12 bis 16 Blutegel setzt und 2 Unzen Ricinusöl nehmen läßt; aber theils gelingt dieser Versuch nicht immer, theils ist der Augenblick des erethischen in das typhöse Stadium nicht entschieden wahrzunehmen. Die im typhösen Stadium angemessenen Mittel sind, außer einem großen Blasenpflaster im Nacken, Eisumschlägen um den Kopf und Chlor auf entstandenen decubitus: Aufgüsse von Valeriana, Angelika, Serpentaria mit versüßter Salzsäure, welche alle Stunden gereicht werden sollen. — Hier fügt aber Neumann hinzu:

Auf diese Mittel könne man sich nicht allein verlassen, zur Exacerbationszeit müsse man was Kräftigeres reichen, und als dazu empfohlene Mittel nennt er: a) den Phosphor, jedoch mit dem Zusatze: er nenne ihn bloß, um vor seinem Gebrauche zu warnen, nur ein delirirender Homöopathiker könne fähig seyn ihn zu verordnen. b) Das Opium, auch dieses soll jedoch nur verderblich wirken, Coma ärger machen, Apoplexie herbeiführen. Als wohlthätig aber empfiehlt derselbe den Kampfer, das bernsteinsaure Ammonium, den Moschus, vor allen aber bei sinkender Thätigkeit des Herzens und der Athmungsorgane, den Asand, oder wenn er zu beschwerenden Ekel aufregt, die Senega. — Hansen macht hierzu die Bemerkung: daß die Unterscheidung des Augenblicks des erethischen in das typhöse Stadium einem so geübten Praktiker, als Neumann ist, nicht fehlen sollte, da von dieser Unterscheidung die Anwendung so sehr entgegengesetzt wirkender Mittel abhängt. Wenn ein Typhus von vorn herein als ein solcher erkannt wird, warum wird bei seinem Beginnen ein Verfahren mit Brech- und Laxirmitteln eingeleitet, wodurch man so leicht eine einfache Synocha zu einem Typhus macht, ja sogar bei einem Gesunden einen Typhus würde zur Entwicklung bringen können. Unterscheidet ein Arzt das erethische Stadium vom typhösen nicht recht klar, so wird er auch nicht wissen, ob er eine hypersthenische oder asthenische Krankheit vor sich hat; von welcher Wichtigkeit ist aber von vorn herein die richtige Unterscheidung für die Behandlung. Bei einer so zweifelhaften Erkenntniß, wird der Arzt immer am besten thun, nur Essig und Salzsäure anzuwenden, oder auch andere weniger intensiv wirkende Mittel, etwa einfaches Wasser; diese können nie so nachtheilich einwirken, als die obigen Mittel. Von den im typhösen Stadium von Neumann verworfenen Mitteln, wie der Phosphor und das Opium, haben Remer in Königsberg und andere Aerzte die glänzendsten Resultate erhalten; auch Hansen kann dazu viele Beiträge liefern. „Ohne den Phosphor und das Opium, sagt Hansen, würde die Heilkunst sehr ohnmächtig dastehen, während sie mit den von Neu-

mann in Schutz genommenen, ja voran gestellten Brech- und drastischen Laxirmitteln nur zur Entvölkerung der Welt wirkt. Bei hitzigen Fiebern angewandt, sind diese Mittel in der Hand des Arztes eben das, was früher in der Hand der Richter die Torturwerkzeuge waren. Unschuldige werden und wurden dadurch ins Jenseits versetzt." — Was die letzten Mittel betrifft, nämlich den Kampfer, das bernsteinsaure Ammonium, den Moschus, den Asand und die Senega, so sagt Hansen: „Wenn das Sinken der Lebenskräfte nicht durch selbstige oder durch Kunst erregte Stuhlgänge zunächst herbeigeführt wird, und deshalb Cascarille, Kinogummi, Bley, Opium oder Alaun den Vorzug verdienen würden, sind jene Mittel allerdings zweckmäßig, jedoch würde ich auf den selten fehlenden Durchfall unter jenen Mitteln am wenigsten den Asand wählen, weil er, mag er auch bei jenen Affektionen der Brustorgane angemessen wirken, so gern accelerirte Stuhlgänge bei gesunkenen Lebenskräften aufregt; man hat aber nichts mehr zu fürchten, als die chocoladenartigen Darmabgänge, welche mit Meteorism begleitet, sobald unwillkührlich erfolgen, und das Ende des Lebens im Galopp herbeiführen. Die hier von Neumann empfohlenen kräftigern zur Exacerbationszeit zu reichenden Mittel, werden um so eher und um so häufiger erforderlich seyn, wenn man beim Intestinalfieber den Angriff mit Brechmitteln und drastischen Laxirmitteln oder gar Blutentziehungen beginnt, um so weniger wird man dazu greifen dürfen, wenn von vorn herein dergleichen Mittel, die hier wie Oel zum Feuer gegossen wirken, ganz weggelassen, und nur indifferent wirkende gereicht werden. Als solche mögen nun sowohl nach Ebermaier die Salzsäure, als nach Becker die Holzkohle, nach Seidlitz die Oelemulsion, nach Neumann die Essigsäure angemessen seyn, wenigstens läßt sich nach Vernunftschlüssen nicht behaupten, daß sie direkten Nachtheil bringen, während sowohl Vernunft und Erfahrung lehren, daß Blutentziehungen, Brech- und Laxirmittel beim Abdominaltyphus angewendet, bei weitem mehr den Kranken in Gefahr setzen, als wenn er von vorn herein mit rei-

zenden Mittel behandelt würde, falls sie nur nicht in übermäßigen Gaben gereicht werden." — Großheim in Berlin hat den Abdominaltyphus durch örtliche Blutentziehung längs der Wirbelsäule, mittelst Schröpfköpfe, und durch starke Merkurialeinreibungen im Rükken oder auch an andern Körperstellen, durch laue Bäder mit kalten Uebergießungen des Hinterkopfs, Nackens und Rückens, und durch Kalomel und Digitalis behandelt, dabei zur Besänftigung der Darmschleimhautentzündung und zur Heilung der Geschwüre die viel gerühmten milden einhüllenden Mittel, als: Mohnöl mit Salepschleim oder Altheeabkochung, auch das ein wenig adstringirende Malvendekokt angewendet, wobei jedoch die Krankheit, nach seinem Berichte, noch viel zu häufig tödlich endete, welches also in der fehlerhaften Behandlung lag. Dagegen behandelte Brunn in Köthen, nach Caspers Wochenschrift (Nr. 48, 1836) in einer Familie drei Subjekte am Abdominaltyphus, der mit starker Diarrhoe verbunden war, und sie genasen, indem er anfangs Ruhrwurzel; dann später beim heftigen Durchlauf Opium mit Schleim, hierauf Baldrian, Schlangenwurzel, und endlich tonische Stärkungsmittel reichte. In zwei andern Häusern erkrankten sieben Personen auf gleiche Art, davon genasen sechs nach gleichen Grundsätzen Behandelte, während die siebente Person sich homöopatisch behandeln ließ und starb. Auch diese Beobachtungen beweisen, daß von der frühern Sistirung der Stuhlgänge die Rettung im Abdominaltyphus abhängt. Auch Hansen gelang die Kur von fünf Kranken, die nach ähnlichen Grundsätzen behandelt wurden. — Blumenthal's in Moskau Mittheilungen (Casper's Wochenschrift, Jahrg. 38, Nr. 1.) über die Wirksamkeit des Kreosots bei torpiden Nervenfiebern werden, nach Hansens Vermuthung, viele Nachahmer finden, und sollen sie zu verdienen scheinen. Er fand dieses Mittel in vielen Fällen so ausgezeichnet heilkräftig, daß es den Kampfer und Moschus weit hinter sich läßt. In drei Krankheitsfällen, die er aufstellt, hat die Anwendung des Kreosots die Besserung bewirkt. Hansen will, daß man in solchen Fällen

das Kreosot nicht als ein Universal- oder specifisches Mittel zu betrachten habe, da oft genug in gleichen Lagen Kranke durch Anwendung von Weingeist, Wein Kaffee, Königstinktur, Phosphor und andere Reizmittel hergestellt worden sind; ja sogar die ungestörte Naturkraft schon oft dergleichen von aller Kunst Verlassene wieder auf die Beine geholfen hat. — Auch Heinemann in Düsseldorf (Caspers Wochenschrift Nr. 14, 1836) lernte den Nachtheil des Blutlassens beim Abdominaltyphus erst aus der Anwendung erkennen. Ihm kamen gleichzeitig mit Ebermaier im Jahre 1834 wenigstens funfzig solcher Armenkranke zur Behandlung vor. Dieser Typhus begann in der Regel mit Diarrhoe, dickbelegter borckigter Zunge, großer Niedergeschlagenheit, ohne irgend eine Begleitung genuiner Entzündung, nur mit dem täuschenden Bilde einer solchen. Bei dem Ersten dieser Kranken waren alle Zeichen einer Pneumonie oder Mandelbräune eklatant vorhanden; die deshalb bei diesen Kranken vorgenommenen Blutentziehungen bekamen schlecht; denn gleich am andern Tage waren sämmtliche Kranke nervös; er ging daher sofort von dieser Behandlungsart ab. Die Krankheit fing bei denen, welche nicht von Brustzufällen ergriffen wurden, mit profuser Diarrhoe an; wollte man diese nicht sogleich stopfen, so hatte man schon an den folgenden zwei Tagen mit sehr beunruhigenden Symptomen zu kämpfen, die man sehr leicht durch eine einfache Emulsion anhalten konnte. Uebrigens verfuhr er in allen Fällen, ohne Ausnahme, so; da nun jene Emulsion, die er aber nicht anführt (nach Hansen thut ein Schleim von Salep oder arabischem Gummi, mit einer angemessenen Quantität Opium verbunden, gleiche Dienste) nicht dringend nöthig war, so reichte er ein Brechmittel, worauf die Diarrhoe oft sistirte; dann gab er bis zum achten Tage hin Salmiak mit Brechweinstein. Wollte der Zustand sich aber nicht bessern, dann täglich ein Quentchen Salzsäure, mit 6 Unzen Altheeschleim. Er rettete damit die sämmtlichen Kranken bis auf Einen, welcher starb. — Hansen fügt hier hinzu: daß die Genesung auch bei einem an-

dern Heilverfahren eben sowohl und sogar in kürzerer Frist und mit Rettung Aller hätte erfolgen können, wenn bei Allen sofort die Diarrhoe durch die wirksame Emulsion, oder durch ein sonstiges Hemmungsmittel wäre sistirt worden, nicht aber nur dann, wenn die Sistirung dringend nöthig erschien, da ja die Erfahrung erwies, daß wenn dieses nicht geschah, sondern Brechmittel, Salmiak ꝛc. sechs bis acht Tage gereicht waren, schließlich noch Salzsäure mit Eibischdekokt noch contrahirend wirken mußte, hierdurch also mindestens Zeit verloren ging, deren Benutzung aber der einzige Reichthum der Armen ist. Er habe 1834 (s. oben, S. 511,) im Herbste auf einem kleinen Bezirke vierzig Menschen am Abdominaltyphus behandelt, und alle genasen nicht nur, sondern alle waren auch mit dem vierzehnten Tage schon wieder arbeitsfähig, wenn gleich kein einziger Brechmittel, Salmiak ohne oder mit Brechweinstein, nur sehr wenige Salzsäure erhalten hatten. — Nach der Gazette medicinale Nr. 11 ist von einer Kommission der Acad. de Med. Andral, Louis und Piedaquel die von Doleraque für die Behandlung des Abdominaltyphus als allgemeine und einzig bewährt vorgeschlagene Methode geprüft worden, und ihr Bericht schließt mit folgenden Resultaten: 1) Die Abführungsmittel haben nicht den Nachtheil, den man ihnen in Frankreich zugeschrieben hat; im Gegentheil haben die Experimente ergeben, daß in keinem Falle beim beginnenden Typhus die Abführmittel die Krankheit verschlimmerten, sondern bei Allen, früher oder später, die Heilung herbeiführten. — 2) Bei schweren Fällen wirkten die Abführmittel günstiger als Blutentziehungen, oder diese mit Abführungen verbunden. — 3) Bei allen Fällen vom Typhus ohne Ausnahme, bei leichten, schweren und hoffnungslosen, lieferte die Behandlung durch Abführmittel eine geringere Sterblichkeit, als die durch Blutentziehungen, oder diese mit Abführmitteln verbunden. — Doleraque beginnt die Kur mit 1 bis 2 Gran Brechweinstein, ohne Rücksicht auf Zunge, Durst, Schmerz ꝛc.; am nächsten Tage wird eine Flasche Bitterwasser gereicht, und so jeden Tag, wenn es dem

Patienten nicht zuwider wird, in welchem Falle er Weinsteinrahm, Ricinusöl, oder noch besser Kalomel in zwei Dosen zu 8 Gran giebt. Die verschiedenen Symptome braucht man nicht zu betrachten, und keine Blutentziehungen vorzunehmen. Nur das Einschnüren der Lungen erfordert Aufmerksamkeit, dagegen 5 — 8 Gran Kermes täglich. Wenn sich der Patient bis auf einige Schwäche wohl fühlt, giebt er tonica und nahrhafte Diät; kehren hierbei Fieber und Durst zurück, so ist damit zu früh begonnen. Bei dieser Behandlung starben von 104 Kranken 11. Die mittlere Dauer der Kur bei den Genesneen war 31 Tage. — Hansen macht hierzu die Bemerkung: daß wenn es nicht Menschenleben kostete, so würde es leicht seyn, jenem Triumvirate nachzuweisen, daß ihre Behauptung: „bei Allen wäre früher oder später die Heilung herbeigeführt, durchaus unbegründet sey. Nur Zunftstolz könne dem Kleeblatte diese Behauptung entlockt haben. — Trusen in Posen, (Caspers Wochensch. No. 31, 1836) macht im Abdominaltyphus am häufigsten von der Chlorine Gebrauch, indem er die Affektion der Schleimhaut des Dünndarms nicht für Wirkung, sondern für Ursache des Fiebers hält. — Nach Jahn (Hufel. Journ. Bd. 11, S. 103) hatte die Salzsäure in schweren Typhusformen keinen Erfolg; allein dieses soll in den Dosen liegen, die er darin anwendete. indem er die rauchende Säure zu 80 ja 100 Tropfen zweistündlich gereicht hat. — Remer, jetzt in Breslau, der schon oben angeführt worden, bediente sich mit rettendem Erfolge beim Typhus von vorn herein der reizenden Mittel, und in so hohen Gaben, wie sie andere Aerzte nicht zu geben wagten. Er gab vom Phosphor bei sehr gesunkenen Lebenskräften und unwillkührlichen Stuhlgängen einem Kranken binnen fünf Tagen 40 Gran. — Schluitter gab in der Typhusepidemie zu Weimar 1809 bei starker Diarrhoe Arnika oder Columba: trat indicatio vitalis ein, so ward Aufguß von China, Arnika mit Opium, oder auch Kampfer mit China gegeben; und half dieses nicht, dann China mit Alaun, oder terra catechu mit G. Mimos. und Opium, worauf die verderblichen Stuhl-

gänge aufhörten. — Schlesier in Pritz (med. Vereins-Zeitung Nr. 50 und 51, 1836) hat bei der Epidemie des Typhus intestinalis das Chlorwasser, die Salzsäure und die Pflanzenkohle in Verbindung mit der zeitgemäßen Anwendung einiger Blutegel, und der grauen Salbe auf den Bauch angewendet; nach ihm sind es die Mittel, welche die Basis der ganzen Kur bilden, denen der Kranke und der Arzt vertrauen kann. Auch Heine in Pasewalk (Vereins-Zeitung Nr. 41, 1835) wendete die von Becker empfohlene Holzkohle an, und gab zweistündlich 2 bis 5 Gran davon, welche oft in zwei bis drei, spätestens in sechs bis acht Tagen den Durchfall, die Auftreibung und die große Empfindlichkeit des Unterleibes beseitigte und die Genesung herbeiführte. — Der Militairarzt Boudin hat, nach Buchners Rep. Bd. 8, 1836, gegen die Phlogose der Darmschleimhaut im typhösen Fieber die Anwendung des salpetersauren Silbers versucht, und fand es bei dessen höchstem Stadium, mit unaufhaltsam sinkender Diarrhoe verbunden, noch hülfreich. Er ließ zunächst Klystiere von 3 Gr. in 6 Unzen Wasser einspritzen, und 1 Gran in Pillenform nehmen. Nach einer solchen dreitägigen Behandlung ließ die Diarrhoe nach, die Eßlust erschien wieder, und der Kranke ward gerettet. Es wurden nun funfzig Typhuskranke ebenso behandelt und nur zwei starben davon. Seitdem hat er dieses Verfahren bei mehr als dreihundert Kranken angewendet, und sich von der Wirkung dieses Mittels, um die Eiterung im Darmkanale zu hintertreiben, überzeugt. Nur selten stieg er auf 10 Gran; er heilte Kranke, welche während des Verlaufs der Krankheit über eine Drachme salpetersaures Silber erhielten, und sah nie darnach eine Färbung der Haut erfolgen.

Man könnte hier noch viele andere Aerzte anführen, wenn dieses kleine Register nicht schon hinlänglich wäre, um die verschiedenen Kurmethoden beim Typhus kennen zu lernen. Die meisten der neuern Aerzte scheinen nicht für das Aderlassen, überhaupt für die Blutentziehung bei dieser Krankheit zu stim-

men, weil die Erfahrungen, die sie damit gemacht haben, kein günstiges Resultat lieferten, wohl aber für stärkende und reizende Mittel gleich von vorn herein genommen, um dem Stuhlgange zu begegnen, ihn zu stopfen. Es wird sich überhaupt leicht aus den oben angeführten Kurmethoden des Typhus herausstellen, welche Methode die beste ist, obgleich in der Wahl der Mittel, die heilsam gewesen sind, leicht für die Entscheidung Skrupel entstehen können, da jeder Arzt sein geprüftes Mittel über alle andern erhebt. Das Urtheil des schon oben genannten Schlesier in der angeführten Vereinszeitung ist hier vollgültig in Beziehung auf die Verschiedenheit der Kuren bei dieser Krankheit. Er sagt: „In der Heilkunst giebt es überhaupt kein positives Gesetz; eine jede Zeit erzeugt ihre eigenthümlichen Leiden in der physischen sowohl, wie in der moralischen Welt, jedes Klima und jede Nationalität modificirt dieselben. Darum mag es als Vermessenheit erscheinen, die Erfahrungen, welche von den Beobachtern einer andern Zeit mit Treue der Wahrheit mitgetheilt sind, deshalb für falsch zu halten, weil sie mit den Ergebnissen unserer Beobachtungen nicht übereinstimmen; eben so wie es Unduldsamkeit und Egoismus verräth, wenn wir die Beobachtungen und Abstraktionen eifriger Forscher anderer Nationen mit andern Naturen und in einem andern Klima darum für nichtig halten, weil wir nicht sahen, was sie sahen. Unseres Ortes ist es, den generellen Krankheitscharakter, wie er sich uns darbietet, durch sorgfältige und unbefangene Beobachtungen der kranken Natur zu erforschen, und frei von aller Einseitigkeit und vorgefaßten Meinung ihren Andeutungen die Kunsthülfe anzufügen.“ Ferner sagt derselbe, nachdem er den Charakter des Intestinaltyphus geschildert hat: „Es geht daraus genügend hervor, wie unnütz die Anwendung aller erhitzenden und rei-

zenden Heilmittel, die sonst an den hohlen Begriff „Nervenfieber" gekettet waren, einer Seits, so wie allgemeine Blutentziehungen anderer Seits in dieser Krankheit seyn mußten; denn es kann wohl Niemanden einfallen, gegen diesen eigenthümlichen Entzündungs- und Destruktionsprozeß, weil er, in Ermangelung einer bestimmten Bezeichnung, Entzündung genannt wird, mit allgemeinen Blutentziehungen zu Felde zu ziehen. Auch hat eine vorurtheilsfreie und reine Beobachtung es längst gelehrt, daß alle diese Mittel dem Kranken entschiedenen Nachtheil bringen. Ja es unterliegt gar keinem Zweifel, daß die Krankheit bei einer vernünftigen Pflege, selbst ohne alle Medikation leichter überstanden wird, als bei dem Gebrauche erhitzender und reizender Mittel, wie dieses so manche reine Naturheilungen beweisen. Noch verderblicher als diese aber waren allgemeine Blutentziehungen. Ich spreche dies aus, selbst gegen Authenrieths Autorität, der mäßige allgemeine Blutentziehungen im Anfange des Abdominaltyphus empfiehlt. Ich spreche es aus mit der Ueberzeugung, welche eigene Erfahrung nur geben kann. Ob es in allen Epidemien so ist, weiß ich nicht, glaube es auch nicht. In der Epidemie aber, welche ich beobachtete, habe ich nie einen solchen Grad von Entzündung und Reaction vorgefunden, der einen Aderlaß indicirt hätte, und wo es doch so schien, da wurde die Täuschung durch die Folgen bestraft, indessen bin ich weit entfernt, diesen Grundsatz als allgemein anwendbar geltend machen zu wollen." — Nicht bloß die neuern, sondern auch ältere Aerzte waren schon in den Epidemien gegen die Blutentziehungen. Pringle hat in seiner Schilderung der Kriegspest 1740 — 50 angemerkt: Bei wirklicher Ausbildung des Fiebers wurde gewöhnlich zuerst Ader gelassen, jedoch mit großer Vorsicht. Man bemerkte, daß zu starkes Blutlassen ungemein

den Puls schwächte und den Kopf mehr angriff; besonders schadeten wiederholte Aderlässe; allein bei heftigen Delirien mit gesunkenem Pulse schafften selbst Blutegel keine Erleichterung, sondern schadeten. Viele erholten sich, die kein Blut gelassen hatten, aber wenige, die viel Blut verloren hatten. Durch ein starkes Aderlassen im ersten Zeitraume konnte ein plötzlicher Uebergang der Krankheit aus einem gelinden, fast der Gesundheit ähnlichen, Zustande in den dritten höchsten Grad bewirkt werden. Das Delirium konnte offenbar durch zwei ganz entgegengesetzte Ursachen erregt und erhöhet werden, entweder durch zu viel Aderlassen, oder durch zu frühen Gebrauch erhitzender Mittel. — Auch Baldinger behandelte sein Soldatenfieber, wodurch er das Nervenfieber bezeichnete, mit dem besten Erfolge ohne Aderlassen, aber im Beginnen mit Brech- und Laxirmitteln, hinterher mit Reizmitteln, worunter er den Spirit. Mind. besonders rühmt. — Im Jahre 1803 sagt Larrey von der Fièvre adynamico-ataxique genannten Krankheit: das Aderlassen, wozu der Schlendrian und die Nationalconstitution die Französischen Aerzte so gern verführt, war immer schädlich. Er wandte erst Mineralsäuren, und dann Reizmittel an. — Widemann zu Eichstädt behandelte im Jahre 1805—6 einen contagiösen Typhus ꝛc.; er gab von vorn herein flüchtige Reizmittel: Baldrian, Arnika, Schlangenwurzel, Naphtha, Opium, China; seltener bedurfte er des Kampfers und des Moschus; daneben äußere Reizmittel-Vesicantien, Senfteige.

Bei der ansteckenden Ruhr muß zwar im Ganzen das gegen den Typhus empfohlene Verfahren beibehalten werden, aber daneben vorzüglich der unächten Entzündung des Darmkanals durch Opiate und einwickelnde Mittel vorgebogen werden. Der Theria-

kalessig der Alten oder auch folgende Mischung ist hier anzurathen:

℞ Aq. flor. chamomill. Unc. VI.
Mucilag. g. arab. Unc. I.
Acet. vin. aromat.
Syrup. capillor. Unc I.
M. D. S. Alle Stunden einen Löffel voll.

Auch ist der von Rolle bei der Ruhr empfohlene Trank aus einer Lösung von arabischem Gummi mit Weinessig und Zucker, oder auch ein Leinsamenaufguß mit dem oben angeführten Weinessigsyrub zu empfehlen. — Bei der Seuche zu Cadix im Jahre 1819 rettete Moreno seinen gefährlichsten Kranken, einen Französischen Schiffskapitain, durch eine große Menge geschlagenen Eyweißes, wonach die heftigen Schmerzen in den Eingeweiden, an denen er litt, sogleich verschwanden. — Wenn nun nach dem hier angezeigten Heilverfahren das Nervensystem des Kranken von den Einflüssen des Kontagiums befreiet worden, so tritt die Krankheit wieder in das Stadium des komplicirten Fiebers zurück. Das Gefäßsystem erhält nun die Kräfte wieder, und die naturgemäße Richtung der Nerventhätigkeit trägt nicht wenig dazu bei, die Kräfte des Lebens zu erhöhen. Es erscheint nun die Krise und die kritischen Ausleerungen. Das Ende der kritischen Periode zeigt am bestimmtesten der Urin an; denn so lange die Krise dauert, ist er immer noch dunkel gefärbt; er läßt dann, sobald er erkaltet, einen häufigen ziegelmehlartigen Bodensatz fallen, während zu gleicher Zeit oft auch noch ein klebriger Schweiß die Haut bedeckt, und nicht selten auch runde Auswürfe nach einem leichten Husten aus den Luftwegen ausgeleert werden. Wenn nun diese kritischen Ausleerungen alle in dem Maaße geschehen sind, so tritt

der Zustand der Genesung ein, in welchem, wegen der darniederliegenden Lebenskräfte, besonders des Verdauungssystems, oft der Uebergang zur Gesundheit etwas schwierig und langwierig wird. Der Gebrauch bitterer gewürzhafter Mittel und des Weins, und der Genuß einer heitern freien Luft tragen viel dazu bei, eine gesunde Eßlust zurückzurufen, der man aber nur langsam und mit gut verdaulicher Kost folgen muß, um die Gesundheit zu befestigen. — Ueberhaupt richtet sich die Diät in den verschiedenen Typhusperioden nach dem Zustande des Kranken. Die Hauptnahrung ist vom ersten Zeitraume an durch alle Perioden eine reine, trockne und dabei kühle Luft, für die besonders in den Krankenzimmern gesorgt werden muß; dann im ersten Zeitraume lauwarme, säuerliche und gelinde schweißtreibende Getränke. — Im zweiten Zeitraume kann auch das Waschen mit kaltem Wasser, welches J. Currie, und vor ihm Brandroth in Liverpol, und nach ihm mehrere andere Aerzte sowohl im Typhus, als auch in andern exanthematischen Fiebern als Heilmittel anrühmten, so auch das eigentliche Begießen des Kranken mit kaltem Wasser gedeihlich seyn. Schon J. G. v. Hahn machte diese Beobachtung in einer Epidemie zu Breslau 1737, und später Chr. Moneta*). Auch wurde das Reiben mit Eis im Pesttyphus schon von D. Samuilowitz als heilsam empfohlen. Die Nahrung im entzündlichen Zustande des Typhus muß zwar diesem Krankheitscharakter gleichfalls angemessen seyn, doch kann eine etwas kräftigere hier nicht schädlich werden, nur nicht eine trockne und feste; daher sind Gerstenschleim mit etwas Citronensaft, oder mit etwas Essig oder auch Wein, Reisschleim, eine trinkbare Panade ꝛc.

*) Ueber den Nutzen der Kälte und des kalten Wassers in Catharrfiebern. Warschau, 1776.

in einer mäßigen Menge drei bis viermal am Tage dargereicht, hier die passendsten Nährmittel. Zum Getränk ist Limonade, Ptisane mit etwas Essig, säuerlicher Wein, mit vielem Wasser verdünnt, am schicklichsten. Auch kann man dem Kranken einigemal am Tage einen gelinden schweißtreibenden Thee reichen. Auch Bewegung ist nöthig, und wenn es angeht, so kann man den Kranken wenige Schritte im Zimmer ein paarmal des Tages herumführen. Auch muß man die Typhuskranken, so viel nur immer möglich ist, aus ihrem Taumel durch Reizung der äußeren Sinne zu erwecken trachten, daher müssen sie so viel, als möglich, am Tage ermahnt und aufgeheitert werden. — Im dritten Zeitraume, dem nervösen Stadium, muß noch mehr Behutsamkeit in der Diät und Pflege des Kranken beobachtet werden, wo es thunlich ist, kann auch die Bedeckung im Bette etwas wärmer seyn, besonders ist in diesem Zeitraume eine feuchte kalte Luft schädlich. Die Nahrung muß jetzt kräftiger, aber noch leichter verdaulich seyn, als in dem vorigen Zeitraume: nährende Kraftbrühen, Biersuppen oder Weinsuppen mit Eyergelb ꝛc. sind hier am tauglichsten. Feste, trockne Speisen sind vor der Krise nie zu erlauben; Früchte nähren zu wenig, und geben zu viele Gelegenheit zu Durchfällen. Wenn auch nicht zum gewöhnlichen Getränk, wozu die schleimigten noch immer angemessen sind, aber zur Erquickung des Kranken ist der Wein jetzt ein unentbehrliches Mittel, ja eine Arzney; je geistiger, je älter er ist, um so besser; denn er reizt und nährt zugleich. Man darf ihn aber nur Löffelweise, jedoch mehrere Male am Tage geben. Hildenbrand hat auf dieselbe Weise den gemeinen Russen und Polen den Branntwein, an den sie gewöhnt sind, mit dem nämlichen Erfolge gegeben. Auch schleimige Getränke müssen dem Kranken noch hinreichend gegeben werden. In der Abnahme des

Typhus können festere, jedoch leicht verdauliche Speisen und Wein gereicht werden; auch ist eine mäßige Bewegung zu empfehlen. Auch wird hier mit den Nahrungsmitteln gestiegen, so wie mit den eigentlichen Arzneymitteln zurückgegangen wird, und in der Convalescenz nimmt die Diätetik das ganze Geschäft der Unterstützung zu einer vollkommenen Genesung ganz allein auf sich. Jedoch ist hier auch Vorsicht zu empfehlen, da die Gelüste der Convalescenten oft sehr heftig sind, und daher in Schranken gehalten werden müssen, um keine Nachkrankheiten zu veranlassen. — Der gute Ausgang des Typhus in die Gesundheit findet Statt, wenn der Kranke vor dem Typhus eine gute Gesundheit genoß, das heißt, mit andern schwächenden Krankheiten, sowohl in der Jugend, als im Mittelalter, nicht behaftet gewesen; auch in einzelnen Organen nicht krankhaft disponirt war; wenn der Typhus, womit er befallen worden, in seinem Verlaufe regelmäßig, mit mäßigen und nur charakteristischen Krankheitszufällen bezeichnet, durch keine unpassende Heilart verdreht, und durch keine unzweckmäßige Diät schlecht geleitet ist. Ist nun dieses der Fall, so geht derselbe leicht, und gleich mehreren exanthematischen Fiebern, in die vollkommenste, ja manchmal in die dauerhafteste Gesundheit über. Dieser Uebergang geschieht nun theils durch angewandte passende Heilmittel, und theils oft ohne das Zuthun derselben durch die bloßen Heilkräfte der Natur, oder der gereizten Vitalität selbst, besonders wenn eine dazu geeignete Diät beobachtet wird, oder andere günstige, oft zufällige, Umstände eintreffen. Die Kunst leitet die Heilung dieser Krankheit nur auf eine mittelbare oder indirekte Art, nämlich durch die Leitung der heilsamen Lebenskräfte; auf eine direkte oder unmittelbare Art ihn zu heilen, oder nur seinen Verlauf von beinahe vierzehn Tagen abzukürzen, ist bis jetzt

noch keiner Heilart gelungen. Es geht hier mit dem Typhus, wie mit den Pocken, Masern und andern contagiösen Fiebern; denn eine specifische oder empirische Heilart, wie z. B. bei der Lustseuche, ist im ansteckenden Typhus noch nicht entdeckt worden, und eine direkt rationelle giebt es deshalb noch nicht, weil die Ursache und Natur dieser Krankheit noch zu wenig bekannt sind, als daß man ein sicheres vernunftmäßiges Heilverfahren darnach einleiten könnte. Die Naturkräfte und ihre Wirkungen sind es einzig, welche entweder für sich, oder auch wohl durch die Kunst geleitet, diese Krankheit zu heilen vermögen, das heißt, wenn keine besonderen Hindernisse eintreten; denn unzählige Beispiele lehren, daß diese Krankheit ohne künstliche Hülfe glücklich überwunden worden, also ohne alle Heilmittel die Kranken genasen. Wie übrigens die Natur hierbei zu Werke geht, um den dem Körper mitgetheilten Ansteckungsstoff darin unschädlich zu machen, oder ihn wohl gar wieder hinauszuschaffen, oder wie er seine nachtheilige Einwirkung auf den Organismus verliert, läßt sich kaum vermuthen, noch viel weniger erklären, wahrscheinlich geschieht es durch den durch die Ansteckung entstandenen chemischen Prozeß, der nach seiner Dauer wieder zu wirken aufhört, oder aus dem Körper durch die Fieberperiode wieder ausgeschieden, und so das frühere Thätigkeits-Verhältniß der Organe wieder hergestellt wird. Unter welchen ursächlichen, begleitenden oder wirklichen Erscheinungen übrigens diese erleichternden Krisen vor sich gehen, in wie weit die kritischen Ausleerungen, besonders durch den Schweiß, hierzu beitragen, wie alles dieses an den bestimmten Tagen, besonders am vierzehnten, siebzehnten ꝛc. geschehen, ist schon oben angeführt worden. — Der üble Ausgang des Typhus, der Ausgang in den Tod, s. oben, S. 450, entsteht von Seiten der üblen Beschaffenheit

des kranken Subjekts, als auch von Seiten der Heftigkeit der Krankheit oder auch der ungünstigen Nebenumstände, welche diese Heftigkeit der Krankheit verursachten. Von Seiten des Subjekts, wenn dasselbe schon vor der Ansteckung keine feste Gesundheit hatte, schon einen Krankheitsstoff in sich trug, schon geschwächt oder in einzelnen Organen übel disponirt war, und daher den Typhus nicht überstehen konnte. — In Hinsicht der Krankheit selbst, wenn im Verlaufe des Typhus noch andere nachtheilige Umstände hinzukommen, welche zu verschiedenen gefährlichen Annalien und zu einer ungewöhnlichen Heftigkeit der Krankheit Veranlassung geben, so wird dieselbe gewiß tödtlich; denn diese letztern Umstände können auch bei der besten Beschaffenheit des Kranken den Tod für sich allein verursachen. Zu denselben kann man rechnen: 1) Von Seiten des Arztes ein unpassendes Heilverfahren; 2) ein nicht passendes diätetisches Verhalten, sowohl in der Luft, als auch in der Nahrung, den Getränken, der Reinlichkeit ꝛc.; 3) durch Einwirkung zufälliger Schädlichkeiten, wie z. B. epidemische nnd Witterungskonstitution, verschiedene andere äußere Verhältnisse, Verletzungen ꝛc. Hieraus folgt nun, daß der Typhus in seinem Verlaufe durch die genannten nachtheiligen Einwirkungen bösartig wird, und unter Störung der wichtigsten Verrichtungen ganzer Systeme oder einzelner Organe im Körper den Tod herbeiführt. Hierbei fehlen dann auch die wohlthätigen Krisen gänzlich, oder sie sind unzureichend. Auch giebt es noch einige in ihrer Wirkungsart gänzlich unbegreifliche Causalmomente, welche oft ein plötzliches Dahinsinken der Lebenskräfte, oder eine solche Bösartigkeit mit sich führen, wobei gleich auf der Stelle der Tod erfolgt, ohne vorhergehende gefährliche Symptome, und auf eine Art, die sich nicht anders erklären läßt, als durch einen verletzten Kräfte-

zustand. Sonst sind die gewöhnlichen Todesarten im Typhus: der Schwächetod und der Schlagfluß. Der Erstickungstod kommt nur sehr selten und nur in jenen einzelnen Fällen vor, wo die leidende Lunge die Verrichtungen des Athmens unterdrückt. Die Erscheinungen, unter welchen der Schwächetod eintritt, sind: das Schwinden des allgemeinen vitalen Turgors, Eingefallenheit und Bläße der äußern Theile, welche sich vorzüglich im Gesicht des Kranken durch eigene physiognomische Charaktere entnehmen lassen, hohle, erloschene, halb geöffnete Augen, Hervorzeigen der oberen Zähne unter der Zurückziehung des Mundschließmuskels; Auflösung aller Schließmuskeln überhaupt; Kälte der Extremitäten; kalter, zäher, allgemeiner Schweiß; kleiner, schwacher, ungleicher oder auslassender Puls, gänzliche dahinfallende Muskelkraft, mit der hinfälligen Rückenlage des Kranken und einem fortwährenden Zittern. Dabei findet sich gewöhnlich eine aus der Betäubung und dem Irreseyn zurückkehrende Geistesgegenwart ein, und ein oft heiteres, und einigermaßen leichtes Gemüth, welches wahrscheinlich, nach Hildenbrand, aus Abgang alles Schmerzes sich bemerkbar macht. — Der Typhus geht auch oft in andere Krankheiten über, welche Secundärkrankheiten entweder heilbar oder unheilbar sind, oder zu einem mittelbaren Tode führen. Die gewöhnlichen Uebergänge der Typhusarten in andere Krankheiten sind folgende: 1) Durch innere Metastasen entstehen im Kopfe: chronischer Schwindel, Blindheit, Blödsinn; in der Brust: chronischer Husten, Engbrüstigkeit, Anlage zum Bluthusten und zur Schwindsucht; im Unterleibe: durch Leber- und Milzleiden, mancherlei Cachexien, Anlage zur Wassersucht, zur Gelbsucht, auch Hypochondrie, Krämpfe, chronische Uebel des Magens, der Gedärme, Verletzungen der Sexualverrichtungen ꝛc. — 2) Durch Metastasen

der äußern Theile entstehen Ablagerungsgeschwulste an verschiedenen Drüsen, besonders an den Ohrendrüsen und Achseldrüsen, auch an andern muskulösen und häutigen Theilen, vorzüglich an den Gliedmaßen, an den Oberschenkeln und Oberärmen. Auch machen dergleichen Metastasen verschiedene andere Lokalübel, wie z. B. den grauen Staar und die Eiterflüsse aus den Ohren, welche nach dem Typhus besonders häufig sind. — 3) Noch vor der Krise, durch die Ausgänge der lokalen Entzündungen, besonders in innere nicht schnell tödliche Eiterungen, sowohl im Gehirne, als in den Lungen; auch in verschiedenen Eingeweiden des Unterleibes, vor allen der Leber und der Gedärme. — 4) Durch lokalen äußern Brand, welcher dann immer in Geschwüre übergeht. — 5) Durch anhaltende Schwäche und Kraftlosigkeit, welche durch den Abgang einer erquickenden Nahrung in diesem Zeitraume, durch traurige und drückende Gemüthsregungen, durch Hämorrhagien, durch frühzeitigen Liebesgenuß ꝛc. ꝛc. können die Convalescenten ihre Kräfte manchmal nicht mehr sammeln; sie verdauen schlecht, schlafen wenig und unruhig, schwizzen nächtlich, und verfallen dadurch in verschiedene andere Uebel: Durchfälle, Samenfluß, Auszehrung ꝛc. — Die Prognose, die hiernach gestellt werden kann, sowohl für den glücklichen, als unglücklichen Ausgang der Krankheit, ist schon oben, unter Krankheitszustand und Zufälle angeführt worden. — Man vergleiche hiermit die Art. Nervenfieber, Th. 102, S. 356 u. f.; Pest und Pestanstalten, Th. 109, S. 1 u. f.; und Ruhr, Th. 128, S. 491 u. f. — Was die Rindviehpest oder den Pesttyphus des Rindviehes, die Löserdörre, betrifft, so ist solche schon unter Rindviehpest, Th. 123, S. 582 u. f., abgehandelt worden.

Typusmiasma, Typusstoff, die sich in dem thierischen, hauptsächlich aber in dem menschlichen Körper entwickelte ätzende Ausdünstungsmaterie, die sich in Folge unterdrückter Ausdünstung, und durch eine feuchte kalte Luft und andere Witterungs- und Nahrungszustände veranlaßt, unter der Haut angesammelt, und sich durch den Uebergang in die Organe des Körpers weiter ausgebildet hat. Die bindende Materie dieses Stoffes ist Schleim oder Lymphe; daher sind Eiter, eiterartige Materie, Rotz, klebriger Hautschleim und dergleichen oberflächlich abgesonderte Feuchtigkeiten der eigentliche Sitz des ansteckenden Princips. Das Typhusmiasma scheint eine, den narkotischen Giften analoge Wirkung zu besitzen, doch ist seine Wirkung viel permanenter. Aus den chemischen Eigenschaften des Ansteckungsstoffes lassen sich aber die Wirkungen auf den Körper nicht erklären; auch läßt sich über das Specielle und Eigenthümliche dieses typhösen Ansteckungsstoffes nichts Genügendes sagen. Das Typhusmiasma scheint sehr flüchtiger Natur zu seyn, indem es sich schon von fern durch die Ausdünstung mittheilt, also ansteckend wird. Es bedarf daher hier keiner Mittheilung eines sichtbaren Stoffes, eines Schleimes, Eiters ꝛc., sondern die damit geschwängerte Luft theilt es gleichsam unsichtbar mit.

Typle, s. Typhline.

Typograph, Typographus, der Buchdrucker, s. Th. 7, S. 171 u. f. Was den Buchdrucker in Hinsicht seiner Kunst anbetrifft, so hat sich darin Manches seit dem letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts geändert, was sowohl auf den Buchdruckereybesitzer, als auch auf dessen Gehülfen, die Setzer und Buchdrucker, nicht ohne nachtheiligen Einfluß geblieben ist, wenn auch nicht in der Hauptsache für den Inhaber der Druckerey, doch in Nebensachen; aber für die Gehülfen auch in der Haupt-

sache. Was nun die Nebensachen, welche den Prinzipal angehen, betrifft, so hat die Erfindung der Lithographie oder des Steindrucks einen großen Theil der sogenannten Accidenzien fortgenommen, da große Waaren-, Wein-, Bier-, Branntwein- und andere Preiscourante jetzt größtentheils lithographirt werden, die sonst gedruckt wurden; denn wenn auch hier und da ein Kaufmann seine Waarenpreis-Verzeichnisse in Kupfer stechen ließ, so geschah dieses doch nur selten, weil sich die Kosten zu hoch beliefen, wenn er gleich Inhaber der geätzten Kupferplatte war, und neue Abdrücke machen lassen konnte. Dann werden auch Empfehlungsschreiben lithographirt, auch mit ganzen Werken, sowohl in der Buchdrucker- als in der Schreibschrift hat man Versuche gemacht; sie scheinen aber keinen Beifall erhalten zu haben; da es bei den ersten Versuchen geblieben ist. Man gewahrt hieraus, welchen Nachtheil den Buchdruckereybesitzern durch die Erfindung des Steindrucks erwachsen ist; ihre Accidenzien bestehen jetzt nur in Anschlage-Zetteln von zur Schau ausgestellten Gegenständen, Theaterzetteln, in Zetteln von Verkaufsgegenständen, Auktionen ꝛc. ꝛc. — In Hinsicht der Gehülfen, haben die Setzer durch die Stereotypie verloren; s. unter Typen, oben, S. 410 u. f., und dann droht ihnen eine neue Erfindung des Herrn Tschulk in Wien, eine typographische Setzmaschiene, großen Schaden zu bringen. Der Erfinder hat darauf ein Patent erhalten, und kürzlich dasselbe einer Nord-Amerikanischen Gesellschaft käuflich abgetreten, die auf die bloße Kunde von der Erfindung in der Augsburger allgemeinen Zeitung sogleich einen Unterhändler an ihn abgeschickt hat, um den Kauf einzuleiten. Die Kaufsumme die der Erfinder erhält, ist 60,000 Gulden. Die Drucker, durch die erfundenen Schnellpres-

sen, s. den folgenden Artikel. — Daß das Postuliren, welches zu den Gebräuchen der Buchdruckergehülfen gehörte, schon zu Anfange dieses Jahrhunderts (1803) in den Preußischen Staaten und auch in andern Staaten abgeschafft worden, ist schon unter Postulat und Postuliren, Th. 116, S. 277, angeführt worden. Der Buchdruckereybesitzer G. Hayn, gab die Veranlassung durch eine kleine Schrift, von ihm edirt, welche den Titel führt: „Das Postulat der Buchdrucker-Gesellen. Jedem Menschenfreunde der die Abschaffung der Handwerks-Zunft und sogenannten Kunst-Mißbräuche wünscht, und besonders den unpostulirten Buchdruckergesellen gewidmet (Berlin 1802)" Hierin werden nun die Mißbräuche aufgestellt, die dieses Postuliren für den jungen Buchdrucker-Gehülfen hatte; denn sobald ein Lehrling der Buchdruckerkunst von seinem Lehrherren freigesprochen wurde, nannten ihn diejenigen, die das Postulat bestanden hatten, Cornut, und er war verbunden den Postulirten von seinem wöchentlichen Verdienste 4 Gr. Cour. Cornuten- oder Zwanggeld so lange zu bezahlen, bis er auch postulirt, das heißt, 38 bis 40 Rthlr. an die Postulirten gezahlt hatte, welche Summe oft sein ganzes, seit mehreren Jahren von ihm erspartes Vermögen ausmachte. — In den Oesterreichischen Staaten wurde dieser Gebrauch schon unter der Regierung der Kaiserin Maria Theresia, als schädlich, aufgehoben. Auch Ausländer, z. B. Franzosen, Engländer ꝛc., bei denen das Postulat nicht üblich war, wurden gezwungen, wenn sie in Deutsche Druckereyen kamen, in welchen das Postulat noch üblich war, die oben angeführten 4 Gr. Cour. zu geben. Man wollte dieses damals als die einzige Ursache ansehen, daß so wenige Ausländer nach Deutschen Druckereyen gekommen

sind; allein hierin hatte man sich geirrt; denn das Postulat ist nun schon über vierzig Jahre aufgehoben, ohne daß wir Franzosen und Engländer in Deutschen Druckereyen sehen. Warum sollten sie auch diese Reise unternehmen, da sie in unsern Druckereyen nichts Neues lernen können, sondern wir noch von ihnen lernen, und neue Erfindungen in dieser Kunst auch von ihnen erhalten, wenn gleich Deutsche oft die Veranlassung dazu waren. Dann sind auch wenige von diesen Innungsbeflissenen, außer den Elsassern, der Deutschen Sprache mächtig, mithin würden sie in Deutschen Druckereyen nicht gut fortkommen. S. auch den folgenden Artikel.

Typographia. s. den folgenden Artikel.

Typographie, Typographia, eine Buchdruckerey und auch die Buchdruckerkunst, Ars Typographica, s. Th. 7, S. 171 u. f. Wie wichtig diese Erfindung ist, zeigt erst die neuere Zeit, die Zeit der steigenden Aufklärung, der allgemeinen Kultur besonders in Europa. Verfolgt man nur oberflächlich die Geschichte der Geistesrichtung der Völker bis zur Erfindung dieser Kunst, so gewahrt man den langsamen Weg, den der Geist verfolgte, ehe er erst bis zu ihr gelangte. Der Forschungsgeist brach zuerst die Bahn des alltäglichen Fortlebens; denn es genügten dem Menschen nicht seine eigenen Erfahrungen, sie waren ihm nicht hinreichend an Menge und Erheblichkeit, um sein angeborenes Talent zu befriedigen; er forschte daher bald, was zu den Zeiten seiner Voreltern geschehen war, und so wurde er wieder von seinen Nachkommen aufgefordert, ihnen seine eigenen Beobachtungen mitzutheilen, die er schon mit denen seiner Vorfahren vermehrt hatte. Hieraus läßt sich das Entstehen der mündlichen Ueberlieferung erklären. In dem frühesten und rohesten Zustande der Ueber-

lieferungen, als noch an keine Buchstabenschrift gedacht worden, machte sich schon die Phantasie geltend durch eine kunstlose Dichtung, durch Ausmalung, Ausschmückung der Thaten der Vorfahren. Auf historische Wahrheit konnte hier freilich nicht oder doch nur wenig gesehen werden, wenn gleich die Denkkraft und Erinnerung im rohen Zustande weit kräftiger ist, als nach erhaltener Kultur, wo sich der Geist nur zu oft in Spekulationen verliert, und auch durch die Menge des ihn jetzt Ansprechenden erst immer wieder die Denkkraft auffrischen muß, um sich die mancherlei Begebenheiten vorzuführen, die jetzt mehr seinem Gedächtnisse fern liegen, als vor der Kultur die einzelnen Begebenheiten, die seiner Erinnerung und seinem Gedächtnisse treu blieben. So hat der rohe Naturmensch eben sowohl seine Poesie, seinen Kriegsgesang, fühlt er eben so warm die Liebe, weiß er sie mit eben den zärtlichen empfindungsreichen Tönen vorzubringen, als der gebildete Erdbewohner, und was ihm an Regelmäßigkeit und Anmuth abgeht, ersetzt er durch die Stärke und Lebhaftigkeit des natürlichen Ausdruckes. Jedes Volk hat seine Poesien, die sich aus dem grauen Alterthume herschreiben, ehe die Buchstabenschrift erfunden worden. Engländer, Franzosen, Deutsche ꝛc. haben ihre Barden, ihre Erzählungen und Mährchen von Feen, Riesen, Zwergen und Zauberern. Man trifft eine Menge solcher überlieferten prosaischen und poetischen Erzählungen bei dem niederen Volke, in den ländlichen Hütten an. Auch hier weiß der Hausvater oder die Hausmutter an Winterabenden den kleinen Kreis der Familie mit dergleichen Erzählungen und Mährchen zu unterhalten ja aufzuheitern, die er seinen Voreltern aufs Wort glaubte, und die seine Zuhörer mit gleich großem Vergnügen und gleicher

Leichtgläubigkeit wieder aufnehmen und verbreiten, sie den kommenden Geschlechtern mittheilen. Die Hör- und Auffassungsbegierde, ja die Wißbegierde, sättiget sich sogar an Ungereimtheiten und Unsinn; denn die Vernunft bleibt hier aus dem Spiele, wenn nur das Vergnügen befriediget, der Geist erheitert wird. Die Wißbegierde, welche der Tradition ihren Ursprung gab, mußte bald gewisse Hülfsmittel erfinden, um sie wieder nothwendig zu machen. Man fand bald, daß mit der mündlichen Ueberlieferung viele Unbequemlichkeiten verbunden waren, und daß sie selbst in ihrer größeren Vollkommenheit, immer noch sehr mangelhaft blieb; denn wohl Hunderte von wichtigen Begebenheiten, mußten auch dem kräftigsten Gedächtnisse entfallen, und außer diesem kam dazu noch die Neigung, die einfache Uebertragung zu verschönern, und sie dadurch zu übertreiben, ja man ergänzte und erdichtete, wo man es nöthig und zweckmäßig glaubte, und betrog dadurch die Nachkommen, indem sie Begebenheiten erzählt erhielten, die sich so gar nicht zugetragen hatten, ja zugetragen haben konnten, wie man es in den spätern Zeiten einsah. Da nun Genauigkeit und Richtigkeit der Darstellung einer Begebenheit selten waren, so ist auch die bürgerliche Geschichte eines jeden Volkes, ohne Ausnahme, in ihrer ersten Periode dunkel und ohne Zusammenhang; es sind bloß Fragmente, wie man sie von einer bloß mündlichen Ueberlieferung erwarten muß: denn noch heut zu Tage gewahrt man ja, wie sich zugetragene Begebenheiten, ehe sie aus einer authentischen oder wahren Quelle fließen, mit Zusätzen vermehrt, die zu der Begebenheit nicht gehören, verbreiten, und wie oft mußte dieses zu einer Zeit geschehen, wo man noch keine Buchstaben hatte, und Alles nur dem Gedächtnisse anvertrauete. Der

Erfinder dieser Zeichen zur Abhülfe der Mängel des Gedächtnisses ist daher ein großer Wohlthäter der Menschheit, und die Anerkennung dieser Wohlthat bewährt sich auch darin, daß man ihm göttliche Ehre erwies, ihn unter die Götter versetzte. Diese Ehre widerfuhr nun dem Theut, als Erfinder der Buchstaben bei den Aegyptern, und eben demselben unter dem Namen Hermes oder Merkur bei den Griechen; obgleich hierin unter den Gelehrten viel gestritten worden, indem Einige der Isis die Erfindung der Buchstaben bei den Aegyptern, und dem Cadmus bei den Griechen zuschreiben. Letzterer soll aber die Buchstaben aus Phönicien bloß nach Griechenland gebracht haben, aber nicht der Erfinder derselben seyn. Dem Theut oder Hermes, dem man die Erfindung der Chemie, der Kräuterkunde oder Botanik, der Astronomie, der Rechnungs- und Zahlwissenschaft, der Geometrie, der Ton- und Sprachkunst ꝛc. zuschrieb, mußte man denn auch wohl die Erfindung der Buchstaben zuschreiben. Dieses Dunkel der Erfindung wird sich übrigens wohl schwer erhellen lassen, wenn uns nicht noch andere aufgefundene Dokumente aus alten verschütteten Städten, aus Herkulanum und Pompeji, Auskunft darüber geben; da man schon die Hebräische Sprache mit ihren Buchstaben, als von Gott selbst die ersten Menschen, seine Geschöpfe, gelehrt zu haben vorgiebt. Ob übrigens der Ursprung der Buchstaben von den Israeliten oder den Aegyptern, wegen der Einfachheit der Schriftzeichen, herzuleiten sey, beruhet auf Dunkelheit, obgleich diese Buchstaben, wegen ihrer Einfachheit den ersten Ursprung derselben nicht verkennen lassen, wenn man die schon ausgebildeten und künstlichen Buchstaben der Griechen und Lateiner, welche Letztere von Nicostrata oder Carmenta, und die Gothischen von

Ulphilas erfunden seyn sollen, dagegen betrachtet. Um nun aber diese Erfindung anschaulich zu machen, sie Andern mitzutheilen, fanden die Erfinder der Schriftzeichen für nöthig, sie auf eine eindruckbare Substanz zu schreiben, woraus aber diese erste Substanz bestanden habe, läßt sich schwer ermitteln; denn alle Untersuchungen darüber sind ungewiß. Wie es aber bei allen Entdeckungen von Wichtigkeit zu geschehen pflegt, verfolgte man auch hier die erste Idee, so unvollkommen auch ihre Ausführung war, mit besonderem Eifer, und so kamen in den Verbesserungen vor: der Stein, das Palmblatt, der Biblus oder Papyrus, die Rinde des Lindenbaumes, die bleyernen Tafeln, das Pergament, die mit Wachs bezogenen Tafeln ꝛc., und sie dienten in den verschiedenen Graden der Aufklärung, oder nach Zeit und Umständen, zur Aufnahme der Werke eines Dichters, Weltweisen, Gesetzgebers oder Geschichtschreibers mit Schriftzeichen ausgedruckt. — Daß viele von den alten Werken großer Geister oder Genies aus den ältesten Zeiten, auf so zerstörbare Materie, wie der Papyrus, oder auf eine so vertilgbare, wie die Wachstafeln, geschrieben, bis auf unsere Zeiten gekommen sind, läßt sich bloß durch die Voraussetzung erklären, daß ihre so hervorstechenden Schönheiten, eine große Wachsamkeit und Sorgfalt für ihre Erhaltung veranlassen mußten. — Erst in weit späteren Zeiten erfand man die aus Leinwandlumpen verfertigte Substanz, Papier genannt (s. den Art. Papier, Th. 106, S. 489 — 888.), die ihren Namen von der am Ufer des Nils wachsenden Staude (Papyrus) erhielt, der sie zwar ähnlich, aber doch sehr überlegen in der Aufnahme der Schriftzüge ist; denn das Papier nimmt die Buchstaben mit einer Leichtigkeit an, die der Stätigkeit gleich kommt,

womit es dieselben aufbehält; und da es sich so leicht anschaffen, und so leicht darauf schreiben läßt, so rettete es die alten Schriftsteller von der Vergessenheit. Die Tinte womit man schrieb, so wie die Federn ꝛc. womit man dieses bewerkstelligte, s. die Artikel, Schreibekunst, Th. 148, S. 278 u. f.; auch Schreibfeder, daselbst, und Tinte, Th. 185, S. 84 u. f. Das Geschäft die Griechischen und Römischen Schriftsteller abzuschreiben, ihre Literatur zu vervielfältigen, ward ein Geschäft der Mönche in dem Mittelalter, in der Unthätigkeit des Klosterlebens. Diese Ordensbrüder, welche sich frei von den Störungen des bürgerlichen Lebens befanden, unfähig zu gelehrten Arbeiten, aus Mangel an Büchern, waren, auch an Gelegenheit etwas zu lernen, widmeten sich in den öftern Zwischenzeiten ihrer Religionsübungen dem Abschreiben dieser Schriftsteller, die sie selbst oft wenig verstanden. Dieses mechanische Amt eines Abschreibers wurde von ihnen mit einem Wetteifer betrieben, der hierin nichts zu wünschen übrig läßt. Sie suchten sich in der Schönheit und Mannigfaltigkeit ihrer illuminirten Bilder, in der Treue ihrer Abschriften, und in der Menge ihrer Arbeiten zu übertreffen. Uebrigens sind alle vorkommenden Handschriften in den Bibliotheken mit einer gewissen Sorgfalt und Nettigkeit geschrieben, ja oft mit einer ängstlichen Genauigkeit, so, daß man daraus gewahrt, daß die Schnelligkeit unserer Abschreiber ihre Sache nicht war; denn alle ihre Buchstaben, besonders die Anfangsbuchstaben, sind mit einer correkten Zierlichkeit gestellt, die sich nicht mit der Eile und Fertigkeit unserer Geschwindschreiber verträgt; mithin waren diese Manuscripte selten und hoch im Preise, wenn sie verkauft wurden, welches natürlich von den Mönchen geschah, und den Klöstern etwas ein-

brachte. Nur einige Personen, und von diesen nur gekrönte und infulirte Häupter, oder ganze Klöster, und Kollegien, konnten sich so viele geschriebene Werke anschaffen, daß sie den Namen einer Bibliothek verdienten, und selbst die so gepriesenen Büchersammlungen der Fürsten und Prälaten waren so klein, daß sie jetzt von jeder Privatsammlung übertroffen worden. Ein Schriftsteller sagt: „Bei aller Geschicklichkeit und Neigung zur Gelehrsamkeit, war in den früheren Zeiten die Armuth ein unübersteigliches Hinderniß des gelehrten Fleißes, und wir sind vielleicht zu hart und unbillig, wenn wir den Mönchen schlechthin Trägheit und Unwissenheit vorwerfen, ohne zu bedenken, daß eine unvorsätzliche Lage jeden Vorwurf zurückweiset; daß Unwissenheit da entstehen muß, wo man keine Kenntnisse erhalten kann, und daß sich der Müßiggang nicht vermeiden läßt, wo man die Erfordernisse schicklicher Beschäftigung nicht ohne große Kosten oder dringende Bemühungen und Bitten erhalten kann.“

Diese mühsame Beschäftigung des Abschreibens, aber auch wohl die Gier mehr Geld durch Vervielfältigung der Exemplare zu gewinnen, wenn man den gewöhnlichen Preis forderte, bewirkte die Erfindung der Buchdruckerey oder Buchdruckerkunst, eine Erfindung, die von allen denen, welche in der Völkergeschichte erwähnt werden, die wichtigsten und ausgebreitesten Folgen auf die Kultur der Völker und Staaten, und auf die Erhebung von Europa und Amerika gehabt hat. — Ob nun diese Erfindung ohne irgend ein Vorbild gemacht, oder ob sie, wie man vermuthet, von der in China erfundenen Art zu drucken, der xylographischen Buchdruckerkunst, entlehnt worden, oder ob die Formschneidekunst, welches man wohl als am gewissesten annehmen kann, oder der

Spielkartendruck darauf geführt haben, da dieser die Formschneidekunst ins Leben rief, ist im Dunkeln geblieben. Es ist möglich, daß von der Chinesischen Schrift auf Tuschen oder auf irgend einem andern Gegenstande, mit diesem Gegenstande nach Holland und nach Deutschland gekommen ist, obgleich der eigentliche Handel mit China und den Europäischen Handelsvölkern erst seit dem Anfange des sechzehnten Jahrhunderts durch die Portugiesen, und die Erfindung der Buchdruckerkunst in Deutschland schon vor der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts beginnt. Indessen sollen die Chinesen diese Kunst schon mehrere Jahrhunderte vor der Erfindung derselben in Europa betrieben haben. Die Chinesen sind wegen dieser Erfindung mit den Europäern in keinen Streit gerathen, wohl aber haben sich die Italiener, Holländer und die Deutschen um den Ruhm dieser Erfindung gestritten; allein die Beweisgründe der Ersteren sind nur mangelhaft; denn nach diesen soll die Kupferstecherkunst darauf geführt haben, die Maso Finiguera zu Florenz im Jahre 1460 entdeckte, indem man in der dortigen alten St. Johanneskirche ein silbernes Gefäß aufbewahrt, welches derselbe, nach den Urkunden dieser Kirche, 1460 verfertiget hat, in welchem die künstlich eingegrabenen Figuren mit einer schwarzen Farbe eingerieben sind, die einen Abdruck vermuthen lassen, obgleich man davon keinen gesehen hat. Die Holländer, besonders die Bewohner von Harlem, haben in Hinsicht dieser Erfindung noch mehr für sich. Nach ihren Berichten soll Lorenz Janson oder Jansen, ein begüterter Bürger und Bürgermeister zu Harlem, mit dem Beinamen Coster (welchen Beinamen derselbe erhalten hat, weil seine Familie das Amt eines Costers oder Küsters erblich besaß), den ersten Grund zur Druckerey gegeben haben. Er schnitt nämlich auf dem Lande zu seinem Vergnügen, im

Jahre 1420, nach Andern 1428, Buchstaben von Buchenholz, bestrich sie mit Tinte, und druckte sie auf Papier ab. Da ihm nun dieses einigermaßen gelungen war, so schnitt er das Alphabet auf eine Tafel, um dem Sohne seines Schwiegersohnes das Lernen des Buchstabenschneidens angenehm zu machen. Er schnitt nun ganze Worte auf eine Tafel, und verfertigte auf diese Weise den Donat, das Speculum salvationis, welches Werk aus Figuren mit darunter gesetztem Texte bestanden habe, wozu also die Holzformen geschnitten worden. Bei dem Abdrucke sey die Tinte zu flüssig gewesen, und deshalb habe er eine Art Druckerfarbe bereitet, womit ihm der Abdruck besser gelungen sey; man verdanke ihm daher auch noch die erste Druckschwärze. Weiter kam nun Jansen mit seiner Erfindung nicht, auch hat man sonst keine Nachricht von ihm, ob er gleich, nach einer Sage, noch 1447 gelebt haben soll. Später ließ ihm ein Buchdrucker zu Harlem, Adrian Romanus, eine Bildsäule errichten und sein Bildniß einem Werke vordrukken. Von diesem Jansen soll nun Guttenberg (geboren zu Mainz 1400) die Buchdruckerkunst erlernt, ihm alle Formen und zur Druckerey gehörigen Instrumente entwendet, nach Mainz gegangen seyn, und sich daselbst für den Erfinder ausgegeben haben. Man vergleiche hierüber Meermanns Origines typographicas mit Heineckens Nachrichten von Künstlern und Kunstsachen, Th. 2, S. 104 und 243 u. f., wo Meermann gründlich widerlegt wird. Die Erfindung Jansens wäre allerdings, wenn sie Grund hätte, zu berücksichtigen; allein wenn man hierbei stehen geblieben wäre, so würde es den Wissenschaften wenig Nutzen gebracht haben, weil die Tafeln nur immer zu einem Buche gebraucht werden konnten, da die Lettern nicht auseinander zu nehmen waren. Wollte man nun mehrere Werke drucken, so mußten

zu jedem die Tafeln besonders geschnitten werden, und man hätte Magazine erbauen müssen, um diese Tafeln aufzubewahren. Diese Art zu drucken ist bis jetzt noch in China, Japan und Tibeth gebräuchlich, und führt den schon oben, S. 541, angegebenen Namen. — Die eigentliche Erfindung der Buchdruckerkunst mit zu Worten zusammengesetzten Typen gebührt also den Deutschen, obgleich sich auch hier Straßburg und Mainz lange um den Vorrang gestritten haben. Nach den Berichten der Straßburger soll Guttenberg daselbst diese Kunst von Johann Mentel abgesehen, und sie hernach als eigene Erfindung nach Mainz gebracht haben. Diejenigen, welche eine größere Wahrscheinlichkeit auf ihrer Seite wegen dieser Erfindung haben, lassen Johann Guttenberg die Ehre der Erfindung, nur habe er zu der Zeit, als dieses geschehen, zu Straßburg gewohnt; denn in den Urkunden der Stadt Straßburg wird Johann Guttenberg von dem Jahre 1436 an bis 1444 unter den Constafelern oder adelichen Bürgern gefunden. Hier ging er auch im Jahre 1437 ein Ehebündniß mit Anna zu der eisernen Thür, einem Fräulein von Elsaßischem Adel, ein. In der Zeit seines Aufenthalts in Straßburg stiftete er mit noch einigen Straßburger Bürgern eine Gesellschaft, die sich mit geheimen Künsten beschäftigte. Einer seiner Freunde, mit Namen Dreyzehn, lernte um diese Zeit von ihm die Kunst des Steinschleifens, und da dieser erfuhr, daß die Gesellschaft noch andere Künste kultivire, so bat er auch um Unterricht in diesen. Hieraus entstand nach Dreyzehns Tode zwischen dessen Erben und Guttenberg ein weitläuftiger Prozeß. Aus den noch vorhandenen Akten desselben hat Schöpflin in seinen Vindiciis typographicis folgende Sätze gezogen: 1) Daß Johann Guttenberg zu Straßburg der Erfinder und Vorsteher einer Druckerey gewesen;

2) daß der gedachte Dreyzehn einer der vornehmsten Gehülfen Guttenbergs gewesen sey, und dazu Vieles von seinem Vermögen verwendet habe; 3) daß der Anfang dieser Kunst in Dreyzehns, nicht aber in Guttenbergs Hause gemacht worden; 4) daß Conrad Saspach die erste Druckerpresse verfertiget habe; 5) daß Guttenberg seine Buchstaben nicht bloß aus Holz, sondern auch aus Bley gemacht habe, und 6) daß der erste Anfang davon in das Jahr 1436 falle. Hierauf gerieth das Geschäft eine Zeit lang ins Stocken. Guttenberg verließ 1444 Straßburg und kam nach einigen Jahren in Mainz wieder zum Vorschein. Durch die Straßburger Versuche hatte er einen großen Theil seines Vermögens eingebüßt; indessen entmuthigten ihn die mancherlei Widerwärtigkeiten, die er bei dieser Erfindung erfahren hatte, nicht, sich von Neuem denselben in Mainz ganz hinzugeben. In einem alten Gültbuche findet sich, daß ein Johann Gänsfleisch, welches Guttenberg ist, das Haus zum Jungen um einen Zins von 10 Gulden an Gold gemiethet habe. Man giebt ihm auch den Namen Johann von Sorgenloch (Sulgeloch); allein Guttenberg soll nicht aus diesem Geschlechte seyn, sondern aus einer Patrizierfamilie stammen, die sich nach den zwei Grundstücken Gudenberg (Guttenberg) und Gänsfleisch nannte. Guttenberg setzte nun seine Versuche in Mainz fort, und suchte, um seine Kunst kräftig ins Werk zu richten, mit mehreren Personen in Verbindung zu treten, und eine typographische Gesellschaft zu stiften, welches zuerst mit einem Johann Meydenbach geschah, von dem man aber weiter nichts weiß; dann mit Johann Faust, einem Goldschmid, der ihn auch mit Geld unterstützte, um die Kosten dieses wichtigen Unternehmens leichter zu bestreiten, welches um das Jahr 1450 geschah. Dieser nahm darauf auch seinen

Brüder, Jakob Faust, und bald darauf einen gewissen Peter Schoifer oder Schöffer, von Gernsheim, mit in diesen Verein auf. Der Letztere wird in einigen Urkunden Clericus dioeceseos moguntinae genannt, welches nach dem damaligen Sprachgebrauche nicht gerade einen Geistlichen, sondern überhaupt nur einen Gelehrten, auch oft Aktuar und bloßen Schreiber bedeutete, der aber auch als Mönch angeführt wird. Er war ein erfinderischer Kopf, hatte sich lange in der Schönschreibekunst zu Paris geübt, und gerieth ungefähr um's Jahr 1452 auf den Einfall Stempel zu schneiden, Formen zu machen, und Buchstaben darein zu gießen, und deshalb zog man ihn 1453 zu der Gesellschaft. Guttenberg hatte zwar die beweglichen Lettern schon vor dem Jahre 1442 erfunden und sie anfangs aus Holz und dann aus Bley und Zinn geschnitten, wobei ihm zuletzt Faust geholfen hatte; allein die Buchdruckerkunst blieb dabei immer noch ein sehr mühsames und kostspieliges Geschäft bis zur Zuziehung Peter Schöffers, der die gegossenen metallenen Lettern und andere Vortheile, wozu die mit Oel angeriebene und mit Ballen aufgetragene Druckerschwärze gehört, bei der Buchdruckerey erfand, und so wurde Schöffer der eigentliche Vollender der Buchdruckerkunst. Wie sehr Faust diese Entdeckung der gegossenen Buchstaben, wie sie bis jetzt noch, wenn gleich verbessert, bestehen, würdigte, geht daraus hervor, daß er Schöffern seine Tochter zur Ehe gab, um ihn dadurch noch mehr in sein Interesse zu ziehen. — Nach dem Vertrage, welchen Guttenberg und Faust gegen 1450 errichteten, hatte Letzterer ein Kapital von 800 Fl. Vorschuß, um den angefangenen Druck zu besorgen, gegeben; da sich aber dieses bis in das fünfte Jahr verzogen hatte, fing Faust mit Guttenberg einen Prozeß an, der sich damit endigte, daß der zwi-

schen ihnen bestandene Vertrag aufgehoben wurde, und Guttenberg ausschied. Faust und Schöffer verbanden sich nun inniger mit einander und druckten gemeinschaftlich verschiedene Werke, wovon das erste ein Psalterium war, welches 1457 erschien, wobei sie ihre neue Kunst bekannt machten. Da sich Schöffer, wie schon bemerkt, mit der Schönschreibekunst beschäftiget hatte, so verfertigte er auch Matrizen, die an Schönheit den geschriebenen Buchstaben gleich kamen, und so erschienen die Psalmen mit wahrer typographischer Eleganz. Guttenberg hatte schon zu Straßburg mit beweglichen Holztypen Drucke gemacht, die ohne seinen Namen erschienen. Die ersten Versuche, die Guttenberg und Faust miteinander, also gemeinschaftlich, machten, und mit keiner Wahrscheinlichkeit in Holz geschnitten, sollen bald eine A-B-C-Tafel, bald ein Donat, bald das Catholicon des Johann von Janua, und eine mit geschnitzten hölzernen Buchstaben gedruckte Lateinische Bibel seyn; so wie überhaupt fast alle Bücher, bei welchen weder Zeit, noch Ort, noch Buchdrucker angemerkt stehen, ihnen von den Freunden seltener Bücher zugeeignet werden. Die Lateinische Bibel wird auch die 42zeilige genannt, weil sie auf jeder vollständigen Columne 42 Zeilen hat. Nach Ernesti ist es das erste Hauptbuch, welches sie mit Missalbuchstaben auf Pergament druckten, worauf sie bereits 4000 Goldgulden verwendet hatten, ehe zwölf Bogen zu Stande kamen. Das Werk Hermanni de saldis speculum sacerdotum (ohne Datum und Namen des Druckers) soll auch aus Guttenbergs Officin herrühren; zweifelhafter sollen aber die vier Auszüge des Donat seyn, welche Einige auch als von Faust und Schöffer herrührend bezeichnen. Da Faust insbesondere den Druck der Lateinischen Bibel betrieb, durch deren Abschrift die Mönche einen ansehnlichen Verdienst gehabt

hatten, und damit, als sie im Jahre 1462 fertig geworden, nach Paris reisete, um solche daselbst zu verkaufen; man dort aber von dieser Kunst noch nichts wußte, oder doch davon keinen deutlichen Begriff hatte, so konnte man sie leicht für ein schön geschriebenes Manuscript halten; allein man begriff nicht, wie die vielen Manuscripte, die er verkaufte, mit einander in Ansehung aller Kleinigkeiten so genau übereinstimmen konnten, und deshalb hielt man ihn für einen Schwarzkünstler und Betrieger, da er immer ein Exemplar nach dem andern wohlfeiler verkaufte, und so vermengte man ihn nachher mit dem berüchtigten Doktor Faust, der einen Bund mit dem Teufel gemacht, und zuletzt von ihm zerrissen seyn soll; indessen lebte dieser um wenigstens funfzig Jahre später. — Daß die ersten Arbeiten der Presse wohl dazu bestimmt waren, für Handschriften zu gelten, kann man schon aus der Aehnlichkeit der gedruckten Buchstaben mit den geschriebenen schließen, aus der Weglassung der illuminirten Bilder, welche mit der Feder ausgefüllt werden sollten, um die Täuschung zu erleichtern, und dann aus der Geheimhaltung des Verfahrens. Hierdurch kam der Verdacht der Hexerey und Zauberey, woraus die ersten Bemerker nur die große Vervielfältigung der Abschriften oder Exemplare erklären konnten. Dieses zeigte sich auch, daß Faust, während er mit seiner Bibel nach Paris gereist war, diese Stadt schleunigst wieder verlassen mußte, da der Lärm, den die Mönche aus Rache wegen dieser Zauberey in Deutschland gegen ihn erregt hatten, zu groß wurde, und er diesen schnellen Rückzug für rathsam hielt. Er ging indessen im Jahre 1466 zum zweiten Male nach Paris zurück, wo er an der Pest starb. Uebrigens überzeugte man sich bald von dieser Zauberey; denn die vollkommene Aehnlichkeit in den Zügen der Buchstaben, in der Stellung und Anzahl der Wörter einer

jeden Seite, die besondere Correktheit, und dann die zahlreichen Exemplare von demselben Werke führten bald zur Entdeckung der Wahrheit. Man wünschte sie auch nicht länger mehr geheim zu halten, da die Erfahrung die großen Vortheile davon zeigte, und auch die Möglichkeit, die Bücher durch diese Kunst ins Unendliche zu vervielfältigen. Man gewahrte bald das Angenehme für den Leser, so wie für den Kopisten, der jetzt leichter eine Abschrift oder auch nur Auszüge aus einem gedruckten Werke machen konnte; ja man überzeugte sich bald, daß die gedruckten Bücher den Gebrauch der Handschriften ganz überflüssig machen würden, da man die Ersteren den Letzteren vorzog. Die Buchdruckerkunst gestaltete sich daher bald zu einem angesehenen Gewerbe, das Geschäft des Kopirens verwandelte sich in das des Setzens und Druckens, und das Ganze ward eine ergiebige Quelle merkantilischer Vortheile. So standen die Sachen, als Faust und Schöffer gemeinschaftlich eine Druckerey betrieben. — Guttenberg kam zwar durch den angeführten Prozeß um die Vortheile der von ihm erfundenen Kunst, allein er ging doch nicht unter; denn Conrad Hummer, ein Rathsherr zu Mainz, nahm sich desselben an, und schaffte ihm eine neue Presse, welche bis 1465 bestand und sich bedeutend vervollkommnete; auch wurde er von dem damaligen Churfürsten Adolph von Nassau unter seine Hofdiener aufgenommen. Er starb den 24sten Februar 1468. Von den von ihm gedruckten Werken ist hauptsächlich der bekannte astrologisch-medizinische Kalender von 1457, in Folio, merkwürdig, welcher als der erste bekannte Druck mit beigesetzter Jahrzahl genannt wird. Da die Lettern dieses Kalenders von denen, mit welchen Faust und Schöffer druckten, sehr verschieden sind, so will man daraus mit Gewißheit schließen, daß dieser Kalender in Guttenbergs Officin gedruckt worden sey. —

Die von Fauſt und Schöffer gedruckten Bücher von 1457 an, ſind ſchon mit deren Namen und Druckwappen bezeichnet. Zum Beiſpiel: Durandi Rationale divinorum officiorum, iſt 1459 gedruckt und hatte folgende Unterſchrift: presens raconalis dinorf codex officiorf venustate capitaliu decoratus rubricationibusque distinctus. Artificiosa adinventione imprimendi ac caracterizandi, absque calami exaratione sic effigiatus. Et ad eusebiam Dei industrie est csumatus Per Johannem Fust civem Maguntinum et Petrum Gernsheim. Clericum diocess ejusdem Anno Domini millesimo quadrigentesimo quinquagesimo nono sexto die Octobris. Dieſem ſey hier beigefügt das Catholicon Johannis Januensis, in folio, mit folgender Unterſchrift: Altissimi presidio cujus nutu infantium Lingue fiunt diserte, quique nimio sepe parvulis revelat, quod sapientibus celat, hic Liber egregius Catholicon dominice incarnationis Annis MCCCCLX alma in urbe Moguntina nacionis inclyte germanice (quam Dei clementia tam alto ingenii lumine donoque gratuito ceteris terrarum nacionibus preferre illustrareque dignatus est) non calami styli aut penne suffragio sed mira patronarum formarumque concordia proportione ac modulo impressus atque confectus est. — Die Lateiniſche Bibel vom Jahre 1462 hat folgende Unterſchrift: pus hoc opusculu Artificiosa adinvetione impmendi seu caracterizandi absque calami exaracon in civitate Moguntn sic effigatu et ad eusebiam Dei industrie per Joheem Fust cive et Petru Schoiffer de Gernsheym clericu dioces ejusdem est consumatum anno incarnationis dominice MCCCCLXII in vigilia assumpcois virg. Marie. — In einigen Exemplaren findet ſich in der Unterſchrift einiger Unterſchied, z. B. Diotesis, andere diocesis, einige ha-

ben virginis, andere virgines, wovon die Ursache schwer zu bestimmen ist. Von diesen beiden Buchdruckern sind auch einige Werke gedruckt worden, bei denen sich der Name zwar nicht befindet, von denen man aber bei der Vergleichung der Schriften doch vermuthen kann, daß sie von ihnen gedruckt worden; z. B.: Liber Regulae Pastoralis Sti Gregorii Papae: Vicentii Belluacensis speculum historiale. Liber sermonum sancti Leonis. Augustini de vere vite cognitione Libellus. Alle diese ersten Bücher sind auf dickes und starkes Papier gedruckt, woraus sowohl, als aus den Charakteren, die Kenner der Literatur die Kennzeichen der Bücher und der Buchdrucker bestimmen wollen. — Die Erfindung der Buchdruckerey zerfällt von 1436 bis 1467 in drei Perioden. Die erste Periode beginnt von 1436 an und geht bis zur Trennung Guttenbergs von Faust; die zweite Periode von dieser Trennung (1456), wo Faust und Schöffer die Druckerey übernommen haben, bis zum Tode Johann Faust's, und die dritte, wo nach diesem Hintritte (1467) der Schwiegersohn Faust's, Peter Schöffer, die Druckerey allein übernahm und sie fortsetzte. Außer Guttenberg, Faust und Schöffer war auch noch ein gewisser Albrecht Pfister in der Buchdruckerkunst thätig, ohne daß man weiß, auf welchem Wege er zur Ausübung dieser Kunst gelangt ist. Er soll bald nach 1460 eine Bibel gedruckt haben. — Die Druckerey Guttenberg's erbte der Dr. Humery. Man hat noch einige Inschriften auf Guttenberg, die ihm die Ehre der Erfindung dieser Kunst als gewiß zuschreiben. Eine soll auf seinem Grabe in der damaligen Franciskanerkirche zu Mainz gestanden haben: D. O. M. S. Johanni Gensfleisch artis impressorie repertori, de omni natione et lingua optime merito in nominis sui memoriam immortalem Adam

Gelthus posuit. Ossa ejus in ecclesia D. Francisci Moguntina feliciter cubant. Die andere hat ihm Yvo Wittigisis in dem Juristen-Collegio setzen lassen: Johanni Guttenbergensi, Monguntino, qui primus omnium litteras aere imprimendas invenit, hac arte de orbe toto bene merenti Yvo Wittigisis hoc saxum pro monumento posuit MDVIII.

Bis zum Jahre 1462 war die ganze Buchdruckerkunst in Mainz eingeschlossen, das heißt, ihre Werkstatt ging nicht darüber hinaus; hier war das Geheimniß dieser Kunst gebannt; nur als in diesem Jahre zu Mainz die bekannte Staatsrevolution erfolgte, die Stadt von dem Churfürsten Adolph eingenommen wurde, und dadurch ihre Freiheit verlor; so hatte dieses einen großen Einfluß auf die Verbreitung der Buchdruckerey. Die Arbeiter der ersten Druckereyen waren gleichsam in Mainz eingesperrt; durch diese Begebenheit erhielten sie aber die Freiheit, sich überall auszubreiten, oder vielmehr benutzten sie solche, um sich dem Zwange des Geheimen zu entziehen, welches immer noch bis dahin über diese Kunst geherrscht hatte. So hat Faust, nach dem Ernesti, von allen seinen Dienern einen Eid gefordert, nichts von der Kunst mitzutheilen; auch soll nie etwas über Nacht in der Officin gelassen worden seyn, sondern ein Jeder mußte einen Theil der Buchstaben und der übrigen Instrumente oder Werkzeuge mit nach Hause nehmen. Diese Geheimnißkrämerey würde die Verbreitung dieser Kunst noch lange aufgehalten haben, wenn nicht die oben angeführte Begebenheit eingetreten wäre; denn durch die Eroberung dieser Reichsstadt wurden die Kunstgenossen in der Verwirrung und Plünderung zur Auswanderung genöthiget, indem sie hierdurch ihre Verbindlichkeiten gelöset sahen. Es wurden jetzt nicht nur in den vornehmsten Städten Deutschlands Buchdruckereyen angelegt, sondern

die Deutschen legten sie auch in andern Städten außerhalb Deutschlands, in Frankreich, in der Schweiz, in den Niederlanden, in Italien, Spanien ꝛc. an. So legten in Paris Ulrich Gering, Martin Granz und Michael Friburger; zu Basel Johann Ammerbach; zu Löwen Johannes von Westphalen; zu Rom Conrad Schweinheim und Arnold Pannarts; zu Venedig Johannes v. Speyer; zu Neapel Sixtus Rufinger; zu Sevilla Paul von Köln ꝛc. ꝛc. Buchdruckereyen an. — Hans Bemmler und Günther Zeuner von Reutlingen sollen die ersten Buchdrucker von Augsburg gewesen seyn, und jener schon vor 1470 daselbst gedruckt haben; es ist aber erst von 1471 ganz zuverlässig, um welche Zeit auch schon Georg Koberger zu Nürnberg, und noch früher zu Straßburg Johann Mentel druckten. Auch Anton Koberger zeichnete sich unter den ersten Buchdruckern Nürnbergs aus. Es druckten bei ihm täglich vier und zwanzig Pressen, und er hatte über hundert Gehülfen, die größtentheils Setzer und Drucker waren; aber auch Correktoren und Andere, die zum Geschäfte gebraucht wurden. Zu den ersten Buchdruckern dieser Stadt gehören auch noch Anton Großlich, Friedrich Creußner und Heinrich Kefer. In Speyer war Peter Drachen, 1472; zu Ulm Hans Zeuner und Cunrat Dinknaut; und zu Eßlingen Conrad Finer die ersten Buchdrucker im funfzehnten Jahrhunderte. Frankfurt am Main ließ noch im Jahre 1509 sein Gesetzbuch zu Mainz drucken, und soll erst 1530 eine eigene Druckerey erhalten haben. Der erste Buchdrucker war daselbst Christian Egenolf, der im Jahre 1555 starb und dessen Grabschrift im ersten Theile der Lersnerschen Chronik, K. 28, zu lesen ist. Im zweiten Theile dieses Werkes findet man schon ein, obgleich mangelhaftes, Namensverzeichniß von

61 Buchdruckereyen, die bis auf das Jahr 1728 in Frankfurt waren, und deren Besitzer Druckerherren hießen. Löscher (Stromat. etc.) beschreibt die Wanderschaft der Buchdruckerkunst von Mainz aus durch Deutschland, oder die Zeit der Errichtung der Druckereyen in verschiedenen Städten, wie folgt: Augsburg 1464; Reutlingen und Köln 1469; Straßburg 1470; Nürnberg 1471; Ulm und Löwen 1473; Lübeck und Eßlingen 1475; Rostock 1476; Speyer 1477; Brüssel 1478; Leipzig 1480; Erfurt 1482; Wien 1484; Heidelberg 1485; Münster und Meiningen 1486; zu Stendal in der Mark Brandenburg 1488, von Joachim Westphal errichtet; Ingolstadt 1492; Hagenau und Freyburg 1493; Bamberg 1498; Pforzheim 1503; Wittenberg 1505; Frankfurt am Main 1507. Eine berühmte Buchdruckerey in der Mark Brandenburg, war auch, außer der schon oben erwähnten, die Eichhornsche Buchdruckerey in Frankfurt an der Oder, die einen großen Ruf vor allen Officinen Deutschlands behauptete, und an welchem Orte sich auch sehr geschickte Zeichner, Formschneider und Kupferstecher befanden. In dieser Officin hat der berühmte Thurneiser 1570 sein großes Werk „Pisan (über die Gewässer)" drucken lassen, indem er sich selbst dahin begeben hatte, um die Correkturen dieses Werkes zu besorgen. Bald darauf, im Jahre 1571, nachdem er in Berlin zum Hofmedikus bei dem Churfürsten von Brandenburg Johann Georg erhoben worden, legte er auch daselbst eine Buchdruckerey, Schriftgießerey und Holzschneiderey, oder vielmehr Formschneiderey, in dem Gebäude des eingegangenen grauen Klosters an, welches ihm dazu von dem Churfürsten angewiesen worden. Er bereicherte seine Druckerey mit Typen fast aller Morgen- und Abendländischen Sprachen, wie man aus den vielen Werken, die aus seiner Officin hervorgegangen,

und die Unterschrift: „Getruckt zu Berlin im grawen Kloster" haben, ersehen kann. Außer seinen eigenen Werken, von denen mehrere in neuen Auflagen erschienen, wurden auch die Werke von vielen fremden und auswärtigen Gelehrten hier gedruckt, so daß er in seinen verschiedenen Werkstätten gegen zweihundert Personen beschäftigen konnte, die größtentheils, wenn nicht sämmtlich, in den weitläuftigen Räumen der Klostergebäude wohnten. — Berühmte und zugleich gelehrte Buchdrucker waren in dem funfzehnten und sechzehnten Jahrhunderte: Aldus Manutius, ein Römer von Geburt, der die Buchdrukkerkunst zu dem höchsten Flore brachte; denn er führte eine neue Mönchsschrift ein, verbesserte einzelne Buchstaben, und setzte die Interpunktion da, wo sie hingehörte; auch sah er auf Correktheit des Drucks. Er brachte die Griechische und Hebräische Sprache durch den Druck ins Publikum, und war der Verfasser einiger Schulbücher. Er starb zu Venedig, wo er eine Druckerey 1490 errichtet hatte, 1515 im siebzigsten Jahre seines Alters. Sein Sohn Paulus, der sich durch Gelehrsamkeit und Herausgabe einiger Bücher eben so ausgezeichnet hatte, wie sein Vater, starb in einem Alter von zwei und sechzig Jahren, 1574. — Johann Frobenius oder Froben, aus Hammelburg in Franken gebürtig, zeichnete sich zugleich durch seine gelehrte Bildung aus. Er besorgte die Correkturen in der Druckerey von Johann Amerbach zu Basel, und errichtete 1491 eine eigene Druckerey, in der viele Römische und Griechische Autoren mit großer Genauigkeit gedruckt wurden. Deutschland verdankt ihm auch eine Verbesserung der alten Schriften; denn er war der Erste, der sie aussuchte, und nach dem Beispiele des Manutius sich besserer Lettern bediente, obgleich man seine Griechischen Typen tadelt; auch sollen sich die andern eben nicht durch Schönheit

auszeichnen. Frobens Hauptwerk sind die Schriften des Augustus, in zehn Bänden, die täglich sieben Pressen beschäftigten. Auch druckte er die zweite Ausgabe des neuen Testaments auf Pergament, von Erasmus von Rotterdam, der sein vertrautester Freund und Hausgenosse war; auch hat er sämmtliche Schriften des Erasmus gedruckt. Sein Geburtsjahr ist 1460, und sein Sterbejahr 1527. Sein Sohn Hieronymus, der die Druckerey fortsetzte, ward als ein gelehrter Buchdrucker gerühmt. — Robert Stephanus, dessen Vater und Stiefvater, Simon Colinäus, beide Buchdrucker waren, wurde zu Paris 1503 geboren, widmete sich den gelehrten Studien, und besaß nicht nur gründliche Kenntniß der Lateinischen und Griechischen, sondern auch der Hebräischen Sprache, wie die von ihm besorgten Ausgaben in dieser Sprache zu Paris beweisen. Er arbeitete nach dem Tode seines Vaters einige Jahre gemeinschaftlich mit seinem Stiefvater, und besorgte eine Ausgabe des neuen Testaments, weit correkter, als die früher erschienenen. Gegen 1526 errichtete derselbe eine eigene Druckerey, aus welcher eine Reihe der schätzbarsten Werke hervorgingen; auch ließ er gegen das Jahr 1532 eine zierliche Schrift gießen, mit der er die schöne Lateinische Bibel von diesem Jahre zu Stande brachte, wodurch er sich, so auch bei der Ausgabe des neuen Testaments bei seinem Stiefvater, Verfolgungen von der Geistlichkeit zuzog, wovon ihn der König Franz der Erste rettete, wobei er aber zugleich das Versprechen ablegen mußte, ferner nichts ohne Zustimmung der Sorbonne zu drucken. Im Jahre 1559 wurde er von Franz dem Ersten zum Drucker der Lateinischen und Hebräischen Bücher ernannt, und auf sein Ansuchen ließ dieser Fürst die schönen Schriften gießen, welche die Königliche Buchdruckerey in Paris noch besitzt. So lange ihn der

König wegen der sich immer erneuernden Angriffe und Verfolgungen beschützte, blieb er in seiner Vaterstadt Paris, als dieser aber gestorben war, und die Verfolgungen wieder mächtig begannen, verließ er Frankreich und ging nach Genf (1552), wo er mit seinem Schwager Conrad Badius das neue Testament Französisch druckte, auch eine Druckerey daselbst errichtete, aus der mehrere gute Werke hervorgingen. Er starb 1559, im sechs und funfzigsten Jahre seines Lebens. — Eine gleiche Berühmtheit wie der Vater, erhielt auch der Sohn Heinrich Stephanus oder Stephan. Er hatte Philologie und die mathematischen Wissenschaften studiert, war ein tüchtiger Hellenist oder Grieche; durchreisete ganz Italien und die Niederlande, auch besuchte er England, und kehrte gerade nach Frankreich zurück, als sein Vater es verlassen mußte. Er folgte diesem nach Genf, kehrte aber nach Frankreich zurück, und errichtete 1554 eine Buchdrukkerey in Paris, wozu er sich ein Privilegium erwirkt hatte. In derselben druckte er die auf seinen Reisen mühsam auf den Bibliotheken sich zusammengetragenen Werke, und würde dabei stecken geblieben seyn, da seine Geldmittel nicht ausreichten, wenn ihn nicht Ulrich Fugger großmüthig unterstützt hätte. Er starb 1598 zu Lyon, wohin er eine Reise gemacht hatte. Der Druck seiner Werke soll nicht so schön, als der seines Vaters seyn, allein ihm doch an Gehalt und Correktheit nicht nachstehen. — Christoph Plantinus oder Plantin, aus Tours in Frankreich gebürtig, hatte zu Antwerpen eine Buchdruckerey, in der angesehene Gelehrte als Correktoren fungirten, und außer diesen las er noch selbst alle Bogen durch, um die noch stehen gebliebenen Fehler anzumerken; ja er versprach Jedem, der ihm einen Fehler nachweisen würde, eine Belohnung. Wegen dieser Sorgsamkeit und Liebe zu seinem Geschäfte gab ihm der König

Philipp der Zweite von Spanien den Titel: „Architypographus.“ Er besaß zwölf Pressen, und konnte in mehr als hundert Sprachen drucken, so daß Hubert Golzius seine Druckerey das achte Wunderwerk der Welt nannte. Der Krieg in den Niederlanden verursachte, daß Plantinus seine Druckerey theilte, und mit dem einen Theile nach Leyden zog und daselbst eine Officin errichtete, und ein gewisser Raphelengius die Druckerey in Antwerpen fortführte. Späterhin wechselten Beide mit den Druckereyen. Dieser Wechsel und mancherlei Störungen, die der Krieg herbeiführte, brachten das Geschäft herab, so daß Plantinus 1589 im 75sten Jahre seines Alters mit großen Schulden beladen starb. Seine Anverwandten führten das Geschäft fort, und brachten es wieder so in Flor, daß die Spanische Infantin Isabella im Jahre 1631 die Königin Maria von Medicis aus Frankreich hineinführte und ihr solches zeigen ließ. — Johann Oporinus oder Oporin, zu Basel 1507 geboren, studierte zu Straßburg Philologie, war ein tüchtiger Lateiner, verstand die Griechische Sprache und hatte viele Begebenheiten in seinem Leben, die hier nicht her gehören. So war er auch mehrere Jahre hindurch Famulus bei Theophrast Paracelsus, um seine medizinischen Vorlesungen hören zu können, war Rektor und Professor gewesen, und von vier Frauen überlebte ihn die Letzte, die ihn noch an seinem ein und sechzigsten Geburtstage mit einem Söhnchen beschenkte. Er errichtete mit Robert Winter eine Buchdruckerey zu Basel; da aber Letzterer bald darauf fallirte, so war er genöthiget, die Druckerey allein zu übernehmen und die Schulden für seinen Kompagnon zu bezahlen, welches auch geschah, obgleich die Officin nicht so viel Werth war. Aus derselben gingen die vortrefflichsten Werke, hauptsächlich geistliche von ihm selbst corrigirt, und in einem

besonderen Verlagskatalog aufgezeichnet, hervor. Wie sehr er wegen der Verschwendung seiner Zeit in Sorge war, bezeigte die Ueberschrift an seiner Studierstube in Lateinischer Sprache, die ungefähr so lautet: „Lieber Freund, wer Du auch seyest, so ersucht Dich Oporinus inständigst, Du wollest, wenn Du etwas bei ihm zu verrichten habest, es kurz machen, und dann ungesäumt Deiner Wege gehen; es sey denn, daß Du, als ein zweiter Herkules, den ermüdeten Atlas ablösen und dessen Last auf Deine Schultern nehmen wollest; denn es wird noch immer etwas übrig seyn, womit Du und Alle, welche hierher kommen, sich beschäftigen können." Er verschaffte sich nicht nur bei allen Gelehrten (auch Erasmus von Rotterdam war sein Freund), die es sich zur Ehre rechneten, ihm ihre Bücher zu dediciren, große Achtung, sondern auch bei dem Kaiser Ferdinand dem Ersten, und dem Churfürsten Friedrich von der Pfalz, welcher Letzterer ihn nach Heidelberg berief. Mit seiner dritten Frau, der Wittwe des Joh. Hervagius, bekam er auch eine zweite Druckerey und eine doppelte Last, da er sie aber nach vier Monaten schon durch den Tod verlor, so verlor er auch diese Last. Seine Leichtgläubigkeit und sein gutmüthiger Charakter ließen ihn zu keinem Vermögen, wohl aber zu Schulden kommen; denn seine Freigebigkeit ging manchmal so weit, daß er oftmals funfzig Arbeitern, die gerade nichts zu thun hatten, die Kost gab, Auch gerieth er oft in die Hände der Wucherer, woraus ihn Manche rissen, unter ihnen auch die Fuggersche Familie. Er starb 1508 und liegt in der Hauptkirche zu Basel auf Anordnung der Universitäts-Mitglieder begraben, und hat eine schöne Grabschrift. — Christoph Froschauer aus Zürich war zwar kein gelehrter, aber doch ein wissenschaft-

lich gebildeter, höchst thätiger und unternehmender Geschäftsmann seiner Zeit, Sohn des Buchdruckers Joh. Froschauer in Augsburg, der in den Jahren 1494 — 1507 daselbst gedruckt hat. Das Geburtsjahr des in Rede stehenden Sohnes ist nicht genau bekannt; wahrscheinlich fällt es aber zwischen die Jahre 1480 — 95 zu Neuburg bei Oettingen; das Bürgerrecht erhielt er 1519 zu Zürich. Mit hinlänglichen Geldmitteln und Credit versehen eröffnete er seine Officin, und druckte Zwinglis, des Reformators, schriftstellerische Arbeiten. Dann erschienen noch eine Menge vortrefflicher Werke aus seiner Druckerey z. B. die des Bibliander, Bullinger, Rud. Gwalter, Leo Jud, eines Theologen aus Zürich, Peter Martyr, Pellikan (z. B. die von Einigen derselben bearbeiteten „Paraphrasen" oder Umschreibungen der ganzen heiligen Schrift,) ferner eines Conrad Geßner, Hans Stumpf, von Watt (Vadian) und Anderer. Alle diese Werke wurden bei ihm gedruckt und verlegt. Eine ehrenvolle Auszeichnung verschaffte ihm auch der Druck der Bibel und ihrer einzelnen Abtheilungen. Aus seiner Druckerey kam die erste in der Schweiz gedruckte Ausgabe der ganzen Bibel an den Tag, und von 1524 an, in welchem Jahre zuerst eine Ausgabe des Neuen Testaments allein aus seiner Druckerey erschien, ging bis zu seinem Tode, 1564, beinahe kein Jahr vorüber, in welchem nicht entweder die Bibel, das alte oder das neue Testament, in größerem oder kleinerem Formate in der einen oder der andern Sprache wäre angefangen oder vollendet worden. Die Verlagswerke Froschauers erhielten einen großen Credit; denn auf der Frankfurter Messe, die er regelmäßig zu besuchen pflegte, fanden sie immer starken Absatz, so daß sein Geschäft immer

ausgedehnter und bedeutender ward; auch erhielt er wegen seiner Betriebsamkeit, Kunstfertigkeit und seiner Sorgfalt, für die innere und äußere Ausstattung der aus seiner Officin hervorgegangenen Werke den Ruf eines geschickten und vorzüglichen Buchdruckers. Heinrich Bullinger und Conrad Geßner gaben ihm auch dieses Zeugniß in einer Zueignungsschrift ihrer bei ihm gedruckten Werke; sie bezeigten ihm darin ihre Hochachtung und Dankbarkeit, wobei sie zugleich der wichtigen Dienste erwähnen, welche er durch seine gemeinnützigen literarischen Unternehmungen und seinen religiösen Eifer sowohl den Wissenschaften, als der evangelischen Glaubenslehre geleistet habe. Ohne Nachkommen, obgleich verehlicht, erbten die Söhne seines Bruders, Eustach und Christoph, von denen der Letztere ihm zwölf Jahre hindurch bei seiner dreißigjährigen Geschäftsführung gute Dienste geleistet hatte, seine ausgedehnten Besitzungen. Er übergab ihnen nämlich das Geschäft schon bei seinem heranrückenden Alter im Jahre 1551, so daß Eustach die Papierfabrik, Christoph aber das Haus zur Froschau, die Buchdruckerey, Buchbinderey und Schriftgießerey zusammen 15,000 Fl. an Werth; ferner den ganzen Bücherverlag mit den in andern Städten auf dem Lager liegenden Werken, mit Inbegriff des Papiervorraths, zusammen 9400 Fl., welches er nach seinem, des Oheims, Hinscheiden mit seinem Bruder zu theilen habe. Auch nach dieser Abtretung des Geschäfts blieb Froschauer noch thätig und besorgte die Meßgeschäfte in Frankfurt am Main. Er starb 1564 nahe an achtzig Jahr alt. Sein hinterlassenes Vermögen betrug im Ganzen 22,423 Pf. 7 ß. 2 hlr. und wurde unter die genannten beiden Neffen und ihre nächsten Verwand-

ten vertheilt; das Haus, zur Hinterlinden genannt, vermachte er den Armen. Mit dem Hintritte Christoph Froschauers, der auch keine Nachkommen hinterließ, lösete sich dieses großartige Geschäft in damaliger Zeit bis auf die Papierfabrik auf. Die Buchdruckerey wurde 1590 Eigenthum des Buchdruckers Joh. Wolf aus Zürich. Die Papierfabrik blieb im Besitze dieser Familie bis 1729. — Die Engländer haben ihren Wilhelm Caxton, welcher die Buchdruckerkunst in dem funfzehnten Jahrhunderte nach England verpflanzte. Er war 1410 oder 1412 geboren und widmete sich der Handlung, in welcher Angelegenheit er als ein kenntnißreicher Mann von Eduard dem Vierten 1464 als Deputirter an Philipp den Guten von Burgund eines Handelstraktats wegen gesandt wurde. Eine Uebersetzung des Recueil des histoires de Troyes und deren Druck zu Köln 1471, von ihm im Auftrage der Gemahlin Karls des Kühnen, Margarethe von York, besorgt, war sein erstes Werk und auch das erste in Englischer Sprache gedruckte Buch, welches auch wegen dieser Eigenschaft so hoch bei den Engländern steht, daß unlängst ein Exemplar davon auf einer Auktion mit 1000 Guineen bezahlt wurde. — Caxton legte hierauf in der Westmünsterabtey eine Buchdruckerey an, und 1474 erschien das erste Produkt derselben: The game and playe of the chesse, welchem er bis zu seinem 1494 erfolgten Tode noch viele Werke folgen ließ, die von seinem unermüdlichen Fleiße zeigen. Er druckte nur mit gothischen Typen, die sehr geschmacklos mit entstellenden Schnörkeln umgeben sind; Papier und Druckerschwärze zeichnen sich aber sehr vortheilhaft aus. — Zu den ausgezeichneten gelehrten und wissenschaftlich und künstlerisch gebildeten Buchdruckern

und Buchdruckereybesitzern in jener Zeit gehört nun auch der schon oben erwähnte Thurneiser; dann Turnebus, Joh. Petrejus, Joh. Lauer und viele Andere, die hier näher zu beschreiben übergangen werden müssen. — Wie sehr nun diese, so allgemein ins Leben greifende, Kunst auch von den Großen geehrt und bereichert wurde, beweiset, daß Kaiser Friedrich der Dritte Gold den Buchdruckern zu tragen gestattete; er gab ihnen auch dem Adel und den Gelehrten gleiche Freiheiten; auch verlieh er den Setzern einen Adler, und den Druckern einen Greif mit den Druckerballen in den Klauen, beide mit offenem Helme zum Wappen. — Wenn nun gleich die Erfinder dieser Kunst anfangs von ihrem Volke wegen dieser Erfindung fast vergöttert wurden, so hatten sie auch bald darauf bei der um sich greifenden, durch Luther, Zwingli und Calvin bewirkten, Kirchenverbesserungen, da sie sich derselben durch den Druck von Schriften zu Gunsten dieser Reformen, annahmen, heftige Verfolgungen von Seiten der Geistlichen auszustehen. Aber auch hierin fanden sie Beschützer und Beförderer; denn sie wurden von mehreren Deutschen Fürsten und von den Königen von Frankreich und England unterstützt; und so gingen diese Mißhelligkeiten an ihnen ohne Nachtheil der Kunst vorüber, wenn sie oft gleich die Personen empfindlich trafen. So mußte z. B. nach Ernestis Angaben auch der oben angeführte Heinrich Stephan vor den Mönchen aus Frankreich flüchten, und wurde zu Paris in effigie verbrannt. Als er späterhin wieder den vaterländischen Boden betreten durfte, soll er oft in Scherz gesagt haben: „Es habe ihn nie mehr gefroren, als da er zu Paris verbrannt worden sey!“ Er reisete nämlich damals gerade über die Alpen. — Wie wichtig die Buchdruckerkunst auch schon we-

gen der alten Handschriften, der Griechischen und Römischen Klassiker, war, muß Jedem einleuchten, der die Wissenschaften und Künste liebt, und sich für sie interessirt; nur hierdurch wurden auch unsere Fortschritte in der Staatskunst, Rechtswissenschaft, in den schönen Künsten ꝛc. möglich, die sonst noch lange zurückgeblieben wären. Die Werke des Alterthums, die man nur noch in Handschriften besaß, die zum Theil unleserlich geschrieben, und oft durch das öftere Abschreiben verfälscht oder verstümmelt waren, erforderten bei der Buchdruckerkunst Männer, wie die oben angeführten in den verschiedenen Staaten, die mit Kenntniß und Scharfsinn die ächte Lesart zu bestimmen und herzustellen waren. Ein jeder Liebhaber correkter Ausgaben sieht auf jene Zeiten zurück, in welchen ein Erasmus corrigirte, was ein Aldus druckte; in welchen, gleich jenem Maler des Alterthums, ein Drucker seine Arbeiten den Vorübergehenden zur Schau aufstellte, um ihre Kritik darüber zu hören, und in welchen die Gesetzgebung eines großen Volkes eigene Verordnungen über die Genauigkeit des Drucks machte, und eigene Strafen auf deren Verletzung setzte. Ein Schriftsteller sagt: „Die früheren Arbeiten der Buchdrukkerkunst denen der neueren Buchdrucker vorziehen wollen, wäre ein albernes Verlangen, so viel ist aber gewiß, und ließ sich auch von der größeren Geschicklichkeit der ehemaligen Typographen erwarten, die so ganz ihrer Kunst lebten, daß ihre Arbeiten die prächtigern Ausgaben der neuern Zeiten, in dem höchsten und wesentlichsten Vorzuge der Correktheit übertreffen. Freilich erscheinen, die oft nur ephemerischen Arbeiten der neuern Schriftsteller mit einer Schönheit des Papiers, mit einer Pracht des Druckes ausgestattet, wovon das funfzehnte Jahrhundert nichts wußte, und ist ein Werk in der

Mutterſprache geſchrieben, ſo iſt es auch wohl ziemlich correkt; allein dieſe Mühe und Arbeit der Verbeſſerer und Ausleger des funfzehnten und ſechzehnten Jahrhunderts, die ſich bis zum Ungemach mit der Durchſicht der Probebogen und Vergleichung der Handſchriften beſchäftigten, findet man jetzt nicht mehr oder nur ſelten. Man muß aber aber auch in der jetzigen Zeit gerecht gegen die Buchdrucker ſeyn; denn ſo iſt der Grad von Genauigkeit, womit die öffentlichen Blätter und Zeitungen abgedruckt werden, zu bewundern, und ein aufſtellender Beweis, wie viel der Fleiß vermag, wenn ihn die Hoffnung eines anſehnlichen Gewinnes anſpornt. Solch eine Eile würde ein Plantin kaum für möglich gehalten haben, aber gelehrte Bücher, beſonders die in todter Sprache, werden auch weit langſamer, und nicht ſo vollkommen abgedruckt; den der übelverſtandene Geiz und die Ungeſchicklichkeit mancher neueren Buchdrucker, vereiteln oft alle ehemalige Mühe und Arbeit der Verfaſſer und Ausleger."

Man theilt in der neueren Zeit die Buchdruckerkunſt in die xilographiſche, typographiſche und ſtereographiſche. Die Erſte wird, wie ſchon oben angeführt worden, bei den Chineſen, Japaneſen und Tibethanern ausgeführt, und beſteht darin, daß man die Buchſtaben in hölzerne Tafeln ſchneidet, und dieſe dann auf Papier abdruckt; allein Breitkopf hat die Erfindung gemacht auch das Chineſiſche mit beweglichen Typen zu drucken. — Die typographiſche Buchdrukkerkunſt iſt die in Deutſchland von Guttenberg erfundene mit beweglichen Typen, wozu man ſich erſt der geſchnittenen und dann der gegoſſenen bediente, wie oben, S. 544 u. f. beſchrieben worden. — Die ſtereographiſche Buchdrukkerkunſt iſt die von Firmin Didot in Paris erfundene Kunſt, die ſchon mit Typen geſetzten und corrigirten Seiten auf Tafeln

gießen zu lassen, welche Platten dann Stereotypen (von στερεὸς, feststehend, und τύπος, Form) genannt werden; s. weiter unten. Diese Kunst soll aber schon gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts von dem Holländer van der Mey, und zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts von dem Schotten Ged angewandt worden seyn. Weiter ausgebildet wurde diese Kunst von Gatteaux in Paris, dem Siebenbürger Samuel Falka in Wien, und von Tauchnitz in Leipzig, der die Stereotypen-Gießerey in Deutschland hat. — Die höchste Ausbildung der Buchdruckerkunst geht von der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts an, in welcher Zeit sich auch die Deutsche Literatur erhob. Als vorzügliche Beförderer der Typographie in dieser Zeit kann man nennen: G. J. Breitkopf in Leipzig, Barth in Breslau, Franz Ambrosius Didot in Frankreich, und Phil. Rusher in England. — Unter den neueren Buchdruckern seit dem achtzehnten Jahrhunderte, zeichnen sich aus: Benjamin Franklin, zu Boston in Nord-Amerika 1706 geboren, der sich besonders um die Buchdruckerey in jenen Freistaaten verdient gemacht hat, und besonders durch die Herausgabe seiner Pensylvanischen Zeitung und eines Almanachs, so wie auch durch mehrere politische und wissenschaftliche Schriften, die aus seiner Druckerey hervorgingen. Was er als Gelehrter, als Erfinder des Blitzableiters, des elektrischen Drachens, des Sparofens, der Verbesserung der Harmonika ꝛc., und was er als Staatsmann seinem Vaterlande geleistet hat, ist bekannt genug. D'Alembert begrüßt ihn, in Beziehung auf seine erste Erfindung und auf die Leistungen zum Wohle seines Vaterlandes, mit folgenden Vers: Eripuit coelo fulmen, sceptrumque tyrannis; (Er entwand dem Himmel den Blitz und der Alleinherrschaft den Zepter). Franklins sämmtliche Schriften,

nebst seinem Briefwechsel sind 1806 in London erschienen und auch ins Deutsche übersetzt worden. Merkwürdig ist seine von ihm selbst verfertigte Grabschrift: „Hier ruht der Leib Benjamin Franklins, eines Buchdruckers (wie der Deckel eines Buches, aus welchem der Inhalt genommen, und der seiner Vergoldung und Schrift beraubt ist), eine Speise für die Würmer, doch wird das Werk selbst nicht verloren gehen, sondern dermaleinst, (wie er glaubt) erscheinen in neuerer, schönerer Ausgabe, durchgesehen und verbessert von dem Verfasser." — Joh. Gottl. Immanuel Breitkopf, geboren zu Leipzig 1719, einer der unternehmendsten und gelehrtesten Buchdrucker Deutschlands in der neuern Zeit. Schon Breitkopfs Vater hatte in Leipzig eine Schriftgießerey, Buchdruckerey und Buchhandlung angelegt, und bestimmte seinen Sohn zur Fortführung dieses Unternehmens, dabei studierte er aber die alten, besonders die Lateinische, und neueren Sprachen, und wohnte den literarischen, historischen und philosophischen Vorlesungen bei. Das Studium der Mathematik führte ihn zuerst auf die wissenschaftliche Betreibung der Buchdruckerkunst, deren Vervollkommnung er sich zur Aufgabe seines thätigen Lebens gemacht hatte, weshalb er auch als der Wiederhersteller des guten Geschmacks dieser Kunst in Deutschland angesehen wird. Er fing damit an, nach Albrecht Dürers Vorgang, die Schriftzeichen der Typen mathematisch zu berechnen, um den Figuren der Buchstaben eine schöne Form zu geben; er zeichnete daher neue verbesserte Schriftzeichen und ließ sie schneiden und gießen, und dieses Werk setzte er mit unermüdlicher Thätigkeit fort, um dadurch die Aufmerksamkeit auf schöne Typen zu lenken, welcher Verbesserungszweig bis dahin vernachlässiget worden war. Seine Officin und Schriftgießerey war eine der vollständigsten, die irgendwo angetroffen

wird. Nicht weniger verdient machte, er sich um den Notendruck dadurch, daß er 1755 die Kunst Musiknoten mit beweglichen Typen zu drucken, zu einer höheren Stufe der Vollkommenheit brachte. Auch versuchte er den Landkartendruck mit beweglichen Typen, worin er dem Schweizer Haas vorangegangen seyn soll, der durch den Hofdiakon Preuschen in Karlsruhe dahin gelangte, indem dieser ihm seine Idee dazu mittheilte; s. Typometrie, weiter unten. Er verstand das Chinesische, welches gewöhnlich in Holztafeln geschnitten wird, mit beweglichen Typen zu drucken. Gegen das Ende seines Lebens beschäftigte er sich auch damit, eine Menge ausgewählter antiker Figuren abzeichnen, in Holz stechen oder schneiden, und abklatschen zu lassen, um sie statt der gewöhnlichen geschmacklosen Verzierungen beim Bücherdruck anzuwenden. In Hinsicht der Schriftgießerey gab er der Metallmasse seiner Typen eine größere Härte und Dauer; erfand eine leichte Manipulation des Schmelzens und Gießens der Schrift, und brachte auch manche Verbesserungen an den Pressen an. — Außer dem Mechanischen seiner Kunst, beschäftigte er sich auch mit der Geschichte derselben im weitesten Umfange, so daß sein Werk: „Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst, zu dem er mehrere Jahre die Materialien gesammelt hatte, und das er 1779, aber unvollendet, herausgab, als einzig in seiner Art da gestanden hätte. Dann gab er noch heraus: „Ueber den Ursprung der Spielkarten ꝛc. 1784; über Bibliographie und Bibliophilie, 1793" und mehrere andere hierin einschlagende Schriften, wie: „Fragmente einer Geschichte der Buchdrukker ꝛc." Alle seine Schriften beweisen, mit welcher Gründlichkeit er in sein Fach eingegangen, und mit welchem Eifer und mit welcher Liebe er es betrieben hat, um etwas Großes und Nützliches zu leisten. Er

starb 1794. Das Denkmal, welches ihm ein Freund setzte, beweiset seine Wirksamkeit im Leben. Es heißt: „G. J. Breitkopf, Schriftgießer, Buchdrucker, Buchhändler, Mitglied der ökonomischen Gesellschaft und der freien Künste zu Leipzig, Wiederhersteller des guten Geschmacks der Druckkunst in Teutschland, Erfinder des Noten-, Landcharten, wie auch des Chinesischen Druckes mit beweglichen Lettern, Beförderer jeder Kunst und Wissenschaft, gelehrter Kenner der Geschichte, besonders seines Vaterlandes, Geschichtschreiber seiner Kunst, Weiser und Menschenfreund. Erfinderisch, umgänglich und thätig im Leben. Freund seiner Kinder, Vater der Seinigen. — Geboren den 23sten November 1719, starb den 28sten Januar 1794. Ruhe seiner Asche." — Wilhelm Haas, geboren 1741 zu Basel, hat sich als ein ausgezeichneter Buchdrucker bekannt gemacht. Er bildete sein Talent zur Mathematik unter dem großen Bernoulli aus, und übernahm dann das Geschäft seines Vaters, eine Schriftgießerey. Er brachte es darin durch seine Verbesserungen und Vervollkommnungen bald dahin, daß seine Schriftgießerey eine der vorzüglichsten in ganz Deutschland wurde, deren Ruf sich durch halb Europa ausbreitete. Er machte viele und glückliche Versuche zur Verschönerung der Schriften besonders der Deutschen; doch war er der Erste in Deutschland und in der Schweiz, welcher mit Erfolg Französische Typen in Baskervills Geschmack schnitt, mit welcher zuerst Thurneisens typographisch-schöne Octav-Ausgabe des Voltaire gedruckt wurde. Auch die Orientalischen Typen, von denen er die Stempel zu mehr als einem Dutzend verschiedener Arten anfertigte, wurden häufig bei ihm bestellt. Eine seiner wichtigsten Erfindungen war die einer verbesserten Buchdrucker-Presse, deren Haupttheile aus einem von Eisen gegossenen auf einem festen Steinklotze aufge-

schraubten Bogen bestehen, in welchem sich in einer metallenen wohlbefestigten Schraubenmutter die Spindel bewegt, mit welcher statt des einfachen Bengels, ein Balancier im Gleichgewicht steckt, an dessen beiden Enden Schwunggewichte angebracht sind, durch welche die Bewegung erleichtert, und die Wirkungskraft in einem solchen Grade vergrößert wird, daß die Presse mit einer einzigen, durch geringe Kraft gegebenen Bewegung eine ganze Form druckt, wozu die gewöhnliche Presse zwei Drucke und die ganze Kraft eines Arbeiters braucht. S. auch den Art. Presse, Th. 117, S. 257 u. f. Ferner verdankt ihm die Buchdruckerkunst die systematische Zusammensetzung der Stücklinien und Zwischenspäne ꝛc., nach topographischen Punkten eingerichtet, mit den dazu gehörigen Tabellen. Das Schriftchen, welches er darüber herausgab, enthält auch eine Anmerkung über die gegossenen Stege. Eine Beschreibung und Abbildung seiner Presse gab er 1772 in Quartformat heraus. So nützlich nun auch diese Erfindung für die Buchdruckerkunst war, und so große Vorzüge seine Presse damals (da die jetzigen neuern Pressen sie übertreffen) vor der sogenannten Deutschen hatte, so zog sie ihm, statt Anerkennung und Aufmunterung, vielen Aerger von Seiten der Buchdruckereybesitzer Basels zu, die nicht gestatten wollten, daß der Erfinder derselben sie in seinem Hause aufstellen und als Buchdrucker davon Gebrauch machen sollte, weil er die Kunst nicht nach ihren Gesetzen und Gebräuchen erlernt habe, obgleich er sie theoretisch und praktisch kannte. Es entspann sich daraus ein Prozeß, der zum Nachtheile des jungen thätigen Künstlers vom Richter entschieden wurde, indem ihm der Gebrauch der Presse untersagt ward; er mußte sich daher mit dem im Kleinen ausgearbeiteten Modelle derselben für seinen Privatgebrauch begnügen. Ferner beschäftigte er sich mit der Kunst

geographische Karten mit beweglichen Typen zu setzen, wozu ihm der Hofdiakon Preusche in Karlsruhe eine Anweisung gegeben hatte, und womit er mit einer gleichen Erfindung von Breitkopf in Leipzig concurrirte. S. unter Landkarte, Th. 60, S. 156 u. f. Im Jahre 1780 errichtete Haas mit dem jungen Buchdrucker und Buchhändler J. J. Thurneisen eine Geschäftsverbindung unter der Firma des Letztern, deren Verlagsschriften sich durch eleganten Druck und schönes Papier vortheilhaft auszeichneten. Nach ungefähr sechs Jahren löfete sich diese Verbindung wieder auf, und der Sohn des Erstern übernahm nun unter seiner eigenen Firma die Führung der Buchdruckerey. Auch um das Militairwesen seines Vaterlandes hatte Haas große Verdienste; denn er war General-Inspektor der Artillerie, und wohnte auch dem Feldzuge von 1799 in der östlichen Schweiz bei. Er entwarf den Plan zur Errichtung einer Artillerie-Schule, um dadurch ein gut organisirtes Nationalkorps zu bilden, und die Regierung unterstützte sein Unternehmen; denn die Schule ward im Kloster St. Urban im Kanton Lucern errichtet. Haas stand derselben mit Eifer und Liebe bis zum 8ten Junius 1800 vor, an welchem Tage er im 59sten Jahre seines Wirkens vom Tode ereilt wurde. — Didot, der Name einer ganzen Familie von Buchdruckern und Buchhändlern in Paris, welche sich durch die großartige Betreibung ihres Geschäfts, um die alte Französische Literatur besonders verdient gemacht haben. Besonders zeichnen sich darunter aus: 1) François Amboise Didot, 1730 zu Paris geboren, hat sich um die Buchdruckerkunst besonders durch die von ihm erfundenen gegossnen Stege und die Pressen mit einem Zuge verdient gemacht; er druckte auf Velinpapier mit den schönsten Typen, die aus seiner Schriftgießerei kamen; lieferte für den Dauphin eine Sammlung Französischer

Klassiker. Er starb 1804. — 2) Pierre François Didot, Bruder des eben Genannten, geboren zu Paris 1732 und daselbst gestorben 1795, zeichnete sich als Buchdrucker und Buchhändler aus. — 3) Pierre Didot der Aeltere, Sohn des François Amboise, geboren 1761, unternahm die Herausgabe aller klassischen Schriftsteller in Folio, Prachtausgabe, wobei er sein ganzes Vermögen opferte. Ausgezeichnet ist sein Racine 1801, welcher in typographischer Hinsicht für das erste Werk aller Länder und Zeiten gilt; ferner sein Virgil, 1798, und Visconti's Ikonographie. Er ließ achtzehn verschiedene Arten von Typen nach neuen Verhältnissen gießen, womit er den Boileau und die Henriade von Voltaire drucken ließ, die sich sowohl in Hinsicht der Correktheit, wie der Eleganz auszeichnen. Auch hat er mehrere Werke, z. B. die Ausgabe des Virgil und des Horaz mit eigenen Lateinischen Vorreden versehen, und in Französischer Sprache, sowohl in Prosa, als in Versen, sich mit Glück versucht. Alle Französischen Regierungen, das heißt von Ludwig dem Sechzehnten an, haben ihn mit Auszeichnung behandelt und mit Ehrenzeichen bedacht. — 4) Firmin Didot, Bruder des vorigen, ist Erfinder der Stereotypen. Er ist der Uebersetzer von einigen Griechischen und Römischen Idyllen; auch hat er die „Notes d'un voyage dans le Levant en 1816 et 1817" herausgegeben. — 5) Henri Didot, Sohn des Pierre François Didot, hat ein neues Gießinstrument erfunden, und sein Verfahren damit, welches in mancher Beziehung einen Vorzug vor dem ältern haben soll, nennt er fonderie polyamatype. Dann sind noch zu nennen Baskerville in England, Ibarra in Spanien, Bodoni in Italien, Crapelet in Frankreich, und Göschen, Degen, Tauchnitz, Vieweg und Andere in Deutschland.

Die mechanischen Vorrichtungen des Setzens und Druckens in der Officin oder Buchdruckerwerkstatt, so wie die Werkzeuge und Geräthschaften dazu, sind schon nach alter Art, oder wie sie zum Theil noch im Gebrauche sind, besonders beim Setzen, unter Druckerey, Th. 7, S. 173 u. f. angeführt worden. Die Neuerungen in der Buchdruckerkunst in diesem Jahrhunderte bestehen hauptsächlich in mehreren Arten von neuen Pressen, womit das Drucken leichter und schneller von Statten geht. Darunter gehört die eiserne Stanhopesche Presse, welche in England von dem Lord Stanhope erfunden und vorzüglich berühmt geworden; sie zeichnet sich besonders durch ihre große Festigkeit und Unverrückbarkeit; dann aber auch noch durch mancherlei Vortheile aus, die andere Pressen vorher nicht besaßen. Unter andern durch einen solchen Preßbengel, welcher aus einem zusammengesetzten Hebel besteht, der den Arbeitern eine große Erleichterung verschafft, ohne daß sie dadurch an Zeit verlieren, indem die ganze Seite des Bogens hier durch einen einzigen Zug auf einmal gedruckt wird, während bei der alten Presse zweimal gezogen werden muß. Dann ist noch die Hagarsche eiserne Presse, und dann die neue eiserne Presse von dem Mechaniker Gros zu erwähnen, die beide in mehreren Druckereyen in Stuttgart, Leipzig, Berlin ꝛc. gebraucht werden, besonders die Hagarsche Presse. — Noch merkwürdiger wie diese Pressen, ist die vor mehreren Jahren von einem Deutschen, Namens König, erfundene Schnelldruckerey oder Maschinendruckerey, vermöge der sogenannten Schnell- oder Geschwindpressen (Druckwalzenmaschinen). König produzirte seine Erfindung zuerst in England; dann verpflanzte er sie auch nach Deutschland, wo sie in mehreren Druckereyen jetzt gebraucht wird. Diese Schnellpresse besteht aus mehreren hori-

zontalen Cylindern, welche parallel mit einander zwischen dem Gestelle liegen, und durch Hülfe von gezahnten Rädern, Getrieben, Scheiben, Rollen, Riemen ohne Ende ꝛc. von irgend einer bewegenden Kraft, z. B. von der Hand eines oder zweier Menschen durch Kurbel und Schwungrad, oder von einer kleinen Dampfmaschine ꝛc. in Thätigkeit gesetzt werden. Die Druckerschwärze fließt aus der Oeffnung am Boden eines Gefäßes zwischen zwei metallenen Walzen, welche sie, bei ihrer Umdrehung nahe an einander heraus, gleichförmig auf ihrer Oberfläche vertheilen. Von da kommt sie noch auf andere Cylinder, und zuletzt auf eine, mit der Masse aus Leim und Syrup überzogene niedriger liegende Walze, welche unmittelbar zum Schwärzen der Lettern bestimmt ist. Links und rechts von obigem Farbenapparate bildet die Maschine zwei in allen Stücken vollkommen gleiche Abtheilungen; in jeder derselben befindet sich ein hölzerner Druckcylinder von solcher Größe, daß drei Papierbogen seine Oberfläche ganz bedecken, und ein jeder von diesen beiden Cylindern dreht sich absatzweise und so um seine Achse, daß er immer nur ein Drittel des Umkreises beschreibt, und dann wieder ein Paar Sekunden lang still steht. Diese Zeit benutzt ein Arbeiter, um auf das dargebotene leere Drittel des Cylinders einen Papierbogen auszubreiten. Die zum Abdrucke bestimmte Form läuft auf Rädern längs dem Gestelle der Maschine fort; nur wenige Sekunden hält sie sich an jedem Ende auf, ehe sie umkehrt und den Weg zurück macht. Hierbei geht sie stets unter dem in der Mitte befindlichen Farbencylinder hindurch, von welchem sie die Schwärze empfängt. Gleich hinterher gelangt sie unter einen der Druckcylinder, welcher das Papier darauf anpreßt und den Abdruck bewirkt. Beim Zurückgehen erhält die Form wieder Farbe, und nun liefert sie auf der entgegengesetzten

Seite einen Abdruck. Um die gedruckten Bogen von den Cylindern fortzunehmen, gebraucht man Knaben. Diese Schnellpresse liefert den Schöndruck und den Widerdruck zugleich; man kann also schon hieraus abnehmen, wie schnell ihre Wirkung seyn muß. Auch die ganze übrige Einrichtung der Maschine hat großen Einfluß auf die Schnelligkeit der Arbeit. Der Erfinder König und ein gewisser Andreas Bauer in Stuttgart, den man auch für den Erfinder ausgiebt, betreiben jetzt das Geschäft in Kompagnie, das heißt, die Erbauung dieser Schnellpressen. — Auch bei den alten Pressen ist mit dem Auftragen der Farbe auf die Form eine Veränderung vorgegangen. Das alte Auftragen der Farbe geschieht vermittelst der schon Th. 7, S. 175, angeführten Druckerballen, welches zwei mit weichem Leder überzogene und mit Pferdehaaren ausgestopfte Ballen sind, die einen Halter von Holz haben. Ein jeder Ballen besteht nämlich aus einer hölzernen Scheibe, die in der Mitte einen Stiel hat. Diese Scheibe wird nun ganz locker mit Schaffell überzogen, wobei eine Oeffnung bleibt, durch welche die gekochten Pferdehaare so eingestopft werden, daß das Ganze eine gewisse gespannte Rundung erhält, die aber so viel Elasticität behält, als nöthig ist, wenn nämlich das Loch zugemacht worden, welches mit Nägeln geschieht, um die schwarze Druckerfarbe gehörig über die Lettern zu tragen. Der Ballenmeister schwärzt nämlich die beiden Ballen mit der Druckerfarbe, indem er nach der Aufnahme derselben die beiden Ballen so lange zusammenschlägt, bis sich die Farbe gehörig darauf vertheilt hat, und dann fährt er mit den Ballen hin und her auf der Form, damit die Lettern gehörig geschwärzt werden, welches Uebung und Erfahrung giebt. Für diese alte Methode des Farbeauftragens hat man jetzt eine neuere erfunden, nämlich eine um ihre Achse bewegliche, an jedem Ende

mit einem Handgriffe versehene Walze, welche aus einer Mischung von Syrub und Leim gegossen ist. Diese Walze wird nun gehörig geschwärzt. Man fährt damit gleichmäßig über die Form und theilt dieser die Schwärze mit. Auch eine neue Farbereibe-Maschine vom Mechaniker Baisch in Stuttgart erfunden, liefert sehr gute Druckerfarbe. — Bei der durch Dampfkraft in Bewegung gesetzte Druckmaschine legte man die aus einer Mischung von Leim und Syrub angefertigen Walzen zum Grunde, da man sah, daß sie sich dieser Maschine sehr gut anpassen ließen. Man macht, wie schon oben angeführt worden, einen Farbenbehälter, aus welchem eine Walze regelmäßig eine kleine Menge Schwärze zu jedem Abdrucke herausnimmt. Drei bis fünf andere Walzen vertheilen nun diese Quantität gleichmäßig über eine durch eine geschickte Vorrichtung fast in jeder Maschine anders gestaltete Platte. — Bei der Maschine von König und Bauer thut es z. B. der messingene oder sogenannte nackte Cylinder, welcher der vom Behälter ausgehenden Walze die Farbe abnimmt und an zwei unter ihm gelegenen abgiebt, die sie dann über die Typen vertheilen. — Ueber die Platte fährt nun eine andere Walze mit der Schwärze, die sie auf diese Weise angenommen, unmittelbar vor dem Drucke über die Typen hin und zurück. Um nun zu beweisen, daß diese Auftrage-Methode die richtige Quantität Farbe auf die Typen bringe, dient, daß sie nicht zu geringe seyn muß, weil man solches sonst durch die Klagen der Buchhändler und des Publikums bald erfahren würde; daß sie aber nicht zu groß ist, wird genügend entscheiden, wenn man erwägt, wie oft die sogenannte Unterlage bei der ehemaligen Methode gewechselt werden mußte. Wenige Stunden nach dem Drucke des Bogens auf der einen Seite, ist die Schwärze hinlänglich trocken, um den auf der andern

vornehmen zu können; da die Andrückung aber bedeutend stark ist, so schützt man die schon bedruckte Seite gegen Beschmutzung, indem man zwischen ihr und dem Deckel einen Makulaturbogen legt. Auf dieses Papier kommt hinter einander ein jeder Bogen des zu druckenden Werkes zu liegen, so daß es, je nach der Trockenheit der Bogen oder der auf ihnen befindlichen Menge Farbe, allmählig mehr oder weniger von der Schwärze annimmt. Bei der frühern Methode mußte man die Unterlage nach hundert Abdrücken wechseln, weil sie dann zum weitern Gebrauche schon zu beschmutzt war. Bei der neuen Druckart auf Maschinen bedient man sich statt eines Makulaturbogens eines Battistuches, welches nicht über einmal nach fünftausend Abdrücken gewechselt zu werden braucht, ja man hat Beispiele, daß es für zwanzigtausend Abdrücke rein genug blieb. Hierdurch hätte man einen Beweis, daß die Quantität überflüssiger Farbe, die beim Maschinendruck auf das Tuch kommt, so geringe ist, daß eine fünftausendmalige und bisweilen eine zwanzigtausendmalige Vervielfältigung erst hinreicht, um ein einziges Stück reinen Tuches zu beschmutzen. Beim Prachtdruck muß nach der alten Methode der Makulaturbogen jedes zwölfte Mal, auf der Maschine hingegen das Battisttuch nur jedes zweitausendste Mal gewechselt werden. Es folgt nun hier noch ein Bericht über die Resultate eines Experiments, welches zur Ausmittelung der Wirkung des eben beschriebenen Verfahrens in einer der größten Druckanstalten Londons, nämlich in der Druckerey des Herrn Clowes in Stamford-Street gemacht wurde. Man druckte 200 Ries Papier nach der alten Methode mit Ballen, und dann eben so viel von demselben Papiere und für dasselbe Buch auf der ihre Typen selbst schwärzenden Maschine. Die Quan-

tität Schwärze, welche die Maschine consumirte, verhält sich zu der mit den Ballen verbrauchten, wie vier zu neun, oder vielmehr wie etwas weniger als die Hälfte zum Ganzen. Babbage sagt über die Erfindung der Druckmaschinen in seinem Werke: „Ueber Maschinen- und Fabrikwesen. Aus dem Englischen übersetzt von Dr. G. Friedenberg (Berlin 1833), S. 283 u. f.

Der erste Zweck bei Maschinen und die vorzüglichste Ursache ihres Nutzens besteht darin, daß sie die Artikel in möglichster Vollkommenheit und Wohlfeilheit herstellen. Jedesmal, wenn eine große Anzahl von Gegenständen, alle von ganz gleicher Beschaffenheit, geliefert werden soll, ist die rechte Zeit da, Werkzeuge oder Maschinen zur Verfertigung derselben zu construiren. Oft kommt es indessen vor, daß auch da, wo wohlfeile Produktion nicht Hauptzweck ist, die Verfertigung von Maschinen oder Werkzeugen Bedürfniß ist. Sollen z. B. wenige Exemplare, und diese mit der größten Genauigkeit verfertiget werden, z. B. Theile von Maschinenwerken, so ist es selbst den geschicktesten Händen unmöglich, der Bedingung zu genügen, und es bleibt nichts übrig, als ausdrücklich Werkzeuge dazu anzufertigen, wenn diese auch, wie oft der Fall ist, mehr kosten sollten, als das Produkt, welches nachher mit denselben hergestellt wird. Die Anwendung von Maschinen ist auch dann, selbst bei vermehrten Ausgaben, zu rechtfertigen, wenn der Werth des Produkts von der Kürze der Zeit, in welcher es produzirt wird, abhängt. So mit den Zeitungen, die täglich erscheinen: oft dauern die Parlaments-Debatten bis drei und vier Uhr Morgens, also bis wenige Stunden vor dem Erscheinen der Zeitung. Die Reden müssen von Berichterstattern (Reporters) aufnotirt werden; dann haben diese sich nach der vielleicht eine halbe Stunde entfernten Officin des Blattes zu begeben, und ihre stenographischen Noten umzuschreiben; jetzt erhält sie der Setzer, dann der Correktor, dann gehen sie zum Druck, und nun erst ist die Vertheilung unter das

Publikum möglich. Einige dieser Zeitungen setzen 5 bis 6000 Exemplare ab. Angenommen, die Auflage sey 4000 Exemplare stark, und es werden in der Stunde 500 auf einer Seite gedruckt (mehr könnten zwei Drukker und ein Knabe auf der früheren Handpresse nicht liefern), so wären zum Druck der ganzen Auflage sechzehn Stunden erforderlich, so daß die Nachrichten schon veraltet wären, ehe die letzten Abdrücke zu ihren Abonnenten gelangten. Diesen Uebelstand zu vermeiden, mußte die Zeitung oft doppelt, ja wenn es spät war, dreifach gesetzt werden; allein die Verbesserungen in den Druckmaschinen sind so groß, daß man gegenwärtig die eine Seite von 4000 Exemplaren in einer Stunde drucken kann. — Die Zeitungsanstalt der Times ist eine nach einem großartigen Maaßstabe geleitete Fabrik, und liefert ein bewundrungswerthes Beispiel von dem hohen Grade, den die Theilung geistiger, wie körperlicher Arbeit zu erreichen, und von der Ersparniß, welche eine musterhafte innere Einrichtung zu bewirken vermag. Schwerlich haben die Tausende in verschiedenen Welttheilen, welche die Times lesen, einen Begriff davon, welche gut geregelte Thätigkeit nächtlich in der Officin herrscht, und wie viel Talent und mechanische Geschicklichkeit in Thätigkeit gesetzt wird, um ihnen Unterhaltung und Belehrung zu verschaffen. An hundert Personen arbeiten hier, und, so lange die Parlamentssitzungen dauern, sind wenigstens zwölf Berichterstatter beständig im Unter- und Oberhause beschäftiget, welche abwechselnd, nach halbstündiger Arbeit sich zurückziehen, um die stenographisch nachgeschriebene Rede in gewöhnliche Schrift zu bringen. Unterdessen arbeiten funfzig Setzer an der Debatte; Einige sind eben mit dem Anfange fertig, während Andere das noch nasse Manuscript, welches die Fortsetzung enthält, bearbeiten, der mittlere Theil in der Tasche eines eiligen Berichterstatters schon unterweges nach der Druckerey ist, und der beredete Schluß vielleicht in dem nämlichen Augenblicke den Beifall der Zuhörer hervorruft, daß die Wände von St. Stephan (das Gebäude, wo das Parlament seine Sitzungen hält) davon erdröhnen. Kaum sind die Ty-

pen zusammengesetzt, so gehen sie in andere Hände, bis zuletzt die zerstreueten Bruchstücke der Debatte, welche, mit den gewöhnlichen Artikeln verbunden, acht und vierzig Columnen ausmachen, in der Form vollkommen geordnet, auf die Druckmaschine gebracht werden. Jetzt ist für die menschliche Neugier die Hand des Menschen viel zu langsam, doch die Kraft des Dampfes kommt ihr zu Hülfe. Durch den vollkommensten Mechanismus wird den Typen schnell die Farbe zugeführt; vier Arbeiter legen unaufhörlich die Kanten großer und weißer Bogen da an, wo zwei ungeheure Walzen sich berühren, welche das Papier mit unersättlichem Appetit zu verschlingen scheinen, das aber von andern Walzen nach den schon mit Farben versehenen Typen gebracht, rasch darüber hinweggeführt, und, durch die fast nur augenblickliche Berührung vollkommen bedruckt, am entgegengesetzten Ende der Maschine wieder zu Tage gefördert wird, wo vier andere Arbeiter es in Empfang nehmen. So werden in einer Stunde 4000 Bogen Papier auf einer Seite gedruckt, und in sechs Stunden ist eine Auflage von 12,000 Exemplaren von einem über 300,000 bewegliche Typen enthaltenden Satz vollständig hergestellt. — Auch bei andern Zeitschriften ist Maschinendruck und eine zweckmäßige Einrichtung in der Verbreitung von großer Wichtigkeit, und es ist wohl der Mühe werth, zu untersuchen, wie es möglich wird, sie zu einem so geringen Preise zu stellen. Es soll hier Chamber's Journal in Edinburg gewählt werden. Die Nummer kostet $1\frac{1}{2}$ Pence. Bald nach ihrer ersten Erscheinung in dem 1832sten Jahre betrug die Auflage in Schottland allein 30,000 Exemplare, und man mußte daher, um der Nachfrage aus London zu genügen, eine zweite Auflage veranstalten; der Satz verringerte aber den Gewinn so sehr, daß man schon im Begriff war, die Auflage für London eingehen zu lassen, als der Verleger auf den Gedanken gerieth, doppelte Stereotypplatten gießen zu lassen. Dieses geschieht nun drei Wochen vor dem Tage der Herausgabe. Die eine Seite von Platten wird mit der Post nach London geschickt, wo der Abdruck durch Dampf-

kraft geschieht, und dem Agenten bleibt somit die Zeit, mit den wohlfeilsten Transportangelegenheiten Packete nach den verschiedenen größeren Städten abzuschicken, während einzelne Exemplare durch Buchhändler-Gelegenheit nach den kleinern Orten gefördert werden. Hierdurch werden viele Auslagen an Kapital erspart, 20,000 Exemplare von London, als einem Mittelpunkte, nach allen Theilen Englands vertrieben, etwanige fehlende Nummern mit Leichtigkeit ergänzt, und nicht mehr Exemplare abgezogen, als das Publikum verlangt.

Babbage besuchte einst mit einem Freunde das Institut der Times nach Mitternacht, während im Parlamente eine sehr wichtige Debatte Statt hatte. Die Anstalt war mit Gas erleuchtet und hatte Tageshelle; nirgends war Lärm, noch unruhiges Treiben, und die Fremden wurden mit solcher Ruhe und Höflichkeit empfangen, daß sie in dem Augenblicke gar nicht bemerkten, wie sehr ein Besuch zu einer Zeit, wo das Geschäft so sehr drängte, unbequem fallen müsse, noch daß die von ihnen so bewunderte Stille das Ergebniß angestrengtester und wohlgeordneter Beschäftigung war; erst nachher ward ihnen dieses klar. Wie hindernd solche Besuche wirken müssen, erhellt daraus, daß die eine Seite von 4000 Zeitungen in einer Stunde gedruckt werde, mithin jede versäumte Minute einen Verlust von sechs und sechzig Abzügen herbeiführt. „Dem Fremden kommt es gar nicht unbillig vor, sagt Babbage, daß man der Befriedigung seiner Neugierde eine Viertelstunde, ihm freilich nur eine Kleinigkeit, erlaube; allein die Viertelstunde verursacht vielleicht, daß 1000 Exemplare zu spät ausgegeben und eine verhältnißmäßige Anzahl von Lesern in den entfernteren Gegenden des Reiches, wohin die Zeitungen mit den frühesten Morgenkutschen gehen, umsonst auf ihre Zeitung harren."

Außer den schon oben im Texte angeführten Werken über die Buchdruckerkunst von Meermann, Heinecke, Breitkopf ꝛc., sehe man noch folgende nach:

Fournier, Dissertation sur l'Origine de l'Imprimerie.

Mémoire sur l'Origine de l'Imprimerie, in dem Journal oeconomique. Monat März, 1758.

Maittaire, typographische Annalen.

Wolf, in den Monumenta typographica. Hamburg, 1740.

B. Fischer, Versuch zur Erklärung aller typographischen Merkwürdigkeiten. Mainz, 1802.

Oberlin, Beiträge zur Geschichte Guttenbergs. Straßburg, 1811.

Einfluß der Buchdruckerkunst auf den Staat und seine Bewohner, von einem ungenannten Engländer, der hauptsächlich den Brittischen Staat in dieser Beziehung als Vorbild wählte, da die Presse in demselben ein freies Walten hat.

Die Vortheile, welche die Gelehrsamkeit von der Erfindung der Buchdruckerkunst hat, sind so augenfällig, daß es keiner weitern Auseinandersetzung bedarf. Aber den Moralisten, den denkenden Staatsbewohner interessiren die Folgen nicht weniger, als den eigentlichen Gelehrten, die aus dieser mechanischen Art, die Bücher zu vervielfältigen, entstanden sind. Dieser Erfindung ist die Ursache in der Veränderung der Sitten und in der Denkungsart zuzuschreiben, welche sich besonders seit zwei Jahrhunderten bemerkbar gemacht hat. Die Philosophie, die ehemals nur Wenigen zugänglich war, unter denen ein Alexander so eigennützig dachte, daß er dem Aristoteles darüber Vorwürfe machte, die Geheimnisse seiner Wissenschaft veröffentlicht zu haben, hat jetzt ihren Einfluß über alle Klassen von Staatsbewohnern verbreitet. Vornehme

und Geringe, Reiche und Arme, Gelehrte, Künstler, Kaufleute, Gewerbetreibende, kurz Alle nehmen daran so gut Theil, als der spekulative Denker. Fliegende Blätter und Handbücher über jeden Gegenstand menschlicher Forschungen, werden um einen geringen Preis dem Volke in die Hände geliefert, woran auch die Volksschulen Theil nehmen. Der Geist der Lektüre, der ehemals selten war, und auszeichnende Vorzüge gab, ist jetzt bis zu der niedern Hütte gedrungen, und hat in einem freien Lande, wie das Brittische, wo er nicht durch politischen Zwang in seinem Laufe gehemmt wird, eine sichtbare Wirkung auf die Sitten hervorgebracht. Hieraus ist nun viel Gutes entstanden, aber auch nicht wenig Böses hat sich mit eingeschlichen. Wenn nun von der einen Seite in den untern Klassen des Volkes die mitgetheilten Kenntnisse eine Milderung der rauhen Sitten, und ein Verschwinden der groben Unwissenheit zu Wege gebracht haben, so hat sich aber von der andern Fühllosigkeit, Versteckheit und eine falsche Empfindeley eingefunden. Die Buchdruckerkunst wurde das Mittel die Tugend in ihrer natürlichen Schöne vortheilhaft darzustellen; aber auch eben so hat sie die verführerischen Reize des Lasters in dem falschen Schmucke einer erhitzten Phantasie zu schildern Gelegenheit gegeben. Sie ist eine Fackel geworden die Menschen auf dem Pfade der Tugend zu erleuchten; aber auch oft ein täuschendes Irrlicht, welches sie in das Labyrinth des Irrthums führte, und sie zuletzt in den Abgrund des Elends stürzte. Wenn sie uns oft in Versuchung geführt hat, stolz darauf zu seyn, in einem so aufgeklärten Zeitalter zu leben, so hat sie uns auch eben so oft veranlaßt, die ehemaligen Zeiten der Unwissenheit, aber auch der unschuldsvollen Einfalt wieder zurück zu wünschen. — Wenn wir zuweilen mit einem gemischen Gefühle von Unwillen und Mitleid auf die ehemaligen finstern Zeiten des Aberglaubens zurückblicken, so müssen wir uns doch auch gestehen, daß wir gern den Stolz auf größere Kenntnisse für jene Nationalrechtschaffenheit fahren lassen möchten, die wohl nicht ganz verschwunden, aber doch nicht mit dem Wachsthum unserer Kennt-

nisse in gleichem Schritte fortgegangen ist. Indessen gilt auch hier die alte Regel: daß man den Mißbrauch einer Sache nie zum Einwurf wider ihren rechten Gebrauch anführen kann. Auch muß man bedenken, daß man die Gegenwart fast immer durch die betrieglichen Ferngläser des Vorurtheils und der Leidenschaft zu betrachten pflegt, und daß der Tadel des Zeitgeißlers wohl nicht eine wirkliche Verschlimmerung, sondern jenen Hang zum Grunde hat, der zu allen Zeiten hämisch gegen die herrschenden Sitten zu Felde zieht. Ist es gegründet, daß die Erweiterung der Einsichten und Kenntnisse das rühmlichste Ziel menschlicher Wünsche ist, so muß der Mensch auch um so vollkommener und glücklicher seyn, je allgemeiner diese Erweiterung ist, und daher verdient auch diejenige Kunst die höchste Schätzung, der man sie vorzüglich verdankt. — So zweideutig und zweifelhaft nun auch die Folgen einer allgemeinen Verbreitung der Literatur in Ansehung der Sitten derjenigen seyn mögen, die nicht im Stande sind, die Bücher eben so leicht zu beurtheilen und zu wählen, als sie anzuschaffen, so sind sie doch sehr wohlthätig für Andere, deren Urtheilskraft durch eine bessere Erziehung gebildet ist, und deren Empfindungen durch keine Modethorheiten verdorben sind. — Vor der Erfindung der Buchdruckerkunst hatte der Gelehrte, dem das träge Mönchsleben zuwider war, kaum irgend eine andere Beschäftigung für seinen Fleiß und seine Talente, als sich mit den Spitzfindigkeiten einer scholastischen Philosophie zu beschäftigen, die eben so wenig geschickt war die Tugenden des Herzens zu erregen, als nützliche Kenntnisse zu befördern. Allein seit dieser wichtigen Epoche in den Jahrbüchern der Gelehrsamkeit, ist ein Jeder, selbst der Aermste, im Gefolge der Musen in den Stand gesetzt, ohne viele Mühe die Werke der großen Meister in der praktischen und spekulativen Sittenlehre der Griechischen und Römischen Weltweisen zu besitzen. Ihn unterrichten eben die Lehrer, welche einen Xenophon und Scipio bildeten, und er kann in seinem Studierzimmer mit den berühmten Weisen des Alterthums sich beinahe eben so unterhalten, als wenn

er mit dem Sokrates unter dem Schatten des Ahorns gesessen, mit dem Plato in dem Lyceum umhergewandelt, oder den Cicero auf seinen Landsitz, sein Tuskulanum, begleitet hätte. — Alles, was dazu dient, dem Verstande einer ganzen Nation ein neues Licht anzustecken, oder in dem allgemeinen Systeme der Sitten eine Veränderung zu bewirken, das veranlaßt auch bald eine ähnliche Umwälzung in dem ganzen politischen Charakter eines Volkes. Hirngespinnste in dem Nebel der Unwissenheit gesehen und hier Wirklichkeit zu seyn scheinen, schwanden sehr bald vor dem Lichte der Gelehrsamkeit, vor der Fackel der Aufklärung, wie der Zauber scheinbar durch die Wirkung eines Talisman gehoben wird. Eine neue Sonne ging den Wissenschaften auf, die rings umher ihre Strahlen verbreitete, und diejenigen, welche vor den idealischen Schreckbildern der Nacht geschaudert hatten, wandelten nun umher, um jeden Gegenstand, der Untersuchung forderte, zu prüfen. Die Vorurtheile über bürgerliche Regierung, durch Unwissenheit erzeugt, und durch Politik oder Gewalt genährt, schwanden bald den Eingebungen der belehrten Vernunft, nachdem einmal die Buchdruckerey die Bücher vervielfältiget und den Untersuchungsgeist in Thätigkeit gesetzt hatte. Man fing nun an die natürlichen Rechte der Menschheit besser einzusehen, auf das Völkerrecht mehr zu achten, und unbedingter Gehorsam wurde nun weder auf der einen Seite so strenge, wie ehemals gefordert, noch auf der andern so sklavisch geleistet. Der Unterschied der Lehnsherren und Vasallen war nun nicht mehr der einzige im Staate; denn nachdem man durch die leichtere Anschaffung der Bücher in den Stand gesetzt wurde, sich auf die Wissenschaften und Künste zu legen, und die Philosophie zu studieren, trat auch ein anderer Geist mit in die Schranken; denn Beschäftigungen dieser Art, flößten ein edles Vertrauen zu sich selbst ein, und erzwangen Achtung; denn der unwissende Reichthum konnte jene schätzbare Achtung nicht behaupten, und selbst durch Gewalt nicht erzwingen, welche persönlichen Verdiensten so natürlich gebührt und so willig bewiesen wird. Durch die Lektüre gelangt man

zum Nachdenken, und durch dieses sah man die Macht der Obern aus einem andern Gesichtspunkte an, als es bisher geschehen war; man fühlte sich glücklich in einer wohleingerichteten Staatsverfassung; erkannte die Pflicht des Gehorsams zur Vergeltung des Schutzes, und die politische Nothwendigkeit der Subordination. — Die Geschichte und die Abhandlungen über Politik gaben nun dem Staatsbürger richtige Begriffe von der bürgerlichen Gesellschaft, und das Gefühl ihrer Nothwendigkeit brachte endlich jenen freiwilligen Gehorsam hervor, den man vorher durch Berufung auf das göttliche Recht oder durch gewaltsame Mittel zu erzwingen suchte. Die Herrschsucht, welche den eisernen Scepter des Tyrannen entehrte, wurde nun durch den Geist des Wohlwollens und der Mäßigung in dem aufgeklärten Vater seines Volkes verdrängt. Jene Gewalt, welche vorher auf den seichten Grund gemeiner Furcht und Vorurtheile gebauet war, wurde nun, als Furcht und Vorurtheile durch eine freie Untersuchung zerstreuet waren, auf Einsicht und Vernunft fester gegründet.

Man halte es nicht für müßige Spekulation, alle diese wohlthätigen Wirkungen der Erfindung der Buchdruckerkunst zuzuschreiben; denn wer alle ihre nahen und entfernten Folgen aufmerksam erwägt, dem werden sie ihrer Hervorbringungen völlig gemäß zu seyn scheinen. Als durch den Bücherverkehr, den Austausch der Ideen, auf einmal alle Stände des Volks in den Stand gesetzt worden, den geschärften Verstand in Anwendung zu bringen, der nur aus Mangel an Gelegenheit geschlummert hatte, mußten auch die Wirkungen davon auf die moralische und politische Welt so auffallend seyn, als die Wirkung in der physischen Welt von der Wiederkehr des Tages nach der Nacht, und des Sommers, nach dem Winter, — Und so haben Guttenberg, Faust und Schöffer in Mainz durch eine bloß in Privatabsichten erfundene und ausgeübte Kunst, wohl mehr zum Flor und Wachsthum der Staaten beigetragen, und in ihrer Geschichte wichtigere Veränderungen veranlaßt, als alle Bemühungen der berühmten Eroberer und Gesetzgeber des Alterthums. Daß

aber auch diese Kunst, welche die heilsamsten Folgen hervorgebracht hat, auch zugleich ein Ermunterungsmittel zu Ausschweifungen, Empörungen und bürgerlichen Unruhen geworden ist, solches muß man der traurigen Verfassung aller menschlichen Dinge beimessen, nach welcher alles Gute auch mit einer Portion des Bösen aufgewogen wird. — Auch die Reformation und ihre Folgen sind ein Werk der Buchdrukkerkunst. Luthers Schriften, wenn sie bloß durch langsame Abschriften vervielfältiget und verbreitet worden wären, hätten dieses nur sehr langsam und unvollständig thun können, da sie in die Hände der Armen wegen des kostbaren Abschreibens gar nicht gelangt wären; auch war es eher möglich durch Macht und Reichthum sie bald wieder zu unterdrücken; so mußte aber die Presse der verbesserten Lehre zu Hülfe kommen durch Vervielfältigung der Menge von Schriften, die zu der Zeit aus Luthers und Anderer Federn der Kirchenverbesserung wegen strömten; so verbreitete sie sich gedruckt gleich einer Wasserfluth über das Land aus, die durch entgegen gestellte Hindernisse noch gewaltsamer wird. Wer die Verbreitung einmal gedruckter Bücher zu hemmen suchte, unternahm etwas eben so Schweres, als die Vertilgung der Hydra. Aller Widerstand war vergebens; die Verbesserung der Religion hatte ihren Fortgang; aber alle Bemühungen der Reformatoren wären ohne Wirkung gewesen, wenn ihnen Guttenbergs Erfindung nicht zu Hülfe gekommen wäre. Durch die Presse kam die Bibel in Jedermanns Hände, die man sich vormals, da sie in einer todten Sprache verschlossen lag, ohne viele Schwierigkeiten nicht anschaffen konnte. Die zahlreichen Auslegungen derselben von jeder Art, welche zur Beförderung des Glaubens und zur Bildung der christlichen Philosophie dienen, wären wahrscheinlich nie geschrieben worden, oder hätten doch ihren wohlthätigen Einfluß nicht so weit verbreiten können, als es durch die Buchdruckerkunst geschehen ist. Wenn sie aber von der einen Seite ein Hülfsmittel geworden ist, die Lehrsätze zu läutern, und die Ausübung der Religion um so dringender einzuschärfen, so hat sie auch von der an-

dern besonders in der neueren Zeit der Frömmigkeit und Sittenreinheit die Wurzel beschädiget, in dem sie Meinungen und Grundsätze verbreitet hat, die dem Zweifler nnd Ausschweifling günstig sind. Sie hat die neueren Schriftsteller in den Stand gesetzt ihre Eitelkeit, Habsucht und Satyre dadurch zu befriedigen, daß sie neue Systeme schaffen und verbreiten konnten, wodurch die Würde des Menschen untergraben wird. — Wenn nun gleich der verkehrte Gebrauch dieser Kunst in den Schriften, die in nicht geringer Menge von jener Schriftsteller-Klasse herausgegeben und verbreitet worden, auf eine traurige Weise sichtbar ist, so entsteht doch aus diesem Uebel, auch das Gute, daß die Wahrheit, die so mächtig und siegreich ist, dadurch neuen Glanz erhält, wenn sie die Ueberlegenheit ihrer Macht im Kampfe mit Sophisterey an den Tag legt. Und so hat die Buchdruckerkunst, man betrachte sie, in welchem Lichte man will, überall Achtung und Aufmerksamkeit zu verdienen gewußt. Wegen des Sinnreichen in der Erfindung, hat sie seit ihrer Entstehung den mechanischen Fleiß zu beschäftigen gewußt, und wegen ihrer genauen Verbindung mit den Wissenschaften, hat sie sich dem Geschichtschreiber denkwürdig gemacht; aber auch wegen ihres ausgebreiteten Einflusses auf Staatsverfassung, Sitten, Religion, Handel und Gewerbe, ist sie dem Regenten, wie den Regirten, wichtig, und jedem Menschenfreunde denkwürdig geworden. — So sehr nun auch die Menschheit sich zu dieser Erfindung Glück zu wünschen hat; so wünschen gewiß noch Manche, daß sie, mit ihrer vaterländischen Kunst, dem Schießpulver, nie an das Licht getreten wäre. Von ihrem Einflusse auf die Wissenschaften, überhaupt auf die Gelehrsamkeit, behaupten sie, daß sie die Anzahl der Bücher dergestalt vermehrt und gehäuft habe, daß sie den Geist mehr zerstreuen, als aufklären und besseren; und in Rücksicht ihres schädlichen Einflusses auf die Sitten beklagen sie sich, daß sie oft eine falsche Abgeschliffenheit, eine falsche Verfeinerung eingeführt hat, die sich mit der Einfachheit ursprünglicher Frömmigkeit und ächter Tugend nicht verträgt. In Ansehung der Wissenschaf-

ten könne man sagen, daß sie zwar eine Menge schlechter und nutzloser Schriften in die Welt gebracht habe und bringe, daß aber wahre Geistesprodukte und schöne Schreibart, wie schöne Bildsäulen und Gemälde, immer ihren Werth behalten, und dieser sogar mit den Jahren steige. Auch könne es dem kritischen Scharfsinne nicht schwer fallen gute Schriften von der Menge der schlechten auszusondern. Und wenn uns gleich in Ansehung ihrer moralischen Folgen, die Wahrheit das Geständniß abnöthiget, daß sie Unsittlichkeit und Irreligion verbreitet, die Geheimnisse des Privatlebens mit schadenfroher Zügellosigkeit verrathen, und ärgerliche Erzählungen durch ganze Reiche verbreitet hat; so sind dieses doch solche Uebel, die entweder in dem Triumphe der Zeit und Wahrheit über Lüge und Falschheit unbemerkt dahin schreiten, oder doch mit der Zeit durch das Ansehen der Gesetzgebung unterdrückt werden können. — Auch ist die Preßfreiheit, Druckfreiheit (s. Th. 117, S. 283 u. f.), ein Gegenstand, den man nicht ohne die größte Vorsicht berühren kann. Ein jeder Gelehrter, ein jeder Schriftsteller, muß den Gedanken verabscheuen, einen entscheidenden Richterstuhl in der gelehrten Republik zu errichten; jeder Patriot muß mit Verachtung den Vorschlag verwerfen, die Stimme der Wahrheit durch die Drohungen obrigkeitlicher Gewalt zum Schweigen zu bringen; dennoch würde aber jeder wahre Freund der Menschheit und der Gelehrsamkeit, der frei von allem Partheygeiste, sich auf ihre wahren Vortheile versteht, sich freuen, wenn er den Tag erlebte, wo die Vortheile der Preßfreiheit nicht mehr durch die Nachtheile ihres Mißbrauchs, der Preßfrechheit, entehrt würden, der gewiß ohne alle Rücksicht so lange herrschen wird, als es auf der einen Seite arme und habsüchtige Verleger und Schriftsteller, und auf der andern partheiische und leichtsinnige Leser giebt. Allemal aber wird man in einem freien Staate wider Neuerungen in einer Sache, die so genau mit der bürgerlichen Freiheit in Verbindung steht, mit der möglichsten Wachsamkeit auf der Hut seyn müssen. Man wird oft lieber das gegenwärtige Uebel mit Gelassen-

heit ertragen, dessen Natur und Umfang man durch die Erfahrung zu bestimmen weiß, als daß man sich der Gefahr einer künftigen Beeinträchtigung aussetzen sollte, die vielleicht die dabei bezweckte wohlthätige Absicht, sehr überwiegt. Wenn also der uneingeschränkte Gebrauch der Presse das Palladium der Freiheit ist, so darf es auch nie durch List oder Gewalt uns entrissen werden. Gewiß wird ein Zeitpunkt kommen, wo die muthwillige Ausgelassenheit öffentlicher Druckschriften und fliegender Blätter zu verächtlich wird, um Aufsehen zu erregen, und daher auch keine schlimme Wirkungen veranlassen kann. Die Habsucht, Schadenfreude und der Neid werden weiter nichts öffentlich bekannt machen, wenn man erst so klug geworden ist, dergleichen Schmähschriften ꝛc. nicht mehr zu kaufen; Eitelkeit und Partheygeist werden schweigen, wenn sie weiter kein Gehör werden finden. Strafen und Zwang dagegen, geben dem Frevel und dem Unsinne des Aufruhrs nur noch mehr Gewicht, indem sie erst Alles aufmerksam und rege machen, und so veranlassen sie oft selbst das Uebel, dem sie abhelfen sollten, so wie oft die Mittel, durch die man eine Flamme löschen will, ihre Gewalt nur noch vermehren. Es ist gut die Erörterung dieses wichtigen Gegenstandes lieber einer weisen Gesetzgebung zu überlassen, und nur noch den Wunsch auszusprechen, dem gewiß der aufgeklärtere Theil des Volkes gern beistimmen wird. Möchte doch die Zeit nicht mehr fern seyn, wo man die Eigenschaften des Herzens mit eben so allgemeinem Eifer auszubilden suchte, als die Fähigkeiten des Verstandes, damit die Liebe zur Sonderbarkeit und die Gewinnsucht solche Schriften nicht mehr vervielfältigen, wird die der Menge falsche Philosophie, irrigen Glauben oder aufrührische Gesinnungen einflößen, da die Buchdruckerey nicht mehr gemißbraucht werden wird, um das Laster zu verschönen und die Thorheit zu rechtfertigen, sondern wo sie ihrem eigentlichen Zwecke treuer bleiben, und zugleich die Vortheile ächter Gelehrsamkeit und ungeheuchelter Tugend befördern wird, die sich nie ohne Gewalt von einander trennen lassen. —

Typographische Ausstellung, typographische Ausstellungen, die zur vierten Säkularfeier (1840) der Buchdruckerkunst veranstalteten öffentlichen Ausstellungen der verschiedenen Druckwerke vom Beginnen der Kunst an bis auf die neueste Zeit, von den zum Zwecke dieses Festes sich gebildeten Vereinen der Buchdruckerey- und Schriftgießereybesitzer und der Buchhändler in den für den Buchhandel angesehensten Städten Deutschlands. S. den Art. Typographische Säkularfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst. — Auch gehört hierher das Guttenbergs-Album, von dem Dr. Herren Haltaus in Leipzig gesammelt. Es enthält Sentenzen, Gedichte, Vermerke, Stoßseufzer, Jubelrufe und pia vota von mehreren Hunderten von deutschen Gelehrten, Schriftstellern, Dichtern, Staatsmännern und Künstlern, alle mehr oder minder bezüglich auf die Erfindung und Bedeutung der Buchdruckerkunst. — Das große Jubelblatt zum Guttenbergsfeste aus der Officin des Herren E. Hänel in Berlin. Dieses Blatt gehört zu den schwierigsten Leistungen des Kunstdrucks; es ist eben so reich, als geschmackvoll verziert, sowohl mit Gold, wie mit vielfachem polychromischen Drucke; ringsherum schmücken dasselbe schöne Arabesken in farbigem Reliefdruck, welche die Bildnisse der drei Erfinder, so wie, nächst dem Wappen der Stadt Berlin, wo das Werk gefertiget worden, die mit historischer Umschrift versehenen Wappen von vier Städten umschließen, die sich um die Erfindung und Vervollkommnung der Buchdruckerkunst besonders verdient gemacht haben, worunter auch das Wahrzeichen der alten Kunststadt Nürnberg, wo einst Albrecht Dürer sich mit der Verbesserung und Verschönerung der Druckerkunst beschäftigte. Da derselbe zugleich die Mittel erfand, die Holzschnitte mit zweierlei Farben zu drucken; so kann er daher auch als erster Erfinder

des polychromischen Drucks angesehen werden. — In der Werkstatt der Herren Lehmann und Mohr in Berlin erschien auch eine Medaille in Schriftmasse, welche Guttenbergs Bildniß darstellt. Dieselbe ist in Stahl erhaben geschnitten worden, und dann mittelst einer hierzu eigens von den Verfertigern erfundenen Maschine in kupferne Formen abgedruckt und aus denselben in Schriftmasse gegossen. Es ist dieses die erste Medaille in dieser Art, welche zum Zwecke der Vervielfältigung durch die Presse gefertiget worden. Der Abdruck derselben giebt ein sehr sauberes bis in die kleinsten Details ausgeprägtes Bild. — Die typographische Denkmünze, s. den folgenden Artikel. — Eine Statuette Guttenbergs von Gustav Bläser, einem Schüler Rauchs. Nach dieser modellirten Statuette sind Gypsabgüsse von Georg Westermann in Braunschweig besorgt und verkauft worden ꝛc.

Typographische Denkmünze zur Erinnerung an die vierte Jubelfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst in Deutschland, angefertiget zu dieser Feier von dem Besitzer der Berliner Medaillenmünze G. Loos. Diese Denkmünze zeigt auf der Vorderseite das Bildniß des Erfinders, nach Thorwaldson und andern guten Vorbildern, mit der Umschrift: Johann Gaensfleisch gen. Gutenberg, geb. zu Mainz zwischen 1393 — 1400. Die Kehrseite zeigt Guttenberg in seiner Werkstatt, die eine gewölbte offene Säulenhalle bildet. Hier sitzt der Künstler zeitgemäß, aber angemessen seinem Stande, als Angehöriger der Mainzischen Patrizier, gekleidet, und ist beschäftiget mit der Durchsicht eines eben abgezogenen Blattes der gedruckten heiligen Schrift. Vor ihm steht die Buchdruckerpresse, so wie sie damals nach Ausweis gleichzeitiger Abbildungen gestaltet war, und ein Schriftkasten; also die Bezeichnung seiner beiden Haupt-

erfindungen: des Satzes mit einzelnen Typen und des Druckes unter der Presse, welche noch bis auf die neuere Zeit die ähnliche Gestalt beibehalten hat. An dem rechten Hauptpfeiler der Halle erblickt man, nach Sitte der damaligen Zeit, sein Wappen in Stein gehauen (ein wandernder Mönch mit einer Schelle an der Kapuze), gegenüber eine Karte von Europa. Am Himmel, auf den man durch die geöffnete Halle blickt, geht das Sternbild: „die Buchdruckerwerkstatt," so hellstrahlend auf, daß davon der Punkt Deutschland auf der Karte erglänzt. — Ihm selbst, dem Hochverdienten um die Ausbreitung des Lichtes, über den Erdkreis von Deutschland aus, gab Gott das Licht und durch ihn der Erde, und darum sagt auch die Umschrift mit den Worten des 118 Psalms Vers 23: Das ist vom Herrn geschehen und ein Wunder vor unseren Augen. — Im Abschnitt steht: Vierte Jubelfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst in Deutschland den 24. Juny 1840. — Diese Denkmünze ist in zwei Größen; die eine, zu 24 Linien im Durchmesser, kostet in feinem Silber 6 Rthlr., in Engl. goldfarbenem Neugolde 2 Rthlr., in Engl. Bronze $1\frac{1}{2}$ Rthlr., und ein Etui dazu 15 Sgr. Die andere, zu 18 Linien Durchmesser, kostet in feinem Silber $2\frac{1}{2}$ Rthlr., in Engl. goldfarbenem Neugolde 1 Rthlr., in Engl. Bronze 20 Sgr., und ein Etui dazu 10 Sgr. Zwei Exemplare neben einander, unter Glas in Goldleisten-Rahmen, so daß man beide Seiten sehen kann, außer dem Preise der beiden Medaillen, noch 1 Rthlr. für die Einfassung. Für Leipzig ist diese Medaille mit der Abänderung gefertigt worden, daß im Abschnitt: Vierte Jubelfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst in Deutschland, Leipzig, den 24. Juny 1840

steht, für Berlin ist ebenfalls eine Medaille mit der nöthigen Aenderung angefertigt worden.

Typographische Gesellschaft, ein Verein von Freunden der Literatur, welche auf ihre Kosten Bücher drucken lassen, oder auf Kosten des Publikums, in dem dieses dazu, entweder öffentlich, oder durch Umlaufschreiben aufgefordert, beisteuert. Der Zweck eines solchen Vereins ist nicht die Buchdruckerkunst und den Buchhandel durch schöne Typen zu heben, einen zierlichen Druck zu zeigen; denn ohne andere Zwecke würden dergleichen Bücher nicht gekauft werden; kann daher nur seyn, bei dem Ersteren, wo die Gesellschaft auf ihre Kosten Bücher drucken läßt, dem unteren Volke zweckmäßige und wohlfeile Bücher in die Hände zu liefern, die es über merkwürdige, oft scheinbar unerklärliche, Gegenstände in der Natur aufklären und belehren, um dadurch den noch hin und wieder herrschenden Aberglauben zu verscheuchen, oder Gegenstände für das sittliche Wohl des einzelnen Menschen und das einer Familie in gemein verständlichen, kurzen Erzählungen ihm vorzuführen, in welchen die mannigfaltigen Verhältnisse des Lebens von ihrer guten und bösen Seite geschildert, gute und schädliche Gewohnheiten beleuchtet, und die Abgründe, in welche Leidenschaften und Laster ꝛc. stürzen können, gezeigt werden. Kurz in Schriften, die dem gemeinen Manne bei der Belehrung auch eine Erholung gewähren, ihn aufheitern, oder auch zu ernsteren Betrachtungen stimmen, je nach dem Gegenstande, den der Schriftsteller als Muster vorführt. Kurz in Schriften, die er gern liest, und die bei ihm die Leselust, hauptsächlich in den Winter-Abenden erwecken, wozu auch Gedichte, hauptsächlich Fabeln, die eine gute Moral enthalten, wie die Gellertschen, gehören, die seit ihrem Erscheinen schon so viele Auflagen, außer den Nach-

drücken, erlebt haben, und die auch der Gebildete, der sie in seiner frühesten Jugend gelesen, sie wohl einmal wieder bei reiferen Jahren durchgeht. Nur einen solchen Zweck können dergleichen Schriften haben; auch wird dieser Zweck in großen Städten durch die Flug- oder Tagesschriften, Wochenschriften ꝛc., die in großer Anzahl erscheinen, zum Theil erreicht; denn es giebt manche darunter, die eine gute derbe Volkskost enthalten. — Ob dem Landmanne auch diese Lektüre ohne Ausschluß und Auswahl zu empfehlen ist, möchte bezweifelt werden; sie würde ihn vielleicht zu sehr von seiner gleichartigen Beschäftigung abziehen, seinen Geist mit Bildern erfüllen, die ihm unbekannt waren, und die in ihm erst schlummernde Neigungen erwecken können, die ihm, bei seiner Lebensart, nichts nützen, auch liest er, außer den Tages- und allgemeinen Weltbegebenheiten, die auch ihn interessiren, wenn sie im Kruge vorgetragen werden, so wie die ihn betreffenden Verordnungen und Edikte, nicht gern viel. Den Sommer über hat er seine Feldbeschäftigungen, die ihn so anziehen, daß er des Abends abgespannt und ermüdet früh zu Bette geht, um eben so früh am Morgen wieder zu denselben zurückzukehren. Den Winter über setzt er, außer der Beschäftigung mit Land und Vieh, Alles wieder in den Stand auf den Sommer; er flechtet Körbe, strickt Netze, verfertiget verschiedene Geräthe aus Holz, bessert sein Geschirr, seine Kleidungsstücke ꝛc. aus; die Frauen und Mädchen spinnen; kurz ihre Zeit ist in einer guten Landwirthschaft berechnet, und läßt zum Lesen nicht viel übrig, und was dazu übrig bleibt, wie an Sonntagen, wird mit dem Lesen in der Bibel, dem Catechismus, mit geistlichen Liedern, auch wohl mit weltlichen und andern Volksgeschichten oder Mährchen, die ihnen zusagen, wie der Eulenspiegel, die

schöne Magelone, die Genoveva, der gehörnte Siegfried, Tristan und Isalde, Reineke der Fuchs, der gestiefelte Kater, Aschenbrödel ꝛc. hingebracht, wenn nämlich diese Volksmährchen auf irgend einem Wege zu ihnen gelangen; denn auch das Komische und Abenteuerliche zieht sie an. Eine andere geistige Speise verlangt der Landmann nicht; wenn es überhaupt die jungen Leute nicht vorziehen sollten, was doch gewöhnlich der Fall ist, sich des Sonntags Nachmittags entweder im Freien, oder im Kruge mit dem Tanze zu vergnügen. Für Bücher giebt überdies der Landmann nicht gern Geld aus; er würdiget ihren Werth nur in so weit, als ihn ihr Gebrauch nichts kostet, er das Lesen derselben umsonst haben kann; daher wären Vereine gut, die ihm nützende Schriften umsonst in die Hände brächten, welches am besten so geschehen kann, daß in großen Dörfern dem Schulzen ein Paar Exemplare von einer jeden solchen Schrift, in kleinern nur ein Exemplar, übergeben werden, der sie den Bauern mittheilt, eine solche Schrift die Reise im Dorfe herumgehen läßt, so daß sie Jeder lesen kann, der sie lesen will; denn Zwang darf es nicht seyn. Vielleicht wird dadurch hier und da bei den Landleuten die Liebe dergleichen nützliche Schriften, wie sie oben erwähnt worden, zu lesen erweckt, und bringt da Früchte, wo manche Unordnungen im häuslichen Leben eingerissen seyn sollten. — Was den zweiten Verein betrifft, Bücher auf Kosten des Publikum oder vielmehr der gebildeten und bemittelten Personen im Volke drukken zu lassen, also durch Beiträge, welche diese beisteuern, wodurch sie Mitglieder des Vereins werden, wenn sie sich nämlich zu einem jährlichen Beitrage verpflichten, so gehören dazu in Deutschland die Vereine für christliche Erbauungsschrif-

ten nach den Grundsätzen des Religions Tract. Society in London, und der erst ganz kürzlich (Februar, 1846) sich gebildete Norddeutsche Volksschriften-Verein in Berlin. Von den ersten Vereinen sind die beiden Hauptvereine: 1) der Verein für christliche Erbauungsschriften in den Preußischen Staaten in Berlin, und 2) die Niedersächsische Gesellschaft zur Verbreitung christlicher Erbauungsschriften zu Hamburg. Der erste Verein in Berlin besteht eigentlich schon seit dem Jahre 1811; er hat sich jedoch erst seit dem 3. August 1814 ausgebildet, und am 10. July 1816 hat der verstorbene Monarch, Friedrich Wilhelm der Dritte, den Zweck desselben genehmiget und ihm seine Theilnahme vielfältig zu beweisen gesucht; auch ihm im Jahre 1837 nachstehende neue Statuten verliehen.

1) Der Zweck dieses Vereins, welcher bei seiner Begründung den Namen der religiösen Traktat-Gesellschaft führte, dessen frühere Statuten mittelst Rescripts des Königlichen Ministerii des Innern vom 21. October 1816 bestätiget worden, und dem des Königs Majestät mit Allerhöchster Kabinetts-Ordre vom 3. December 1832 bereits die Rechte einer moralischen Person beizulegen geruhet haben, ist: religiöse Schriften, welche auf die Bibel gegründet rein evangelisch abgefaßt worden, besonders unter dem gemeinen Mann zu verbreiten. — 2) Wer zur Beförderung dieses Zweckes einen bestimmten Beitrag von 1 Rthlr. jährlich, oder mehr zur Kasse des Vereins zahlt, wird Mitglied desselben, und wer einen unbestimmten Beitrag giebt, als dessen Wohlthäter angesehen. — 3) Die Geschäfte des Vereins werden durch einen Ausschuß, bestehend aus einem Vorsteher und einer unbestimmten Anzahl von Substituten desselben und von Direkto-

ren, einem Schatzmeister und zwei oder mehrere Sekretairen besorgt, ohne daß für die Arbeiten dieser Beamten eine Entschädigung aus dem Fonds des Vereins Statt findet. Vielmehr kann kein Mitglied des Vereins, welches Bezahlung für die demselben geleisteten Dienste empfängt, Mitglied des Ausschusses werden, oder in demselben eine Stimme haben. — 4) Beim Abgange von Mitgliedern des gegenwärtigen nach §. 53 u. f. Th. II, Tit. 6, des Allgem. Landrechts gesetzlich neu constituirten Ausschusses, soll diesem die Befugniß zustehen, sich, vermöge einer in der gewöhnlichen zur Besorgung der laufenden Geschäfte zusammenberufenen Versammlung durch Stimmenmehrheit zu treffende Wahl, aus andern Vereinsmitgliedern zu ergänzen, und auf dieselbe Weise soll künftig allezeit bei Vervollständigung des Ausschusses verfahren werden. Bei Stimmengleichheit entscheidet die Stimme des Vorstehers. — 5) Alle übrigen Geschäfte des Vereins sollen in den gewöhnlichen Versammlungen des Ausschusses, von welchen monatlich eine, oder wenn es nöthig thut, mehrere, von dem Vorsteher veranstaltet werden können, abgemacht werden, ohne daß es dazu der Bezeichnung der zu verhandelnden Gegenstände bei der Einladung bedarf. Beschlüsse werden durch Stimmenmehrheit gefaßt; um eine solche gültig abzufassen, sind aber mindestens fünf Ausschußmitglieder erforderlich, worunter sich der Vorsteher oder dessen Stellvertreter und zwei Sekretaire befinden müssen. — 6) Unter dem Ausdrucke „Geschäfte des Vereins," deren Besorgung dem Ausschusse beigelegt werden, werden sämmtliche Angelegenheiten, die in Beziehung auf denselben vorkommen können, verstanden, sie mögen Namen haben, wie sie wollen, damit aber bei Verhandlungen mit einem Dritten, es nicht jederzeit

der Mitwirkung des gesammten Ausschußpersonals bedürfe, insofern nämlich der Verein gegen einen solchen oder vor Gericht zu vertreten ist, sollen in solchen Fällen in einer Versammlung der Direktionsmitglieder einer oder mehrere derselben zu Deputirten gewählt, und von jener Versammlung gleichzeitig auch zu denen ihn zu übertragenden Geschäften resp. instruirt und bevollmächtiget werden. — 7) In den Fällen, wo der Nachweis der Legitimation des Ausschusses in seiner Gesammtheit oder in Beziehung auf einzelne Beamte desselben gefordert wird, soll es hinreichen, wenn der Verein ein Attest darüber ausgestellt, von der ihm vorgesetzten Behörde beibringt, welche Behörde durch Einreichung der Wahlprotokolle bei dem Eintritte neuer Mitglieder, oder Anzeige von dem Abgange solcher aus dem Ausschußpersonale immer von dem Bestande desselben in vollständiger Kenntniß erhalten werden muß, um das nachgesuchte Zeugniß ertheilen zu können. — 8) Einmal des Jahres wird eine öffentliche, in Folge der Allerhöchsten Kabinetsordre vom 18. July 1835 mit einer kirchlichen Feier zu verbindende Versammlung des Vereins Statt finden, und dabei den Mitgliedern von der Verwaltung der Angelegenheiten desselben Rechenschaft abgelegt werden. — 9) Der Verein wird sich bemühen außerhalb Berlin Zweiggesellschaften zu stiften, dieselben haben aber ihre Statuten durch den Hauptverein der Staatsbehörde zur Bestätigung vorzulegen. — 10) Insofern der Fall eintreten möchte, daß nach §. 53, Th. II, Tit. 6 des Allgem. Landrechts sämmtliche in der Monarchie zerstreuten Mitglieder des Vereins zu einer Berathung hierher eingeladen werden müßten, so soll es für eine genügende Vorladung derselben erachtet werden, wenn — a) der Ausschuß der ihm vorgesetzten Be-

hörde ein Verzeichniß der Vereinsmitglieder mit der Bescheinigung, daß dasselbe sämmtliche wirkliche Mitglieder des Vereins enthalte, vorlegt. — b) Desgleichen nachweiset, daß er die darin benannten Mitglieder unter Angabe des Zweckes der Versammlung durch die Post vorgeladen habe, und der zur angemessenen Zeit erfolgte Abgang der Vorladung von dem hiesigen Königlichen Hofpostamte attestirt wird. — Bestätigung. Die beigehefteten Statuten des Hauptvereins für christliche Erbauungsschriften in den Preußischen Staaten werden hierdurch in Gemäßheit der Allerhöchsten Kabinetts-Ordre vom 14. October dieses Jahres in allen Punkten und Klauseln bestätiget. Berlin, den 11. December 1837. Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten. v. Altenstein.

Dieser Verein, als Hauptverein, hat drei Töchter-Vereine, zu Görlitz, Glogau und Stettin. Seit dem Jahre 1816 bis zu Ende des Jahres 1839 hat derselbe 2,601,375 Schriften religiösen Inhalts verbreitet. In der ersten Hälfte des Jahres 1840 sind allein 50,000 Exemplare, worunter 20,000 in neuen Auflagen, religiöser Schriften gedruckt worden. Eben so thätig in Vertheilung von Erbauungsschriften an Unbemittelte im Volke ist auch die Niedersächsische Traktaten-Gesellschaft in Hamburg. Nur beklagt sich die erstere Gesellschaft, die Berliner, daß der bisherige Betrag der Beiträge in einem sehr ungleichen Verhältnisse mit der Ansprache um Schriften steht, und deshalb bittet diese Gesellschaft alle Freunde des göttlichen Wortes, sie mögen in Berlin, oder außerhalb leben, um Beiträge, damit der Zweck des Vereins immer mehr befördert werden könne, nämlich durch kleine gehaltvoll religiöse Schriften das untere Volk zu erbauen und den Sinn für Religion wieder neu zu beleben, damit sich die Früchte

in den guten Handlungen zeigen. — Dazu muß aber der Inhalt der Schriften auch so seyn, daß er auf das Herz wirkt, dieses ergreift, und besonders bei Leuten, wo es manchmal durch die äußeren Umstände, durch viele Widerwärtigkeiten, bittere Erfahrungen, schon incrustirt ist; auch muß in solchen Schriften nie lieblos über anders Denkende, und über andere Religionspartheyen hergezogen, nie Jemand darin verketzert werden, sondern der Schriftsteller muß nur den Gegenstand im Auge behalten, für den er wirken will, und diesen muß er durch die nöthigen ihm zu Gebote stehenden Mittel herauszuheben suchen, ihn so klar, als möglich, in der Erzählung einer edlen gottesfürchtigen Handlung darstellen, so daß sich der Leser zu einer solchen Schrift hingezogen fühlt. Gewiß eine schwierige Aufgabe bei Religionsschriften, wo man so leicht von der Bahn abweichen kann, indem man die Gespräche, Erzählungen ꝛc. zu sehr mit biblischen Stellen, mit Stellen des neuen Testaments überladet, oder zu wenig diejenigen Stellen mit der heiligen Schrift erläutert, die solches zur Erhebung der Religion erfordern. Oft ist der Ton in den Gesprächen, Erzählungen ꝛc. zu salbungsvoll, oft auch wieder zu gebieterisch, indem nur heftige Ermahnungen, Strafen ꝛc. die Fehlenden treffen. Dieses Alles scheint nicht die Wirkungen hervorzubringen, die man durch Ausbreitung dergleichen Traktätchen erzeugen will; denn der Mensch, auch selbst der rohe, will durch ein eigenthümliches Verfahren zur besseren Erkenntniß seiner Fehler geleitet werden; sie muß ihm auf dem Wege seiner Berufspflichten in Erzählungen, die diese berühren, und in einem natürlichen treuherzigen Tone beigebracht werden; hier erkennt er seine Fehler, und wenn sie bei ihm nicht zu sehr zur Gewohnheit geworden sind, wird er sie zu bekämpfen suchen, da er sie hier im Bilde vorgeführt sieht; geschieht dieses

nun nicht, so ist die Absicht des Vereins, wenigstens zum Theil, null. Und deshalb ist es auch zweifelhaft, ob diese Traktätchen dazu beitragen, die Religion in den untern Volksklassen wirklich zu befördern und die Sitten zu verbessern, besonders in großen Städten, wo der Mensch so viele Berührungspunkte findet, die ihn von so manchen gefaßten guten Vorsätzen wieder abziehen und in das alte Geleise zurückführen. Auch der große Absatz bürgt nicht immer für das Gelingen der Absicht oder des Zweckes in einer großen Ausdehnung; denn da die Traktätchen von den Mitgliedern unentgeldlich vertheilt werden, so finden sich auch viele Abnehmer, und da möchte gewiß manches Büchelchen auf einen eben nicht fruchtbaren Boden fallen. Indessen sind die Resultate nur aus der Erfahrung zu ziehen, und bei Ueberwachung der Vertheilung von jedem einzelnen Mitgliede, in so weit es sein Beruf zuläßt, wird sich immer finden, ob diese an Würdige geschieht oder nicht, und wäre das Letztere auch bei Einzelnen nicht, so kann doch bei der Fortsetzung der Gabe der Erfolg späterhin von Wirkung seyn. Das Magazin des Vereins in Berlin ist in der Spandauerstraße Nr. 40. Wer daselbst zur Kasse des Vereins 1 Rthlr. zahlt, oder unter dem Rubro: „Haupt-Verein für christliche Erbauungsschriften" an diese Adresse jenen Beitrag einsendet, erhält dafür 100 Bogen an Traktätchen nach seiner Auswahl, so, daß der Bogen im Durchschnitt mit vier Pfennigen berechnet wird, wonach der Preis für jedes Exemplar im Einzelnen, je nachdem die Schrift stark ist, sich regulirt. Dieser Preis wird den Käufern überall gewährt, da der Hauptverein im Umfange des ganzen Preußischen Staats Portofreiheit genießt.

Der oben zuletzt erwähnte sich seit 1846 neu gebildete „Norddeutsche Volksschriften-Verein" hat zwar eine ähnliche Richtung, wie die vorhergehen-

den: „Verbesserung der Volkssitten"; er sucht diese aber nicht auf dem Wege der strengen Religiosität zu bewirken, sondern auf dem des weltlichen Treibens, also auf eine zweckmäßigere und praktischere Art, wie solches auch schon oben, S. 594, erwähnt worden. Indessen gründet sich dieser Verein schon auf einen Aufruf oder auf eine Aufforderung zu diesem Zwecke, welcher im März 1845 in den politischen Blättern (z. B. Vossischen Zeitung Nr. 62.) geschah. Es heißt in dieser Aufforderung, die von mehreren ausgezeichneten Männern der Residenzstadt Berlin unterzeichnet worden: „Hat eine Gesellschaft den reinsten Willen, daß allen ihren Mitgliedern, auch den unbemittelten, ein edleres Daseyn möglich gemacht werde, so muß sie in brüderlicher Gesinnung die rechten Mittel dazu ergreifen, und ihre Anstrengungen gegen die Wurzeln der geistig-sittlichen und wirthschaftlichen Noth richten. Unsere Zeit befindet sich auf dem rechten Wege; dafür sprechen mannigfache Erscheinungen. Unter ihnen behauptet einen hohen Rang die große Thatsache, daß die Macht des gediegenen Unterrichts und der tüchtigen Erziehung stets aufrichtiger anerkannt wird. Allein zur Zeit treten auch noch bedeutende Mängel hervor. In Bezug auf einen derselben: die schlechte Beschaffenheit der Geistesnahrung für die unbemittelten Klassen des Volkes, legen die Unterzeichneten ihren Mitbürgern eine Bitte vor. Das Kind des Arbeiters und des Armen kann durch den Schulbesuch noch kein größeres Maaß der Bildung gewinnen. Mit der Schulzeit aber endiget gleichsam alle geistige Thätigkeit, die Meisten bleiben stehen und schreiten zurück. Geist und Gemüth vertrocknen, weil keine Anregung und Erfrischung da ist; die tagtäglich erneuerte Noth des äußeren Lebens stumpft den Sinn für edlere Beschäftigung ab und vertilgt zuletzt jeden Gedanken an Erhebung. Dage-

gen wird die Empfänglichkeit für rohe Genüsse und unwürdigen Zeitvertreib geschärft, und Liederlichkeit mit ihrem bösen Gefolge schließt sich nicht selten an. Ja selbst der Rest von Bedürfniß nach geistiger Nahrung schlägt gewöhnlich zum Verderben aus, indem so Mancher den Leihbibliotheken gewöhnlichen Schlages und ihren ekelhaften Ritter- und Räuberromanen anheimfällt, oder sich in die gefährliche Bahn der Traktätchenleserei verirrt. Bekanntlich haben Volksbibliotheken schon an mehreren Orten günstige Ergebnisse geliefert. Die wichtigsten Gründe rathen auch in Berlin zu ihrer Einführung. Ein mit entschiedenem Glücke gemachter Anfang ist schon da. Eine der hiesigen Armenschulen besitzt seit einem halben Jahre eine, aus freiwilligen Beiträgen entstandene, Bibliothek von 500 Bänden, welche für 600 Kinder und deren Eltern schon segensreich wirkt. Die Unterzeichneten haben es daher als höchst wünschenswerth erkannt, daß vor der Hand eine jede der zwölf Armenschulen Berlins mit einer solchen Bibliothek ausgestattet werde. Zu diesem Zwecke sprechen die Unterzeichneten die thätige Beihülfe des gesammten wohlgesinnten Publikums an, und bitten um Beiträge von passenden Büchern oder Geld. Letzteres wird zum Ankauf anerkannt guter Volksschriften verwandt werden. Die eingehenden Schriften sollen von Kommissionen aus der Mitte der Unterzeichneten gewählt, geprüft, und, nachdem bei den Wohllöblichen Schulbehörden das Nöthige gethan seyn wird, an die Schulen gleichmäßig vertheilt werden. Auch soll über Beides öffentlich Rechenschaft abgelegt werden. Die zu dem Unternehmen nöthigen Mittel sind verhältnißmäßig gering, und sie werden als völlig unbedeutend erscheinen, wenn man die ganze Reihe der ersprießlichen Wirkungen gesunder Geistesnahrung für das Privat- und öffentliche Leben überschaut, wenn man

erwägt, welche reiche Saat von allseitiger Wohlfahrt über 7000 Armenschulkinder und ihre Angehörigen ausgestreuet wird. Die Unterzeichneten vollen Vertrauens, daß sie der Gesinnung von vielen Tausenden ihrer Mitbürger entgegen kommen, und daß die Kraft eines erprobten Beispiels in die weitesten Kreise reiche, empfehlen dem Publikum die obige Bitte auf's Wärmste zur Beherzigung. Berlin, den 14ten März 1845." Hier folgen nun die Unterschriften. — In dem Aufrufe, den der oben angeführte Verein bei seiner Bildung in der Vossischen Berlinischen Zeitung am 28sten November 1845, den Zweck des Vereins betreffend, erließ, heißt es: „Kann etwas die Aufmerksamkeit aller Derer, welche ein Herz für das Wohl ihrer Mitmenschen haben, erfassen, so ist es die in neuerer Zeit so vielfach besprochene traurige Lage der niederen Volksklassen; in den Städten der vollen Demoralisation zustrebend, auf dem Lande sich oft einer Geistesstumpfheit und Gleichgültigkeit für alles intellektuelle Leben zuneigend, die allem Streben nach Verbesserung Hohn spricht. — Nicht eine plötzlich eingebrochene Ursache ist es, die diese Zustände herbei geführt, tausend unbeachtete Verhältnisse haben sie genährt und wachsen lassen, und jetzt vermag auch die helfende Hand nicht mit einem Male alle die eingefressenen Krebsschäden zu beseitigen. Eine uralte Erfahrung ist es aber, daß Unwissenheit, Sittenlosigkeit und Elend in der Regel ein Kleeblatt bilden, und wer die beiden Ersten zu vertilgen strebt, auch meist dem Letzten seine Nahrung entzieht. Rege Beförderung moralischer und geistiger Bildung des Volkes muß dieserhalb als einer der ersten Wege zur allgemeinen Besserung angesehen werden. Welcher Segen in dieser Beziehung aus einer zweckmäßigen Volksliteratur erwachsen müsse, hat man schon längst erkannt, und mancher wahre Menschen-

freund verwandte seine besten Kräfte darauf; es waren dies aber immer nur vereinzelte Bestrebungen. — Daß in neuerer Zeit politische und religiöse Partheybestrebungen der Volks-Literatur sich zu bemächtigen suchten, um das Volk zu ihren Zwecken zu bearbeiten, ist sehr zu beklagen, — sie haben in ihrer einseitigen Richtung mit den Bestrebungen des Volksfreundes nichts gemein. — Soll eine Volksliteratur in unserm Sinne, die nur des Volkes halber besteht, die nur das Glück jedes Einzelnen, und nichts von der Stellung der Masse will, geschaffen werden, so müssen sich Alle vereinen, die es vertreten, Geistliche und Lehrer, Brod- und Dienstherren. — Tüchtige Volksbücher müssen hervorgerufen werden, das heißt, keine jener lauen, nur moralisirenden oder die Belehrung eintrichternden Produkte, sondern Kern- und Kraftspeise, wie sie des Volkes ganze Eigenthümlichkeit bedingt, Bücher, die es mit Lust liest, die es packen in der innersten Seele, weil sie wahres Leben und keine geschnitzelten Figuren enthalten, aus denen es lernt, weil es sich selbst mit seinen ganzen Fehlern und Tugenden darin wiederfindet. Und wir haben Meister in unserm Deutschland, die zum Schaffen solcher Bücher befähigt sind. — Dann muß diese Literatur dem Volke geboten werden; selbst würde es sich nicht darum kümmern, und nicht das geringste Opfer dafür bringen; denn Niemand hat weniger Sorge für sein eigenes Wohl, als bei seinem jetzigen geistigen Zustande der gemeine Mann selbst. — Leseabende müssen für die auf eigene Rechnung Lebenden errichtet werden, die Dienstherren, die Fabrikanten und großen Handwerksmeister müssen Bücher der obigen Art für ihre Dienstleute, Gesellen und Arbeiter anschaffen, dann wird es auch wohl von selbst wegfallen, daß diejenigen der Jüngeren, welche sich ein Bedürfniß nach geistigem Genusse aus der Schule erhalten haben, nach Räu-

ber-, Geister- und Schandgeschichten der Leihbibliotheken greifen, und damit noch den letzten Ueberrest eingepflanzter guter Grundsätze vernichten. Aber das kostet Geld, und die Mittel der Einzelnen werden durch allerhand menschenfreundliche und Mode-Zwecke bereits so sehr beansprucht, daß eine neue Forderung schon im Voraus schlechten Boden findet; wo sollen auch ferner, selbst bei Interesse für die Angelegenheit, hauptsächlich die Dienstherren Zeit und Lust herbekommen, um unter dem Schwall der heutigen Volksliteratur wirklich Gutes und Passendes für ihre Leute herauszufinden? Der unterzeichnete Verein ist zusammengetreten, um eine Volksliteratur hervorzurufen, wie sie oben geschildert worden ist. Männer, deren Namen vollgültigen Klang in der Deutschen Schriftstellerwelt haben, die das Volk genugsam kennen und lieben, um mit voraussichtlichem Erfolge für dasselbe schreiben zu können, haben sich ihm zugesellt, und schon liegen ihre Werke zur Prüfung vor. Manches Goldkorn ist überdies schon vorhanden, das, unzugänglich dem Volke und verborgen in der Fluth der übrigen Literatur, nur hervorgezogen und benutzt zu werden braucht. — Thun sich Viele zu einem gemeinschaftlichen Werke zusammen, wird es mit Liebe und Kenntniß geleitet, so ist die Ausführung leicht. Wir haben dieserhalb, nicht zweifelnd, daß das, was so laut zu Aller Ohren spricht, auch im Herzen eines Jeden wieklingen werde, folgende Veranlagung gemacht. Wird von den Hinzutretenden vierteljährlich der Betrag von 10 Sgr. gezahlt, so ist es möglich, dafür im Laufe des Jahres circa 60 Druckbogen in 5 oder 6 Büchern zu schaffen, daß aber wirklich gediegene Sachen, wie schon oben erwähnt, zum Druck gelangen, ist das alleinige Streben des Vereins ꝛc. ꝛc. Die Unterzeichner sind: Dr. Diesterweg (Seminar-Direktor), Dr.

J. Gersdorf (Professor), Otto Ruppius (Buchhändler), Löst (Geh. Kriegsrath), Mücke (Lehrer).

Der Erste von den Unterzeichneten ist im May dieses (1846) Jahres aus dem Vereine geschieden. So zweckmäßig nun auch diese Richtung des Vereins zu seyn scheint, so wird sie doch schwerlich den Zweck desselben, nämlich sein Bestehen, um diese Wirkung zu vollführen, aufrecht erhalten, und besonders in großen Städten, auf deren Mitwirkung er doch vorzüglich rechnen muß; denn mit ihm concurriren z. B. eine große Anzahl Zeitblätter, namentlich in Berlin, die sich eine gleiche Tendenz gestellt haben: durch moralische Erzählungen ꝛc. auf das Volk zu wirken; sie bringen dabei noch viele andere Gegenstände zu dessen Belehrung und Erheiterung, wie die Blätter für Unterhaltung und zeitgemäße Mittheilung, von Dr. Kobitz; der Neuigkeitsbote, von A. Schnitzer; der Volksfreund, von v. Puttkammer; der Berliner Herold, von J. Fr. Ruthe; die Berliner Pfennigblätter, von C. Lindow ꝛc. Wenn nun diese Blätter auch nicht alle von gleichem Gehalte sind und dieselbe Richtung verfolgen, so werden sie doch von dem untern Volke mehr oder weniger gelesen, da man Eins oder ein Paar derselben in jeder Tabagie antrifft, und Einige sogar gern gelesen und selbst gehalten, wenn nicht allein, doch in Verbindung mit Mehreren, weil der Preis billig ist (nicht über 12 Sgr. vierteljährlich), wobei noch Kupferbeilagen gegeben werden, die eingerahmt werden können, und auch Manchen aus dem Volke anziehen, die Blätter schon deshalb zu halten, wenn sie nicht auch zugleich durch den Inhalt als Abonnenten festgehalten werden. Das Format dieser Blätter ist 4to, und der Bogen enthält 32 gedruckte Spalten. So liefert z. B. das Kobitzsche Blatt monatlich 3

Bogen Text und einen Stahlstich zum Einrahmen, also jährlich 36 Bogen und 12 Stahlstiche für 1 Rthr. 18 Sgr. Von dem Lindowschen Blatte erscheinen monatlich 39 Nummern, jede Nummer $\frac{1}{4}$ Bogen zu 8 Spalten, dabei vierteljährlich eine Kupferbeilage in Folio und drei Lieferungen einer Taschenbibliothek gratis, für den jährlichen Preis von 1 Rthlr. 6 Sgr. Dieses ist der Berliner Preis, Auswärtige zahlen noch das Porto, welches auf den Jahrgang noch 12 Sgr. mehr beträgt. Diese Blätter verbreiten sich nun auch überall in den Provinzialstädten wegen ihrer Wohlfeilheit, und werden hier um so emsiger gelesen, da man hier keine solche Auswahl hat, als in den großen Städten. Rechnet man hierzu nun noch die Leihbibliotheken in den großen Städten, die auf jede mögliche Weise dem untern Volke das Lesen zu erleichtern suchen, indem sie die Bücher, wie z. B. in Berlin, in die Häuser zu den Gewerbetreibenden schicken oder sie von Kolporteuren herumtragen lassen, wo sie für 1 Buch 1 Silbergroschen Lesegeld wöchentlich geben, und für 2 Bücher $1\frac{1}{2}$ Sgr., so hebt auch dieses nicht nur die Leselust, sondern auch den Geschmack an der Mannigfaltigkeit der Kost, wozu besonders die Romane von Lafontaine, Cramer, Spies, Schilling, Fr. Laun (Schulz), E. Müller, Musäus, Langbein und Andern erst jetzt recht in die Hände der untern Volksklassen kommen, nachdem sich die Leselust durch die steigende Kultur auch hier gehoben hat. Der gemeine Mann wird daher, wenn er leselustig ist, auch dasjenige, was ihn interessirt oder anspricht, dem Andern vorziehen; denn hierin läßt er sich keine Vorschriften machen. Auch kann man es von den Brod- und Dienstherren nicht verlangen, daß sie ihre Arbeiter auf die Lektüre verweisen und ihnen Bücher dazu verabreichen; denn die Fabrikherren ꝛc. haben genug

mit ihren Geschäften zu thun, und sind froh, wenn die Arbeiter bei den gesunkenen Arbeitspreisen, durch die großen Waarenconcurrenzen, ihnen das leisten, was sie leisten sollen, über ihre Erholungs- und Feierstunden haben sie aber nicht zu gebieten. Sie können ihren Arbeitern allerdings wohl Vorschläge hierin machen, allein es bleibt ihnen überlassen, ob sie solche annehmen und befolgen wollen. Sie können Bücher unter sie vertheilen, ob sie aber den rechten Gebrauch davon machen, dieses zu überwachen ist unmöglich. Auch sind viele Arbeiter, nach schwerer Arbeit, gar nicht zum Lesen aufgelegt, eher sich zu erholen, im Sommer ins Freie zu gehen, und im Winter in die Tabagien, wo über diesen oder jenen Gegenstand gekannegießert wird, welches sie mehr anspricht, als das Lesen; ein anderer Theil, der gern liest, bei seiner Familie im Hause bleibt, wird durch diese Vereinsbücher, so gut der Inhalt auch seyn kann und anspricht, nicht gesättiget, da er in den Winterabenden in den Feierstunden mit einer Heißgier liest, und die wenigen erschienenen Volksbücher bald durchgelesen hat; er greift dann doch wieder zu der Lektüre aus den Leihbibliotheken, und so werden diejenigen Grundsätze, die sich der Verein auf die Moralität zu wirken vorgenommen hat, wieder durch andere verdrängt; und wenn Familienväter oder andere junge Leute zu Hause nicht lesen, so haben sie andere Beschäftigungen, die sie im Winter in Anspruch nehmen, um noch etwas, außer der gewöhnlichen Arbeit, zu verdienen, oder sie vergnügen sich mit Spielen ꝛc. Noch eher wäre das weibliche dienende Personal dafür empfänglich, wenn dieses nicht auch sein Päckchen Arbeit in den meisten Haushaltungen hätte; ja wo die Mädchen des Abends, in den Wochentagen und an den Sonntagen froh sind, wenn sie für sich Handarbeiten thun oder sich von den Arbeiten der Dienstpflicht ausruhen können. Auch se-

hen es viele Herrschaften nicht einmal gern, daß sich Mädchen in ihren Diensten der Leselust überlassen, indem sie dadurch den Dienst versäumen, diejenigen Stunden, die sie zum Stricken, Nähen, zur Ausbesserung der Wäsche ꝛc. verwenden sollen, mit der Lektüre hinbringen, und wenn ihnen das Lesen noch hin und wieder gestattet wird, so sind es geistliche oder religiöse Schriften, die Bibel, Traktätchen ꝛc. — Auch die Romanenlektüre verbreitet sich in den Provinzialstädten; denn in den größern hat man Buchhandlungen und Buchdruckereyen etablirt oder Filialhandlungen von Buchhandlungen der großen Städte, und so werden auch hier Flugblätter oder Zeitschriften herausgegeben, Leihbibliotheken errichtet, welche die Bücher auch zu den Kleinstädtern, ja auf das Land gelangen lassen, wenn sich daselbst Leselustige finden. — Wenn es bloß darauf ankommt, in den untern Volksklassen Lust und Liebe zum Lesen noch mehr zu wecken, als es theilweise schon geschehen ist, so möchte es wohl gleichgültig seyn, aus welcher Quelle die Nahrung genommen wird; denn auch unter der Menge von Romanen und kleinen Erzählungen oder Novellen in den Leihbibliotheken, giebt es viele, mit einer guten Moral ausgestatteten Werke; denn Romane, welche die Sitten geradezu beleidigen, und in dieser Hinsicht nachtheilig auf das Volk einwirken können, passiren die Censur nicht, und sollten sie doch irgendwo an das Tageslicht kommen, und in die Leihbibliotheken, so wird schon jeder Leihbibliothekar beim Ausgeben derselben behutsam verfahren, und sie nicht dem niedern Volke in die Hände geben, sondern solche Werke, welche nicht schaden können, wenn sie ihm auch nicht nützen. — Es wäre zu wünschen, wenn Vereine, wie der oben, S. 602, angeführte, eine nützliche Thätigkeit zum Besten des gemeinen Mannes entwickeln

könnten, durch eine allgemeine Unterstützung dieses Zweckes; allein bei den oben angeführten, schon vorhandenen vielseitigen Quellen zur Speisung desselben, ist ein Gelingen schwer vorauszusehen, und die vorhandenen Quellen lassen sich doch nicht zum Besten der Vereine stopfen, da ihre Wirksamkeit nicht auf den gemeinen Mann besonders berechnet ist, sondern auf den Gebildeten, und Jener nur hier mit gespeiset wird, wenn ihn nämlich diese Speise anspricht, er sie zu genießen versteht. — Wie man Volksbibliotheken zweckmäßig einzurichten habe, davon geben uns die Statuten und Jahresberichte des Zwickauer und Magdeburger Volksschriften-Vereins, ferner die über Volksschriftenwesen handelnden Schriften des Rentamtmanns Preusker, des Pastors König, des Professors Gersdorf, und der erst kürzlich erschienene Katalog, der von dem Letztern in Altenburg errichteten Bürgerbibliothek Nachricht. Wem es weiter darum zu thun ist, sich von dem Geiste der Vorksschriften zu unterrichten, dem sind, nach Ferd. Schmidt*) die treffichen Schriften von Jeremias Gotthelf: „Wie Uli der Knecht glücklich ward" ꝛc. zum Lesen zu empfehlen. Eben so können Landlehrer, die sich in dieser oder einer ähnlichen dringenden Volksangelegenheit bethätigen wollen, die letzte Geschichte der „Schwarzwälder Dorfgeschichten" von B. Auerbach lesen, die eben so viel Aufmerksamkeit verdienen sollen, als das Goldmacherdorf von Zschokke. — Auch in Würtemberg, in Stuttgart, hat eine „Gesellschaft zur Verbreitung guter und wohlfeiler Bücher" sich dem Berliner Verein zu diesem Zwecke an die Seite gesetzt, der noch weit mehr zu leisten sucht, als dieser. Er beruft sich in der Anzeige davon auf England, in welchem Lande

*) Voss. Zeitung, Jahrg. 1845, Nr. 148.

die Idee zu der Ausführung eines solchen Unternehmens entstanden und ausgeführt worden ist, und welcher Verein in England schon mehr als 200,000 Abnehmer zu Ende des vorigen (1845) Jahres zählte, um dadurch zu zeigen, daß es bei den Deutschen ein Gemeingut ist, und nicht von diesen, sondern von den Engländern angeregt worden, und deshalb eine Concurrenz in Deutschland gestattet ist. Diese Stuttgarter-Gesellschaft giebt nun Wochenbände (oder vielmehr Bändchen) für das geistige und materielle Wohl des Deutschen Volkes heraus, von denen die beiden ersten Bändchen schon erschienen sind. Jedes Bändchen kostet nur 1 Sgr. und enthält 40 bis 50 Seiten in Octavformat, mit vielen erläuternden Abbildungen geschmückt. Die ersten drei Bändchen, welche zusammen drei Silbergroschen kosten, enthalten „die Schöpfung in ihrer Herrlichkeit." Auch hier legt die Gesellschaft das Versprechen ab, nur Kerngesundes zu geben, das Jeden, der nur offene Augen, ungeschwächten Menschenverstand, und Freude am Herrlichen, Guten und nach allen Richtungen hin Nützlichen hat, ansprechen soll. — Da nun aber das Gute und Nützliche nicht immer so schnell geschaffen wird, als man es ausbietet, so möchte es wohl mitunter mehr auf eine Buchhändlerspekulation abgesehen seyn, als auf die Beförderung des geistigen und sittlichen Wohls des Volkes. Eine solche möchte schon hervorleuchten, wenn Volksblätter so oft den Titel wechseln, sich immer einen neuen Anstrich zu geben suchen, wodurch das Publikum irre geleitet wird, ob es noch dasselbe Blatt oder ein anderes dem untergeschobenes ist. Ein einmal im Publikum bekanntes, mit guten Aufsätzen ausgestattetes Blatt, wird unter seinem einmal gewählten Titel immer seine Leser finden. Denn wo der Titel bei einem Blatte so oft gewechselt wird, macht auch glaubend, daß es mit

demselben nicht recht geht, und man durch den neuen Titel nur Leser anzuziehen sucht, also mehr eine Spekulation, als Würde das Blatt durch diese wegen seines Inhalts zu empfehlen. Ein Mehreres über die Typographischen Gesellschaften hier zu sagen, ist nicht der Ort, was noch darüber gesagt werden könnte, und in wie weit die Schule und häusliche Erziehung zur Volksbildung wirken müssen, und jetzt bei dem Standpunkte der Volkskultur auch zu wirken suchen, besonders die Erstere, wird unter Volkserziehung, Volksschriften und Volksschriftsteller unter V. vorkommen.

Typographische Säkularfeier, oder Säkularfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst. Diese Feier der weltgeschichtlich wichtigsten aller Erfindungen, welche seit 1540 zum ersten Male begangen worden, hat wohl in keinem Jahrhunderte seit dieser Zeit einen größeren Anklang gefunden, als in dem 1840sten Jahre, also dem vierten Jahrhunderte seit der Erfindung dieser Kunst. Kriegsereignisse und andere störende Begebenheiten hatten ein würdiges Dankfest in den beiden ersten Jahrhunderten, 1540 und 1640, zu begehen nicht gestattet; denn das erste Säkularfest, 1540, feierte nur die Stadt Wittenberg, einer der zuerst berühmt gewordenen Druckorte; das zweite, 1640, feierten Leipzig, Jena, Breslau und Straßburg; das dritte Säkularfest, 1740, wurde in Deutschland, dem Vaterlande jener wichtigen Erfindung, schon allgemeiner gefeiert, und das vierte in Rede stehende Fest, 1840, würde bei der gestiegenen Bildung des Deutschen Volkes, bei dem Glanzpunkte seiner Literatur, noch allgemeiner und erhebender, als es geschehen, gefeiert worden seyn, wenn nicht einige wichtige Ereignisse, wie die July-Revolution 1830 in Frankreich, und deren Folgen auf

die Niederlande und auf Polen, der Tod des Königs Friedrich Wilhelms des Dritten von Preussen ꝛc. ꝛc. dieser Feier vorangegangen. Mancherlei Conflikte traten der Presse und der Feier in einigen Deutschen Landen hemmend entgegen, und bewirkten Mißstimmungen. Zum Beweise diene hier nur die Rede des Abgeordneten von Rotteck am 29sten Juny 1840 in der Sitzung der zweiten Kammer der Stände zu Karlsruhe.

„Zuvörderst müsse er (von Rotteck) dem Hrn. Präsidenten seinen Dank aussprechen, daß er auf den heutigen Tag, wie auf einem ordentlichen und gewöhnlichen, eine Sitzung angekündigt habe, ohne Rücksicht zu nehmen, daß heute das Fest der Buchdrucker begangen werde; er habe dadurch die vorherrschende Gesinnung der Kammer ausgedrückt, wonach, so erhebend die Idee des Festes an sich sey, und so groß die Freude für jeden Wohldenkenden und Freigesinnten hätte seyn müssen, an einem solchen Feste auf eine würdige Art Theil zu nehmen, gleichwohl die Ueberzeugung bestehe, daß ein Fest dieser Art unter solchen Formen und Beschränkungen von Seiten der Polizey, nicht verdiene, daß von Freigesinnten und Freiheitstolzen daran Theil genommen werde. Der Regierung wolle er darüber keine Vorwürfe machen; denn er wisse, von welchen Verhältnissen Alles Dies abhänge, doch könne er nicht verschweigen, daß es auf das Gemüth jedes denkenden Bürgers einen schmerzlichen Eindruck machen müsse, wenn er eine so große Sache auf solche Weise herabgewürdigt sehe. Für zwei Klassen von Personen seien diese Tage allgemeiner Feier in den Städten Deutschlands Gegenstände höchst unangenehmer Empfindungen, für die Diplomaten und die Freisinnigen und Freiheitsstolzen; für jene, weil sie vor jenen Tagen, wie

vor dem Nahen einer unheilschwangern Wetterwolke sich fürchteten, einen Toast auf die Preßfreiheit, wie einen zündenden Blitzstrahl fürchtend, für diese, weil dieser Tag, der für Deutschland ein Tag des Ruhmes, für die ganze Menschheit ein Tag des Segens sey, nur auf solche beschränkte Weise gefeiert werden solle, weil ferner an diesem Tage mehr als an jedem andern der Druck gefühlt werde, unter dem die Presse gegenwärtig niedergehalten werde. Dieses Fest freudig zu begehen, sey eben so unmöglich, als es unter der Restauration in Frankreich unmöglich gewesen, das Fest des 14ten July 1789 freudig zu feiern. Nur Eine Deutsch redende Stadt sey es, wo dieses Fest würdig begangen werde; allein diese Stadt liege jenseits des Rheins in Frankreich; es sey Straßburg, dorthin hätte man sich begeben müssen, um das Fest mit Freude zu feiern; allein auch dorthin, wohin er ersucht worden sich zu begeben, würde ihn das Gefühl des Schmerzes begleitet haben, des Schmerzes darüber, daß im eigentlichen Deutschland nirgends eine solche edle Feier erlaubt sey, daß man eine den Deutschen angehörige Erfindung auf eine würdige Weise nur im Auslande feiern dürfe."

Einige Deputirte, wie v. Itzstein, Welker, Rindeschwader ꝛc. schlossen sich den Aeußerungen Rotteck's an. Der Präsident bemerkte, in Bezug auf die ihm von dem Redner ausgebrachten Dankesbezeugungen: daß er eine Sitznng auf den heutigen Tag, nicht aus den unterstellten politischen Gründen, sondern in Erwägung der Lage der Geschäfte, und geleitet durch die Geschäftsordnung, vorgeschlagen habe. Der Geheime Referendar Eichrodt brachte darauf vor, daß es wohl unzweifelhaft sey, daß die Polizey das Recht und die Pflicht habe, bei Festlichkeiten, wie die in Frage stehende,

ihr Amt zu verwalten, und die Begehung derselben von ihrer Erlaubniß abhängig zu machen, welches auch hier geschehen sey; auch wisse er von keinen Beschränkungen, die der angemessenen und würdigen Feier Eintrag zu thun geeignet wären, und es werde sich dies am Besten aus den Festprogrammen von Karlsruhe und Heidelberg ergeben, bei deren Genehmigung von Seiten der Regierung kein Anstand obgewaltet habe ꝛc. — Bei der Sitzung der zweiten Kammer vom 1sten July des gedachten Jahres forderte von Itzstein den Abgeordneten von Rotteck auf, eine Stelle seiner Rede vom 24sten über die Feier des Guttenbergsfestes in Deutschland, die zu Mißdeutungen Veranlassung geben könne, zu erkären, indem derselbe gesagt habe, nur in Straßburg werde dieses Fest auf eine würdige Weise gefeiert; nun aber sey selbst in censirten Blättern seither zu lesen gewesen, wie doch in einigen Deutschen Städten, namentlich in Stuttgart dieses Fest auf eine höchst würdige und angemessene Weise gefeiert worden sey. Herr von Rotteck erwiederte, daß er sich allerdings geirrt habe, als er jene Behauptung aufgestellt, und es freue ihn, daß er sich geirrt habe; er habe aber zu dieser Behauptung sich dadnrch verleiten lassen, daß er geglaubt habe, was in Baden, das doch sonst einer milden Verwaltung sich erfreue, nicht erlaubt sey, könne unmöglich in anderen Ländern erlaubt seyn. So sehr es ihn freue, sich im Allgemeinen geirrt zu haben, so sehr schmerze es ihn zugleich, in Bezug auf sein nächstes Vaterland die unangenehme Erfahrung gemacht zu haben, daß es bei dieser Gelegenheit, gegen seine Gewohnheit, weit hinter andern Ländern zurückgeblieben sey. — In ähnlicher Weise wurden nun hin und wieder auch in andern Deutschen Landen Beschwerden wach, daß

das Buchdruckerfest nur beschränkt oder gar nicht öffentlich gefeiert werde dürfe, wovon man demagogischen Umtrieben und Umtrieben von Finsterlingen die Schuld geben wollte. — Genug, ungeachtet aller Ereignisse, aller Conflikte wurde dieses Fest dennoch in Berlin (jedoch später wegen des schon oben angeführten Trauerfalles, und der Huldigungsfeierlichkeiten des neuen Monarchen Friedrich Wilhelms des Vierten), Leipzig, Stuttgart, Frankfurt am Main, Mainz, auch zu Straßburg, als in einer Deutschen Stadt in Frankreich, sehr glänzend öffentlich begangen, minder glänzend und still dagegen in Breslau, Königsberg, Danzig, Halle, Hamburg, Dresden, Hannover, Göttingen, Weimar, Gotha, Freiburg, Heidelberg, und in vielen andern Städten. Ueberaus glänzend wurde das Fest in Leipzig, als dem Mittelpunkte und Stapelplatze des Deutschen Buchhandels und alles geistigen Verkehrs durch die Presse nach allen Weltgegenden hin, am 24sten und 25sten Juny begangen. Schon Tages vorher wurden die zum Feste von auswärts gekommenen Deputationen feierlich empfangen, und Abends eine neue Oper von Lortzing „Hans Sachs" aufgeführt. Am 1sten und Hauptfesttage geschah dessen Ankundigung schon ganz in der Frühe durch eine große Reveille der vereinigten Militair- und Stadtmusikchöre. Dann setzte sich der großartige Zug nach der Thomaskirche, wo der Gottesdienst schon um halb acht Uhr begann. Den Zug nach der Kirche bildeten die anwesenden Mitglieder der Sächsischen Kammern, die Königlichen und Städtischen Behörden, die Stadtverordneten, Konsuln, das Offizierkorps, die Geistlichkeit, die Rektoren und Lehrer der Schulen und Gymnasien, die Mitglieder des Fest-Comité in Bewegung, die Kommandanten der Kommunalgarde, die Handlungsdepu-

tirten und Kramermeister, alle Professoren und akademischen Docenten der hiesigen und auswärtigen Universitäten, die Buchdrucker, Schriftgießer und Buchhändler, die auswärtigen Deputationen. Der Superintendent Dr. Großmann hielt die Predigt nach dem bedeutungsvollen Texte: „Es ward ein Mann von Gott gesandt, der hieß Johannes. Derselbe kam und zeugte von dem Lichte.“ Nach beendigtem Gottesdienste, der mit Musik und Gesang abgehalten wurde, erfolgte der Festzug, der sich auf verschiedenen Sammelplätzen geordnet hatte. Sämmtliche Korporationen erschienen dabei mit ihren Fahnen und sonstigen Insignien Die Abtheilungen des ganzen Festzuges wurden durch Marschälle angeführt. Hinter einer Abtheilung der Kommunalgarde eröffneten drei Marschälle mit einer Abtheilung Gehülfen der Buchhändler, Buchdrucker und Schriftgießer mit zwei Marschällen auf jeder Seite den Zug, welchem sich das erste Musikchor anschloß. Von drei Marschällen angeführt folgten nun die Lehrer ꝛc. der Schulen und Gymnasien; dann wieder eine Abtheilung Buchdruckergehülfen; hierauf die Universität mit ihren eignen Anführern, Ehrenherren und Marschällen. Hinter einer Abtheilung Schriftgießer-Gehülfen wurde, geleitet von zwei Ehrenherren und einem Marschalle auf jeder Seite, die alte Buchdruckerfahne getragen. In der zweiten Abtheilung des Zuges, der Militairmusik voranging, sah man vier Bibel- ꝛc. Träger, je zwei und zwei mit Ehrenherren und zwei Marschällen in jeder Reihe. Sie trugen den ersten Mainzer Bibeldruck von 1450, den Sachsenspiegel, gedruckt zu Leipzig im Jahre 1490, die Festausgabe des neuen Testaments von der Buchdrucker-Innung zu Leipzig zur Jubelfeier des Jahres 1840 dargebracht,

und ein Album, worin die Begründung und Entwickelung der gegenwärtig in Leipzig bestehenden Officinen dargestellt ist; dann folgte die neue Buchdruckerfahne, welche von den Frauen der Leipziger Buchdrucker- und Schriftgießer-Prinzipale gearbeitet und zu diesem Feste von ihnen verehrt worden. Auch die Fahne der Leipziger-Dresdner-Eisenbahn-Kompagnie figurirte in diesem Theile des Zuges. Hinter dem dritten Musikchor wehete die Fahne der Buchhändler-Innung. Die vierte und letzte Abtheilung des Zuges enthielt die verschiedenen Innungen, die Buchbinder-Innung voran. Den ganzen Zug schloß wieder eine Abtheilung Kommunalgarde. Die Buchhändler führten auf den schwarzen Marschallstäben ein aufgeschlagenes Buch, umgeben mit einem vergoldeten Eichenkranze, und auf der einen Seite die Jahreszahl 1440, auf der andern Seite 1840; die Buchdrucker und Schriftgießer eine Papierrolle, deren Seiten in vergoldeten Ziffern dieselben Jahreszahlen zeigte, und über der sich eine offene vergoldete Krone erhob, aus welcher der silberne Greif mit den Druckerballen hervorragte. Die Buchdrucker trugen blaue, die Schriftgießer rothe, und die Buchhändler grüne Schärpen. Die neue Fahne wurde der Buchdrucker-Innung von der Madame Brockhaus-Wagner überreicht, deren Anrede am Schlusse den Gedanken aussprach: daß diese Fahne das „Palladium der Freiheit des Geistes" seyn sollte. Der Oberälteste der Innung sprach darauf im Namen derselben die Worte des Dankes für das Geschenk aus. Als der Zug auf dem Markte angekommen war, stellte er sich um die Festofficin auf. Es erfolgte nun die Aufführung der von Dr. Felix Mendelssohn-Bartholdy komponirten Cantate, gesungen von einem großen Männerchore und vom doppelten Orchester begleitet. Hierauf wurde die Fest-

rede von dem Buchdrucker Härtel von der Tribüne herab gehalten, und an deren Schlusse auf ein gegebenes Zeichen die Festofficin und die Statue Guttenbergs enthüllt. Als nämlich der Redner die Worte: „Darum öffne sich die Werkstatt und der alte Meister erscheine mitten unter seinem Volke" gesprochen hatte, sank die Hülle, und ein lauter Jubelruf der unermeßlichen versammelten Menge erfüllte die Luft, als die Bildsäule Guttenbergs sich im Sonnenlichte zeigte. Jetzt setzte sich die Festofficin in Thätigkeit, die Lettern wurden vor den Augen der versammelten Menge gegossen, und das damit von dieser so eben gesungene Lied, nach der Melodie: Eine feste Burg ist unser Gott, „Ein Morgenstrahl aus düstrer Nacht ꝛc." gesetzt und gedruckt, und unter die Anwesenden in Hunderten von Exemplaren vertheilt. Besonders bemerkbar machten sich unter den Korporationen, welche sich dem Zuge angeschlossen hatten, um ihn zu verherrlichen, die Aufzüge der Böttcher, der Klempner, der Bäcker, der Schneider und der Instrumentenmacher. Vor den Böttchern fuhr der Gott Bacchus, bekränzt auf einem Weinfasse reitend und einen gefüllten Becher schwenkend. Vor den Klempnern ritt ein Ritter in förmlicher metallener Rüstung, dessen Pferd zwei Knappen führten. Die dreifach befahnte Bäcker-Innung ließ einen von zwei Pferden gezogenen riesigen Festkuchen vor sich herfahren, welcher Festkuchen, und von Seiten des Comités auch Festwein, unter das Publikum vertheilt wurde. Die Schneider gingen in Teuto-Röcken mit Baretten, doch ohne Waffen. Unter den Instrumentenmachern ging ein Apollo mit der Lyra, in Begleitung von nur zwei Musen, ganz altgriechisch kostümirt. Nach der Beendigung des Liedes und der Vertheilung des Festliedes waren die Feierlichkeiten auf dem Markte geschlossen; die Züge be-

wegten sich zurück und löseten sich auf. Die eigens auf dem Augustplatze erbauete und mit zahllosen Blumenguirlanden (an 10,000 Ellen) geschmückte Festhalle vereinigte um drei Uhr die Theilnehmer des Bankets. Hier wurden nun noch Reden gehalten, Toaste auf den König, die Verfassung ꝛc. ausgebracht, und so das Mahl Abends acht Uhr geendet. Die Festhalle war 132 Ellen lang und 104 Ellen breit, und enthielt 76 Tafeln. Die Rednerbühne befand sich in der Mitte, die vier Büffets in den Ecken. Die Zahl der Gäste betrug 3000. Es wurden im Ganzen über 20 Toaste ausgebracht. Im Theater wurde Auber's Oper: „der Feensee" aufgeführt. Bei eintretender Dunkelheit war sowohl die Festhalle, als auch die Buchhändler-Börse glänzend erleuchtet; dann das Rathhaus, das Universitätsgebäude, das Postgebäude, ja die ganze Stadt blieb hierin nicht zurück, und bewies die allgemeine und innige Theilnahme aller Behörden und Bürger an diesem Feste. Von den verschiedenen Transparenten mögen hier nur zwei eine Stelle finden. Vor der Teubnerschen Officin zeigten sich drei Tableaux: rechts und links Mainz und Leipzig, von der aufgehenden Sonne beleuchtet, und in deren Mitte Guttenberg, vom Kaiser Friedrich dem Dritten das Wappen der Buchdrucker empfangend. Vor der Officin von F. A. Brockhaus sah man einen Transparent, in dessen Mittelfelde man durch einen Gothischen Bogen eine Presse erblickte, von Wolken umgeben, Lichtstrahlen ausspendend und die Erdkugel beleuchtend, mit der Inschrift: „Und es ward Licht." Dann zeigte sich auf der einen Seite Luther, Franklin und Schiller, auf der andern Guttenberg, Friedrich König (Erfinder der Druckmaschine) und Karl Tauchnitz, ein Mann, der sich um die Buchdruckerkunst vielfältige Verdienste erworben hat. — Am Morgen des zweiten Festtages, am 25.

Juny, versammelten sich Einheimische und Fremde zur gemeinsamen Besprechung in der Festhalle, wo auch das von der Buchbinder-Innung der Buchdrucker-Innung verehrte Album sich bald mit den eigenhändig eingezeichneten Namen der Anwesenden füllte. Auf der Buchhändler-Börse wurde um neun Uhr die typographische Ausstellung eröffnet, welche eine Auswahl von älteren und neueren Kunstwerken der Presse und verwandter Kunstzweige, von merkwürdigen Manuscripten und typographischen Seltenheiten zur Ansicht enthielt. Man fand hier auch mehrere Incunabeln der Holz- und Metallschneidekunst, auch neuere mit Holzschnitten von Gubitz und Höfel chronologisch zusammengestellt. Dann seltene musikalische Werke aus dem sechzehnten Jahrhunderte und neuere Proben der Melotypie; vorzüglich schöne illustrirte Leipziger Druckwerke vom Jahre 1840, darunter Proben des ersten Hieroglyphen-Typendrucks von Fr. Nies (bei J. J. Weber und J. A. Barth); von Hirschfeld ein katholisches Gebetbuch in ächtem Golddruck; von K. Tauchnitz; von B. Teubner eine Hagar-Presse nebst Setz-Apparat, und über dreißig Erzeugnisse aus seiner typographischen und xylographischen Kunstwerkstatt; auch sein ausgezeichnetes Denkmal zur vierten Säkularfeier der Typographie: „Die Geschichte der Buchdruckerkunst vom Ob. Bibliothek. Hofr. Dr. Falkenstein in Dresden"; viele Schriftproben ꝛc. ꝛc. — Auch die Universität hatte in ihrer Aula eine Ausstellung von seltenen Druckwerken der Universitäts-Bibliothek (ungefähr 130) veranstaltet. Sie ist an Incunabeln eine der reichsten. Auch von der Königlichen Bibliothek in Dresden waren mehrere seltene Werke zu dieser Ausstellung eingesandt worden. — In der Aula der Universität wurde um 11 Uhr eine Festrede in Deutscher und Lateinischer Sprache von dem Prof. Hasse

und dem alten berühmten Philologen Dr. Herrmann gehalten. Um drei Uhr Nachmittags fand ein großes Konzert in der Thomaskirche Statt, wo mehr als 500 Musiker und Sänger unter der Leitung des Hrn. Dr. Felix Mendelssohn-Bartholdy die Jubel-Ouvertüre von Karl Maria von Weber, das Tedeum (Dettinger) von Händel, und einen zum Feste komponirten Lobgesang von Mendelssohn-Bartholdy aufführten. Abends fand ein glänzender Ball in der Festhalle Statt, zu dem über 5000 Personen versammelt waren. Der reich durch Kronenleuchter und Lampen beleuchtete, mit Draperien und Laubgewinden geschmückte, auf bekränzten Säulen ruhende Saal gewährte einen imposanten Anblick durch die glänzende Toilette der Frauen. Der Tanz dauerte am Morgen noch fort, als schon die Sonne am hellen Tage den Schauplatz beleuchtete. Der 26. Juny, als der dritte Festtag, war dem Volke gewidmet. Der geräumige freie Platz zwischen dem Rosenthale und Gohlis war zu dieser Feier ausersehen. Um ein Uhr Nachmittags begab sich ein Zug der Festgeber von der Festhalle aus nach diesem Platze, wo er mit Kanonensalven, die den Anfang des Festes verkündeten, empfangen wurde. Um zwei Uhr hatten sich die Festzüge der verschiedenen Innungen aufgemacht, die auf dem Platze zusammentrafen, und das daselbst aufgerichtete große Zelt mit ihren Fahnen schmückten. In Buden und Gezelten wurden nun Speisen und Getränke aller Art feil gehalten. Auf vier gedielten großen Tanzplätzen drehete sich das tanzlustige Publikum nach dem Schalle eben so vieler Musikchöre. Dazwischen gewahrte man Vogel- und Sternschießen, Figurenstechen, Stangenklettern, Wettrennen ꝛc. Von Zeit zu Zeit stiegen Luftballons in die Höhe, und um zehn Uhr wurde ein großes Feuerwerk abgebrannt, nach welchem ein Fackelzug von mehr denn tausend Fackeln

das Fest beendete. Dieser Zug bewegte sich von dem Fleischerplatze aus durch die Hauptstraßen der Stadt bis auf den Marktplatz, wo die Fackeln über einander geworfen und zum Beschluß ein Lied auf die Melodie: „Heil Dir im Siegerkranz" gesungen wurde. Gegen 30,000 Menschen hatten an diesem Volksfeste Theil genommen, dabei kam keine Störung und kein Unfall vor. Die erste Vorbereitung zu diesem Feste ging in Leipzig von den Buchdruckern im Jahre 1836 aus; ihnen schlossen sich noch in demselben Jahre, als wesentlich mitwirkend, die Schriftgießer an, und im Jahre 1839 traten auch als Vermittler zwischen der Presse und dem Geistesleben die Buchhändler hinzu. Personalbeiträge aller Genossen, eine Bewilligung von 4000 Thalern durch Buchdrucker und Buchhändler, als Korporationen, begründeten die Feier, wozu die Stadt Leipzig zur würdigen Ausstattung derselben 3000 Thaler zuschoß.

In Mainz, welches der Ort ist, wo der Erfinder der Buchdruckerkunst, Gutenberg oder Guttenberg, im Jahre 1400 geboren, und in seiner Kunst, mit seinen Gehülfen Faust und Schöffer, seit 1440 oder 44 gewirkt hat, wurde das Säkularfest dieser Kunst schon am 23. Juny dadurch eingeleitet, daß die Fremden empfangen, unter Musikbegleitung nach dem Lokale der Empfangs-Kommission geführt, und die Generalproben zum Musikfeste abgehalten wurden. Am Abende um 7 Uhr war festliches Geläute von allen Thürmen, welche während der ganzen Feier reich mit Fahnen und Flaggen geziert waren. Um zehn Uhr war großer Fackelzug nach der Bildsäule Guttenbergs, und um zwölf Uhr wurden in kurzen Zwischenräumen drei bengalische Feuer abgebrannt. Am 24. Juny, als am eigentliche Festtage, wurde um sechs Uhr Morgens durch Geläute von allen Thürmen und durch Geschützsalven die Feier eingeläutet.

Hierauf war Musik von dem Thurme des Doms herab. Nach sieben Uhr versammelten sich die verschiedenen Abtheilungen des Festzuges auf den ihnen angewiesenen Plätzen, und gegen neun Uhr setzte sich derselbe nach der Domkirche in Bewegung. Fast alle Häuser in den Straßen, durch welche der Zug ging, waren festlich geschmückt. Erst nach einer Stunde hatte die Domkirche alle Theilnehmer des Zuges gefaßt. Nach der Beendigung des bischöflichen Hochamtes, das mit allem Pomp des katholischen Kultus gehalten wurde, begab sich der Festzug, welchem sich der Bischof und die gesammte Domgeistlichkeit in schwarzer Priesterkleidung angeschlossen hatten, in umgekehrter Ordnung nach dem Guttenbergs-Platze. Auf beiden Seiten des Monuments waren Buchdruckerpressen und Schriftgießerwerkstätten aufgeschlagen, welche während des ganzen Aktes, der hier abgehalten wurde, in Thätigkeit blieben, und deren Erzeugnisse: die Festrede des Bürgermeisters von Mainz und die Mainzer Zeitung des Festtages, sogleich von Buchbindern geheftet unter das Publikum vertheilt wurden. Nach einer Ouvertüre begann die Aufführung der Festcantate von Neukomm, auch vom Komponisten dirigirt, welche aber durch einen zweimaligen heftigen Regenguß unterbrochen wurde. Des unbeständigen Wetters wegen unterließ auch der Bürgermeister die Rede, und sprach nur, nach stattgehabter Bekränzung des Monuments, an die Mainzer Frauen und Jungfrauen einige passende Worte, welche mit einem „Hoch!" auf das Andenken Guttenbergs schlossen. In demselben Augenblicke brach die Sonne hellstrahlend durch die verfinsterten Wolken, und steigerte den Enthusiasmus der versammelten Menge. Mittags waren im Hof zum Gutenberg und von vielen andern Vereinen und Gesellschaften Festmahle veranstaltet. Um fünf Uhr fand das Musikfest in der prachtvoll de-

korirten großen Festhalle Statt. Die Ausführung, bei der über tausend Sänger und Sängerinnen mitwirkten, war ausgezeichnet und von dem imposantesten Effekte, und am Abende waren der Guttenbergsplatz, alle öffentlichen Plätze und Gebäude, so wie die Häuser aller Hauptstraßen glänzend erleuchtet, während ein Musikchor auf der Tribüne vor dem Theater bis tief in die Nacht spielte. Am zweiten Tage, am 25., war Vormittags im Hof zum Gutenberg (Casino) Ausstellung älterer und neuerer Erzeugnisse der Buchdruckerkunst, zu welcher das Publikum freien Zutritt hatte, und wobei mehrere, der Wichtigkeit des Festes angemessene, improvisirte Reden gehalten wurden. Am Nachmittage von drei Uhr an war Volksfest im Freien. Es zogen die anwesenden Gesangsvereine, Deputationen der Innungen und Gewerbe, so wie die festlich gekleideten Schiffer, sämmtlich unter der Vorantragung ihrer Fahnen, mit Musikbegleitung in die neue Anlage, vor welcher die Wasserspiele Statt hatten. Zum Schlusse wurde hier eine Lotterie von Viktualien für die Schiffer gehalten. Während der Spiele stiegen Ballons mit den Farben der Rheinuferstaaten auf. Gegen acht Uhr zogen die Schiffer und die Gewerke mit Musik nach der Guttenbergsstatue, wo sie nach einem „Hoch!" und Salutirung mit den Fahnen auseinander gingen. Ein großer Ball, von neun Uhr an, in der Festhalle beschloß die Festlichkeiten in Mainz.

In Stuttgart wurde zur Vorfeier des Säkularfestes der Typographie das Oratorium des „Messias" von Händel aufgeführt, und von der Weißenburg herab tönten noch in später Nacht die Lieder der dort versammelten Stuttgarter und der schon eingetroffenen auswärtigen Sänger-Gesellschaften. Am 24. des Morgens weckte die Reveille des Bürgerkorps und die feierliche Musik von den Thürmen die Stadtbewohner zu dem Feste. Die Straßen wurden immer mehr be-

lebt durch bekränzte Wagen und fröhliche Fußgänger, welche zu den Thoren hinströmten, um die einziehenden Fremden und Freunde zu bewillkommnen. Die Thore, die Stiftskirche mit ihren beiden Thürmen, der Redoutensaal, worin das Festmahl gehalten wurde, das Schulhaus, das Rathhaus, sowie die Privathäuser aller Straßen, durch welche der Zug gehen sollte, und die des Marktplatzes waren köstlich geschmückt. Die Cottasche Officin strahlte besonders hervor; denn die großen Säle waren mit Guirlanden und Blumenkränzen durchzogen und die Büsten von Göthe, Schiller, Wieland und Herder aufgestellt. Die Theilnehmer am Zuge erhielten ihre Hutschleifen nach den verschiedenen Abtheilungen, denen sie angehörten, auf allen die alte Presse, wie sie im Basrelief von Guttenbergs Denkmal in Mainz steht, abgedruckt. Eine Zahl Jungfrauen hatten in den verschiedenen Lokalen die Befestigung der Bänder an die Kopfbedeckung übernommen. Morgens neun Uhr war dieses Werk vollendet. Der Zug setzte sich in Bewegung nach folgender Anordnung: Voraus die Stuttgarter Bürgergarde zu Pferde (Stadtreiterkorps) mit Trompeten-Musik. Derselben folgte die erste Hauptabtheilung: die fremden Liederkränze, Sängergesellschaften und Deputationen mit ihren Fahnen, mit einem Musikchor an der Spitze. Die zweite Hauptabtheilung hatte gleichfalls ein Musikchor an der Spitze, ihm folgten die Kunstgenossen, denen vier Träger mit Fahnen vorausgingen, vorstellend, Mainz, Faust und Schöffer, Guttenberg, Straßburg; eine Quadriga (Wagen mit vier nebeneinander gespannten Pferden), die Rappen nach alter Art geschirrt, worauf eine alte Presse; hinter ihr sechs Fahnen die Wappen der Städte in welchen in Würtemberg zuerst gedruckt worden; dann Träger mit den ältesten Drucken: ein Katholicon, das erste erweisliche von

Guttenberg selbst gedruckte Buch, die älteste in Würtemberg gedruckte Bibel, und das erste erweislich in Stuttgart gedruckte Buch. Nun folgte die große Hauptfahne der Stuttgarter Buchdruckergehülfen, auf welcher das Buchdruckerwappen auf blauem Sammete, getragen von drei Gehülfen; alle Vorgehenden (Gehülfen der Druckereyen und Gießereyen Stuttgarts) in der Tracht des funfzehnten Jahrhunderts, mit schwarzen Wämsern und Hosen, orange, roth oder blau ausgeschlagen, mit schwarzem Barett mit Eichenlaub, Leibgürtel und Schuhen, und alle mit langen Bärten geziert. Hierauf die Mitglieder der Druckerey- und Schriftgießerey-Officinen; zuerst die Auswärtigen mit vielen Fahnen, dann die Stuttgarter; hierauf folgten die Buchbinder mit Musik in derselben Ordnung; vorauf viele Fremde, aus allen Theilen des Landes mit ihren Fahnen; dann die Stuttgarter mit zwei großen, geschmackvoll gemalten Fahnen von blauem und grünem Sammet. Die Gehülfen alle mit gleichen weißen Mützen. Hierauf folgten die Buchhändler in voriger Ordnung. Die Gehülfen von sechs Marschällen in schwarzer Kleidung mit Degen und Claquehut angeführt, jedem zur Seite zwei Chapeaux-d'Honneur oder Ehrenherren; die Marschälle repräsentirten nach der Farbe ihrer Schärpen die sechs größten Deutschen Bundesstaaten: voraus Würtemberg (roth und schwarz), dann Oesterreich (gelb und schwarz), Preußen (weiß und schwarz), Bayern (weiß und hellblau), Sachsen (weiß und grün), Hannover (roth und gelb); die Papier- und Farbenfabrikanten waren die nächsten im Zuge. Die folgenden Fahnen bezeichneten die neuesten Verbesserungen der Buchdruckerpresse: Hagar, Erfinder der eisernen Presse, Bauer und Köuig, Erfinder der Schellpressen. — Eine zweite Quadriga mit Schimmeln bespannt war mit einer neuen Presse beladen, welche der Mechaniker Gros in Stuttgart erbauet hatte; links und rechts Träger der jetzi-

gen Druckwerkzeuge; dann vier Träger mit Fahnen der gegenwärtigen bedeutendsten Städte für Buchdrukkerey und Buchhandel in Deutschland: Stuttgart, Leipzig, Berlin und Frankfurt am Main. Nach ihnen kamen neue Drucke, ausgezeichnet durch Inhalt, Druck oder Prachtband. Die Letztern getragen auf Kissen und Pulten von Buchbindergehülfen; unter ihnen: die Würtembergische Verfassung, die Werke von Göthe, Schiller, Herders Cid, die Jubelfestausgabe des N. Testaments von Linsching und von Metzler, der Jubelfestdruck: Geschichte der Buchdruckerkunst in Ulm von Haßler, bei Stettin in Ulm. Eine Fahne von sechs Fuß Länge, gebildet von einem Exemplare einer Amerikanischen Zeitung, und endlich endloses Papier aus der Fabrik von Schwarz in Göppingen auf Rollen. Den Schluß der Abtheilung des Gewerbes machte der große achtspännige Frachtwagen des Frachtfahrers Mühlhäuser von Stuttgart; Fuhrleute, Pferde und Wagen festlich geschmückt, und mit vier Fahnen von Würtemberg, Bayern, Preußen und Sachsen versehen, durch welche Länder der Wagen fährt, und mit einer Menge von Inschriften versehen, welche der Fuhrmann gedruckt austheilte. Eine derselben lautete: „Herrn Guttenberg dank ich die Fracht, die mich zum Musenfuhrmann macht, drum will ich auf sein Angedenken, an jedem guten Berg Eins trinken. An diesem Reime merken die Sachsen, wo ich und meine Fracht gewachsen.“ Der Wagen war von den städtischen Wagenspannern in Sonntagstracht umgeben, fuhr gerade aus vom Festzuge nach Leipzig mit neuen Büchern ab, und behielt auch seine Verzierungen bis Leipzig. Als der Zug vor dem Schlosse vorbeiging, befand sich der König mit seiner Familie auf dem Balkon; ihm wurde beim Senken der Fahnen ein donnerndes Lebehoch! gebracht. Die sechs Musikchöre spielten gleichfalls während des

Zuges, und dazwischen sangen die Liederkränze, wozu das Glockengeläute der vier Stadtpfarrkirchen feierlich tönte. Ehe sich der Zug der Kirche näherte, ward der Choral: Lobe den Herrn ꝛc. von Tausenden gesungen, und so traten die Theilnehmer des Festes in die einfach verzierte Kirche. Die Predigt hielt der Hofprediger Ober-Konsistorialrath Dr. v. Grüneisen. Nach dem Gottesdienste begab sich die Gesellschaft in der früheren Ordnung auf den Markt, wo eine bedeckte Tribüne in Gothischer Art aufgerichtet war, mit Festons und Kränzen von Tannenreis und Blumen verziert, auf der oben vier Flaggen mit den Würtembergischen Flaggen weheten. Der Dr. Menzel hielt die Festrede, und unmittelbar nach seinen letzten Worten fielen die Vorhänge, und die Arbeiter auf der Festtribüne erschienen in voller Thätigkeit, wobei ein großer Freudenruf entstand. Eine alte deutsche Presse druckte ein Blatt in Mönchsschrift, und in alter Deutscher Mundart eine Stelle aus dem 119 Psalm, der die Lateinische Uebersetzung der Vulgata und eine neu Deutsche Uebersetzung beigegeben waren. Neben der Presse stand der Gießofen, in welchem Buchstaben gegossen wurden; die Arbeiter dieser beiden Werkstätten in alterthümlicher Tracht. Den Mittelpunkt nahm eine Schnellpresse von Bauer und König ein, auf welcher zuerst eine kurze Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst gedruckt wurde; während die Schriftsetzer, deren Werkstatt rechts und links der Schnellpresse aufgeschlagen war, mit der von Menzel gehaltenen Festrede beschäftiget waren, nach deren Beendigung sie in die Schnellpresse genommen und nach einigen Minuten schon in vielen Hunderten von Abdrücken verbreitet wurden. Nächst der Schnellpresse stand eine neue eiserne Presse, auf welcher ein Gedicht von N. Müller gedruckt wurde. Eine Farben-Reibmaschine von neuer Construktion

lieferte Druckerfarbe. Die Buchbinder-Werkstatt war auf der äußersten Rechten der Tribüne aufgeschlagen, und bearbeitete, was die Presse gedruckt hatte. Wenn einiger Vorrath vorhanden war, setzten sich die vorausgegangenen Druckerburschen in Bewegung, und vertheilten unter die Anwesenden auf dem Marktplatze und in den benachbarten Häusern das Gedruckte, und auch neu gegossene Lettern als Festgabe zur Erinnerung des Festtages. Auch von der Tribüne herab, flogen fortwährend gedruckte Blätter von allen Farben unter das versammelte Volk. Der Choral: „Gott ist getreu, sein Herz ꝛc.," gesungen von sämmtlichen Sängern und Sängerinnen beschloß die Feier des Vormittags, als Hauptfeier. Am Nachmittage fanden Volkslustbarkeiten mancherlei Art Statt. — In Frankfurt am Main erschien am Vorabende des Säkularfestes der Buchdruckerkunst das von den dortigen Buchdruckern, Schriftgießern und Buchhändlern herausgegebene Gedenkbuch der Frankfurter Säkularfeier. In der Frühe des Festtages, am 24. Juny, ertönte von den beiden Hauptthürmen der Stadt ein feierlicher Choral von Blechinstrumenten, und um acht oder neun Uhr versammelten sich die zum Festzuge Gehörenden auf den bezeichneten Plätzen. Mit dem neunten Glockenschlage setzte sich der aus mehreren Tausenden bestehende Zug, unter dem Geläute aller Glocken und dem Donner der Kanonen in Bewegung, zu beiden Seiten mit Abtheilungen der dortigen Stadtwehr begleitet. Besonders zeichneten sich bei dem Zuge die Zünfte und Innungen mit ihren Fahnen und Emblemen aus. Auf dem Roßmarkte und in den Schranken des Festcirkus angelangt, wurde der Zug mit Musik begrüßt, worauf die verschiedenen Abtheilungen desselben ihre Plätze einnahmen, umringt von Tausenden von Zuschauern. Hier wurde das festliche Kunstmonument enthüllt, und empor ragten die

Bildsäulen von Guttenberg, Faust und Schöffer. Auf dem Piedestal waren die Wissenschaften und Künste allegorisch dargestellt; dieses Kunstwerk war von dem genialen Bildhauer von Launitz geschaffen worden, und erregte allgemeine Bewunderung. Der Dr. theol. Pfarrer Friedrich hielt die Festrede. Nach derselben setzten sich bei einem Trompetentusche: Setzer, Presse und Buchbinder in Bewegung, wobei ein enthusiastischer Jubel ertönte, und Musik, Gesang und die Ausführung des Tedeums von Neukomm beschlossen die Festlichkeit. Des Nachmittags fanden in verschiedenen Sälen der Stadt und auf der Mainlust unter grünen Bäumen Festmahlzeiten Statt. Am letzteren Orte das vom Comité angeordnete Hauptfestmahl, an welchem Mitglieder der ersten Staatsbehörden und Repräsentanten aller Stände Theil nahmen, gegen 600 Personen. Hier wurden nun Reden und Toaste ausgebracht; zugleich wurde dabei der Wunsch angeregt, daß herrliche Kunstwerk des Bildhauers von Launitz in Stein oder Bronze der Nachwelt aufbewahrt zu sehen, welches einen so lebhaften Anklang fand, daß sogleich eine Subscription eröffnet wurde, deren Erfolg sich auf 5 bis 6000 Gulden belaufen haben soll. Nach Beendigung des Festmahls schloß sich ein Festabend bei glänzend erleuchtetem Gartenlokale an, zu welchem auch Damen zugelassen wurden. Das Guttenbergsmonument auf dem Roßmarkte wurde prachtvoll erleuchtet, und die Faktoren, Setzer, Druckergehülfen und Gießer feierten diesen festlichen Tag in dem schön dekorirten Saale des Herrn Fay durch ein Festmahl und darauf folgenden Ball. Freude und Jubel wogten durch alle Straßen der Stadt und auf den Plätzen bis spät in die Nacht hinein ohne Störung und Unfall.

Wie schon oben angeführt worden, erregte der Tod

des Monarchen in Preußen eine Trauerstimmung wobei die Freude dieses Fest zu der bestimmten Zeit zu begehen, in allen bedeutenden Städten der Monarchie gestört wurde. Indessen blieb es Allen vorbehalten eine Nachfeier zu begehen. Da man nun glaubte, daß vielleicht bei dem neuen Wechsel der Regierung und der allgemeinen trüben Stimmung es nicht würde öffentlich gefeiert werden können, so beschlossen in Berlin mehrere Druckereyen es einzeln für sich zu feiern, das heißt, der Prinzipal mit seinen Gehülfen und mit den dazu geladenen Freunden und Bekannten. Dieses wurde auch von Mehreren ausgeführt, z. B. von den Druckereybesitzern Petsch, Hayn, Trowitzsch, Weidle, Sittenfeld, Krause, Lessing (der Vossischen Zeitungs-Officin) ꝛc., und solches entweder in den Lokalen selbst, oder außerhalb der Thore auf ländlichen Besitzungen. Zu den Freunden und Bekannten gehörten nun Gelehrte, Schriftsteller, Beamte, Buchhändler und andere Geschäftsleute. Es wurden Festreden gehalten, Guttensbergs Bildsäule im Kleinen oder dessen Gemälde dabei aufgestellt; so auch die Büsten des verstorbenen und jetzt regierenden Königs. Auch Umgänge, wo es sich thun ließ, mit Musik, Guttenbergsfahnen und andern Emblemen der Typographie gehalten. Die Lokale waren mit Laubgewinden und Kränzen verziert, und am Abende zum Theil bengalisch erleuchtet. Nach einem Festmahle, wobei Toaste auf den Monarchen und dessen Gemahlin, die Königin, ausgebracht, und auch noch Andere mit Toasten bedacht, auch Reden in Bezug auf das Fest gehalten, und Gedichte deklamirt wurden, endeten die Feste größtentheils mit einem Balle, oder mit sonstigen Vergnügungen. Dieses waren nun eigentlich die Vorläufer des öffentlichen Festes; denn bald darauf, am 25. July, wurde

die Königliche Genehmigung zur Begehung der vierten Säkularfeier der Erfindung der Buchdrukkerkunst durch die öffentlichen Blätter bekannt gemacht, darin die Zeit des Festes auf den 28. und 29. August festgesetzt, und dabei das höchsten Orts gebilligte Programm der Festlichkeit, nach welchem sie von dem Festcomité für die beiden Tage geordnet worden. Es lautet:

Freitag den 28. August Morgens zehn Uhr versammeln sich die Buchdrucker, Schriftgießer, Buchhändler und diejenigen Literaten, welche sich ihnen anschließen, in der Linden-Barrière, dem Königl. Akademie-Gebäude gegenüber, wo sämmtlichen Theilnehmern der Zutritt nur gegen Einlaßkarten gestattet ist. Das Fest-Comité begrüßt die Deputationen der eingeladenen Behörden, und es beginnt dann die Feier mit dem von Allen gesungenen und mit Musik begleiteten Choral: „Nun danket alle Gott." Die mit dem Berliner Stadtwappen und dem vom Kaiser Friedrich dem Dritten den Buchdruckern verliehenen Wappen, so wie an der Spitze mit dem Wappen Guttenbergs geschmückte Fahne wird hiernach mit einer Anrede und Erwiderung übergeben. Nach dem feierlich ausgebrachten Lebehoch! für die höchsten und hohen Beschützer der Kunst und des Festes erfolgt in gleicher Weise ein Spruch der Erinnerung an Guttenberg, dem sich der Gesang des Chorals: „Eine feste Burg ist unser Gott" anschließt. Mit dem Vorantragen der Fahne ordnen sich hiernach die Abtheilungen unter ihren Marschällen, und alle Versammelten, während Musik in einem festlichen Marsche ertönt, begeben sich nach dem mit Ehrenpforten und Kränzen geschmückten Königlichen Akademie-Gebäude, wozu ebenfalls Einlaßkarten gegeben werden. Nach einem bezüglichen Gesange, während dessen die Fahne

und die Marschallsstäbe am Rednerstuhle aufgestellt worden, folgt die Eröffnungsrede, welche das Geschichtliche und die Gründe der Feier darlegt. Hieran schließen sich nun Wechsel-Reden von Kunstgenossen, Gelehrten ꝛc., so wie musikalische Vorträge, und Deputationen setzen diese Feier mit der in den Anstalten für Wissenschaft und Kunst in Verbindung. Es werden die zu dieser Säkularfeier für Berlin geprägten Medaillen, und die in einem Nebensaale vor den Augen der Anwesenden in Verzierungen gedruckten Exemplare der Eröffnungsrede vertheilt, eben so die aus der aufgestellten Schriftgießer-Werkstatt während des Aktes hervorgehenden Arbeiten. Zur Unterstützung verdienter, durch Alter oder Krankheit hülfsbedürftig gewordener Buchdrukker- und Schriftgießer-Gehülfen wird dann mit einem Grundkapitale und Ueberweisung alles dessen, was aus den verschiedenen Zuflüssen der Einnahmen bei und von dem Feste als Kassenbestand bleibt, der „Guttenbergsfonds" gestiftet, und unter dieser Benennung von Sr. Majestät dem Könige genehmiget, und der allgemeine Gesang unsers Volksliedes schließt diesen Theil der Feier. Um drei Uhr beginnt das Festmahl in dem von Sr. Majestät dazu bewilligten Exercierhause in der Karlsstraße, welches mannichfache Dekoration erhielt, zu deren Ergänzung unsere eigenthümlichen Dekorationen zu benutzen sind. Es werden zu diesem großen Festmahle die höchsten Behörden und die Deputationen in Ehrerbietung eingeladen, so wie die gefälligen Künste zu den Toasten für die historischen Heroen und die höchsten und hohen Gönner dieser Feier, neue Gesänge vorgetragen, und typographische Erinnerungszeichen vertheilt. Am Spätabende dieses Tages findet eine Erleuchtung von Buchdruckereyen, Schriftgießereyen, Buchhandlungen und andern theil-

nehmenden Anstalten Statt. Sonnabend, den 29sten August, Morgens neun Uhr ist die typographische Ausstellung im Saale der Königlichen Academie zu eröffnen. An diesem ersten Tage nur auf kurze Zeit und vor Eingeladenen; vom 30sten August ab auf acht Tage dem ganzen Publikum gegen einen, zu dem Guttenbergs-Fonds bestimmten Eintrittspreis. Auch hier wird die Fahne mit aufgestellt seyn. Jene Ausstellung soll ältere Drucke und Vieles, was seit Anfange dieses Jahrhunderts sich im ganzen Bereiche der Typographie, als deren Ergebniß, auszeichnete, zur Anschauung bringen, und zugleich das Praktische der Buchdrucker- und Schriftgießer-Kunst darlegen. Es wird demnach während dieser Ausstellung gegossen, gesetzt und gedruckt, täglich etwas Neues, und das dadurch Entstehende dem Publikum überlassen; auch sollen Stempel, Matrizen, gegossene Typen in Platten mit zur Ansicht kommen, um eine möglichst deutliche Kenntniß des Ganzen entnehmen zu können. Von 11 bis 1 Uhr wird die Singakademie das zur Feier der Errichtung der Guttenbergsbildsäule von Giesebrecht gedichtete, und von C. Löwe komponirte Oratorium „Guttenberg" im Saale der Singakademie ausführen, wozu die Einlaßbilletts ebenfalls vom Festcomité zu vertheilen sind. Am Abende wird in Tivoli, das für diesen Tag ganz in Beschlag genommen worden, ein allgemeines Beschlußfest veranstaltet, an welchem, da der Raum es erlaubt, ein großes Publikum auf die vom Festcomité auszugebenden Einlaß-Billetts Theil nehmen kann. Der Garten wird wie die Säle erleuchtet seyn; auf mehreren kleinen Bühnen werden Maskenspiele und andere Scenen aufgeführt, und ein Maskenball ist damit verbunden, obwohl es auch jedem frei steht, unmaskirt zu erscheinen. Musik und Gesang wirken auch hier mit ein, und ein Feuerwerk wird

sich anreihen; das Fest schließt sich dann mit einer Anrede und dem Chorgesange eines neuen hier vertheilten Textes nach unseres Landes Volksmelodie. — Nach dem Beenden der typographischen Ausstellung wird durch eine Deputation, bestehend aus Prinzipalen und Gehülfen, der Königlichen Akademie der Künste und ihren Repräsentanten, die Fahne, ein Exemplar der Medaille, und aller Drucksachen überreicht, wozu später das Album kommt, welches zu einer allgemeinen Erinnerungsgabe bestimmt ist, und worin zugleich eine nähere Beschreibung des Berliner Festes enthalten seyn wird — damit, so Gott will, Alles der Säkularfeier im künftigen Jahrhunderte aufbewahrt werde. — Die Unterzeichneten des Comités waren: F. W. Gubitz, Professor der Holzschneidekunst, Fr. H. v. der Hagen, Professor bei der Universität, C. F. Rungenhagen, Kapellmeister und Direktor der Singeakademie, und A. Zeune, Direktor der Blindenanstalt.

Dieses Festprogramm schrieb nun, wie daraus zu ersehen, die zu begehende Säkularfeier vor; allein Mißhelligkeiten, die theils im Comité entstanden, theils auch von anderer Seite herbeigeführt wurden, indem man die eigentlichen Begeher des Festes, die Buchdrucker, Schriftgießer und Buchhändler, dabei wenig zu Rathe gezogen hatte, verursachten, daß dieses wichtige Fest, was überall mit so würdiger Uebereinstimmung begangen worden, hier wieder bis zum 25sten und 26sten September hinausgesetzt wurde. Die Feier wurde nun durch die Korporationen der Buchdrucker, Schriftgießer und Buchhändler Berlins veranstaltet, und daraus das Festcomité gewählt. Die Buchbinder-Innung schloß sich hier aber nicht an, die doch in Leipzig und Stuttgart, als zur Feier gehörend, nicht nur den Zug mit ihren Fahnen und Emblemen verherrlichten, sondern auch thätig bei der Presse wa-

ren, um das Gedruckte zu heften ꝛc. — Am 24sten September Abends wurden nun die Feierlichkeiten durch einen imposanten Fackelzug, von mehr als fünfhundert Fackeln, den Residenzbewohnern gleichsam angekündiget. Die Theilnehmer dieses Zuges hatten sich auf dem Wilhelmsplatze versammelt, und zogen von dort, mit einem Musikchore an der Spitze, durch die Hauptstraßen der Stadt. Zuerst vor das Hotel des Ministers des Innern und der Polizey Hrn. von Rochow in der Wilhelmsstraße, wo sich eine Deputation des Festcomités zum Minister hinaufbegab, und ihm den Wunsch vortrug, daß er das Wohl und freiere Aufblühen der Presse besonders begünstigen möge. Der Minister begab sich selbst hinab auf die Straße, um seinen Dank für diese Aufmerksamkeit auszudrücken. Hierauf begab sich der Zug durch die Linden, Friedrichs- und Leipziger Straße nach dem Dönhofsplatze vor die Wohnung des Rektors der Universität, Hrn. Professor Twesten, der auf die Begrüßung in einer Anrede vom Fenster herab dankte; dann ging der Zug nach dem Polizey-Präsidium auf dem Molkenmarkte, wo der Präsident, Herr von Puttkammer, auf gleiche Weise begrüßt, ebenfalls herabkam, um seinen Dank und seine Glückwünsche für das Fest auszusprechen. Eben dasselbe geschah auch beim Oberbürgermeister, Hrn. Krausnick, der in einer kräftigen Rede vom Fenster herab den Zug anredend begrüßte, und auf das Wohl des Monarchen, so wie auf das der Versammlung Toaste ausbrachte, die mit stürmischem Jubel aufgenommen wurden, worauf der Volksgesang: „Heil Dir im Siegerkranz" von der ganzen Masse der Anwesenden angestimmt, eine großartige Wirkung hervorbrachte. Von hier aus, der Kurstraße, begab sich der Zug nach den Linden zurück durch das Brandenburger Thor auf den Exercierplatz, wo im geschlossenen Kreise noch einmal dem Monarchen und

dann dem Helden des Festes, Guttenberg, ein lautes Lebehoch! ausgebracht und hierauf die Fackeln übereinander geworfen, verbrannt wurden. — Nach dieser Vorfeier begann nun am 25sten Vormittags bei schönem heitern Wetter (einer Wärme von 16 Grad) das eigentliche Fest. Nicht nach der früheren oben angegebenen Bestimmung, sondern in den Hallen der Universität hatten sich, der neuen Festordnung gemäß, alle Theilnehmer, so wie auch die geladenenen Ehrengäste, worunter die Minister von Rochow und von Ladenberg, die Präsidenten von Bassewitz und von Grollmann, der Geh. Ober-Regierungsrath von Ladenberg, der Polizey-Präsident von Puttkammer, der Oberbürgermeister von Berlin Geh. Rath Krausnick, Deputationen des Magistrats und der Stadtverordneten, der Universität, der Akademie der Wissenschaften und Künste, und eine große Anzahl wissenschaftlicher, künstlerischer, literarischer und geselliger Notabilitäten, theils schon hier, theils später an der Tafel versammelt. Nach zehn Uhr setzte sich der Zug unter einem von einem Musikchore, das sich später in der Mitte des Vorhofs der Universität aufstellte, ausgeführten Festmarsch in Bewegung. Voran ein Großmarschall und zwei Marschälle, dann folgte die Abtheilung der Lehrlinge. Hierauf die Panierträger und zwei Marschälle zur Seite derselben, und dahinter zwei Großmarschälle und zwei Marschälle, denen die Abtheilung der Gehülfen der drei Korporationen, ebenfalls durch Marschälle und Großmarschälle getheilt, folgten, unter denen die Buchhändler-Gehülfen eine eigene Abtheilung mit Großmarschällen bildeten. Siebzig Großmarschälle und achtzig Marschälle, die Marschälle der Buchhändler-Gehülfen, welche auf ihren Marschallstäben ein aufgeschlagenes goldenes Buch mit den Jahreszahlen 1440 und 1840 trugen, ungerechnet, geleiteten den Zug.

Die Großmarschälle trugen Stäbe mit silbernen Greifen, welche Druckballen in den Vorderklauen hielten; die Marschälle Stäbe mit flatternden weißen Bändern, und weiße und schwarze Schärpen. Die Comité-Mitglieder trugen blaue Schärpen mit einem silbernen Schilde; die hiesigen Prinzipale weiße Bandschleifen, die anwesenden fremden Prinzipale rothe Bandschleifen vor der Brust; die Buchhändler-Gehülfen rothe Schärpen. Nachdem der Zug die vier Seiten des Universitätshofes, auf dem zwei Rednerbühnen errichtet waren, und dessen Pforten mit Kränzen und Laubgewinden prangten, umstellt hatte, wurde von der ganzen Versammlung der, durch ein auf dem Balkon des Universitätsgebäudes aufgestelltes Chor von Blechinstrumenten begleitete, Choral: „Eine feste Burg ist unser Gott" gesungen, der um so erhebender war durch die Menge des Volkes, das theils außerhalb, am Gitter des Vorhofes, sich herandrängte, theils auf dem großen weiten Platze vor der Universität sich befand; so auch die zahlreich aufgefahrenen Wagen mit Schaulustigen. Nachdem der letzte Vers des Liedes, in das auch die Volksmasse, der man Exemplare zahlreich vertheilt hatte, einstimmte, beendet war, wurden von den Mitgliedern des Comités Reden gehalten und die Fahne eingeweihet, welche Weihe der Buchhändler-Senior Herr C. Duncker vornahm, indem die noch unaufgerollte Fahne vor die Tribüne gebracht wurde. In dieser Beziehung bestieg zuerst der Buchdruckerey-Besitzer Herr Brüschke die Tribüne, und wandte sich zunächst an die zur Fahnenweihe bestimmten Senioren des Buchhandels, Buchdrucks und der Schriftgießerkunst, und forderte sie auf, die Buchdruckerfahne mit dem alten ehrwürdigen, vom Kaiser Friedrich verliehenen, Wappen feierlich einzuweihen. „Der fabelhafte Vogel Greif, hieß es in der Rede, trägt die schwarzen Buchdruckerballen aus dem Reiche der Fin-

sterniß herbei, aber der Königliche Sonnenvogel, der Adler, Manuscript und Tenakel in seinen Klauen, verwandelt die Farbe der Nacht in die Zeichen des Lichts und des Geistes; so hat der alte Kaiser unsern Beruf uns vorgezeichnet, und mögen die Pressen dieser glorreichen Stadt solchem Dienste gewidmet seyn von nun an und in Ewigkeit!" Herr Duncker bestieg nun die Tribüne, um die Weihe vorzunehmen. Der Redner rief den Schatten Guttenbergs an, um auf das Thun der verehrenden Nachwelt herabzublicken, und mit ihr zu seyn in dieser feierlichen Stunde. Derselbe sagte am Schluß: „Vor Allem aber, unsterblicher Geist, vereinige Deine überirdische Weihe mit der unsrigen, laß' sie gesegnet seyn diese Fahne, mache sie unantastbar gegen Gewalt und Willkühr, mache sie aber auch zur Schutzwehr gegen Mißbrauch und Frechheit. Und mit dieser Weihe, diesem Segen sey nunmehr der Leitstern zu allem Großen und Würdigen." Unter diesen Worten wurde die Fahne entrollt, und entfaltete sich prachvoll wehend vor den Blicken der Anwesenden. Nach diesem Akte bestieg der Schriftgießerey-Besitzer Hr. Lehmann die Tribüne, und brachte, den Schutz und die Wohlthaten dankbar anerkennend, die unser König den Wissenschaften und Künsten, und auch der Presse, die vorzugsweise in ihrem Dienste ist, gewährt und verheißen, und den er auch diesem Feste mit besonderem Wohlwollen angedeihen lassen, das Lebehoch! auf denselben aus. Die ganze Versammlung stimmte unter dem einfallenden Musiktusch freudig ein. Der Setzer Herr Blücher nahm darauf das Wort, um es dem Andenken des Mannes zu weihen, aus dessen geistiger Kraft der vierhundertjährige Segensbaum, der der Welt die edelsten Früchte getragen, erblühet ist, und brachte hierauf das Wohl Guttenbergs aus, das einen begeisterten Jubel in der Versammlung erzeugte, und an diesen Anklang, den der Name dieses Mannes im Herzen Aller erzeugte, schloß

sich das Lied: „Nun danket Alle Gott!“ an. Nach Beendigung desselben kehrte der Zug unter einem Festmarsche, den das Musikchor ausführte, in die inneren Räume der Universität zurück, und die Theilnehmer des Festes begaben sich jetzt in die Aula, um den dortigen Feierlichkeiten beizuwohnen. Nachdem die Fahne und die Banner in den Saal von Marschällen gebracht worden, und die Ehrengäste Platz genommen, ertönte ein musikalischer Festgruß von C. Seidel gedichtet und von Rungenhagen komponirt, von dem Musikchor und einer Anzahl von Sängern ausgeführt. Dann wurden noch mehrere Reden gehalten. Der Buchdruckerey-Besitzer Herr Unger wies in einer Rede darauf hin, daß vor dreihundert Jahren die erste Buchdruckerpresse mit Churfürstlichen Privilegien von Johann Weiße in Berlin errichtet worden, und die neueren Erfindungen in dieser Kunst seyen von den Herren Decker und Spener zuerst hier ausgeführt worden. Der Buchhändler Hr. Lehfeldt erwähnte in einer Rede, wie sich ein Glanz wissenschaftlicher und literarischer Bildung seit der Regierung Friedrichs des Großes, durch diesen selbst, dann durch Lessing, und in neuester Zeit durch die an wissenschaftlichen Notabilitäten erster Größe so reichen Anstalten der Akademie und der mitten im Kriegsdrange gestifteten Universität über unsere Vaterstadt verbreitet hat. Nach dieser Rede folgte ein zweites Gesangstück, gedichtet von Kletke, komponirt von Kommer. Dann gab Herr Professor von der Hagen in einer Rede eine Uebersicht von der Einwirkung der Buchdruckerkunst auf die Volksliteratur, auf die religiöse und klassische Bildung, mit besonderer Beziehung auf die typographischen Erzeugnisse von Bedeutung, an die sich die geistige Förderung geknüpft hat. Schließlich nahm der Direktor und Professor Zeune das Wort und zeigte, wie auch den Blinden

die Wohlthat der Presse zu Theil werde, durch einen eigenen Druck für sie, der sie befähiget, in einsamen Stunden und schlaflosen Nächten sich durch Lektüre eben so zu unterhalten, wie diejenigen, denen die große Wohlthat des Augenlichtes geblieben ist. Zugleich ließ der Redner eine interessante Probe von dem sogenannten Stacheldruck für Blinde vertheilen. Derselbe enthielt in scharf ausgeprägter Durchlöcherung des Blattes: „Guttenberg. Erz schuf Laut, Schwärze Licht." Diesen Akt der Feier beschloß ein mehrstimmiger Gesang mit Orchesterbegleitung, von Kiekebusch gedichtet, und von Kommer in Musik gesetzt. — Die Versammlung begab sich nun in die anstoßenden Säle, um die typographische Ausstellung in Augenschein zu nehmen. In einem größern Saale waren mehrere Pressen, eine Druckmaschine und verschiedene andere zum Druck und zur Schriftgießerey gehörigen Geräthschaften und Maschinen, besonders die von neuer Erfindung, aufgestellt, und an allen gearbeitet, das heißt, gesetzt, gedruckt und Schrift gegossen. Die eben fertig gewordenen Exemplare wurden unter die Anwesenden vertheilt, worunter auch sehr schöne Reliefdrucke, ein weiß auf lila ausgeführtes Bildniß des Königs Friedrich Wilhelms des Vierten; ferner mehrere Bogen von Werken, die eben im Satze sind ꝛc. Der Reliefdruck geschah auf einer eisernen Buchdruckerpresse, die der Buchdruckerey-Besitzer Herr A. W. Hayn, so wie noch eine andere sehr schön gearbeitete Presse, und eine Schnelldruck-Maschine, geliefert hatte. Die Schriftgießerey, so wie Gießformen und Stempel, waren von den Schriftgießerey-Besitzern Herren Lehmann und Mohr aufgestellt worden. In den Nebensälen sah man die seltensten und schönsten Ausgaben von Druckwerken ältester und neuester Zeit in großer Zahl ausgebreitet; demnächst zahlreiche Erzeugnisse mehrerer der

ausgezeichnetsten Officinen Berlins, als der Herren Decker, Gubitz, Hänel ꝛc., und fast lauter zierliche Werke, die man vor etwa 15 Jahren noch für Unmöglichkeiten im Bereiche der Preßerzeugnisse gehalten hätte. — Nach halb zwei Uhr bildete sich von Neuem der Zug vom Universitäts-Gebäude nach dem Exercierhause in der Karlsstraße, in dessen großen Räumen das Festmahl angeordnet worden. Dem Zuge hatten sich nun auch die Comitémitglieder, Prinzipale, Jubilare und Ehrengäste angeschlossen. Als der Zug mit dem Hohenfriedberger-Marsche die für das Denkmal Friedrichs des Großen bestimmte Stelle, nahe der Universität, vor dem Eingange der Linden, erreicht hatte, wo am 1. Juny 1840, als zur hundertjährigen Feier des Regierungsantrittes dieses Monarchen, mit großer Feierlichkeit der Grundstein gelegt worden, wurde Halt gemacht, und die Lehrlinge bekränzten die Umgitterung der geweiheten Stätte mit Eichenguirlanden, und die Gehülfen mit Lorbeerkränzen, gleichsam den Dank hierdurch aussprechend, für das, was dieser Monarch durch seine liberal angeordnete Censur zur Erhebung der Presse und Beförderung der Geisteskultur, so wie durch sein eigenes geistiges Wirken in den Wissenschaften, auch hier ein Vorbild seinem Volke war. Dann ging der Zug zu beiden Seiten des Gitters weiter, und nahm seinen Weg durch die Mitte der Linden. Das Exercierhaus war in zwei Räume, einen Vor- und einen Hauptsaal getheilt. Der Erste, obgleich der bei weitem kleinere, war doch so groß, daß der ganze Zug sich an den Wänden herum aufstellen konnte, um doch noch Raum für einzelne geladene Gäste, die sich schon eingefunden hatten, übrig zu lassen. Die Marschälle mit den Fahnen hatten sich zuvor in den Speisesaal begeben, und als die beiden Flügelthüren desselben geöffnet wurden, bot sich ein großartiger Anblick dar; denn man ge-

wahrte eine Reihe von zwanzig Quertafeln für etwa tausend Gäste gedeckt; außerdem liefen zwei große Tafeln an jeder Längenwand des unermeßlichen Saales hin; die rechts für die Ehrengäste, die links für die geladenen Sänger. Am äußersten Ende des Saales erhob sich die Tribüne für die Musik, reich drapirt, unterhalb mit den aufgestellten Marschallsstäben, oben mit vier Wappenschilden der Städte Straßburg, Mainz, Nürnberg und Berlin, nebst bezüglichen Panieren verziert. Der Tribüne gegenüber, an der andern Seite des Saales, gewahrte man das kolossale Bildniß Guttenbergs, umgeben von Draperien, Kränzen und Bannern, darunter ebenfalls die Marschallsstäbe glänzend aufgerichtet, und die Banner aufgepflanzt. Zur linken Seite, an der Längenwand, nahe der Sängertafel, war die Rednerbühne errichtet, bei welcher die große Fahne wehete. Nachdem sämmtliche Theilnehmer und Gäste Platz genommen, und der erste Gang des Mittagsmahls vorüber war, bestieg der Buchhändler Herr Enslin die Rednerbühne und brachte den Toast für den Monarchen aus. Er sagte in der einleitenden Rede dazu unter Andern: „Hätte ich mir von allen Kronprinzen der Welt einen König aussuchen dürfen, einen König, besonders für uns Preußen, ich würde keinen besseren zu finden gewußt haben, als eben Ihn. Dasselbe, meine Herren, ich lese es in Ihrer Seele, hätten Sie Alle gethan.“ Die Worte „der König lebe hoch!“ waren noch nicht ausgesprochen, als schon ein jubelnder Ruf der Begeisterung sie übertönte, und in dreimaliger Wiederholung den Saal erschütterte. Hieran reihete sich ein auf die Volksmelodie „Heil Dir im Siegerkranz“ gedichtetes Lied von A. Cosmar, dessen erste Zeilen: „Heilig wie Orgelstrom, brause zum Himmelsdom was uns durchglüht“ sich wahrhaft verwirklichten. Der zweite Toast, von dem Buchhänd-

ler Herrn C. Duncker ausgebracht, war auf Ihre Majestät die Königin, dem ein Gedicht von C. Seidel, in Musik gesetzt von W. Taubert, folgte. Der dritte Toast, durch ein Lied von Phil. Kaufmann und Taubert eingeleitet, galt dem Helden der Feier, Guttenberg. Der Buchdruckerey-Besitzer Herr Hayn brachte diesen Trinkgruß aus, indem er seine einleitende Rede schloß: „Wir haben eine doppelte Verpflichtung, seinen Verdiensten den Zoll der Verehrung darzubringen, einmal, da er ein Deutscher ist, und zum zweiten Male, da wir ihn mit gerechtem Stolze als einen der großen Männer nennen können, deren Namen in den Annalen der Weltgeschichte in reinster Glorie ewig strahlen werden. Wir, die Glücklichen, die ihm im engsten Kreise, als dem Erfinder der Kunst, angehören, der wir uns ganz gewidmet haben, wollen daher seinem Andenken ein dreifaches Lebehoch bringen. Unser Meister Guttenberg, er lebe hoch!" Dieses Hoch wurde mit einer steigenden Begeisterung aufgenommen, und dem jubelnden Lebehoch schloß sich ein zweites, diesem Toaste gewidmetes Lied, von L. Rellstab auf die Melodie: „Am Rhein, am Rhein ꝛc. gedichtet, an, welches von der ganzen Versammlung nach der wohl bekannten Weise gesungen wurde. Drei Trinksprüche folgten jetzt aufeinander. Der erste galt den höchsten und hohen Standespersonen, der zweite den Anstalten für Kunst und Wissenschaften, und der dritte der Stadt Berlin. Sie wurden von den Herren Buchhändlern Dr. Parthey, Dr. Veit, und A. Duncker ausgebracht. Der letzte Toast auf Berlin wurde von dem als Ehrengast an der Tafel anwesenden Ober-Bürgermeister Krausnick, als Vertreter der Stadt, erwiedert, und dabei in seiner Einleitung dazu der hohe Bürgersinn der Stadt besonders herausgehoben, der es nie bei solchen Festen an tiefdurch-

greifender Theilnahme dafür fehlen lasse. Hierauf leerte er das Glas, und ein unbeschreiblicher Jubel folgte den Worten. Hieran schloß sich ein von der ganzen Versammlung gesungenes Lied von L. Rellstab, das eigens für diesen Trinkgruß auf die Melodie: „Vom hohen Olymp herab ꝛc.“ gedichtet worden, der den nach jedem Verse wiederkehrenden, auf das Wohl der Vaterstadt bezüglichen Refrain hatte:

„Ewig umblühe sie Segen und Glanz,
Ruhmes und Glückes nie welkender Kranz.“

die ihren vollen Anklang fanden. Es wurden nun noch mehrere Trinksprüche ausgebracht, auch auf das Wohl der Ehrengäste, der besonders Anklang fand, worauf ein den Schriftsetzern gewidmetes scherzhaftes Lied, von A. Cosmar, durch den Schauspieler Hrn. Beckmann vorgetragen, folgte. Die durch das Programm noch festgesetzten Toaste waren auf die Buchdrucker, Schriftgießer und Buchhändler; die Beantwortung dieser Toaste. Endlich auf das Deutsche Vaterland. Dann wurden noch viele andere ausgebracht, die sich aber nur auf einen engeren Kreis beschränkten, da die zunehmende Fröhlichkeit sie nicht weiter vernehmen ließen. Während der Tafel waren noch mehrere Gedichte, einige der Toaste im Druck, und zwei künstliche Arbeiten aus der Officin des Herren Professors Gubitz, vertheilt worden. Die zuletzt erwähnten Arbeiten bestanden in Bildnissen, mit der Reliefmaschine auf der Buchdruckerpresse gedruckt (Friedrich Wilhelm der Dritte, Friedrich Wilhelm der Vierte, Elisabeth, Königin von Preußen, Göthe), und in vier geistvoll komponirten und ausgeführten Erinnerungskarten, die Festfeier in den vier Jahrhunderten, 1540, 1640, 1740, 1840, durch vier Fahnenträger, jeder in der Tracht seiner Zeit, über ihnen Guttenberg schwebend, allegorisch dar-

gestellt. -- Am 26. September, als am zweiten Tage der Feier, fand Vormittags um 11 Uhr in dem Saale der Singakademie vor einer sehr zahlreichen, größtentheils aus Frauen und Jungfrauen bestehenden Versammlung die Aufführung des Oratoriums „Guttenberg," gedichtet von Giesebrecht, komponirt von Dr. C. Löwe, Statt. Am Nachmittage, schon von drei Uhr an, wurde das Fest im Freien gefeiert, und hierzu waren die Räume im Tivoli vor dem Hallischen Thore auf dem Kreuzberge ausersehen, das später hier mit einem Feuerwerke und Balle schloß. Bei diesen Festlichkeiten waren nun auch die Frauen und Jungfrauen zugegen. Das Feuerwerk, von dem Theaterfeuerwerker Herrn Dobermont angefertiget, war der Feier angemessen. Eine Menge von Brillantsonnen, Sternen, Wirbelrädern, Leuchtkugeln, Tourbillons, Raketen mit jeder Art der Füllung, Goldregen, Leuchtkugelsatz in allen Farben, fast niederschwebenden Schwärmern ꝛc. folgten sich in reichlicher Fülle. Am Schlusse brannte ein prächtiger Tempel in den mannigfaltigsten Farben, der in seiner Mitte das Wappen der Buchdruckerfahne enthielt. Aus dem Dache des Tempels stiegen wechigstens funfzig gleichzeitig aufschießende Raketen empor, die einige Augenblicke das ganze Himmelsgewölk mit ihren verschiedenartigen Füllungen übersprüheten, und lauten Beifall erzeugten. Dem Feuerwerke folgte der Ball. Auch hier war der Ballsaal, wie Tages vorher im Lokale des Festmahls, mit Guttenbergs Bildniß auf der einen Seite, auf der andern mit der des Monarchen geschmückt. Außerhalb waren die transparenten Bildnisse Faust, Schöffers und Guttenbergs aufgestellt. Auch der Tempel, der als Schluß des Feuerwerks gebrannt hatte, zeigte jetzt in seinem Innern Guttenbergs Werkstätte transparent. Der Ball wurde

mit einer Polonaise, welche die Marschälle im festlichen Zuge begannen, eröffnet, und so dauerte der Tanz bei einer volltönenden Musik bis an den frühen Morgen fröhlich fort. Beim Cotillon kamen noch einige auf die Feier Bezug habende Galanterien vor, indem die Damen eine Medaille von rothem und blauem Sammet mit Golddruck erhielten, auf der die Worte: „Berlin. Vierte Säkularfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst, den 26. September 1840" zu sehen waren. — Mit dem Sonntage, als am 27. September, wurde die Ausstellung älterer und neuer typographischer Erzeugnisse dem Publikum auf acht Tagen in den Sälen des Universitäts-Gebäudes für 5 Sgr. das Einlaßbillet, zum Besten eines Guttenberg-Fonds, eröffnet. Der Zweck dabei war dem Publikum den historischen Gang der Buchdruckerkunst und der ihr verwandten Kunstzweige durch die wichtigsten Druckdenkmale der ältesten, bis auf die neueste Zeit zu veranschaulichen. Die älteren Druckwerke, Holzschnitte ꝛc. sind theils aus der Kupferstichsammlung des Königl. Museums, theils aus der Königl. Bibliothek, aus Privatsammlungen, auch theils von hiesigen und auswärtigen Buchhändlern und Buchdruckereybesitzern eingesandt worden. Die neueren Prachtdrucke und Holzschnitte wurden aus hiesigen Officinen aufgestellt, z. B. aus den Werkstätten von Decker, Gubitz, Hänel, Hayn ꝛc. Auch Unzelmann hatte mehrere ausgezeichnete Holzschnitte geliefert, eben so wenig fehlten Congreve-Drucke, Relief-Drucke, Holzschnittfarben-Drucke, Landkarten-Drucke, gleich kolorirt auf der Buchdruckerpresse gedruckte Stickmuster, Stadtpläne; auch eine Sammlung Noten-Drucke aus dem 16., 17. Jahrhunderte bis auf die neueste Zeit war vorhanden. Auch an sehr eleganten Buchbinder-Arbeiten von Moßner,

Vogt und Leisegang fehlte es nicht. Kurz die Ausstellung war so reich an Produkten der älteren und neueren Zeit in den genannten Künsten, daß sie mit allen übrigen, ohne Ausnahme der Engländer und Franzosen, sich messen konnte. Während der Dauer der ganzen Ausstellung wurde auf der im ersten Saale aufgestellten Schnellpresse des Herrn Hayn eine kurze Geschichte der Buchdruckerkunst gedruckt, und an die Besuchenden unentgeldlich vertheilt. — In den übrigen Haupt- und ansehnlichen Städten der Preußischen Staaten, so wie in denen anderer Staaten Deutschlands wurde diese Säkularfeier theils mit kirchlichen Ceremonien, theils auch ohne diese, mit feierlichen Aufzügen, Festmahlen, Aufstellungen von Werken der Presse, Conzerten, Bengalischer Erleuchtung, Feuerwerken und Bällen in Korporation gefeiert, oder auch in einigen nur von den einzelnen Druckereyen in ihren Wohnungen, oder auf passenden Plätzen im Freien. Bei allen diesen Festen wurde Guttenbergs Bildsäule oder Gemälde aufgestellt und bekränzt, Trinksprüche auf ihn und den Monarchen oder Fürsten unter dessen Schutz die Presse steht, auf die Behörden ꝛc. ausgebracht, und so die Tage verherrlicht, die diesem Feste gewidmet waren. — Da die Fortschritte der Kultur seit dem Jahre 1740, der Thronbesteigung Friedrichs des Großen, bis 1840 mit Riesenschritten auch in Deutschland geschehen sind, so mußte auch überall ein Fest auf der Erfindung Boden (Deutschland) dessen Bedeutung dem Erfinder einer Kunst galt, die der Hebel zu diesen Fortschritten ist, der dem Geiste, so weit die Kultur in der Welt reicht, zur Verbreitung derselben dient, ja ihn durch die Werke der Presse zu neuer Thätigkeit im Schaffen anfeuert, die Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen; ja es mußte selbst bei dem Theile

des Volkes geschehen, der sich vorher wenig um die Presse bekümmert hatte, ja nicht einmal die Wichtigkeit dieser Erfindung ahnte, die ihm jetzt von Bedeutung erschien, da ihm die Wichtigkeit durch Proben vor Augen gelegt wurde, und er einsah, daß Gottes Wort, die Bibel, nur durch diese Erfindung in die Hände von Millionen gebracht, gelesen und verstanden werden konnte; er mußte jetzt einsehen, daß alle Schriften die er mit Vergnügen liest, daß die Zeitungen, die Neuigkeiten aus allen Theilen der Welt liefern, nur hierdurch ihren Inhalt verbreiten können. Daher auch die rege Theilnahme des Volkes überall, wo diese Säkularfeier öffentlich begangen wurde. Ueberall schien ihm ein Licht aufzugehen, daß ohne diese Erfindung die Aufklärung und alle Fortschritte in Wissenschaften, Künsten und Gewerben, noch sehr zurück seyn würden, wenn die schnelle Mittheilung durch die Presse fehlte. Mehrere Völker, z. B. die Türken, haben dieses bis auf die neuere Zeit bewiesen. Es fehlt ihnen nicht an Industrie, ja sie haben sogar ausgezeichnete Fabrikate und Manufakten; allein in Wissenschaften und Künsten, und in dem, was in andern kultivirten Ländern Neues erfunden worden, kurz in den Fortschritten der laufenden Zeit, waren sie weit zurück, weil die Buchdruckerkunst nicht bei ihnen eingeführt worden, sie nur auf das Geschriebene angewiesen waren, und wenig lasen; nur erst in neuester Zeit hat bei ihnen auch eine Reform Statt gefunden, und auch die Presse ist berücksichtiget worden, obgleich erst noch manche Hindernisse hinweggeräumt werden müssen, ehe sie sich wird befestigen können, da eine Menge Menschen durch Abschreiben ihr Brod verdienen, und dieser Erwerbskanal dadurch würde versiegen müssen. Berücksichtigen wir nur in dieser Beziehung unsere Presse, so gewahren wir die unermeßlichen Fortschritte in allen Zweigen der Wissenschaften, Künste und Ge-

werbe, die das kultivirte Europa und Amerika berühren, die durch sie verbreitete Ideen-Verwandtschaft in Beziehung auf den Staat und das Geschäftsleben, und die Rückwirkungen auf jeden Einzelnen zu dessen Ausbildung zum Zwecke der Gesellschaft; und daher mußte auch die Säkularfeier der Buchdruckerkunst da, wo sie öffentlich begangen wurde, einen Enthusiasmus im Volke erwecken, der darin auch seine bleibende Stätte behalten wird.

Ueber die Säkularfeier der Buchdruckerkunst in Deutschland, s. die öffentlichen Blätter vom Jahre 1840, besonders die Vossische, auch Spenersche, Berliner Zeitung von diesem Jahre (Monat Juny, July, September, Oktober ꝛc.).

Typographus, s. Typography.

Typolithen, Steindrücke, Typolithi, Franz. Typolithes, Empreintes, verschiedene Körperabdrücke in Stein, oder Steine, darin sich andere Körper abgedruckt haben, als sie noch eine weiche Masse bildeten, also vor ihrer Erhärtung. So hat man Steine, worin man den Abdruck von Pflanzen, Fischen, Insekten, Conchylien, Holz ꝛc., sieht. S. Versteinerungen, unter V.

Typologie, die Lehre von den Vorbildern; s. Vorbild, unter V.

Typometer, ein Künstler, welcher Landkarten mit Buchdruckertypen setzt und abdruckt; s. den folgenden Artikel.

Typometrie, der Landkartendruck mit Buchdruckertypen, eine Erfindung, um die sich Breitkopf in Leipzig und der Hofdiakonus Preuschen in Karlsruhe in der zweiten Hälfte des verwichenen Jahrhunderts gestritten haben. Der Letztere gab im Jahre 1774 eine Probe seiner Erfindung, eine solche Karte des Basler Gebiets heraus, die Haas der

Jüngere in Basel gedruckt hat, und der Erstere hat schon zwölf Jahre früher Versuche in gleicher Art angestellt, sie aber nicht veröffentlicht, sondern nur Proben an seine Freunde gegeben. Ein Mehreres hierüber, so wie über die ganze Kunst dieses Landkartendrucks, findet man unter Landkarte, Th. 60, S. 156 u. f.

Typotheta, der Setzer in der Buchdruckerey; s. unter Buchdrucker, Th. 7, S. 174.

Ende des Einhundert ein und neunzigsten Theils.

Schnellpressendruck von C. Litfaß, in Berlin, Adlerstr. 6.

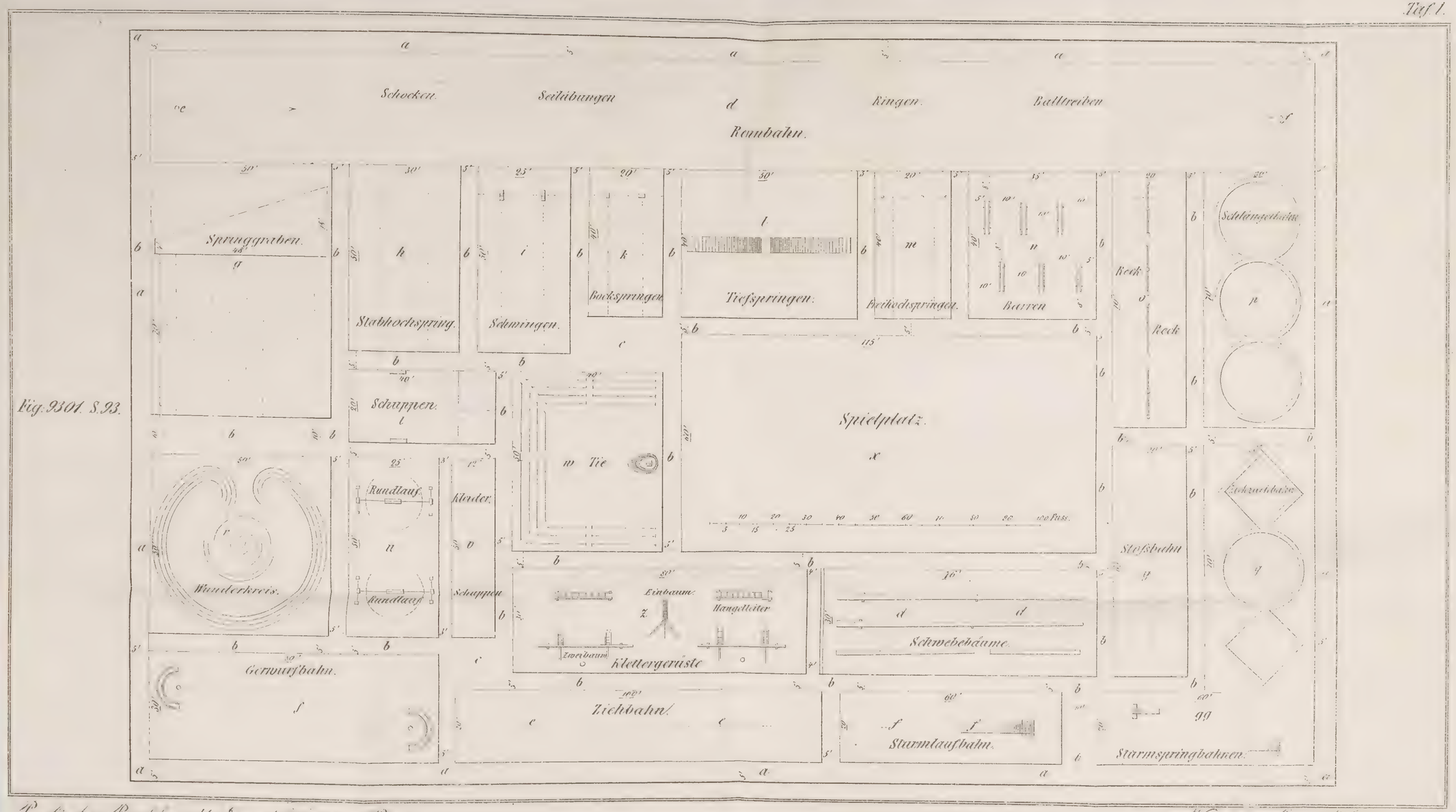

Fig. 9301. S. 93.

Paulische Buchhandl. (Ernst Litfaß) in Berlin.

Krünitz Enc. Th. CXCI. (191)

Fig. 9302. S. 97.

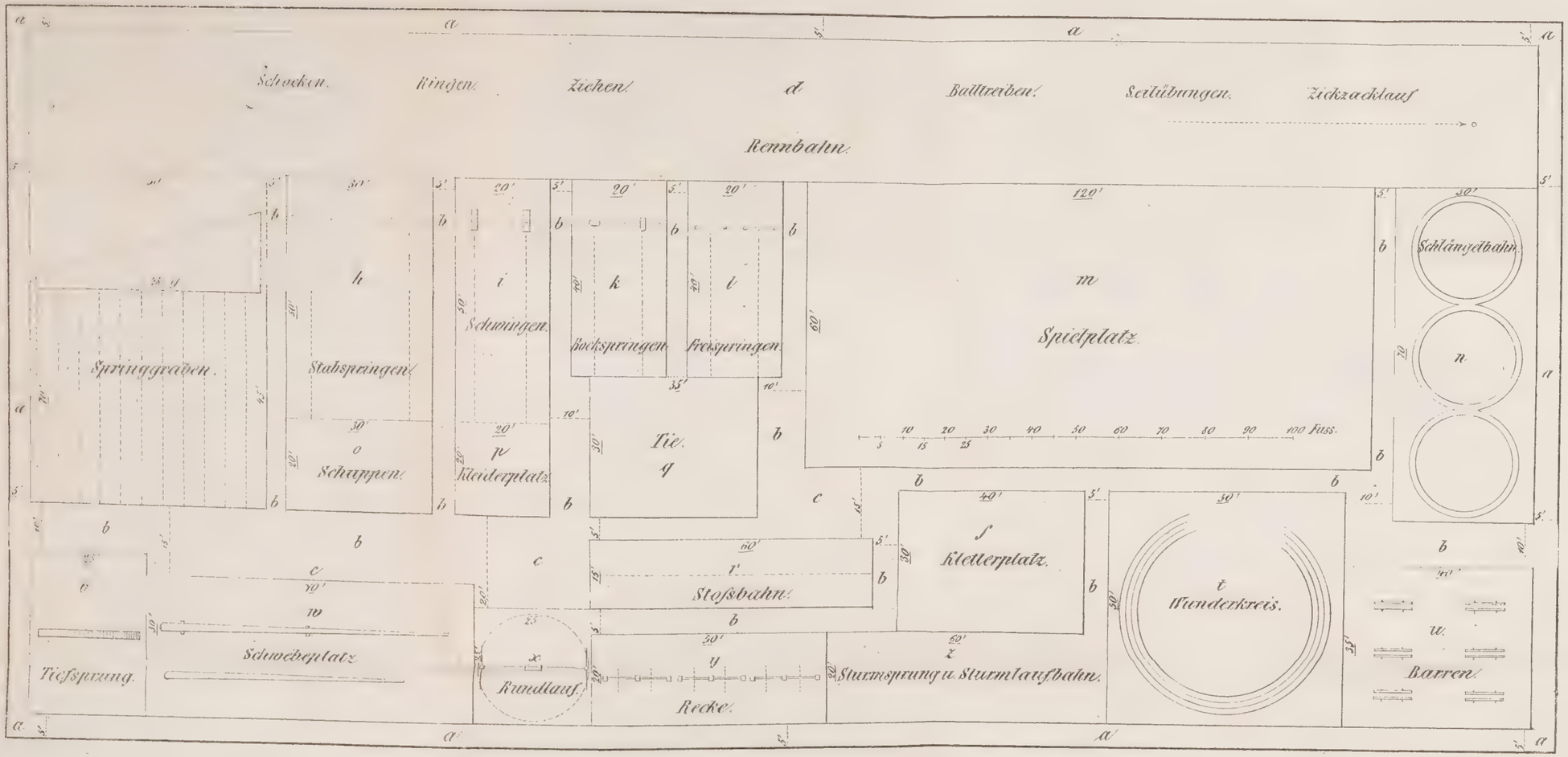

Fig. 9304. S. 292.

Fig. 9305. S. 292.